

YOUNGSTOWN
UNIVERSITY
LIBRARY

GIFT OF

Madame Cleve

~~YOUNGSTOWN STATE UNIVERSITY~~
LIBRARY

Q 74

WITHDRAWN



JOSEF KALLINIKOW

Frauen und Mönche

ROMAN

Zweiter Band

Fanny Obleve

1929

H. HAESSEL·VERLAG·LEIPZIG

Einzig autorisierte Übertragung aus dem
Russischen von Wolfgang E. Groeger. Voll-
ständige Ausgabe des Werkes nach dem
Manuskript. Das neunte Buch wurde zum
ersten Male in der vorliegenden deut-
schen Übertragung veröffentlicht. Die
russische gekürzte Ausgabe erschien unter
dem Titel Мощи (Reliquien)

Dritte Auflage
(II.—20. Tausend)

1. Auflage (I.—5. Tausend) erschien
im September 1928
2. Auflage (6.—10. Tausend) erschien
im Februar 1929

YOUNGSTOWN UNIVERSITY
LIBRARY

Printed in Germany

Copyright by H. Haessel, Verlag, Leipzig 1928
Satz und Druck der Offizin Radelli & Hille, Leipzig

Die goldenen Haarsträhnen waren ihr ins Gesicht gefallen, die müden, tränennassen Hände hatte sie an die Stirn gedrückt – es waren dicke, ungestüm hervorquellende Tränen, die in dünnen Bächlein an den Händen hinabrieselten und auf den Handrücken ein scharfes Kältegefühl hervorriefen; allmählich aber ebften die Tränen ab, die feuchten Handflächen schmiegteng sich eng an das Gesicht, und ein seltsamer, leichter Schwindel ergriff sie. Mit den Tränen war auch das Gefühl der Bedrückung entschwunden; sie hatte geweint, weil sie allein geblieben war – vielleicht für immer, fühlte sie. Sie warf sich das Hemdchen auf die Knie, saß zusammengekauert, leise schaukelnd da – ihr Körper war noch nicht ganz erwacht, die Wärme des Schlafes wogte noch als warme Welle durch Herz und Seele; es war wie ein Schaukeln im Nachen der Seligkeit – unter der rosigen, heißen Hülle ihres Leibes empfand sie noch die durchdringende Nähe des Geliebten, der die ganze Nacht in ihrer Umarmung im Liebeskrampf gebebt hatte.

Die gelbe, fast goldene Sonne hing schon lange über den Dächern – die weiße Nacht hatte sie nicht ins Meer sinken lassen, und die erste Straßenbahn, die durch die Straße ratterte, hatte die kleine Fenja geweckt. Allmählich kam es wie ein zweites Erwachen über sie; verständnislos ließ sie die Blicke durch das Zimmer schweifen; da erstand die Erinnerung, sie sprang vom Bettrand auf, warf die Haare zurück – die Blumen, ihre Liebesgabe an Boris, standen noch immer auf dem Tisch, doch das Bild seiner Braut war verschwunden; vor dem Lehnstuhl am Schreibtisch lagen auf dem Fußboden der weiße Fleck ihrer Wäsche und ihr Kleid; die schwarzen Schuhchen waren hilflos auf die Seite gekippt. Hastig streifte sie das Hemd über, raffte ihre Sachen zusammen, schloß Boris' Zimmertür ab und lief über den Gang in ihr eigenes, gegenüberliegendes Zimmer. Sie warf die Sachen auf den Diwan und streckte sich lang in ihrem Bette aus – das feine, frische Linnen wirkte beruhigend; zuerst war sie zwar unter der kühlen Berührung zusammengeschauert, dann aber verschränkte sie die Arme unter dem Kopf, schloß die Augen und fühlte wonnig, wie aufs neue Wärme durch ihre Glieder strömte und auch die Laken warm wurden. Sie empfand

noch immer ein leises träumerisches Schaukeln in der Seele, doch leicht und gleichmäßig hob und senkte sich die Brust, immer tiefer und voller atmend. Sie spürte den Geliebten noch in sich und wagte nicht, sich zu regen, um dieses Gefühl nicht zu verlieren. Langsam, noch schlafbefangen, flüsterte sie ihre Gedanken vor sich hin, und ihr erster Gedanke war, daß sie durch den unbefleckten Geliebten ihre reinigende Erlösung empfangen hatte. Nicht er, ihr Erleben und ihr Verlangen hatte diese Stille geboren, der sie noch in ihrem Pulsschlag nachlauschte. Die Spannung, mit der sie ihr Glück genossen hatte, wortlos jede Bewegung seines Leibes in sich schlürfend, war in die Tiefe gesunken, ins innerste Herz, als nimmer erlöschende Liebe. Sie sah ihn nicht in Gedanken vor sich, sie spürte Boris in sich – mit seiner Sehnsucht nach seiner gestorbenen Braut, seinen gespannten Augen, seiner leisen, singenden Stimme.

Ihm würde ihre Liebe gehören ihr Leben lang, das wußte sie, ihm, der jetzt ins Unbekannte entwichen war, ihm, den sie nie würde herausreißen können aus Herz und Seele, aus Leib und Blut, aus dieser geheimnisvollen Tiefe, wo das Glück wohnt. Und der andere, Nikodim? Die ersten Schritte ihres selbständigen Lebens waren mit ihm verknüpft, gemeinsam mit ihm hatte sie gehofft, den Weg zu ihrer Zukunft zu finden, und nun war er ihr wert und teuer und unentbehrlich wie ein Bruder, ein Freund und mehr noch wie ein großes Kind, das dem Leben hilflos gegenübersteht. Er besaß ihr ganzes Mitgefühl in seinem Unglück, sie mußte ihm helfen, mußte dafür sorgen, daß er zu essen und zu trinken hatte, auch für seine Kleidung mußte sie sorgen. In ihm, in Nikodim, war eine Kraft, die die Bedeutsamkeit ihrer Reinigung noch vertiefte. Oder täuschte sie sich hierin, war diese Kraft jetzt nicht vielmehr in ihr selbst? Ein Tag, eine Nacht, die ihr Wille ihr gegeben, hatten diese Kraft in ihr geweckt. Ihr müder Körper war still geworden, ihre Glieder frei und fest, und eine selbstsichere Ruhe hatte sie ergriffen. Ohne Hast kleidete sie sich an, brachte nach dem gestrigen lustigen Abend ihr Zimmer in Ordnung, und dabei fiel ihr ein, daß sie auch in Boris' Zimmer aufräumen müsse. Ihre Blumenspende stellte sie auf ihren Tisch, Boris' Wäsche, Anzüge, Bücher packte sie in seinen Korb, verschloß ihn, zog ihn in ihr Zimmer herüber und ging zur Wirtin.

„Smoljaninow ist heute früh nach Hause gereist.“

„So plötzlich? Er hat mir kein Wort gesagt ...“

„Er hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß er sein Zimmer für das nächste Semester nicht mehr belegt. Er geht nach Moskau auf die Universität.“

Die Wirtin sah Fenja ein wenig sonderbar an, doch vor Fenjas ruhigem, entschiedenem Ton schwand ihr Mißtrauen, und sie sagte bloß, daß Smoljaninow ihr fünf Rubel schuldig geblieben sei.

„Ja, das hat er mir gesagt und mir das Geld für Sie gegeben, hier ist es. Mein Zimmer behalte ich auch für das nächste Semester . . .“

Dann sprachen ihre Studiengenossinnen Shurawlowa und Iwina vor, um zu erfahren, was sich zwischen Fenja und Boris abgespielt hatte.

„Wir sind von dir geradeswegs auf die Inseln gefahren und bis zum Morgen spazierengegangen, haben die aufgehende Sonne begrüßt . . .“

„Wir waren schon einmal da und wollten dich abholen . . .“

Shurawlowa konnte nicht länger an sich halten:

„Wo ist denn Boris?“

„Nach Hause gereist . . .“

„Was?!“

„Heute früh ist er abgereist, einen Teil seiner Sachen hat er mir bis zum Herbst in Verwahrung gegeben.“

„Ach, und wir dachten, wir würden dir gratulieren können! . . .“

„Ihr seid kleine Schwärmerinnen! Ja, ich muß herausbringen, wohin Petrowskij verschickt worden ist. Karpow wird es wohl wissen.“

Fenjas ruhige Stimme und die Gleichgültigkeit, mit der sie von Smoljaninow sprach, machten die Freundinnen irr. Walja Shurawlowa war bereits vor einigen Stunden dagewesen, hatte in Smoljaninows Zimmer geblickt – die Tür war von innen nicht verschlossen gewesen –, die Unordnung im Zimmer bemerkt, Fenja nackt und allein in Smoljaninows Bett liegen sehen, nun war sie wie vor den Kopf gestoßen. Hatte sie sich geirrt? Verwirrt starrte sie Fenja an, scheute sich aber Fragen zu stellen und begann hastig zu sprechen.

„Karpow wird seine Adresse schwerlich wissen, aber er kann dir behilflich sein, sie bei seinen Kollegen zu erfragen. Wenn du willst, laß uns zusammen hingehen – man wird ihn zuerst aufrütteln müssen, er ist ein schrecklicher Bär wie alle Bergbaustudenten. Du willst also Petrowskij schreiben?! Ich hatte eigentlich angenommen, daß ihr bereits in Briefwechsel steht.“

„Gut, Walja, gehen wir zusammen zu Karpow. Ich muß noch heute Petrowskijs Adresse erfahren.“

Den Großen, dann den Kamenooostrowskij-Prospekt entlang und durch den Sommergarten kamen sie auf den Newskij hinaus. Der lebhafte Menschenstrom, der ihr früher gleichgültig oder nur insofern von Interesse gewesen war, als sich Gelegenheit bot, vorübergehende Studenten mit den Augen anzublitzen, erschien Fenja jetzt in einem ganz anderen Licht. Sie meinte eine ihr noch unklare, aber strenge Gesetzmäßigkeit in der Bewegung der Menschen und Fahrzeuge zu spüren, dieses vielköpfigen mächtigen Wesens, und fühlte sich dabei kraft ihres Erlebens doch jedem Einzelnen, der ihr entgegenkam, überlegen und darum auch stärker als dies ganze vieläugige Wesen in seiner Einheitlichkeit. Das hatte ein einziger Tag, eine einzige Nacht vollbracht, da sie, nicht dem Wunsche eines anderen gefügig, sich demütig hingegen, sondern selbständig dem Leben ihr Glück abgerungen hatte. Eine innere Wandlung, eine Wiedergeburt war erfolgt, hatte sie zu einem anderen Menschen gemacht; die Kraft, selbständig zu leben und sich ihr Leben selbst zu gestalten, indem sie ihre Leidenschaften beherrschte, war in ihr erwacht. Sie fühlte keine Furcht mehr vor einer Begegnung mit Afonka, die Erinnerung an ihre Vergangenheit war ihr nicht mehr peinlich; jetzt würde sie bei einer Zusammenkunft mit Petrowskij sich nicht mehr in der Erwartung eines unbekannten Glücks quälen, sondern wenn es darauf ankam, selber vom Leben nehmen, was sie im Augenblicke brauchte. Ihre großen Augen, durch die blauen Schatten der Nacht hinter ihr und den Frühlingshimmel über ihr vertieft, blickten über das Menschengewimmel hinweg, klar, von Lebenslust und Lebensmut durchstrahlt. Die goldenen Garben ihrer Haare wanden sich in zwei prallen Zöpfen kranzgleich um ihren Kopf, so wie Boris es träumerisch gewünscht hatte; unter dem grauen Hut mit dem weiten offenen Rande und dem breiten Bande guckte der Haarkranz hervor; ihre Bewegungen waren ruhig und sicher. Männeraugen folgten ihr, entzückt und erstaunt über ihre überraschende Schönheit. An der Fontanka-Brücke blieb ein Herr wie verloren stehen, hob die Hand an den steifen Hut und ließ sie verlegen wieder sinken; halblaut murmelte er ihr nach: „Gott, wie reizend!“ Walja sah die Freundin immerfort an, wunderte sich im stillen über die mit ihr vorgegangene Veränderung und war entzückt über Fenjas neue Frisur, über die strahlenden vertieften Augen, als sähe sie Fenja zum ersten Male.

„Fenja, du hast heute etwas ganz Besonderes an dir!“

„Ich habe heute Petersburg lieb gewonnen, Walja. Etwas Besonderes ist diese Stadt, nicht ich. Früher sah ich sie nicht recht, aber die weißen, durchsichtigen Nächte haben ihr herbstliches Halbdunkel hinweggeweht, und die Stadt erscheint mir wie neu, ganz neu. Schade, daß Onkel Kirja nicht hier ist! Halt, weißt du, das ist ein Gedanke: Ich telegraphiere ihm, daß er herkommen soll . . . Ich will ihm Petersburg zeigen – das neue Petersburg!“

Karpow war verschlafen, erst halb angekleidet und äußerst verwundert über den frühen Besuch. Die jungen Mädchen zogen ihn auf die Straße hinaus und liefen zusammen mit ihm mehrere Studentenbuden ab, ehe sie schließlich einen Parteigenossen Petrowskijs aufstöberten, der seine Adresse kannte, aber sich weigerte, sie zu nennen.

Die kleine Fenja sprach hitzig auf ihn ein.

„Ich muß ihm schreiben, ich bin seine Braut – verstehen Sie das?“

„Warum hat er Ihnen dann nicht selbst seine Adresse gesandt? . . .“

„Wir haben uns gerade vor seiner Verhaftung gezankt, und da hat er wohl gemeint, es sei alles zu Ende zwischen uns und wollte aus Eigenliebe nicht schreiben. Ich muß ihm aber schreiben, es hängt sehr viel davon ab . . . Es ist sehr wichtig für ihn . . . Ich kann Ihnen doch das alles nicht erklären!“

Der in sich gekehrte, schweigsame Student musterte die kleine Fenja anfangs mißtrauisch mit gefurchten Brauen, als er aber die aufrichtigen, warm aufwallenden Töne in ihrer Stimme vernahm, holte er ein paar Briefe aus seinem Schreibtisch heraus und las einige Zeilen vor.

„Wenn Sie seine Braut sind, will ich Ihnen einiges vorlesen . . . Hier . . . er schreibt: ‚Es ist unmöglich, hier irgendeine Arbeit zu finden, vor allem im Winter, wir schlagen uns so durch. Im Herbst nährten wir uns von rohen Fischen, jetzt müssen wir zuweilen auch hungern . . . Hilfe tut not. Es gibt unter uns Schwindsüchtige, besonders unter den Frauen. Eine verschickte Sanitäterin hat drei Kinder mit, ist schwanger, wir bemühen uns allesamt, ihr zu helfen . . . Überhaupt, es ist grauenhaft . . . In meinem dünnen Studentenmantel friere ich.‘ Na, und so weiter, es folgen Parteiangelegenheiten.“

Während der Student las, stieg der kleinen Fenja das Blut ins Gesicht; nervös umklammerte ihre Hand den Griff des far-

bigen Sonnenschirms. Sobald sie die Adresse erhalten hatte, machte sie sich zusammen mit Karpow und Walja ungestüm auf die Suche nach einem Postamt, um an Petrowskij Geld aufzugeben. Sie bat Karpow, das Geld als Wertbrief von sich aus zu senden, schüttete aus ihrem Täschchen alles Geld, was darin war, auf den Schalter, brachte bei hundert Rubel zusammen, wovon sie eine kleine Summe zurückbehielt, und steckte das übrige in einen Umschlag, als ihr plötzlich ein Gedanke kam; hastig kaufte sie eine Postkarte und schrieb darauf: „Von einer Unbekannten“; die Karte steckte sie ebenfalls in den Umschlag und reichte diesen Karpow. Der Postbeamte starrte lange auf die Adresse des Absenders und die Karte mit den Worten „Von einer Unbekannten“, die er beim Zählen des Geldes herausgenommen hatte, erklärte, daß er sich das nicht zusammenreimen könne, willigte aber schließlich doch ein, den Wertbrief abgehen zu lassen, doch müsse er jede Verantwortung ablehnen, falls die Zensur am Empfangsort alles zurückschicken sollte.

Als Fenja die Quittung endlich in der Hand hatte, atmete sie erleichtert auf, und ihre Augen, die eine Weile ganz bekümmert geblickt hatten, strahlten wieder freudig.

„Jetzt gehen wir Mittag essen, alle zusammen ... Ich habe genug Geld übrig.“

Mitten im Essen stand Fenja auf und verabschiedete sich von Walja und Karpow.

„Ich eile ... Ich muß meinem Onkel vom Hauptpostamt ein Telegramm schicken ... Lebt wohl!“

Auf dem Hauptpostamt verdarb sie mehrere Formulare, bis sie schließlich ein Telegramm fertig hatte, das eher einem Briefe ähnelte: „Mein lieber Onkel Kirja! Ich möchte Sie sehr, sehr gerne sehen. Sie müssen unbedingt herkommen, sonst würde – ich weiß nicht, was, aber etwas Schlimmes, ganz Schlimmes Ihrer kleinen Fenja zustoßen. Sie allein können da helfen. Ich erwarte Sie am Bahnhof. Ihre Nichte Fenja.“

Der Postbeamte, der das Telegramm in Empfang nahm, steckte verwundert den Kopf zu seinem Fensterchen heraus und lächelte der kleinen Fenja zu.

Jetzt eilte sie nicht mehr, machte sich zu Fuß auf den Heimweg, spürte keine Ermüdung. Ihr Gang war ruhig und gesetzt, die Füße traten fest auf den Asphalt, leicht federte der Körper, und die ganze Zeit über hatte sie das Gefühl, daß das Leben Freude sei, man müsse nur eben wirklich leben, und zwar nicht so, wie

sie bisher gelebt hatte, gedanken- und hemmungslos sich jeder Neigung hingebend, sondern sich bei jedem Schritt auf sich selbst besinnen, seine innere Notwendigkeit erspüren, und sich erst danach zum Handeln entschließen. Man brauche sich nur daran zu gewöhnen, nachher würde es ohne Willensanstrengung vor sich gehen, der Entscheid da innen ganz von selbst fallen.

Längs dem Newakai ragten die Takelagen von Segelschiffen, die Umrisse von Dampfern aus dem blassen Licht des Maiabends mit der toll gewordenen, nicht mehr untergehenden Sonne hervor. Das neuerwachende, durchsichtige, geisterhafte Leben und Weben des Petersburger Frühlings, jungfräulich in seiner feinen Reinheit, erregte die kleine Fenja auf eine neue Weise – alles, was sie einst, sündig und leidend, erlebt hatte, war von ihr gegliitten, rein geworden unter der Berührung des reinen Liebenden, und der weiße Abend schien nur ein Widerschein dieses Lebens und Webens in ihr zu sein. Fenja blickte lange auf die stahlfarbene Newa, auf die blassen Schattenbilder in der Tiefe der Fluten, die schwankten und entglitten, gestaltlos und unfäßlich, als sei alles ringsum von einem Hauch des Jenseits umweht, in die Tiefe gesunken, einen leisen Lichtschimmer auf den Fluten hinterlassend. Und Fenja hatte das Empfinden, als sei das auch in ihr, so als wäre ihr ganzes früheres Leben – vom ersten aufglimmenden Verlangen bis zum Fall – in der Tiefe versunken, und wie der Lichtschimmer einer Märchengestalt, er, der Reine, allein in ihr verblieben. Von ihm ging dieses Licht in ihr aus, das nicht erlöschen wollte, nie erlöschen würde, und Seele und Körper mit freudiger Ruhe durchstrahlte. Darum schien ihr, als wäre beides, Körper und Seele, ein einiger Guß aus edlem Metall, eine Verschmelzung von Liebe und Leben. Und als an den Masten und Rahen Lichter aufblitzten – grün, weiß und blutig rot –, erloschen die Schattenbilder in den Fluten, und flimmernde Brücken auf den Wellen waren wie unbetretene Pfade ins Unbekannte. Und die Menschen, die durch die weißen Nächte irre Augen hatten, schienen wie geisternde Wesen, die sich sehnten, diese glitzernden Wege über den irrlichternden Wellen des lautlosen Flusses zu beschreiten ...

Ihr Zimmer schien ihr nicht mehr leer und einsam, und es tat ihr nicht mehr weh, daß im Zimmer gegenüber der leise, gleichmäßige Schall von Schritten – wenn Boris sich bei seiner Arbeit eine Ruhepause gönnte, pflegte er auf und ab zu gehen – nicht mehr ertönte. Sie holte Briefpapier und Umschlag hervor, wollte schreiben, spürte aber plötzlich den Druck des Rubins an ihrem

Medaillon auf der Brust, zog es heraus und warf einen Blick auf Boris' Bild, fühlte ihn in sich, atmete tief und beruhigt, wußte: „Das ist für immer, niemand kann ihn mir nehmen“ – denn er lebte ja in ihr, jedes Bluttröpfchen war er, jeder Gedanke er, jede Freude – Erlösung und Reinheit durch ihn. Sie war so sicher und in sich gefestigt, daß sie sein Bild nicht mehr wie früher küßte, sondern das Medaillon zuklappte – es gab einen kleinen Knacks – und der Rubin sank wieder auf ihre Brust.

Ihr Brief an Petrowskij war schlicht und klar und enthielt nichts Unausgesprochenes – sie redete ihn mit seinem Taufnamen, ohne Patronymikum, aber mit Sie an, wodurch der Brief noch geschlossener und aufrichtiger wurde.

„Nikodim, die ‚Unbekannte‘ bin ich, Fenja. Jetzt sind Sie für mich ein Mensch, der einen treuen, ergebenen Freund braucht. Wir haben uns getrennt, ohne uns gefunden zu haben, und ich bin glücklich – es liegt nichts Ungesagtes, keine Leere, keine Eifersucht weckende Vergangenheit mehr zwischen uns. Sie und ich, Nikodim, leben in einem klaren und strengen Heute, und da muß jeder ringen und schaffen, ehrlich und einfach. Der Mensch ist sich selbst etwas Unbekanntes, er weiß nicht, vermag es nicht zu erkennen, was sein eigentliches Leben ist und welche Kräfte dieses Leben im Augenblick speisen. Darum wissen wir oft über uns selbst nicht Bescheid, geschweige denn andere, und sei es der nächste Freund. – Ihr Kollege hat mir heute einige Zeilen aus Ihrem Briefe vorgelesen, und ich habe Ihnen eine kleine Summe gesandt, soviel ich gerade bei mir hatte. Das Geld ist für Sie und Ihre Leidensgenossen bestimmt. Ich habe Onkel Kirja durch ein dringendes Telegramm herbestellt; er soll mir helfen, Sie aus der Verbannung zu befreien. Ihre Fenja.“

Am nächsten Morgen sandte sie den Brief eingeschrieben ab und fuhr zum Schnellzug auf den Nikolai-Bahnhof, um ihren Onkel Kirja abzuholen. Als der Zug eintraf, ging sie auf den Bahnsteig hinaus und stieß wenige Minuten später auf die qualmende Pfeife ihres Onkels. Über sein dürres, glatt rasiertes Gesicht ging ein kurzes nervöses Zucken, die Pfeife hopste ein bißchen zwischen den Lippen, dann aber erwachte ein weiches Lächeln in den stahl-grauen Augen.

„Was ist geschehen?! Sprich!“

„Ach, nichts, Onkel Kirja, ich wollte bloß mit Ihnen sprechen.“

„Kleine Verrückte! Und darum schickst du dringende Telegramme und bringst deine Mutter zur Verzweiflung! . . . Geh und telegraphiere ihr sofort einige beruhigende Worte.“

Die Autohupe sang ihr lustiges Liedchen, und die kleine Fenja saß wieder neben ihrem Onkel Kirja, dem Herrn Ingenieur Drakin, dem Hanfkönig. Sportmütze, englischer Überzieher, gelber Lederkoffer, in dem nur das Notwendigste steckt – Rasierzeug, Tabak, Füllfedertinte, Briefpapier, Marken, ein wenig Wäsche – biegsame federnde Spannung, ein scharfes Gedächtnis – an wen und von wem, wieviel, wann – endlose Tauschlangen, endlose Reihen von Bauernwagen mit Hanf, und der rothaarige, stämmige englische Techniker, und immer und überall der Ingenieur selbst, dessen Stahlblick prüfend über Menschen und Dinge gleitet; eine gleichmäßige Stimme, die sich nicht hebt und nicht senkt, mit wem er auch sprechen mag, ob es Arbeiter, Bauern, Verwandte sind; und nur in Fenjas Gesellschaft ist er heiter, schlicht, fürsorglich – so sah sie ihn, ihren Onkel Kirja.

Nie redete er auf sie ein, widersprach ihr nicht, kam ihr nicht mit weisen Ratschlägen, immer aber verfolgte er aufmerksam ihre Freuden und Leiden. Er hielt es für seine Pflicht, sie im Leben behutsam zu lenken, aber so, daß sie frei ihrem Willen, ihren Leidenschaften folgen konnte – er half ihr nur, sich zurechtzufinden und ihren Lebensmut und ihren Lebenswillen sich ungebrochen zu erhalten – das war es, worauf es ankam. Er wußte noch sehr wohl, wie er sie von ihrem sündhaften Treiben abgelenkt, ihr geholfen hatte, sich dem Spinngewebe des sinnlichen Verlangens, in dem man sich so leicht hoffnungslos verstricken konnte, zu entziehen – diesem Nikolka, dem Studenten, dem erotischen Kreise des „Lichtstümpfchens“, dem Igrewitsch ... Und jetzt, da sie ihn so jäh zu sich gerufen hatte, wußte er sehr wohl, daß sie ihn nicht mutwillig von seiner Arbeit weggerissen hatte, sondern ihn brauchte; da hieß es denn, vorsichtig hinhorchen, verstehen, mitfühlen, und ohne ihr Vorstellungen zu machen, den Knoten wieder lösen, vielleicht ihn durchhauen.

Zurückgelehnt im weich schaukelnden Wagen, beobachtete er seine Nichte aufmerksam, und ein warmes Lächeln wich nicht aus dem Gesicht des großen, starken Mannes. Die kleine Fenja war heute besonders stolz auf ihren Onkel Kirja – ein neues Leben hatte für sie begonnen, und sie fühlte sich stark, freudig bewegt und lebensfroh.

„Nun erzähle, wie es dir geht! ... Du kleine Verrückte ... Übrigens, ich liebe euer Petersburg – im Frühjahr ist die Stadt nicht wiederzuerkennen ...“

„Onkel Kirja, nicht wahr – Sie können doch alles?!“

„Wenn es dir gilt, wünschte ich, es wäre so . . . Aber jetzt bin ich hungrig – bringe mich irgendwohin, wo wir essen können.“

An einem kleinen Tischchen in einem polnischen Speisehaus auf der Michailowskaja rauchte er dann seinen wohlriechenden Tabak, lauschte auf das laute Treiben draußen, sagte schließlich mit derselben ruhigen Stimme:

„Also, was ist geschehen? . . .“

„Lieber Onkel Kirja – mein Freund ist nach Sibirien verschickt worden . . . Seine Kollegen sind überzeugt, daß jemand ihm einen Packen Proklamationen und Drucktypen unterschoben hat; eine Haussuchung erfolgte, und da hat man ihn nach Sibirien verbannt . . .“

„Wer ist es?“

„Ein Student, Nikodim Alexandrowitsch Petrowskij ist sein Name, er hat mir früher Nachhilfestunden gegeben . . .“

„Ist er dein Verlobter?“

„Nein, Onkel.“

„Und ich hatte gehofft, du habest mich kommen lassen, um mir deinen Bräutigam vorzustellen, damit ich mich mit dir freue . . .“

„Mein Bräutigam hat mich verlassen, Onkel . . .“

Er warf ihr einen kurzen, behutsam fragenden Blick zu, der sagte: „Wenn man nicht daran rühren darf, so will ich nicht in dich dringen . . .“

„Es ist meine Schuld, Onkel . . . Sie selbst haben mich mit ihm bekannt gemacht – wissen Sie noch, im Adelsklub, auf dem Studentenball . . . Boris Smoljaninow heißt er . . .“

„Ich erinnere mich, habe auch über ihn gehört . . . Was ist mit ihm?“

„Er ist so wundersam, Onkel – und ich liebe ihn . . . Und vor meiner Liebe ist er geflohen . . . Und jetzt . . .“

„Und jetzt brauchst du meine Hilfe?“

„Ja. Geben Sie mir meinen Freund Petrowskij wieder . . . Sie können es . . .“

Die Pfeife glitt in den anderen Mundwinkel, die Brauen näherten sich ein wenig, die Augen blickten, stahlhart geworden, reglos auf einen Punkt; dann aber glättete sich sein Gesicht wieder.

„Ich will alles tun, was möglich ist.“

„Onkel Kirja! . . . Nicht wahr, Sie sehen ein, daß ich Sie nicht unnütz herbeigerufen habe?“

„Nein, gewiß nicht, meine kleine Fenja . . . Na, und jetzt

bringe mich, wohin du willst. Morgen mache ich die nötigen Gänge.“

„Fahren wir zu mir? ...“

„Wohin du willst! ...“

Nach wenigen Tagen erhielt der Ingenieur Drakin das Versprechen, daß man den Studenten Petrowskij aus dem weltverlorenen Winkel im sibirischen Urwald nach Tobolsk überführen und die Akten noch einmal prüfen würde. Der Crédit Lyonnais hatte den Gendarmerie-Oberst entgegenkommend gemacht, so daß er den Ausführungen des Ingenieurs ein williges Ohr lieh, und im Ministerium erreichte Drakin sogar, daß man ihm versprach, Petrowskijs Verbannung demnächst aufzuheben und ihm die Rückkehr in die Hauptstadt zu gestatten.

Kirill Kirillowitsch kaufte seiner Nichte wieder eine Unmenge Geschenke, gab ihr einen Scheck über eine größere Summe und reiste heim, um wieder Waren zu empfangen und abzuliefern, in Zahlen zu schwelgen und sich an dem rhythmischen Gedröhn der Maschinen und dem Hallen von vielen Menschenstimmen zu freuen.

Fenja wartete auf einen Brief von Nikodim; damit begann ihr Tag. Gleich nachdem sie ihren Onkel auf die Bahn gebracht und die qualmende Pfeife mit einem Lächeln begleitet hatte, hatte sie Petrowskij Geld gesandt.

Beim Erwachen des Morgens freute sie sich über ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre straffen Glieder, streckte und dehnte sich voll Genuß, schloß wieder die Augen und gedachte sinnend ihres Traumes: Sie sitzt in einem Eisenbahnwagen, Onkel Kirja ihr gegenüber; durch das Fenster sieht man kahle Felsen, deren verwittertes Gestein über einen Abgrund hängt, und nur ganz oben wachsen einige schwanke, gekrümmte Birken; die Berge rücken plötzlich nah aneinander, die Felsen werden immer spitzer und höher, und das Atmen fällt ihr schwer. Dann taucht der Zug in einen Tunnel, und nun kann sie gar nicht mehr atmen; sie erschauert und erwacht, fühlt, daß anfangs Onkel Kirja mit ihr war, der sich aber dann in Boris verwandelt hatte, denn sie war ihn suchen gefahren und hatte in diesen einsamen Felsklüften seine Spur gefunden. Dann war alles entglitten, vor ihr saß niemand mehr, aber in ihr, in ihrem ganzen Sein empfand sie den Geliebten, nach dem sie suchte. Im Tunnel überkam sie ein Schwin-

delanfall, das Gefühl einer leichten, seltsam angenehmen Übelkeit stieg in ihrer Brust auf, und plötzlich blickte sie in die Frühlingssonne.

Aber die leichte Übelkeit, die sie im Traum überkommen hatte, wollte auch nach dem Erwachen nicht weichen. Sie spürt einen starken Speichelandrang im Munde und meint, sie sei hungrig. Barfuß, im bloßen Hemde springt sie aus dem Bett, kramt im untersten Sims ihres Wäscheschranks, holt ein Kotelett und Brot heraus, beißt ein Stück ab, wirft alles wieder zurück und steckt einen Bonbon in den Mund. Doch die Übelkeit vergeht nicht, und die kleine Fenja entscheidet, daß sie Kaffee trinken muß. Das hilft; Fenja ist wieder ganz munter und läuft in die Hochschule, um die letzten Semesterexamen abzulegen. Der Traum und die Übelkeit kommen aber immer wieder, und schließlich fällt ihr ein – von innen heraus kommt die Erkenntnis –, daß das mit der Übelkeit schon früher einmal so war, damals als sie auf der Bank vor dem Landhäuschen im Klosterwald Erdbeeren aß – und eine heiße Freudewelle durchströmt sie. Sie wagt gar nicht an ihr Glück zu glauben, lauscht gespannt auf jede Regung ihres Körpers und auf das Hallen ihres Herzens, erkennt nun bewußt diese Übelkeit wieder und spürt, wie vor jäher Seligkeit ihre Wangen, ihr Gesicht, ihr Hals zu glühen beginnen, und diese heiße Welle strömt durch ihre Brust und zieht den Leib hinab bis hinunter in die Zehen. Sie möchte aufschreien vor Glück und Seligkeit, flüstert aber nur leise, mit geschlossenen Augen:

„Borja, jetzt bist du in mir ganz! Ich spüre dich, dich, den Reinen . . .“

Beim Einschlafen dachte sie wieder an Boris und daran, daß nun etwas Neues, etwas Großes in ihr Leben kam, und daß sie sich selbst erneuere durch das neue Leben, das in ihr sproß; jetzt konnte niemand und nichts sie beflecken. Stolz im Bewußtsein des keimenden Lebens in ihr schritt sie einher, schonte sich, und alle ihre Bewegungen wurden weicher und abgerundeter. Wenn sie ihre Zöpfe flocht, holte sie weit mit den Armen aus, als wollte sie die ganze Welt umarmen, strich zärtlich mit den Fingern durch die Haarsträhnen und dachte an Nikodim. Der eine war in ihr, der andere draußen im Leben, um den sorgte sie sich und war in Unruhe. Als keine Antwort von ihm kam, schrieb sie ihm ein zweites Mal, zärtlich und ruhig.

„Nikodim, Sie Lieber, Sie haben keinen Grund, mir zu zürnen, ich bin immer noch dieselbe, und Sie sind mein naher, mein näch-

ster Freund ... Vielleicht bin ich mit schuld an Ihrem Leiden, ich hätte aufmerksamer für Sie sorgen und Sie behüten müssen. Ich meine jetzt zu erraten, wer dahinter steckt, und wäre meine Sorge um Sie wachsamer gewesen, so wäre das nicht geschehen. Onkel Kirja war hier und hat alles getan, was nur möglich war ... Vielleicht sehen wir uns bald wieder. Vergessen Sie nicht, daß Sie außer mir niemand haben, und ich will sehen, wieder gutzumachen, was ich gefehlt habe, will Ihnen ein treuer, starker Freund sein. Meine Geldsendungen dürfen Sie nicht kränken, sie gelten nicht nur Ihnen, sondern auch Ihren Leidensgefährten. Morgen reise ich nach Hause und wechsele im Herbst die Fakultät, ich werde Medizin studieren ...“

Das mit dem Studium der Medizin war ihr ganz unversehens in die Feder geflossen, so daß sie im ersten Augenblick stutzte, sogleich aber erkannte, daß sich hier aus ihrem Inneren ein bisher noch unerkannter Wunsch zur Bewußtheit des Wortes durchgerungen hatte – das Verlangen, nicht mehr für sich allein zu leben, sondern auch für andere, für alle, die ganze Welt mit starken, liebenden Armen zu umschlingen, zu helfen, wo sie nur konnte, wie sie Nikodim und seinen Kameraden half. Und das Studium der Medizin sollte ihr die Handhabe dazu geben.

Sie sandte den Brief ab, ging den Kamenooostrowskij-Prospekt hinab und saß lange im Park auf einer Bank gegenüber dem Volkshause. Als sie nach Hause kam, fand sie einen Brief von Nikodim vor.

„Das Geld habe ich erhalten und angenommen, aber wenn es wirklich von einer Unbekannten käme, wäre es mir weniger peinlich gewesen. Ich habe Sie nicht um Ihre Hilfe gebeten, und es fällt mir sehr schwer, sie anzunehmen. Leider ist die Freiheit ein zu wichtiges und unentbehrliches Gut für mich ...“

Die kleine Fenja faltete den Brief sorgsam zusammen und dachte: Gott, was für ein großes Kind er ist! Kann seine Eigenliebe nicht überwinden und sucht mich zu kränken – so ein dummer Junge!

2

Der Sommer flog schnell dahin, die kleine Fenja merkte es gar nicht, wie der Herbst allmählich herankam. Sie beobachtete die täglich in ihr vorgehenden Veränderungen, hatte nur wenig für ihre Bekannten übrig, blickte nicht mehr wie früher in Männeraugen, Ausschau haltend nach einem Wechselstrom jugendlicher

Sprühfunken. Sie spürte das Reifen in sich, das Erwachen der Liebe zu dem zukünftigen kleinen Geschöpf, lauschte beim Einschlafen in sich hinein in der Erwartung seiner ersten Regung: etwas Besonderes, Geheimnisvolles, Unaussprechliches schien ihr in diesem Augenblick zu liegen. Zuweilen blickte Kirill Kirillowitsch zu ihr ins Zimmer, leicht erregt nach dem Arbeitstag, und lud sie zu einer Spazierfahrt ein. Statt der englischen Pferde war ein lautloses Auto und statt des hünenhaften Kutschers ein untersetzter, mürrisch blickender Chauffeur in Erscheinung getreten, der Lederkappe und Lederjoppe trug, schweigsam und gesammelt war.

Fenjas Mutter Antonina Kirillowna mischte sich nicht in die geschäftlichen Dinge, sie sah, daß jedes Jahr mehr Leute eingestellt wurden und die Zahl der Gebäude unablässig wuchs – also wuchs auch ihr Kapital, und das genügte ihr. Sie hatte ihrem Bruder unbegrenzte Vollmacht erteilt und widmete sich der Herstellung von Konfitüre, eingemachtem Gemüse, Gebäck, im Winter aber besuchte sie eifrig die Kirchen und empfing des Abends Nonnen in ihrer Hälfte des Hauses, trank mit ihnen Tee und ließ sich die Stadtneuigkeiten erzählen.

Es wurde gemunkelt, Kirill Kirillowitsch habe ein Verhältnis mit Frau Kostizina, der Gattin des Vorstehers der Gouvernementskanzlei, die auf einem Ball im Adelsklub den ganzen Abend mit ihm geflirtet hatte. Sie verkaufte Champagner – es war eine wohlthätige Veranstaltung – und drückte ihr Bedauern darüber aus, daß die Nichte des Ingenieurs an dem Abend nicht teilnehme und ihn nicht durch ihre Anwesenheit schmücke. Um dem Ingenieur die Abwesenheit der kleinen Fenja weniger fühlbar zu machen, stellte ihm Frau Kostizina Sina Belopolskaja vor, auch eine angehende Studentin, ein schlankes, schmales junges Mädchen, noch ganz unentwickelt, mit dunklem Haar und den eckigen Gesichtszügen eines Backfisches. Sie lächelte ihm bei der Vorstellung scheu zu und schritt nach dem Tanz an seinem Arm wie eine Erwachsene durch den Saal zu dem Verkaufsstand zurück. Sie tanzte danach nicht mehr, hielt sich vielmehr an der Seite der Frau Kostizina, ebenso wie der Ingenieur, der für jedes Glas Champagner, das er und die traurig blickende Dame leerten, mit einem Hundertrubelschein zahlte. Dann brachten Kirill Kirillowitsch und Frau Kostizina das junge Mädchen nach Hause, wonach er noch lange mit der Dame im Auto in der Stadt und der Umgegend spazieren fuhr; das gab Veranlassung zu dem

Gerücht, daß die beiden sich liebten. Im Sommer war Frau Kostizina nicht in der Stadt, und Fenja konnte nichts Genaueres erfahren; ihren Onkel danach zu fragen, scheute sie sich.

Drakin fuhr oft mit seiner Nichte zur Stadt hinaus, setzte sich selbst ans Steuer und schlug ein tolles Tempo ein. Fenja saß neben ihm, und die Hupe in ihrer Hand heulte, von kurzen Hustenanfällen und knarrender Heiserkeit zuweilen unterbrochen, die ganze Zeit. Ihr Onkel blickte angeregt, schrie der kleinen Fenja, ohne den Blick von dem Weg vor sich wegzuwenden, etwas Unverständliches zu, Fenja drückte laut lachend auf die Hupe und schrie ihrerseits ihrem Onkel etwas zu, was ebenso unverständlich blieb. Der Wind strich ihr pfeifend übers Gesicht, schwenkte ihren flatternden blauen Schleier hin und her, der den Ingenieur am Steuer zuweilen streifte; dann prustete Kirill Kirillowitsch, schrie Fenja wieder etwas zu und beschleunigte noch die Geschwindigkeit.

Ermüdet von der tollen Fahrt, machten sie irgendwo in einem Dorfe oder vor dem Häuschen eines Bahnwärters halt, tranken Milch oder aßen Rührei bei einem Bauern und kehrten zum Abendessen nach Hause zurück.

Oft setzte sich auch Fenja ans Steuer; es war ihr ein Genuß, den Wagen zu lenken, schien ihr doch, als sei die Maschine ebenfalls ein lebendiges Wesen, das atmete, bebte und sich schmiegsam ihrem Willen fügte. Allmählich wurden ihre Hände fest und sicher, und die Ermattung nachher empfand sie angenehm. Drakin ließ die Augen links und rechts über das offene Land schweifen, musterte mit geübtem Blick die Hanffelder, rechnete in Gedanken das wahrscheinliche Ernteergebnis aus. An den warmen, fast heißen Juliabenden war der Duft des blühenden Hanfs bitter und süß und schwer wie ein Kuß, der berauscht und lähmt, und zuweilen so betäubend, daß ihr schwindelig wurde; eine leichte, angenehme Übelkeit überkam sie, ihre Hände sanken vom Steuer, und einen Augenblick blieb der Wagen sich selbst überlassen, bis Kirill Kirillowitsch hastig das Steuer packte.

„Was stellst du an? . . . Lenken sollst du! Um ein Haar wären wir im Graben gelandet!“

„Ich kann nicht, Onkel . . . Dieser Duft steigt einem zu Kopf . . . Mir ist schlecht geworden.“

Drakin beschleunigte das bisher langsame Tempo, Fenja bat ihn mit verschleierten Augen langsamer zu fahren, damit sie sich an dem berausenden Duft satt atmen könne.

„Lieber Onkel Kirja, langsamer, bitte; ganz langsam . . .“
Kirill Kirillowitsch knurrte, fuhr dann aber doch langsam.

In dieser Zeit der Hanfblüte rief Fenja des Morgens ihren Onkel oft im Kontor an. Der trockene Geschäftston des Ingenieurs wurde weich und freundlich, wenn er die helle, ein wenig singende Stimme seiner Nichte vernahm.

„Ja, ich bin's. Was gibt's?“

„Onkel Kirja, darf ich den Wagen haben? Ich möchte hinaus ins Grüne . . .“

„Du hast aber dem Chauffeur zu gehorchen, verstanden?“

„Ja, Onkel Kirja, du kannst ganz ruhig sein.“

Wenn sie aus der Stadt hinaus waren, setzte Fenja sich ans Steuer, fuhr langsam durch die Hanffelder, hatte sie sich aber an dem Duft satt gerochen, so schlug sie ein wahnsinniges Tempo an, suchte das Letzte aus der Maschine herauszuholen. Der Chauffeur geriet in Wut, schrie ihr ins Ohr, packte an den Wegkrümmungen das Steuer, sagte aber dem Ingenieur nie ein Wort davon. Zuweilen holte Fenja ihre Freundinnen Shurawlowa und Iwina und ein paar Studenten ab und brachte sie hinaus aufs Land. Auf der Chaussee flüsterte sie dem Chauffeur verstohlen zu: „Helfen Sie mir, es soll gehen wie der Wind!“ Walja klammerte sich an Karpow an und quietschte vor Angst, die kleine Iwina haschte nach Fenjas flatterndem Schleier, zerrte daran und schrie:

„Ich fall hinaus, ich fall hinaus!“

Karpow, auch eines solchen Tempos ungewohnt, räusperte sich und spielte den Unerschrockenen.

„Das laß ich gelten, das nenne ich fahren! Das ist mir ein Chauffeur!“

Die ganze Gesellschaft kehrte in einem Dorf ein, wie der Ingenieur zu tun pflegte. Die Bauern umringten das Auto, staunten Fenja bewundernd an, die Weiber schüttelten den Kopf. . .

„Das ist mir eine – der wahre Kosak!“

Man fuhr weiter, machte Spaziergänge, kehrte erst gegen Abend heim. Fenja eilte – die Fabriksirene hatte noch nicht gepfiffen – aufs Büro ihres Onkels, legte ihm die Hände auf die Schultern, bat:

„Kommen Sie, Onkel Kirja, machen Sie Schluß für heute und bringen Sie uns irgendwohin zum Abendessen – wir sind so vergnügt!“

Kirill Kirillowitsch runzelte die Stirn, fürchte die Brauen, strich sich mit der Hand über das Kinn, gab aber schließlich lächelnd nach.

„Meine Herren, wir machen Schluß für heute – der Sommer ist kurz.“

Die Angestellten nebenan klappten freudig ihre Bücher zu, Kirill Kirillowitsch schloß klirrend den Geldschrank, warf den Schlüsselbund in die Tasche, ließ den ersten Buchhalter kommen.

„Unsere junge Prinzipalin will heute bummeln! Sie ladet Sie und Ihre Herren heute abend zu einem kleinen Essen auf der Veranda des Kasinos im Stadtpark ein.“

Der glattrasierte Buchhalter ging ans Telephon, klingelte den Maitre d'hotel des Kasinos an:

„Herr Ingenieur Drakin und Fräulein Nichte werden heute in größerer Gesellschaft bei Ihnen speisen.“

Auf der Veranda des Kasinos wurden mehrere große Tische aneinander gerückt, und die Köche unten in der Küche entwickelten an solchen, immerhin recht seltenen Abenden eine emsige Tätigkeit.

Der Stadtpark, klein und gemütlich, lag am Ufer des Flusses, die Veranda des Kasinos erhob sich unmittelbar über dem steil abfallenden Ufer; im Garten spielte ein Symphonieorchester, das sich aus den Professoren und Schülern des Konservatoriums zusammensetzte.

Fenja und ihre Freundinnen holten ihre Bekannten, Studenten und Studentinnen, herbei, die ganze fröhliche Gesellschaft setzte sich zu Tisch, sprach wacker den Speisen zu, dankte dem Orchester mit stürmischem Applaus, trank alles, was vorgesetzt wurde, und alles, was der Nachbar bestellte, sang Studentenlieder, und der ganze Park wurde angesteckt von der lauten Fröhlichkeit der sorglos lustigen Jugend.

Die kleine Fenja nippte nur an ihrem Weinglas, das den ganzen Abend über nicht leer wurde, war aber ebenso vergnügt wie die anderen jungen Leute. Plötzlich kam ihr Petrowskij in den Sinn, sie schlug an ihr Glas, stand auf und sagte:

„Kommilitonen, wir dürfen in unserer Fröhlichkeit nicht jener vergessen, die in Sibirien Not leiden.“

Drakin fürchte die Brauen, zog Fenja auf ihren Sitz zurück.

„Ich glaube, daß niemand unter uns ihrer vergißt; wir sind aber heute hier zusammengekommen, um fröhlich zu sein, nicht um politische Reden zu halten!“

Die kleine Fenja sprang wieder auf und erklärte:

„Onkel Kirja, ich will keine politischen Reden halten, verstehe das auch gar nicht – ich wollte nur vorschlagen, eine Sammlung unter uns zugunsten der Verbannten zu veranstalten.“

Rubelstücke und Fünfiger wurden hervorgeholt und auf einen Teller gelegt, Drakin deckte einen Hundertrubelschein darüber, und Fenja steckte alles in ihr Täschchen. Am nächsten Morgen überwies sie die Summe an Nikodim Petrowskij.

Auf dem Heimwege nach einem jener Autoausflüge zu zweien Aschenkte ihr der Ingenieur einen kleinen vernickelten Damenrevolver. Er hielt an, stieg aus und forderte Fenja auf, sich im Schießen zu üben. Sie war zuerst äußerst erstaunt, freute sich aber dann über das glitzernde Ding.

„Ich verstehe nur nicht, warum Sie mir das schenken, Onkel? Was soll ich damit?“

„Die Waffe soll dir zum Selbstschutz dienen, Fenja. Du fährst oft allein weit ins Land hinaus, nur vom Chauffeur begleitet, man soll sich im Leben aber nur auf sich selbst verlassen und seinen Mann stehen können. Sicher ist sicher. Man kann nie wissen.“

Die Waffe, klein, aber von ausgezeichneter Arbeit, schoß fast ohne Rückstoß; gleich bei dem ersten Versuch gelang es Fenja, nach einigen Fehlschüssen den Telegraphenpfosten zu treffen, auf den ihr Onkel ein Stückchen feuchter Erde aus dem Graben geklebt hatte.

Als sie weiter fuhren und sich bereits dem Hause näherten, sagte Fenja:

„Wissen Sie, Onkel, nun könnte ich auch ganz allein fahren, ohne Chauffeur; ich fahre schon ganz sicher, und einen Schutz habe ich ja jetzt.“

„Du brichst dir noch den Hals!“

„Wenn ich allein bin, werde ich schon vorsichtig sein und nicht schnell fahren.“

Nach einigen Tagen erhielt Fenja von ihrem Onkel auch eine Lederjoppe und eine Lederkappe.

So machte denn Fenja allein weite Ausflüge im Wagen; sie genoß die Einsamkeit. Allein am Steuer fühlte sie sich selbständiger werden; sie wußte, daß niemand ihr beispringen würde, wenn sie den richtigen Augenblick einer Wendung verstreichen ließ, niemand ihr bei einem Fehlgriff das Steuer aus der Hand reißen würde –

da hieß es mit unablässig gespannter Aufmerksamkeit Gang und Richtung verfolgen, bedacht lenken, sich in den Motor hinein-fühlen. Aufmerksam tastete ihr Blick durch das Glas von ferne jede Krümmung des Weges, jede Unebenheit des Bodens ab, und ihr war, als fühle sie ihren Willen sich täglich stählen. Allmählich wich der Ausdruck der Spannung aus ihren Augen, ihr vorwärts gerichteter Blick wurde still und nachdenklich, voll Genuß lauschte sie auf die gleichmäßigen Atemzüge des Motors; sie fühlte sich eins werden mit der Maschine, die sie schließlich fast unbewußt beherrschte wie ihre eigenen Bewegungen.

Während eines Vormittagsausfluges aß sie Frühstück bei einem Bauern, bei dem sie einmal zusammen mit ihrem Onkel eingekehrt war. Der Bauer sagte:

„Diesmal sind Sie allein, ohne Ihren Onkel. . . Seine Dame will wohl nicht, daß er mit Ihnen fährt?“

„Welche Dame?“

„So eine hübsche, junge, mit dunklem Haar . . .“

Das konnte nur Frau Kostizina sein; also war es doch wahr!

Zuweilen suchte Fenja ihren Onkel in seinem Büro oder in der Fabrik auf und schritt mit ihm durch die Werkstätten; der rot-haarige englische Techniker ging ehrerbietig in einiger Entfernung hinter ihnen her. Kirill Kirillowitsch erklärte seiner Nichte den Betrieb und geriet dabei allmählich in Eifer.

„Dir ist das etwas Fremdes und Fernes, für mich aber liegt ein Stück meiner Seele darin: es ist mein Werk, meine Schöpfung. Verstehst du, daß so etwas zu einer Leidenschaft werden kann? . . . Diese Fabrik ist ein großer komplizierter Organismus, der eine Seele und Nerven hat. Der Mensch muß eins werden mit der Maschine, sich als ein Teil der Maschine fühlen, das ergibt eine einheitliche Harmonie der Arbeit. Jede seiner Bewegungen muß dem schwingenden Rad entsprechen, daß sie zusammen ein Ganzes bilden, seine Spannung muß sich in den Rhythmus der Maschine einfügen, und je mehr er sich ihr anpaßt, um so zweckentsprechender verwertet er seine Energien; er soll nie eine unnütze Bewegung machen, jedes Heben der Hand, jedes Rücken des Körpers muß dem Gang der Maschine entsprechen. Du darfst nicht denken, daß eine solche Arbeit dem Menschen seine Individualität raubt, ihn selbst zum Mechanismus macht. Wenn er sich eins fühlt mit dem ganzen Arbeitsorganismus als ein Blutkörperchen, das das Ganze speist und aus diesem Ganzen seine ver Hundertfältigte Kraft zieht,

so wird er seine Arbeit niemals als Last empfinden. Ja, gewiß, ich gehe auf Erwerb aus, ich brauche Geld, viel Geld, aber nicht die Anhäufung von Reichtum ist mein Ziel, sondern die Arbeit, die ich mit diesem Gelde leisten kann, der Weiterausbau meines Werkes. Ich will, daß meine Fabrik zum beherrschenden Mittelpunkt auf diesem Gebiete der Gütererzeugung wird. Ich sehe im Geist zahllose weitere Gebäude um diese herum emporwachsen, in denen Zehntausende von Arbeitern beschäftigt sind, Hunderte von Maschinen ihnen helfen, nutzbringende Erzeugnisse in die Welt zu schicken. Meinen Fachkollegen ist es ein Stein des Anstoßes, daß ich meine Arbeiter menschenwürdig behandle! Wer aber kann mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich um das Wohl meiner Helfer besorgt bin? Ich habe ihnen eine Konsumgenossenschaft eingerichtet, wo sie billiger kaufen als sonstwo, eine Badeanstalt; sie haben ihre eigene Krankenkasse, ihre gemeinnützige Unterstützungskasse; eben wird der Bau einer Teehalle fertig, die ihnen zur Erholung und zur Zerstreuung dienen soll. Ich will, daß dieser Arbeitsorganismus ein einheitliches, gesichertes Leben lebe, daß sein Blutkreislauf gesund ist, daß die aufgespeicherte Energie in immer weitere Bahnen geleitet und nichts nutzlos vergeudet wird. Ich, ein Industrieller, ein Kapitalist, wie man so sagt – ich tue vielleicht mehr für den wahren Sozialismus als die geschworenen Sozialisten selbst! Ja, wenn es sein muß – und sein kann, ohne dem Werke zu schaden –, bin ich bereit, morgen ihnen das alles in die Hände zu geben, niemals aber, um keinen Preis, könnte ich aus freiem Willen meine Idee, mein Werk aufgeben, ich gehöre zu ihm, es ist aus mir gewachsen und mit mir verwachsen. Und dieses Bewußtsein, das Bewußtsein dessen, daß dies meine Schöpfung ist, die Frucht meiner Arbeit, Ziel und Zweck meines Lebens – das ist mir tausendmal wertvoller als der Gewinn, den das Werk mir gibt. Und wieviel verbrauche ich denn für mich persönlich? So gut wie alles, was einkommt, wird wieder zurückgeführt zum Weiterausbau und zur Verbesserung des Betriebes. Die Bezeichnung ‚Kapitalist‘ ist mir geradezu unangenehm, sie entspricht keineswegs der wirklichen Lage der Dinge; in Wirklichkeit bin ich nichts weiter als der erste Angestellte dieses Werkes, der dafür aber auch die größte Arbeits- und Verantwortungslast trägt. Ein Schlemmerleben zu führen, Verschwendungssucht liegen mir fern – liegen unsereinem überhaupt fern –, und das wäre auch gar nicht möglich: das würde mein Schaffen, also Sinn und Zweck meines Daseins untergraben, und meine Arbeiter würden sich von mir abwenden,

meine Idee eines werktätigen Lebens und Schaffens würde also in sich zusammenbrechen.“

„Aber, Onkel Kirja, bin ich denn keine Verschwenderin?“

Drakin lachte bei der naiven Frage seiner Nichte laut auf.

„Wenn du zehnmal so viel ausgäbest, könnte man kein Wort darüber verlieren. Es kommt nur darauf an, daß du dein Geld, das Erzeugnis fremder Arbeit, nicht sinnlos verschleuderst. Durch jede Kopeke, die du nutzlos verschwendest, begehest du in meinen Augen ein Verbrechen, denn das hieße, daß du keine Achtung vor der arbeitenden Menschheit hast.“

„Ich schicke aber doch Geld an Nikodim und helfe ihm dadurch, gegen Sie zu kämpfen.“

„Na, ich denke, daß Nikodim Alexandrowitsch und ich nicht nur Freunde sein, sondern auch zusammen arbeiten werden.“

„Wirklich, Onkel Kirja?“

„Wie gesagt, ich bin ja nicht Kapitalist, sondern nur Arbeitsorganisator; meine Arbeit besteht darin, daß ich anderen Menschen Arbeitsmöglichkeiten schaffe: warum sollte er mir dabei nicht behilflich sein?“

Das Gesicht des Ingenieurs war erregt, in seinen Augen – was an ihm überraschte – flammten jähe Funken auf; während er sprach, holte er mit dem Arm weit aus, als könnte ein Wink seiner Hand zahllose Fabrikgebäude aus dem Boden zaubern und diesen ganzen wimmelnden menschlichen Ameisenhaufen ins Unendliche anwachsen lassen.

Die kleine Fenja hatte ihrem Onkel Kirja aufmerksam zugehört, und seine Erregung teilte sich ihr mit; hingerissen sagte sie:

„Onkel Kirja! Ich liebe Sie. . . Sie sind so anders als sonst, so jung . . .“

Er geleitete sie zum Tor hinaus, legte den Arm um ihre Schultern.

„Das kommt daher, meine kleine Fenja, weil du anders geworden bist, mit anderen Augen die Welt betrachtetest, mit dem Blick des Erwachsenen – da sieht man mehr.“

Eines Abends, als Kirill Kirillowitsch sie zu einem Festabend abholen kam, sagte sie:

„Danke, Onkel Kirja, aber ich bleibe lieber zu Hause.“

„Warum, Fenja?“

„Ich gehöre jetzt nicht mir selbst . . .“

„Ich verstehe nicht, was du meinst.“

„Ich gehöre nicht mir selbst, denn ein anderes Wesen, ein neuer

Mensch lebt in mir, der noch ich selbst bin, und den will ich vor Aufregung bewahren.“

Sie sagte es klar und schlicht. Drakins glattrasiertes Gesicht blickte ernst und besorgt. Fenja fürchtete Fragen und fuhr fort:

„Ich glaube, im Januar bekomme ich ein Kind. . . Ich habe es so herbeigesehnt! Sein Vater ist der, den ich liebhave, Onkel. Und Sie sollen Taufpate sein . . .“

„Jetzt verstehe ich, warum du so einen erwachsenen Eindruck machst. Ich freue mich mit dir, meine kleine Fenja. . . Weiß Mutter schon?“

„Ich will es ihr selbst sagen. Sie müssen mir aber in allem zur Seite stehen, Onkel Kirja. . . Er soll auch ein Blutkörperchen in dem großen Arbeitsorganismus sein, nicht wahr, Onkel Kirja?“

Im Herbst reiste Fenja nach Petersburg. Ihre ruhige Klarheit machte auch ihre Tage ruhig und klar. Des Abends, nach den Vorlesungen, schrieb sie oft Briefe an Nikodim; auf eine Antwort von ihm hoffte sie nicht mehr.

Gespannt, freudig erregt wartete sie auf die erste Regung des in ihr keimenden Lebens. Wurde diese Erwartung gar zu stark, so verließ sie das Kolleg und ging in ein Museum. An den Werktagen waren hier nur wenige Menschen, die endlosen Säle lebten ihr eigenes Leben. Sie blieb hinter kopierenden Schülern der Akademie stehen, sah ihnen zu, tauschte ein Lächeln aus und schritt weiter, zu ihrem geliebten Bilde „Christus auf der Insel Patmos“: reife Weintrauben, eine glühende Sonne, Wein und zärtlichkeits-trunkene Freude, straffe Glieder, die unter dem Bronzehauch des Sonnenbrands wie aus Metall, dem edlen Metall ewigen Lebens gegossen schienen und in der Umarmung weiblicher Körper die Seligkeit der Liebe schlürften – der zornsprühende Blick des Asketen, die bekümmerten, gesenkten Gesichter der Jünger – lebensfremd, feindlich, bereit, das befruchtende Sprossen der Lebensfreude abzutöten. Ihr kam der Wunsch, selbst solch eine schwere durchsichtige Weintraube in die Hand zu nehmen, die Berührung jenes kleinen nackten Kinderkörpers auf ihren Armen zu spüren, dessen kleine Händchen verlangend nach den großen prallen Trauben griffen. Sonne, Wärme, heiße, fruchttragende Erde und Himmel! . . . So sollte auch ihr Kind sein, dachte sie träumerisch; allein das Empfinden seiner Nähe mußte einen in ein Lächeln der Glückseligkeit hüllen. . . Ihr Blick hing an den großen Augen des Kindes, das nach den Trauben langte, an den kastanienbraunen

Ringellöckchen, als sie plötzlich tief Atem holte und eine Hand aufs Herz legte – in ihr hatte sich etwas geregt. . . Unruhig und klar hörte sie ihr Herz pochen, und aus ihren Händen, aus den Fingerspitzen ging eine Wärmewelle aus, die ihren ganzen Körper durchflutete, freudig und erregend. Der Stoß wiederholte sich noch einmal, ein befriedigendes Lächeln erstrahlte auf ihrem Gesicht, das von den weitgeöffneten Lidern auszugehen schien und sie wie ein leichter Hauch umhüllte. Lange lauschte sie stumm in sich hinein, wagte nicht, sich zu rühren, um den seligen Augenblick voll auszukosten; doch es geschah nichts weiter. Es war spät geworden, die Säle hatten sich geleert, der Museumsdiener, der eine Staffelei vorübertrug, hüstelte diskret, um die reglose Gestalt aus ihrer Versunkenheit zu wecken.

Die kleine Fenja lauschte jetzt immer in sich hinein. Die Stöße wiederholten sich regelmäßig jeden Abend, wenn sie, halb wachend, halb schlummernd, erwartungsvoll in ihrem Bette lag und von einem ebenso strammen Buben träumte, wie der auf jenem Bilde; dann lächelte sie freudig, beglückt.

Nach Ablauf der Weihnachtsferien blieb sie längere Zeit zu Hause, ihr Studium unterbrechend.

Die Geburt des neuen Menschenwesens blieb anfangs Geheimnis innerhalb des Drakinschen Hauses. Fenjas Mutter hatte schon damals, als ihre Tochter sie einweihte, darauf verzichtet, ihr Vorwürfe zu machen, oder die Empörte zu spielen. Seitdem das junge Mädchen in die neue Hälfte des Hauses zu ihrem Onkel übergesiedelt war, hatte sich das Leben ihrer kleinen Fenja von dem ihren getrennt; sie vertraute ihrem Bruder, seiner Kraft und Einsicht und seinem Einfluß auf ihre Tochter. Über den Kleinen, der nach seinem Vater den Namen Boris erhalten hatte, freute sie sich und nahm der jungen Mutter die Sorge um das Kind ab.

„Du bist jetzt selbst Mutter – da mußt du auch selbst entscheiden, wie es weiter werden soll.“

„Ich muß mein Studium beenden, Mama – sowohl um meinetwillen als auch um ihn, um meines kleinen Borja willen.“

„Das ist deine Sache, an Fürsorge soll es deinem Kinde nicht fehlen. So habe ich auch jetzt wieder jemand, für den ich sorgen kann, und brauche mich nicht mehr mit den langweiligen Nonnen abzugeben . . .“

Fenja blieb den Frühling und Sommer über bei ihrem Kinde. Im Herbst reiste sie wieder nach Petersburg. Sie schrieb jetzt nur

selten an Nikodim, ließ ihm aber regelmäßig Geldüberweisungen zukommen. Petrowskij blieb stumm. Kirill Kirillowitsch war im Sommer nach Petersburg gefahren und hatte, ohne seiner Nichte gegenüber ein Wort darüber verlauten zu lassen, erneut Schritte im Ministerium unternommen, um Petrowskij's Befreiung zu beschleunigen; ein weiterer Scheck auf den Crédit Lyonnais hatte die Obrigkeit angespornt, und Drakin hatte die Versicherung erhalten, daß Schritte zur Rückkehr des verbannten Studenten unverzüglich unternommen werden würden.

3

Die langen Herbstabende mit ihrem Nebel, den glimmenden Laternen auf den Straßen, dem gegen die Scheiben rieselnden feinen Sprühregen und dem gedämpft heraufklingenden Rattern der Straßenbahnen waren der kleinen Fenja ebenso freudig willkommen wie der heitere Sommer. Aus dem Kolleg zurückgekehrt, legte sie sich, ohne Licht anzumachen, auf den Diwan nieder und suchte, sich ihr Kind vorzustellen. Nicht schmerzliche Schwermut – dazu hatte sie keine Zeit –, doch leise Wehmut, voll Liebe zu dem fernen Kleinen, schlich sich in den stillen Dämmerstunden in ihr Herz. Ein Sehnen war in Leib und Händen nach dem warmen kleinen Körper, der immer so zärtlich und traut war in seinem ungeduldigen Weinen, wenn die kleinen Lippen gierig nach der strotzenden Brust haschten und schmatzend Kraft und Leben in sich saugten, und unter deren Berührung die kleine Fenja erbehte und lächelte, und das Lächeln sie ganz durchströmte, bis das warme Klümpchen Mensch die Brust schließlich gesättigt fahren ließ und in Schlummer sank. Ein Verlangen war in ihr, auch jetzt eben das kleine Wesen auf ihren sehnenden Armen zu spüren, es in ihre mütterliche Zärtlichkeit einzuspinnen; von innen heraus kam dieses in seiner hartnäckigen Nachdrücklichkeit zuweilen peinigende Drängen, von ihrer überschüssigen Kraft ihm abzugeben. Entschlossen aber suchte sie dieses Gefühl sogleich wieder zu unterdrücken; im Frühjahr, wenn sie ihre Prüfungen abgelegt hatte, würde sie wieder bei ihrem kleinen Borja sein, bis dahin mußte sie tapfer bleiben – es würde schon vergehen.

Sie heizte den Ofen an, wärmte sich an den lustig aufsprühenden Flämmchen, die um die Birkenscheite hüpften, bereitete sich Tee und setzte sich an die Bücher. Jede durchgenommene Seite brachte den Tag ein Stückchen näher, da auch sie ein Teilchen der werk-

tätigen Menschheit sein und mitwirken würde an den vielfältigen Aufgaben des schaffenden Lebens. Sie dachte an die Fabrik ihres Onkels, an Krankenhäuser, Lanzetten, die Wunder des Mikroskops...

Von Nikodim erwartete sie keine Briefe mehr und wußte gar nicht, wie es um ihn stand. Doch das Geld, das sie ihm sandte, kam nicht zurück, also gelangten ihre Überweisungen an ihr Ziel. Sie schrieb ihm wie früher, doch mit jedem Monat seltener, nur damit er wisse, daß er einen Menschen in der Welt habe, zu dem er kommen könne, um auszuruhen.

Eines Abends, müde nach dem Hin und Her auf der Hochschule und in der Stadt, lag sie in der Dämmerstunde ruhend auf dem Diwan in ihrem Zimmer.

Es klopfte an der Tür; sie dachte, es sei die Wirtin mit einem Brief oder Walja Shurawlowa.

„Herein . . .“

Jemand stellte etwas Schweres vor der Tür auf den Boden, öffnete diese halb und blieb unschlüssig stehen.

Eine Stimme, die ihr fremd klang, fragte:

„Wohnt Fjokla Timofejewna Grakina hier? . . .“

Erschrocken sprang sie auf; einen Augenblick schien ihr, es wäre jener, der Rothaarige, an dessen Namen sie sich eben gar nicht mehr erinnerte.

„Wer ist da?“

„Ich bin es, Petrowskij . . .“

Jäh strömte Vergangenes auf sie ein. In Erwartung ihres Kindes, in sich und in ihre Liebe zu dem Vater ihres Kleinen vertieft, hatte sie schließlich Nikodim nicht mehr ganz deutlich vor sich gesehen, ja sich ihn gar nicht mehr recht vorstellen können, als hätte er, entschwunden im Meer des Lebens, sich aufgelöst wie ein Nebelgebilde; das Gedenken an ein in die Ferne entglittenes, kaum noch körperliches Wesen war ihr geblieben. Und als er nun so jäh und unerwartet vor ihr stand, wiedererstand er jählings auch in ihr, lebte auf, aber auf eigene Weise. Ihr Erschrecken verwandelte sich in Unruhe – was konnte sie ihm geben? Flüchtig durchzuckte sie das Gefühl, das sie dreimal zu ihm getrieben hatte, da sie sich nach seiner Liebe sehnte, aber es erlosch sogleich wieder, keine Stütze in ihrer Seele findend, und ihre Unruhe ging in zarte Besorgnis um den ihr nahen Menschen über; er war ihr nah wie ihr Kind, und da wurde sie wieder ruhig. Sie wußte nur eines, – daß sie sehr behutsam, sehr zartfühlend sein mußte, um einen vielleicht

kranken, erschöpften Menschen nicht zu verletzen. Und doch war eine Unruhe in ihr, aber nicht um sich – um ihn, der in seiner Vereinsamung hilfsbedürftig war, das warme Mitgefühl eines liebenden, starken Menschen brauchte. Sie fühlte in diesem Augenblick, daß sie durch ihre Briefe an ihn eine große Verantwortung auf sich genommen hatte, – in diesen Briefen hatte sie ihn gerufen, davon gesprochen, daß sie ihn erwartete, hatte ihn und seine Gefährten unterstützt und vielleicht in ihm Hoffnungen auf mehr als Freundschaft genährt. . . All das strömte in den kurzen stummen Augenblicken auf sie ein, da sie das Licht einschaltete.

In seinem alten, nicht zugeknöpften Mantel mit halb ausgerissenen Seitentaschen, in seiner zerknüllten Studentenmütze, derselben schwarzen Studentenjoppe, deren zerfetztes Futter sichtbar war, in unten ausgefransten Hosen stand er immer noch unentschlossen an der Tür. . . Die tief in den Schädel gesunkenen, schwarzumrandeten Augen unterstrichen noch die gelbliche Farbe seines hageren Gesichts. Die Haare hingen ihm in kleinen dünnen Strähnen in die Stirn.

Während Fenja auf den Tisch zuschritt, strich sie sich mechanisch über das Haar, und als sie den Stecker in die Anschlußdose gedrückt hatte, wandte sie sich um. Wandte sich um und blieb am Tische stehen, ein wenig zurückgebeugt, die Hände leicht auf die Tischplatte gestützt. Aus Nikodims Gesicht, ja aus seiner ganzen Gestalt sprachen Erschöpfung und Unentschlossenheit. Er sah Fenja an – auch er hatte sie sich anders vorgestellt –, sie schien ihm größer geworden und ganz verwandelt. Der hilflose Ausdruck ihrer Augen, die früher immer etwas zu suchen schienen und aus denen herausfordernde Erwartung sprach, war verschwunden, dagegen wurde jetzt der Ausdruck ihres Gesichts durch ein klares, ruhiges Lächeln bestimmt, aus dem Unabhängigkeit, ja vielleicht Stolz sprach. Das kurze gespannte Schweigen war quälend. Jeder erwartete von dem anderen das erste Wort, als hinge von ihm ab, wie sich ihre Zukunft gestalten würde. Der kleinen Fenja huschte sogar flüchtig durch den Sinn, daß sie ihn, wie er jetzt war, gar nicht mehr lieben könnte, und ein großes Mitleid überkam sie, der Wunsch, ihm ein lieber Freund zu sein, ihm ihre Kraft einzuflößen. Ihre Hände glitten von der Tischplatte, ihr Körper löste sich, und leise schritt sie, beide Hände ihm entgegengestreckt, auf Petrowskij zu.

„Nikodim, Liebster, was ist mit Ihnen? . . .“

Du zu ihm zu sagen, hatte sie nicht gewagt.

Petrowskij ergriff ihre Hände, sein Kopf sank tief auf die Brust, der Druck seiner Hände wurde schwach, aber er hielt immer noch die ihren, als fürchtete er, wenn er sie entschlüpfen ließe, etwas ihm unendlich Wertvolles zu verlieren, das er dann niemals mehr wiederfinden würde ... Mit dumpfer, schwacher Stimme antwortete er:

„Ich komme zu Ihnen ...“

„So treten Sie doch näher, legen Sie ab ...“

Während sie Tee bereitete und aus dem Schrank Brot und kalten Aufschnitt hervorholte, saß Nikodim auf dem Diwan und musterte das Zimmer und Fenja. An solch eine Umgebung war er schon lange nicht mehr gewöhnt – ein ruhiger Schreibtisch, eine elektrische Lampe, deren grüner Schirm ein wenig schief stand, ein breiter Lederdiwan mit hoher, gerader Rückenlehne, von einem Büchersims umkleidet, auf dem Bücher und eine Vase mit Blumen standen, ein sauberes Bett mit warmer Steppdecke, ein großer Schrank, ein Büchergestell, und Fenja, die emsig hantierte – größer geworden während dieser Jahre seiner Abwesenheit, kein junges Mädchen mehr, aber eigentlich auch noch keine junge Frau, herrlich erblüht in einem sorglosen, freudigen Leben – wie konnte es auch anders sein, wenn ein Mensch weder Sorgen, noch Leid, noch Hunger kennt, und nicht seine Mitmenschen neben sich hinsterben, an Gram und Entbehrungen zugrunde gehen sieht, als Todgeweihte, weil sie anderen helfen wollten ... Nach der dünnen Friesdecke, unter der er gefroren hatte, nach der schmutzigen Bauernstube, dem ärmlichen Zimmer später in der Stadt bedrückte ihn die ungewohnte Umgebung ... Als er vom Bahnhof bis zu ihrer Wohnung, den endlos langen Weg, mühsam seinen zerschundenen, farblos gewordenen Koffer schleppte, hatte er sich vorgeredet, er würde bloß auf einen Augenblick bei ihr vorsprechen, nur um ihr zu sagen, daß er ihre Briefe nicht gelesen – er hatte sie alle ungeöffnet sorgfältig verbrannt – und ihr Geld nicht für sich verwendet habe, nur ganz zuletzt eine geringe Summe, als er schwer erkrankt war und nicht arbeiten konnte. Und dann wollte er ihr noch sagen, und darum vor allem war er hergekommen, daß er ihr das Geld zurückerstatten würde, unbedingt ihr wieder zurückgeben würde, sobald er erst durch Privatstunden einen Verdienst habe und wieder in die Hochschule eingetreten sei, nur darum sei er ja auch wieder nach Petersburg gekommen, doch nicht um Fenjas willen, die liebe er ja auch gar nicht, ein Proletarier und Sozialist könne doch nicht

ein so schönes, reiches Mädchen lieben! Das alles wollte er ihr sagen, aber Fenja gab fast gar nicht acht auf ihn, eilte geschäftig hin und her...

Sie hatte eine saubere Serviette über eine Seite des Schreibtisches gedeckt, Tee und einiges zum Essen aufgetragen, setzte sich nun neben Nikodim auf den Diwan und wiederholte ihre Frage:

„Nikodim, Liebster, was ist mit Ihnen? ...“

Ihre Stimme klang noch tiefer und weicher und rührte an sein schlummerndes Gefühl, das zu unterdrücken er so hartnäckig und verbissen bestrebt gewesen war. Da begann er von dem zu sprechen, was er ihr sagen wollte.

„Ich bin hergekommen, um Ihnen zu sagen, und das habe ich mir lange überlegt, daß ich eigentlich ... Es stimmt nicht ganz, aber einerlei! Also, verstehen Sie, ich habe Ihr Geld nicht für mich benutzt, habe immer alles meinen Gefährten abgegeben ... Gott, wenn Sie das Elend gesehen hätten ... Sie könnten dann nicht mehr so leben, der Bissen würde Ihnen im Halse steckenbleiben ...“

Ihm fiel ein, daß er schon lange nicht mehr ordentlich gegessen hatte, schon viele Tage nicht mehr, wie lange, hatte er vergessen, und die letzten zwei Tage überhaupt nichts mehr, und daß er den Kopf abgewandt hatte, wenn die Mitreisenden auf dem kleinen Tisch am Fenster des Abteils Brot und kalten Aufschnitt auspackten. Verstohlen warf er einen gierigen Blick auf das Essen auf dem Tisch, unterdrückte aber sein Hungergefühl und schluckte nur hastig den Speichel hinunter, der ihn am Sprechen hinderte. Auf dem Bahnhof hatte er Wasser getrunken, endlos Wasser getrunken, um das Hungergefühl zu betäuben. Leiser fuhr er fort:

„Ich wollte kein Geld von Ihnen annehmen und habe das auch die ganze Zeit durchgeführt, aber zuletzt ... Verstehen Sie, ich war krank geworden, und man hat mich genötigt, gezwungen, meine Kameraden ...“

Fenja sagte wieder, ganz leise, gequält:

„Liebster, was ist mit Ihnen? ...“

Nikodim sah sie an, einen kurzen Augenblick, zwang sich, seine Gedanken zu sammeln – der Faden entglitt ihm immer wieder, aber er mußte es ihr doch sagen, die Hauptsache ... Krampfhaft furchten sich seine Brauen, er fuhr mühsam fort:

„Ja, also, ich habe Ihr Geld doch angenommen, aber nur ein-

mal, verstehen Sie, einen einzigen Monat, und ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen das zurückzahlen werde, bestimmt zurückzahlen werde . . . Es war mir unsäglich peinlich, aber . . . damals ging es mir sehr schlecht. Und Ihre Briefe habe ich nicht gelesen, nur die zwei ersten, und ich hatte Ihnen gar nichts zu sagen . . . Die übrigen habe ich immer verbrannt, sorgfältig, damit niemand sie läse . . . Das wollte ich Ihnen auch sagen.“

Seine Stimme brach, er verstummte.

Fenja ergriff seine Hände, sie waren kalt und feucht und zitterten vor Erregung.

„Du Armer! . . . Lieber! . . .“

Er war aber noch nicht zu Ende. Heiser, und da seine Stimme drohte sich zu überschlagen, fast schreiend, rief er:

„Das alles ist Ihnen ja auch ganz gleichgültig . . .“

Er fühlte, es war zu Ende mit seiner Kraft; er hatte alle seine Kräfte mit einer großen Anstrengung gesammelt, um ihr alles zu sagen, was sich in ihm angesammelt hatte, aber eben konnte er nicht weiter, konnte nicht mehr . . . Vielleicht nur darum, weil ihm so fürchterlich übel war durch diesen verdammten Hunger und die Speisen auf dem Tisch ihn so reizten, daß ihm schwindlig wurde. Er mußte noch das letzte sagen, die Hauptsache, und dann würde er gehen, ohne auch nur ihre Hand zum Abschied berührt zu haben . . . Da stand aber Fenja, die bisher gezögert hatte, aus Furcht, ihn zu verletzen, unerwartet auf, ohne seine Hände, die sie noch immer in den ihren hielt, loszulassen, so daß auch er aufstehen mußte, und führte ihn an den gedeckten Tisch. Er spürte, er war zu schwach geworden, um seinem Hunger länger zu widerstehen, und beschloß, nur ein einziges Glas Tee zu trinken und ein Stückchen Brot zu essen, um seine Schwäche zu überwinden, und dann würde er gleich gehen – wohin, daran dachte er nicht; da war auch nichts erst zu bedenken, einfach geradeaus, vielleicht in eine Nachtherberge, und eben folgte er ja gar nicht Fenjas Stimme, nein, der Hunger trieb ihn, vor allem aber – Fenja hatte ihn wieder mit „Du“ angeredet, und dann, ihre Stimme hatte schmerzlich gebebt, und das . . . das konnte er doch gar nicht hören!

„Jetzt setz’ dich hin und iß! . . . Tu mir nicht so weh, Nikodim . . .“

Fenjas Schmerz war um so schärfer, da sie sich nicht schuldlos ihm gegenüber fühlte. Sie hatte ihn gerufen, ihm Hoffnungen auf Glück gemacht, weil sie selbst glücklich war und voll über-

schüssiger Kraft und Lebensfreude. Sie hatte niemals daran gedacht, daß der Mann, der sie liebte, ihre Hilfe zurückweisen könnte, ja ihre Sorge um ihn weher, verletzender empfinden mußte als die schlimmste Beleidigung. Und plötzlich sah sie das fröhliche Gastgelage auf der Veranda des Kasinos im Stadtpark vor sich, mit ihrem Onkel und den sorglos ausgelassenen Studenten und Freundinnen, als sie in ihrer Geborgenheit, aus Überschuß an Lebenskraft und Wohlbehagen, in der fröhlichen Gesellschaft eine Sammlung zugunsten dieses leidenden Menschen veranstaltet hatte! Sie haßte sich in diesem Augenblick für ihr Tun. Vielleicht lag er damals hungernd und krank darnieder, einsam und verlassen, während sie sich in halb trunkener Kumpanei vergnügte und ihren Spaß an den verliebten Blicken und Worten hatte, die die jungen Leute unter sich austauschten, nachdem der Wein Zungen und Herzen gelöst hatte, und sie mit ihnen fröhliche Lieder sang. Sie war mit schuld an seinen Leiden auch darum, weil sie damals nicht aufgemerkt hatte und Kaljabins Verrat dadurch möglich geworden war. Er war ihr lieb und teuer, Freund nannte sie ihn, als er aber erschöpft und zerquält jetzt zu ihr geflüchtet war, da hatte sie keine klaren, schlichten Worte gefunden, an denen er sich hätte wieder aufrichten können! Eine warme Zärtlichkeit zu ihm erwachte in ihrem Herzen, in der vielleicht etwas Mütterliches, zugleich aber auch etwas Frauliches lag. Je stärker dieses Gefühl wurde, desto klarer wurde es auch wieder in ihr.

„Wie hast du dich nur so herunterbringen können! ... Nicht sprechen – iß jetzt, iß – ganz still sollst du sein –, sprechen kannst du später...“

Ihr Gespräch mit ihrem Onkel Kirja fiel ihr ein, seine Ausführungen über die Arbeit...

„Wenn du es nur wagst, mir jemals das Geld zurückzugeben! ... Du weißt ja noch gar nicht, warum Onkel Kirja deine Befreiung bewirkt hat ... Wenn ich nur geahnt hätte, daß es dir so schlecht ging ... Aber du schwiegst ja ... Und doch bin ich dein Freund, und du bist mir nah, ganz nah...“

Petrowskij trank hastig seinen Tee und aß ein kleines Stückchen Brot mit Butter dazu; er rührte nichts weiter an. Er vernahm kaum, was sie sagte, hörte wohl den Ton der Worte, aber ihr Sinn glitt an seinem erschöpften Bewußtsein vorüber. Dann dachte er wieder daran, daß er ihr jetzt noch die Hauptsache sagen müsse, das, was ihn eigentlich hergetrieben habe; und er

suchte sich auszumalen, wie er gleich aufstehen und ihr sagen würde, daß er gehe und niemals mehr zurückkommen würde: es könne keinerlei Gemeinschaft geben zwischen ihr und ihm . . .

Er zog seine Studentenjoppe mehrmals zurecht, doch als er das Glas geleert hatte, wurde es dunkel vor seinen Augen; er wußte noch, daß er aufstand, ein paar Schritte machte und plötzlich taumelte. Was nachher geschah, wußte er nicht mehr . . .

Fenja war bestürzt aufgesprungen und hatte den Zusammenbrechenden in ihren Armen aufgefangen. Sie schleppte den Ohnmächtigen an den Diwan, bettete ihn, knöpfte ihm das Hemd über der Brust auf, nahm ihm den Kragen ab, der von innen gelb und von außen schwarz war. Sein ausgemergelter Körper war schweißnaß, Schlüsselbein und Rippen traten scharf unter der Haut hervor, die ebenso gelb war wie sein Gesicht. Fenjas Bewegungen waren schnell und sicher, ohne Hast. Sie nahm ein Handtuch, tauchte es in die Waschschüssel, drückte es aus und legte das eine Ende auf seine Stirn, das andere auf seine Brust, bettete seinen Kopf höher, strich ihm leise die Haarsträhnen aus der Stirn; dann lauschte sie auf seine Atemzüge. Sie setzte sich neben ihn auf den Diwan und flüsterte, während sie das Handtuch auf seiner Stirn hielt:

„Nikodim, du Lieber, wie kann nur ein Mensch sich so herunterbringen?!“

Ihr war, als bewegten sich seine Lippen; sie flüsterte wieder:

„Warum war das nötig?!“

Langsam kehrte das Bewußtsein zurück. Zuerst schien ihm, er sitze im Eisenbahnwagen und starre gierig auf das Essen der Mitreisenden, und da wurde ihm wieder übel; darauf sah er sich durch die verlorenen Nebenstraßen der Petersburger Vorstadt auf der Suche nach Fenjas Zimmer irren. Er schlug die Augen auf, starrte Fenja eine Weile verwundert an; schließlich begriff er, daß er sich in ihrem Zimmer befinde und ihm vor Hunger wohl schlecht geworden war. Sogleich schob er ihre Hand von seiner Stirn weg, raffte alle seine Kräfte zusammen, stand auf, machte ein paar Schritte auf die Tür zu, wandte sich um und versuchte auszusprechen, was ihm so wichtig schien:

„Ich bin nur gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen Ihr Geld zurückgeben werde. Ich brauche keinerlei Hilfe . . . Und jetzt – gehe ich! Das ist alles, ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen. Leben Sie wohl auf immer!“

Die kleine Fenja trat auf ihn zu, ergriff wieder seine beiden Hände und fragte:

„Wohin willst du gehen, Nikodim?“

„Ich muß gehen ... Ganz gleich wohin ... Wohin es immer sei.“

„Aber du hast ja niemand, zu dem du gehen könntest, Nikodim! Du hast jetzt niemand auf der Welt als mich. Wohin also willst du gehen? Und – warum? ... Ich will dir was sagen: Du gehst nirgends hin, du bleibst bei mir ...“

4

Als Petrowskij Fenjas Frage hörte: „Wohin willst du denn gehen? Du hast niemand auf der Welt als mich!“ wurde ihm zum ersten Male klar, daß es wirklich so war; er hatte bisher immer nur bis zu diesem Augenblick gedacht, bis zu dem Augenblick, da er Fenja „die Hauptsache“ sagen und dann auf immer von ihr gehen würde. Hier hatten seine Gedanken immer haltgemacht. Und nun war es so gekommen, daß nicht er, sondern Fenja „die Hauptsache“ gesagt hatte: „Du bleibst bei mir.“

Er senkte den Kopf, sank ganz in sich zusammen, ließ sich auf den Diwan nieder, doch sogleich wieder entluden sich Fetzen seiner großen Anspannung von vorher in erregten Worten.

„Nein, ich bleibe nicht hier, ich kann nicht bleiben ...“

Unmerklich ging auch er auf das vertraute Du über:

„So begreife doch, daß gar kein Anlaß vorliegt, weshalb ich bei dir bleiben sollte, bleiben könnte! ...“

„Es ist bald elf, Nikodim. Bevor du dich auf der Polizei gemeldet hast, findest du nirgends Unterkunft. Wohin willst du also?“

„Ich weiß nicht ...“

Sie setzte sich zu ihm, nahm wieder seine Hände in die ihren.

„Dazu bist du ganz krank, kannst dich kaum auf den Füßen halten. Zuerst mußt du wieder zu Kräften kommen, dann sehen wir weiter ...“

Sie sprach lange auf ihn ein, und je länger sie sprach, desto mehr wich sein Widerstand und zugleich seine Erregung. Er konnte wieder klar denken.

„Ja, Fenja, ich bin eben schwach und allein; unsere Partei ist zertrümmert, aber ich glaube fest daran, daß unsere Idee trotzdem lebt. Sie liegt in der Luft, und es braucht nur etwas Ungeöhnliches zu geschehen, etwas, was die Massen erschüttert, aus ihrer Stumpfheit aufrüttelt, und unsere Idee wird in diesen Massen

aufleben . . . Da wird von dem Halleyschen Kometen erzählt, daß sein Schweif die Erdatmosphäre streifen könne, dann würden alle Menschen verrückt werden. Das ist fast das gleiche wie mit unserer Idee: es braucht nur eine Naturkatastrophe einzutreten, ein Erdbeben, ein großer Krieg, und aus dem Leiden der Menschheit wird ein Durst nach einem besseren Leben, ein Durst nach Gerechtigkeit und Wahrheit erwachen, so, als hätte ein Kometenschweif die Menschheit gestreift; ein reinigendes Feuer wird die Menschen läutern . . .“

„Ein reinigendes Feuer wird die Menschen läutern – das wäre schön, Nikodim!“

„Ja, läutern – nur durch Leid und Blut wird Reinigung erworben, wird der Ruf nach Gleichheit und Freiheit wiedererstehen, und wenn das geschieht, so wird unsere Idee zahllose Helfer unseren eben gelichteten Reihen zuführen, denen wir bloß Führer zu sein brauchen auf den neuen Wegen, um mit Millionen Händen unsere Idee zu verwirklichen! Eben sind wir zertreten, und ich bin obdachlos, aber ich weiß: das kann nur eine kleine Weile dauern, dann aber wird die Saat, die wir gesät, aufgehen. Daran glaube ich aus tiefster Überzeugung . . . Unsere Niederlage ist bitter, und bitter, bitter war der Weg zu dir. Ich habe deine Briefe ungelesen verbrannt – vielleicht, weil ich dich fürchtete, weil ich fürchtete, daß . . . Mir fehlen heute die Worte, verzeih . . . Und ich fürchtete, daß ich bei einem Wiedersehen mit dir nicht würde widerstehen können . . . Ich wollte in eine Nachtherberge, ein Armenhaus, aber ich habe ja nicht einmal die wenigen Kopeken dazu . . . Und wie mühsam war der Weg zu dir, ich schleppte mich kaum noch, ich hatte Angst, daß ich auf der Straße zusammenbrechen könnte oder – das war das schlimmste –, daß du vielleicht nicht zu Hause seist und ich vor deiner Schwelle hinsänke und in Tränen ausbräche . . . Diese Vorstellung war das schlimmste . . . Du bist jetzt ganz anders, ich weiß noch nicht, was es ist, aber es ist etwas Neues, Unfaßbares an dir . . . Mir kommt eben der Gedanke, daß die Menschen nach der Reinigung so lebensfreudig und glücklich sein werden . . .“

„Nach der Reinigung?“

„Ja, nach der Reinigung durch Leid und Feuer! Die Revolution wird die Menschen reinigen, von den Schlacken der Selbstsucht befreien. Leid wird die Menschen enger zusammenschließen, die Menschheit zu einer Wiedergeburt führen. Vielleicht werden wir

nur den Anfang davon erleben und die junge Generation heranwachsen sehen, die unsere Idee einmal verwirklichen wird, und uns an ihrer Freude freuen . . . Ich bin jetzt schwach und hilflos, aber wenn ich dich ansehe, ist mir, als gesunde ich an deiner Schönheit, deiner Gesundheit, deiner Kraft. Vielleicht bist du schon der neue Mensch und dabei ganz anders, als ich mir diesen vorgestellt habe . . . Eigentlich kenne ich dich jetzt gar nicht, weiß nicht, wer, was du bist . . . Eins aber weiß ich: der neue Mensch wird ebenso stark und in sich gefestigt sein wie du . . .“

Es war, als könnte er ohne Ende sprechen. Die Wärme, das stille Zimmer, die ruhigen, großen Augen unter den ebenmäßigen Brauen und dem goldenen Haarkranz taten ihm wohl, daß ihm ganz warm wurde ums Herz, und der Fluß seiner eigenen Worte beruhigte ihn, entlastete ihn nach den Jahren des Schweigens und der Vereinsamung in der unwirtlichen Fremde.

Fenja warf einen Blick auf die Uhr, löste ihre Hände aus den seinen, stand auf.

„Es ist ein Uhr! Wir müssen schlafen gehen.“

Sie sagte es schlicht und unbefangen. Während er sprach, hatte ihn der Gedanke beunruhigt, wie er hier in ihrem Zimmer übernachten sollte, als sie ihn jetzt aber in so selbstverständlicher Weise zum Schlafengehen aufforderte, schien es das natürlichste Ding in der Welt.

„Laß, ich will die Betten machen.“

Er stand auf, ging an den Tisch und blätterte in einem Buch.

„Das wäre gemacht! Also ich schlafe auf dem Diwan und du in meinem Bett.“

„Aber warum denn?! Ich kann doch auf dem Diwan schlafen! Darauf gehe ich nicht ein.“

„Du bist krank, und ich bin gesund, also kommst du ins Bett! Setz' dich ans Fenster. Ich drehe das Licht ab und ziehe mich aus, nachher gehst du dann zu Bett.“

Sie trat an den Tisch und zog den Stecker heraus. Er war gar nicht zu einer Entgegnung gekommen, und sie wäre auch nicht angebracht gewesen, fühlte er. So blieb er denn im Dunkel folgsam am Tische sitzen.

Als Petrowskij im Bett lag, begann er im Dunkeln wieder zu sprechen; das warme Bett, Fenjas Nähe hatten ihn beruhigt.

Fenja hatte bei Petrowskijs Ausführungen zum ersten Male die große Seele gespürt, die in diesem asketischen Körper im heißen Glauben an ihre Sendung flammte. Bei Boris war das

anders, er war ein Mensch, der in seinem reinen Glaubenseifer vielleicht imstande war, in fanatischer Verzückung zu verbrennen – in der Spannung, mit der er auf die Erscheinung der Verstorbenen gehofft und Fenja für seine Braut gehalten hatte und einen Augenblick lang in verzehrender Leidenschaft erglüht war, lag eine ungeheure Kraft, unter deren versengendem Einfluß Fenja eine seelische Wiedergeburt erlebt hatte. In jenem Augenblick wäre es schwer gewesen zu entscheiden, wer der Empfangende, wer der Gebende war – Fenja, die ihn beglückte, oder Boris, unter dessen Glut ihr Körper verbrannte und ihre Seele in erlösender Befriedigung ihre Reinigung fand. Nikodim aber war von einem blinden Glauben an ein Etwas beseelt, er war unerschütterlich von der Lebenskraft seiner weltbeglückenden Idee überzeugt, davon, daß diese Idee sich durchsetzen müsse und werde, da die Welt sonst an ihrem inneren Widerspruch zugrunde ginge . . . Und seine Worte, daß nur durch Läuterung, durch Blut, durch Leid diese lichtere Zukunft erringbar sei, hatten sie tief ergriffen, war doch auch sie durch Fall und Qual hindurch zu Klärung und Läuterung gelangt. Seine Worte, daß der neue Mensch, die kommende Generation, auf die er so große Hoffnungen setzte, ihr vielleicht in manchem ähnlich sein würde, freuten sie und stärkten ihren Glauben an sich selbst. Er hatte sie mit heimlicher Wehmut und Begeisterung angeschaut, als hoffte er aus ihrer Berührung neue Kräfte für seinen Kampf um eine geläuterte Zukunft der Menschheit zu schöpfen.

„Weißt du, oft wenn ich unter meinem Mantel zusammengekauert dalag, habe ich an dich gedacht – wie du jetzt wohl sein magst – dieselbe oder eine andere? Dein erster Brief hat mich verwundert, der zweite, den ich ja auch gelesen habe, noch mehr. Ich fragte mich, ob wirklich du das geschrieben habest, ja mir schien sogar, ich täuschte mich oder du täuschtest mich, um besser zu erscheinen, als du wirklich bist . . . Ich kann dir das jetzt sagen, weil ich weiß, daß es dich nicht verletzen wird . . .“

„Wissentlich habe ich dich nicht getäuscht, Nikodim . . .“

„Jetzt sehe ich das selbst . . . Ach, wenn du wüßtest, was Einsamkeit ist! Ich war einsam unter den anderen, denn ich sah, daß sie bereit waren nachzugeben, ein Kompromiß einzugehen, und das war so niederdrückend! Ich entfernte mich immer mehr von ihnen, und so kam es, daß meine Vereinsamung immer tiefer wurde . . .“

„Wenn ich nur geahnt hätte, wie es um dich stand – ich wäre zu dir geeilt . . .“

„Als ich nach Petersburg reiste, weißt du, da habe ich im tiefsten Innern gewußt, daß ich deinetwegen kam, wollte es mir aber aus Eigenliebe nicht eingestehen . . . Meine Vereinsamung war vielleicht auch darum so zermürbend, weil ich deine Briefe verbrannte, denn immer noch . . .“

Er stockte . . . Er hatte wohl sagen wollen, daß er sie immer noch liebe, spürte Fenja – seine Stimme hatte gebebt. Fenja unterbrach sein Schweigen nicht; sie wollte hören, was er sagen würde.

„Immer noch . . .“

Er brach wieder ab, grübelte, begann aufs neue:

„Und immer noch bin ich einsam . . .“

Und, schon am Einschlafen, sagte er, die erlöschenden Worte leise dehnend:

„Wenn ich nur wüßte, was inzwischen mit dir vorgegangen ist . . .“

Sie lauschte auf die Atemzüge des Schlafenden und spürte, spürte es körperlich, daß ein Mann in ihrem Schlafzimmer war. Es erschreckte sie nicht. Ihre Gedanken kehrten nach innen. Langsam vertiefte sich das Empfinden seiner Nähe, erregte sie. Sie konnte nicht einschlafen.

Als sie, ganz in sich versunken, ihr Kind erwartet hatte, war sie nicht Weib gewesen, kein sinnliches Verlangen war während dieser Zeit über sie gekommen; nachher, nach der Geburt, hatte sie sich ihrem Kinde gewidmet, durch dessen Dasein sie ganz ausgefüllt und alles andere verdrängt worden war; nach Petersburg zurückgekehrt, hatte sie sich eifrig in ihr Studium vertieft und für nichts anderes Sinn gehabt als für ihre Arbeit, um sich und ihres Kindes willen. Und jetzt erst, zum ersten Male, von ihrem Kinde getrennt, empfand sie, daß zusammen mit ihrem Mitleid mit dem erschöpften Manne ein anderes in ihr erwacht war; sie fühlte sich wieder Weib – nicht mehr als jene von Aufbruch und Unruhe erfaßte –, fühlte sich als ruhige, lebensfreudige und liebeshungrige Frau. Das Empfinden seiner Nähe durchströmte den ganzen Körper des wieder erwachenden, gesunden, starken jungen Weibes und war wie ein Hungergefühl – ebenso unerwartet und verlangend. Ihr Kopf war klar, nur über ihren Körper war eine Unruhe gekommen – ein leises Erbeben überrieselte sie von den Armen bis in die Füße hinab. Sie wollte sich strecken und dehnen, tiefer die Luft in sich atmen . . . Sie schlief kaum . . . Als ein Wecker im Nebenzimmer schnarrte, stand sie auf.

Sie bereitete Tee, wartete auf Nikodims Erwachen, schlug ein Buch auf, konnte aber nicht lesen, versank in Sinnen ...

Nikodim regte sich, blickte Fenja erschrocken an.

„Ziehe dich an, ich gehe inzwischen zur Wirtin hinunter, um mit ihr zu sprechen. Fürs erste bleibst du hier bei mir ...“

Heißhungrig fiel er über das Frühstück her. Fenja saß zufrieden neben ihm, ebenso ruhig und schlicht, nur im Kopf hatte sie ein dumpfes Gefühl. Während Nikodim noch schlief, hatte sie beschlossen, daß er einige Tage bei ihr bleiben sollte, bis er wieder zu Kräften gekommen wäre; nachher sollte er entweder zu Onkel Kirja reisen oder in Boris' früheres Zimmer übersiedeln – an das letztere dachte sie mit Widerstreben –, es würde ihr Überwindung kosten, jenes Zimmer zu betreten, wenn Nikodim darin wohnte.

Gleich nachdem er seinen Hunger gestillt hatte, sagte sie:

„Siehst du nun, wie einfach es ist? ... Und du wolltest nicht an meine Freundschaft glauben!“

„Ich weiß nicht, ich bin auch jetzt nicht ganz sicher ... Es fällt mir doch schwer, der Nehmende zu sein ...“

„Und früher? ... Damals warst du vernünftig, und dir kamen keine dummen Gedanken, so muß es auch jetzt wieder sein. Aber machen wir es so, daß du mich nicht zu fragen brauchst, sondern selbst nimmst, was du nötig hast. Geld liegt im Tisch, nimm soviel du brauchst, frage nicht und zähle nicht. Es ist unser gemeinsames Geld ...“

„Früher war das leichter, damals ...“

Er stockte wieder und sah Fenja traurig an. Und wieder endete sie in Gedanken seinen Satz: Damals liebtest du mich ... Er strich sich, wie es seine Gewohnheit war, über das Haar und sagte:

„Damals waren wir andere ...“

Sie lenkte ab, fragte:

„Was gedenkst du zu tun?“

„Ich will mein Studium fortsetzen. Ich will suchen, wieder in die Hochschule aufgenommen zu werden ...“

„Ich bitte dich – erhole dich zuerst eine Weile!“

„Dazu habe ich keine Zeit, ich muß arbeiten. Ich habe soviel Zeit verloren, und vor mir liegt viel Arbeit!“

„Ich wollte dir vorschlagen, zu meinem Onkel zu fahren. Du sagtest gestern, du müßtest von neuem anfangen, es anders beginnen ... Onkel Kirja würde dir helfen ...“

„Was? Dein Onkel? Er würde seinem Feinde helfen?!“

Sein Gesicht flammte auf, aufgeregt stieß er hervor:

„Auch das noch! Verstehst du jetzt, daß es mir schwer fällt, deine Hilfe anzunehmen? Dein Onkel saugt die Menschen aus, und seine Nichte macht sich ein Vergnügen daraus, aus Nächstenliebe und edlem Mitleid seinen geschworenen Feind mütterlich an ihren Busen zu drücken und zu füttern . . .“

„Gott, Nikodim – Onkel hat doch deine Befreiung erwirkt!“

„Großmut des Siegers gegen den zertretenen Feind . . . Kennen wir . . .“

Fenja sprang von ihrem Stuhl auf, mit zornfunkelnden Augen fuhr sie ihn an:

„Nikodim! Wie unterstehst du dich, so über einen Menschen zu sprechen, den du nicht kennst und der dir Gutes getan hat?“

Er stand auf, machte ein paar Schritte im Zimmer, sagte mit dumpfer Stimme:

„Verzeih, Fenja, das ist mir so entfahren, es tut mir leid.“

Einige Tage waren vergangen.

Fenja lag in der Dämmerstunde ausruhend auf dem Diwan. Petrowskij kehrte heim, setzte sich zu ihr.

„Hast du heute etwas erreicht?“

„Ja, ich werde wieder immatrikuliert.“

Seine Stimme klang belegt, als er fortfuhr:

„Es hat sich manches verändert in der Hochschule . . . Dasselbe Gewimmel, dasselbe erregte Hin und Her, aber es steckt keine Seele mehr darin. Von meinen alten Studienfreunden ist fast niemand mehr da, und die wenigen verschont gebliebenen begnügen sich mit schönen Redensarten. Sie behaupten, sie begännen wieder, sich zu organisieren, brauchten erfahrene, zuverlässige Führer. ‚Dir wird man folgen, du hast eine lange Praxis hinter dir!‘ Verbannung nach Sibirien, das gilt ihnen als Praxis! Phrasendrescherei, können ohne Dekoration nicht auskommen! Beamte in Studentenjoppen sind diese Leute, Kolleg, Prüfungen, Arbeit im Laboratorium, das ist ihr Horizont. Wir haben ja auch in Laboratorien gearbeitet und Prüfungen abgelegt, aber wir nahmen auch teil an dem Wohl und Wehe der Allgemeinheit, wir brannten und loderten, jeder Atemzug des großen Lebens fand einen Widerhall in uns Jungen, wir litten mit den anderen, wir kämpften und rangen! Nein, mit den Leuten kann ich mich nicht zu sozialer Arbeit verbinden. Diese Arbeit muß jetzt von unten herauf beginnen, von den niederen Volksschichten aus – wir sind ja aber zerstreut, ge-

schlagen, zertreten! . . . Von Parlamentarismus faseln sie . . . Von Evolution . . . Bilden sich zu ehrsamten Beamten eines Parlaments aus! Und statt geistiger Interessen – Sportvereine, Fußball, Schneeschuhe . . . Dazu Bierabende mit sinnlosem Gerede und Zank, die bei Dirnen ihren Abschluß finden . . . Das wollen Studenten sein! Diplomjäger! Da geh ich wirklich noch lieber zu deinem Onkel. Bearbeite die Arbeiter. Die Werkstätten, die sind jetzt Keimzellen der Revolution, und wenn sie kommt, so kann sie nur von da unten ausgehen, von da unten aus alles durchtränken und entflammen. Ich sagte an jenem ersten Abend, es liege in der Luft, darum muß es um sich greifen, jeden erfassen. Es kommt nicht mehr aus den Universitätslaboratorien oder aus den Wandelgängen des Parlaments, es steigt von unten herauf und wird einmal entflammen, ganz von selbst, und dann wollen wir sehen, wo unsere Führer von gestern bleiben werden! Mit ihrem Parlamentarismus werden sie vor zerbrochenen Krügen stehen, vom Leben selbst über Bord geworfen. Jetzt heißt es für jeden, der einmal am Steuer stehen will: arbeiten! Arbeit und keine Schonung Verrätern gegenüber, denn unser Ziel ist ein höheres als der Einzelmensch, da ist Nachsicht nicht am Platz. Und wenn jeder dem anderen scharf auf die Finger sieht, so wird es keine Verräter mehr geben . . .“

„Gott, das ist doch schrecklich, das ist doch Spionage! Einer soll hinter dem anderen her sein, schnüffeln und spionieren . . .“

„Nichts dergleichen. Aber Kontrolllosigkeit führt zum Zusammenbruch, das eben haben wir ja an uns erfahren. Wenn jeder weiß, daß jeder seiner Schritte kontrolliert wird, so wird er sich zusammennehmen und sich keine ungerechtfertigten Handlungen und Reden erlauben, denn er wird nicht nur die moralische Verantwortung tragen, sondern mit seinem Kopf für seine Taten einstehen müssen . . .“

„Also – töten wollt ihr auch ?!“

„Kampfunfähig machen. Wie – das wird von den Umständen abhängen, vielleicht werden wir auch töten müssen. Dann wird die Partei fest und geschlossen dastehen, tatkräftig sein, ihren Willen und ihre Kampffähigkeit beweisen! Dann weiß ein jeder: Es gibt kein Schwanken und Zaudern mehr: du siegst oder stirbst; wähle! In einer solchen Partei ist die Möglichkeit von Kompromissen ausgeschlossen – eiserne Disziplin stärkt den Glauben an sich selbst und an die Sache, für die du dein Leben einsetzt . . .“

„Das ist ja Fanatismus – du willst Fanatiker schaffen!“

„Ja, Fanatiker, die grenzenlos an die Wahrheit und das Recht ihrer Idee glauben.“

„Dann wird eure Idee zu einem toten Dogma werden, das zu keiner lebendigen Entwicklung, die den wechselnden Forderungen des Lebens entspricht, mehr fähig ist . . . Nein, niemals laß ich das gelten!“

„Du irrst! Wir werden dem Leben nicht taub gegenüberstehen. Wer eine Idee im Leben verwirklichen will, der muß auf die Stimme dieses Lebens lauschen und sich ihm anpassen, doch darf er dabei nie außer acht lassen, daß sein Endziel die vollkommene Verwirklichung seiner Idee in ihrer ganzen Tiefgründigkeit ist, und muß auf dieses Ziel unbeirrt hinsteuern. Wenn der Mensch Flüsse in Stahl und Granit fassen und ihren Lauf regeln kann, so können wir das auch mit dem Leben machen. Disziplin von oben bis unten!“

„Onkel Kirja sprach auch von Disziplin, von Disziplin in der Arbeit, aber es klang anders . . . Das, was du sagst, klingt unheimlich . . . Etwas Grauenhaftes geht davon aus für mein Gefühl.“

Sie stand auf.

„Komm, laß uns Tee trinken.“

Während Petrowskij's Ausführungen verflüchtete sich Fenjas Annahme, seine Verbitterung spreche aus ihm, und sie fühlte etwas Neues auf sich eindringen, was sie früher, vor seiner Verbannung, nicht an ihm wahrgenommen hatte. Vielleicht war er damals auch noch nicht so, vielleicht hatten seine Verbannung und die einsamen Tage der Betrachtung und Selbstversunkenheit in der Fremde diese strenge Idee von der Parteidisziplin in ihm geweckt. Der trockene, heiße Glanz, der beim Sprechen in seine Augen trat, ließ sein hageres Gesicht noch zugespitzter erscheinen. Sie spürte die Kraft in ihm, dies Unheimliche und zugleich Faszinierende, von dem er gesprochen hatte, durchzuführen. Sie lehnte sich innerlich ungestüm gegen diese vorbedachte, kalt berechnende Grausamkeit auf, und doch lag etwas Verlockendes, Entwaffnendes in seinem Zukunftstraum. Sie wäre nicht fähig gewesen, teilzunehmen an diesem Kampf um eine bessere Welt, spürte aber, daß Petrowskij, sehr tief geschaut, irgendwie in der Hauptsache recht hatte. Sie mußte vieles von dem, was er gesagt hatte, innerlich ablehnen, ihrer lebensfrohen Weltauffassung war das fremd, darum wies sie seine Worte zurück; rein verstandesgemäß aber lehnte sie sie nicht ab, sondern gab ihm recht.

Nach dem Abendessen saßen sie beide auf niedrigen Schemeln vor dem brennenden Ofen, und Petrowskij erzählte ihr von seinem Leben in Sibirien, von den Entbehrungen und dem Heldentum seiner Leidensgefährten, die noch immer in der Verbannung lebten.

Je länger Petrowskij sprach, desto mehr zog es sie zu ihm; sie lauschte seinen Worten wie ein Kind einem geliebten Märchen lauscht, das es nicht müde wird immer wieder zu hören. Der Ofen erlosch allmählich, über die Kohlen zog ein leichter graublauer Ascheschimmer; die kleine Fenja aber wollte noch immer seine Worte und seine Stimme hören, die wie eine körperliche Berührung war und zuweilen in heißer Empörung und Zorn aufbrauste, zuweilen zu einem leisen, verinnerlichten Tönen hinabsank.

Mißmutig ging sie schließlich zu Bett und konnte wieder nicht einschlafen. Sie hörte, wie er sich entkleidete, wach lag, seufzte.

„Nikodim . . . komm her . . .“

Sie nahm seine Hand.

„Du leidest? . . . Setz dich zu mir . . .“

Mit einer kaum merklichen Bewegung zog sie ihn an sich. Ihm schwindelte, ein Schwächegefühl überkam ihn, er wußte nicht, was weiter geschah . . .

Zum ersten Male seit langer Zeit schlief er, den Kopf an ihre Brust gebettet, still und ruhig wie ein Kind die Nacht durch.

Am Morgen, als er aufgestanden war, überkam ihn flüchtig ein seltsames Gefühl; er fragte sich: „Liebt sie mich denn?“ Er dachte den ganzen Tag daran, wollte sie fragen – es kam immer nicht dazu. Während sie das Morgenfrühstück aßen, erzählte sie von ihren Autoausflügen im Sommer und wie sie gelernt hatte, den Wagen zu lenken; dann ging sie ins Kolleg. Er wollte sie zurückhalten, doch bevor er den Mund aufgetan hatte, sagte sie, sie habe es eilig, denn sie liebe es, immer pünktlich zu sein; so schwieg er, denn er wollte ihre Tageseinteilung nicht stören. Sie trafen sich zu Mittag im Speisehaus, doch unter all den Menschen mochte er nicht davon reden. Erst am Abend, als sie wieder auf ihren Schemeln vor dem brennenden Ofen saßen, fragte er:

„Liebst du mich denn?“

Verblüfft vernahm er ihre Gegenfrage:

„Wozu brauchst du das zu wissen?“

„Was heißt das?“

„Kann es dir nicht gleichgültig sein, ob ich dich liebe oder nicht?“

Er sah sie an. Dann sagte er ernst:

„Nein, das ist mir nicht gleichgültig.“

„Nun, und wenn ich sagte, daß ich dich nicht liebe – könnte das etwas in dir ändern? Oder würdest du mich dann nicht mehr lieben?!“

Er war so verwirrt, daß er keine Antwort fand.

„Würdest du dann aufhören, mich zu lieben?“

„Niemals! . . .“

„Also brauchst du mich doch gar nicht zu fragen, ob ich dich liebe oder nicht. Das stimmt doch?“

„Aber das, gerade das möchte ich doch wissen?“

„Wozu? . . . Gestern hast du mich nicht danach gefragt – oder hattest du es vergessen?!“

„Gestern hatte ich vor Glück ganz den Kopf verloren . . .“

„Siehst du . . . Also warst du doch glücklich in meiner Umarmung?“

„Ja! Ich kann gar nicht sagen, wie glücklich! . . .“

„Auch ich war glücklich in deinen Armen! Genügt dir das denn nicht?“

„Ja, aber liebst du mich?“

„Ich sage dir die Wahrheit, du aber willst, daß ich lügen soll! . . . Du willst einfach wissen, ob ich jemand vor dir geliebt habe?!“

„Ja, Fenitschka, das will ich auch wissen!“

„Du willst um meine Vergangenheit wissen, bloß um deinen Egoismus zu befriedigen . . . Aber du bist doch Sozialist! Kann es dir nicht einerlei sein, ob ich früher einmal jemand geliebt habe oder auch jetzt noch liebe? Du nanntest mich einmal den neuen Menschen, den Menschen der Zukunft . . . Vielleicht ist das ein wenig so . . . Die Zukunft aber will nur eins – daß der Mensch glücklich sei. Ich habe mich dir hingegeben, und du warst glücklich im Besitz der Geliebten, ohne daß es dir in diesem Augenblick überhaupt in den Sinn gekommen wäre, mich zu fragen, ob ich dich liebe. Das ist das Entscheidende. Liebe ist vor allem Besitz des geliebten Wesens – also bist du glücklich. Was willst du mehr? . . . Und ich? Warum hätte ich deine Liebe ablehnen sollen, wo ich doch wußte, daß ich dir Glück gebe, und selbst die Freude und Seligkeit empfang, nach der ich mich sehnte, und beglückt und erlöst mich meines Lebens freue? Und wenn wir einander gegeben und voneinander genommen haben, was wir geben und nehmen

konnten – ist denn das so wenig?! Wir waren glücklich zusammen – und damit ist alles gesagt und gilt für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in gleicher Weise! Du liebst mich? Schön, liebe mich. Aber frage mich nicht, Eigentumsrechte in der Liebe erkenne ich nicht an. Gewinne ich einen anderen lieb, so verlasse ich dich, und du bist ebenso frei . . . Wir sind keine Sklaven! Und was meine Vergangenheit betrifft: die gibt's gar nicht mehr für mich! . . . Aber wenn es anders wäre: befleckt denn die Liebe des Mannes die Frau? Bin ich denn unrein geworden, weil du mich gestern geliebt hast? Das Laster ist etwas Seelisches, nichts Körperliches, Nikodim.“

Petrowskij saß gebückt da, schwieg und grübelte. Sein Verstand mußte ihr recht geben, und doch lag ein unbegreiflicher Druck auf seinem Herzen. Er versuchte das Gespräch in andere Bahnen zu lenken, brach aber immer wieder ab. Fenja war betrübt darüber, doch bedrückte es sie nicht weiter.

Schweigsam ging er zu Bett, rührte sich nicht; aber Fenja fühlte, daß eine krampfhaftige Anstrengung in dieser Stille lag. Sie wartete eine Weile, dann rief sie ihn.

Er machte eine Bewegung, antwortete aber nicht.

„Nikodim . . .“

Er zögerte noch, doch es war stärker als er.

An ihrer Seite wurde er wieder ruhig, lauschte ihren zärtlichen, einfachen Worten.

„Was willst du denn noch? Dein Glück ist in dir, genieße es als dein eigenes Leben . . . Und . . . quäle dich nicht und mich nicht.“

Und als seine Hände um Zärtlichkeit warben, fragte sie leise:

„Willst du mich denn?“

Sein Ja erstarb in einem glühenden Hauch . . .

Und als seine Arme ihren Leib umschlangen, tat sie sich auf, still und freudig, schloß die Augen, verschränkte die Hände im Nacken und atmete durch die halb geöffneten Lippen heiß und hastig, auf jede Bewegung seines Körpers leidenschaftlich erwidern, denn sie wollte ihm die größte Seligkeit spenden, die sie geben konnte; immer ungestümer und lauter pochte ihr Herz.

Als er, still geworden, wieder an ihrer Brust lag, sagte sie:

„Warum wolltest du nicht zu mir kommen? Liebe ich dich denn nicht? Habe ich dich etwa eben getäuscht?! Die Liebe ist so mannigfaltig wie das Leben, hat soviel Blüten und Farben, in jeglicher Gestalt gibt sie sich anders, neu, unwiederholbar . . .“

Wenn er dann aber wieder anfang ihr vorzuwerfen, daß sie ihn nicht liebe, war ihr jede Berührung eine Qual, die sie niederdrückte; dann litt sie tagelang an einem dumpfen Kopfschmerz.

Mit einem – wie ihr schien – krankhaft schmerzlichen Gefühl betrat sie Boris' früheres Zimmer und richtete es für Nikodim her.

Von der Hochschule kehrte Petrowskij meist in finsterer, gereizter Stimmung zurück; dann schien er ihr hart und von eisiger Kälte. Oft wiederholte er seine Berichte über die Verständnislosigkeit, auf die er unter seinen neuen Studiengefährten stoße. Nur Schwert und Feuer könne zu einer Erlösung der Menschheit führen. Oft kehrte er auch zu seinem Gedanken über die eiserne Parteidisziplin zurück.

Eines Abends stürzte er bei seiner Heimkehr, ohne zuerst in sein Zimmer einzukehren, zu Fenja hinein, warf seine Aktenmappe auf den Tisch und zog Fenja ans Fenster.

„Siehst du die ekelhafte Fratze da?“

„Wo?“

„Gegenüber, vor dem Ladenfenster? ...“

„Ja, und ...?“

„Ein Spitzel! Sie sind wieder hinter mir her ... Schon eine Woche lang schleicht er mir nach und ist nicht abzuschütteln, wohin ich auch gehe. Ich würde ihn gern totschiagen ...“

„Willst du – ich schieße ihn nieder?“

Sie lief an den Tisch, holte ihre Pistole hervor. Petrowskij nahm ihr die Waffe aus der Hand.

„Laß, damit wäre nichts erreicht – er ist nur einer von vielen. Er kann sich auch lange Mühe geben – ich arbeite ja jetzt kaum politisch. Und essen will er ja schließlich auch, also lassen wir ihn bei seinem sauberen Handwerk. Bloß – daß es einem zuweilen auf die Nerven geht ... Übrigens, ich wußte gar nicht, daß du so ein Mordding hast ...“

„Onkel Kirja hat mir die Waffe geschenkt – zum Selbstschutz wie er sagte.“

Eines Abends sagte er ihr, es würde nun wohl bald beginnen.

„Wieso?“

„An der Wolga ist Hungersnot ausgebrochen – die Menschen essen Baumrinde, und die Regierung ist hilflos. Das ist's, was wir brauchen ...“

Auf der Universität und auf den Hochschulen verbreitete sich das Gerücht, die Regierung habe die Genehmigung erteilt, Sammlungen zugunsten der Hungernden zu veranstalten.

Petrowskij nahm seine geheime revolutionäre Tätigkeit wieder auf und verbrachte ganze Tage im Kreisausschuß der Partei. Um die akademische Jugend näher kennenzulernen, nahm er auch an den Vorbereitungen zu der öffentlichen Sammlung in Petersburg teil. In der geräumigen Wohnung eines Rechtsanwalts wimmelte es vom frühen Morgen an von hilfsbereiten jungen Leuten, es roch nach Stroh, Kleister, Papier – aus leeren Ähren und künstlichen Kornblumen wurden kleine Sträußchen gebunden, bunte Kartonschilder geklebt, die Sträußchen mit Stecknadeln an die Schilder gesteckt.

Am Sammeltag verteilte Petrowskij die Büchsen, Fenja die Ährenschilder. Gegen zehn Uhr war nichts mehr da, weiteren Hilfsbereiten wurde vorgeschlagen, sich Sammelbüchsen und Ähren an anderer Stelle zu beschaffen.

Erst um die Mittagsstunde wurden Fenja und Petrowskij frei und wollten gerade auf die Straße hinausgehen, um sich an dem Verkauf der Ähren zu beteiligen, als eine Studentin, ein mageres, lebhaftes junges Mädchen, eilig eintrat und sich mit bewegter Stimme bittend an Fenja wandte:

„Ich habe mich schon an drei Verteilungsstellen gewandt, umsonst! Und ich möchte doch so gern, so gern mithelfen! Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen anschließe . . .“

Petrowskij stand am Fenster und fürchte die Stirn.

Fenja brachte es nicht übers Herz, dem jungen Mädchen ihre Bitte abzuschlagen, und wandte sich an Petrowskij:

„Nikodim, wir verkaufen zu dritt – sind Sie einverstanden?“

Petrowskij sah das junge Mädchen an und begegnete dem bittenden Blick ihrer matt schimmernden, großen, ein wenig hervorstehenden schwarzen Augen; die dunklen Wimpern waren ungewöhnlich lang und irgendwie struppig, Gesicht und Kopf kindlich, eckig und schmal. Die struppigen Wimpern zuckten leise vor Erregung, die Augen leuchteten kurz auf und blickten wieder nachdenklich und verschleiert, in jenen eigentümlichen matten Glanz gehüllt. Petrowskij verbeugte sich zustimmend.

Er schritt in der Mitte, die beiden jungen Damen links und rechts von ihm. Als sie auf die Straße traten, wandte sich das junge Mädchen an Petrowskij:

„Ich heiße Sina und liebe es nicht, wenn man mich anders nennt. Sie müssen mich auch so nennen – Sina.“

Fenja und Petrowskij sahen sie erstaunt an und stellten sich vor.

„Wenn wir näher bekannt werden sollten, sage ich Ihnen auch meinen Zunamen.“

Damit lief sie auf eine Frau zu, steckte ihr ohne zu fragen ein Ährensträußchen an die Brust und verfolgte aufmerksam, wieviel jene in die Büchse tun würde.

Eine Hand mit einer Kupfermünze streckte sich vor.

Sina fuhr auf . . .

„Ich bitte Sie! Heute darf man nicht geizig sein – die armen Menschen essen Baumrinde!“

Die Frau blickte das junge Mädchen verwirrt an und holte ein silbernes Zehnkopekenstück hervor.

Petrowskij hatte das gefallen.

„Sie sind ja ein energisches Mädel!“

Fenja blickte sinnend auf ihr Schild im goldenen Schmuck der trockenen Ähren und dachte an Boris' Worte:

„Haare wie Garben mit goldenen Körnern, jede Strähne eine fruchtschwere Ähre . . . Beglückender Sommer in festlichem Gewande . . . Arme – schimmernde Sicheln der Freude auf weiter, unendlicher Flur . . . So sind Sie, Ljona . . .“

Ljona hatte er sie genannt . . .

„Komm, Fenja!“

„Ja, Nikodim!“

6

Durch alle Straßen Petersburgs zogen in Paaren Studentinnen und Studenten und boten Ähren zum Verkauf an; den ganzen Tag über herrschte ein festliches Getriebe in der Stadt. Die jungen Leute stiegen in die Straßenbahn und riefen: „Helft den Hungern – hier eine Ähre!“ Jeder Mensch auf der Straße hatte an der Brust ein Sträußchen mit einer Kornblume, viele zwei oder drei, wenn aber ein neues Paar herantrat, tönte doch wieder das Klingen von Kupfer- und Silbermünzen in den Büchsen, die immer schwerer wurden.

An jeder Sammelstelle herrschte fieberhafte Tätigkeit wie in einem Bienenstock; Schilder wurden mit neuen Ähren besteckt, Büchsen geleert und ihr Inhalt gezählt. Gleich emsigen Bienen flatterten lebhafte Paare herein, geschäftig und freudig angeregt,

nahmen ein neues Schild, eine neue Sammelbüchse an sich und eilten wieder davon.

Fenja trat gemessen auf die Vorübergehenden zu, steckte dem Stehenbleibenden ruhig ein Sträußchen an die Brust und blickte ihn durchdringend an, bevor er seine Spende hervorholte. Unter diesem Blick entschloß man sich nicht leicht, bloß ein Fünf- oder Zehnkopekenstück in die Büchse zu stecken – es wurden Fünziger oder gar Rubel. Doch das tat Fenja nur wohlhabend erscheinenden Leuten gegenüber; bei ärmlich gekleideten fügte sie hinzu:

„Spenden Sie, soviel Sie können; jede Kopeke zählt.“

Nach dem Mittagessen fuhren die drei mit der Straßenbahn, neue Büchsen und Schilder in den Händen, nach der militärärztlichen Akademie und wanderten über die Litejny-Brücke den Prospekt hinab.

Aus dem Arsenal kam eine Schar Arbeiter. Petrowskij trat mit der Sammelbüchse auf sie zu.

„Genossen, eine Spende für die hungernden Bauern!“

Ein breitschultriger, finster blickender Meister in einer ölfleckten Kappe, der an Petrowskij's demokratischem Äußern wohl den Sozialisten erkannt hatte, entgegnete:

„Sie, Genosse, sollten sich schämen, da mitzutun.“

„Wieso?“

„Das unterstützt die Regierung, ist also gegen unsere Interessen.“

Petrowskij trat schweigend zurück. Das war das, worüber er zu Fenja gesprochen hatte, das, was alle ergreifen sollte, und natürlich vor allem die Arbeiter!

Ein hagerer Drechsler mit schwindsüchtigem Gesicht funkelte ihn mit entzündeten Augen böse an und schrie:

„Lieber versaufe ich den Fünfer, als ihn herzugeben . . .“

Sina stieg das Blut in die Wangen; fast flüsternd – vor Erregung versagte ihr die Stimme – sagte sie:

„Sie tun unrecht, Sie müssen etwas spenden, Sie müssen! . . .“

Petrowskij zerrte sie derb am Ärmel, sie blickte ihn verwundert an und verstummte.

„Fahren wir weiter!“

Er wies mit dem Kopf den Prospekt hinab.

Sie bestiegen die Straßenbahn. Als sie nach einigen Haltestellen wieder aussteigen wollten, blitzte Sina Petrowskij mit ihren schwarzen Augen an und rief:

„Wir waren noch auf keinem Bahnhof. Fahren wir auf den Nikolai-Bahnhof – da bringen wir gewiß viel zusammen . . .“

Sie wanderten die Wartesäle ab, die Bahnsteige, die Züge, schritten von Wagen zu Wagen durch die wimmelnde Menge.

Sina war über das Gedränge hier entzückt; mit großer Kunstfertigkeit verstand sie es, gewandt an die hastenden Menschen heranzutreten und ihnen Spenden zu entlocken.

„Verzeihung, Sie reisen wohl nach Hause?“

Der Fahrgast sah das junge Mädchen verwundert an und warf, in Gedanken mit seinem Gepäck, dem Träger, dem Wettlauf um einen bequemen Platz beschäftigt, hastig hin:

„Ja, ja, nach Hause . . .“

„Also brauchen Sie kein Geld mehr; legen Sie sich ein paar Groschen für Träger und Droschke zurück, den Rest tun Sie hier in die Büchse.“

Um sie los zu werden, zog der Fahrgast seinen Geldbeutel heraus, schüttete das Kleingeld in die Büchse und machte sich eilig daran, seine Koffer in dem Netz zu verstauen.

Ein Träger stieß mit dem über seine Schulter hängenden Gepäck an Sina.

„Sie sollten lieber auf dem Bahnsteig sammeln . . . Hier stehen Sie nur allen im Wege . . .“

„Warum haben Sie denn noch kein Sträußchen?“

„Keine Zeit . . . Und die Koffer reißen sie einem immerfort ab . . . Da stecken Sie mir wieder eins an – ich sage Ihnen doch . . .“

Der Träger räusperte sich, suchte nach Geld in seiner Tasche, stellte das Gepäck auf den Boden, während irgendwo aus dem Wagen der gereizte Ruf erklang:

„Träger hundertfünfundvierzig, hundertfünfundvierzig! Wo bleiben Sie denn mit meinen Sachen? Träger!“

Die Fahrgäste, die bereits glücklich einen Platz erobert hatten, lachten belustigt.

„Strammes Mädel! Die läßt sich nicht unterkriegen! . . .“

Jemand fügte hinzu:

„Und hübsch dazu! . . .“

Petrowskij, der mit der Büchse hinter ihr stand, lächelte und dachte auch, die ließe sich nicht unterkriegen; ihr kamen immer Einfälle, zuweilen wohl ganz unsinnige, aber immer so eigenartige, daß man sich wunderte; es war wie ein Brennen in ihr, das sich einem mitteilte, wenn man an ihrer Seite weilte . . .

Fenja war mit den beiden durch mehrere Eisenbahnwagen gegangen, fühlte sich aber dann ermüdet.

„Ich mache nicht mehr mit. Ich will im Speisesaal auf euch warten, macht aber schnell!“

Sina und Petrowskij stiegen in einen anderen Zug.

Während sie sich in dem Gedränge bemühten, möglichst viel zu verkaufen – die Büchse war fast schon voll, Petrowskij steckte das einlaufende Kleingeld in die Tasche – setzte sich der Zug weich gleitend in Bewegung.

„Sina, kommen Sie schnell!“

Der Schaffner des Schlafwagens vertrat ihnen an der Tür den Weg.

„Sie können jetzt nicht mehr aussteigen, Fräulein. Ich lasse das nicht zu . . .“

„Aber wir müssen doch raus!“

Petrowskij fragte ruhig:

„Wo halten Sie?“

„In Ljuban halten wir nicht, erst in Bologoje, Punkt zwölf.“

Sinas schwarze Augen unter den struppigen Wimpern blitzten auf.

„Herrlich! Seit dem Herbst bin ich nicht mehr in einem Schnellzug gefahren!“

Der Schaffner schloß sein kleines Abteil auf, forderte sie auf einzutreten und ging in den Wagen, um die Fahrkarten zu prüfen. Nach einer Weile kehrte er zurück, holte unter der Bank einen Kessel mit heißem Wasser hervor, bereitete sich Tee und begann zu essen – es roch appetitlich nach Teewurst und Roggenbrot.

Sina sah ihm mit hungrigen Augen zu und platzte schließlich heraus:

„Ich glaube, Ihre Wurst muß sehr gut schmecken – wo kaufen Sie die?“

Der Schaffner sah sie verdutzt an, lächelte, schnitt eine Brotscheibe ab, legte zwei Stück Wurst darauf und reichte sie ihr.

„Den ganzen Tag auf den Beinen – da sind Sie wohl hungrig geworden, Fräulein? . . . Wurst kauf ich, wie's gerade kommt, mal hier, mal da – diese ist von der Ligowka, aus einer Delikateßwarenhandlung . . .“

Sina brach die Schnitte in zwei Teile und reichte eine Hälfte Petrowskij.

„Versuchen Sie mal, ich habe noch niemals so köstliche Wurst gegessen.“

Als der Schaffner sein Glas geleert hatte, spülte er es aus, goß das Spülwasser in den Spucknapf und reichte das Glas Sina.

„Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, aus meinem Glase zu trinken . . . Schenken Sie sich selbst ein . . .“

Kurz vor Bologoje gingen sie auf die Plattform hinaus. Petrowskij starrte in Gedanken versunken vor sich hin, sagte zu Sina:

„Mit solchem Genuß habe ich nur noch in der Verbannung Tee getrunken, wenn ich von der Arbeit müde nach Hause kam.“

„Gott, warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?“

„Was, daß ich gern Tee trinke?“

„Ich habe bisher noch nie einen Verbannten gesehen.“

Sinas Gedanken gingen immer ihren eigenen Weg, durch Fragen ließ sie sich nicht beirren, sondern sprach weiter von dem, was sie im Augenblick bewegte. Sie war bisher noch nicht mit politisch tätigen Studenten in Berührung gekommen, und die Begegnung mit Petrowskij erregte ihre lebhafteste Aufmerksamkeit.

Als sie in Bologoje den Zug verließen, bemerkte Sina den wachhabenden Stationsgendarmen, dachte daran, daß dieser von Amts wegen Petrowskij's geschworener Feind sei und funkelte mit den Augen.

„Gleich, Nikodim, ich will ihm nur ein Sträußchen anstecken . . .“

Bevor Petrowskij Zeit gehabt hätte, etwas zu entgegnen oder sie zurückzuhalten, sprach sie den Gendarmen bereits an:

„Hören Sie mal!“

Der Gendarm grüßte militärisch.

„Mein Kollege und ich haben uns gedacht, daß Sie heute bestimmt hier auf dem Bahnsteig sein würden, und darum beschlossen, herzukommen und Ihnen ein Ährensträußchen an die Brust zu stecken, wie wir sie zugunsten der Hungernden verkaufen, doch von Ihnen nehmen wir kein Geld . . .“

Vor Überraschung verschränkte der Gendarm die Arme über der Brust in der Annahme, das junge Mädchen, das ihm das Sträußchen ansteckte, beabsichtige ein Attentat auf sein Leben, wurde krebsrot und riß den Mund auf, um zu sprechen oder zu schreien, als Petrowskij herantrat und erklärend sagte:

„In ganz Petersburg ist nämlich heute eine Sammlung zugunsten der hungernden Bauern im Wolgagebiet veranstaltet worden, und wir sammelten gerade Spenden in den Eisenbahnwagen, als der Zug abging; erst hier, auf der ersten Haltestelle, konnten wir aussteigen. Wir müssen nun für die Nacht eine Unterkunft suchen – wo gibt es hier ein Hotel oder sonst etwas Ähnliches?“

Der Gendarm, der schließlich begriffen hatte, wies ihnen den Weg.

Dann musterte er Petrowskij und Sina noch einmal mißtrauisch und rief den sich Entfernenden unwirsch nach:

„Diese Studenten . . . zum Narren halten sie einen! . . .“

Lange pochten sie vergeblich gegen die Tür des Gasthauses, bis endlich ein verschlafenes Weibsbild erschien, das mürrisch öffnete und nach oben ins Treppenhaus, offenbar zum Wirt hinauf, schrie:

„Hier sind zweie, wollen ein Zimmer haben . . . Soll ich sie einlassen oder nicht?“

Von oben schnarrte ein heiserer Baß:

„Landstreicher werden nicht hereingelassen, sie stehlen nur wieder Teller!“

Sina wandte sich beschwörend an das verschlafene Weib:

„Wir kommen bestimmt nicht Ihrer Teller wegen und werden ganz gewiß nichts stehlen.“

„Was sind Sie denn für Leute?“

„Studenten aus Petersburg.“

„Warum treiben Sie sich denn bei nachtschlafender Zeit herum? . . .“

Sie führte die beiden in ein Zimmer, in dem es durchdringend nach etwas Säuerlich-Bitterem, Stickig-Trockenem roch und in dem ein zweischläfriges Bett und ein schadhafter Diwan standen. Aus dem Diwan stak eine verrostete Feder heraus, an der Fetzen zotziger Watte oder etwas Ähnliches hingen, so daß es aussah, als gucke ein Teufelskopf aus dem roten Plüsch hervor.

Ein Streichholz flammte auf, das Weib zündete ein stearinbe-träufeltes Kerzenstümpfchen an, das an eine Tonscherbe angeklebt war, und fragte:

„Brauchen Sie was?“

Petrowskij bat um Trinkwasser und eine Kerze.

Kaum hatte das Frauenzimmer das Gewünschte gebracht und sich wieder entfernt, als Sina auf Petrowskij zulief – ihre Locken hatten sich gelöst, ein Haarringel hing ihr hartnäckig in die Stirn, ihre struppigen Augen leuchteten.

„Ich hatte gedacht, Sie seien bloß ein gewöhnlicher Student wie die anderen, aber Sie sind ja ein Verbannter! Ich muß mir Ihr Gesicht ordentlich ansehen . . . Wissen Sie, ich will nicht schlafen und werde Sie auch nicht schlafen lassen, Sie müssen mir alles über sich erzählen. Alles, alles, alles . . .“

Petrowskij blickte Sina verwundert an und fragte sich, ob das junge Mädchen ganz normal sei.

„Mein Familienname ist Belopolskaja, unser Stammgut heißt Belopolje. Die Bauern bei uns bauen Buchweizen, so daß die Felder auch im Sommer weiß sind. Wissen Sie, wie sie säen? Das ganze Dorf tut sich zusammen, und es wird ein langer Strich besät, immer am Wege entlang, im nächsten Jahr aber die andere Seite, darum ist eine Seite des Weges immer weiß, und die dichten Bienenschwärme machen so ein Gsumm, daß es klingt wie Schneegestöber. Und wieviel Honig es bei uns gibt! Besuchen Sie mich, ich muß Ihnen Buchweizenhonig vorsetzen – um des Honigs willen führen unsere Bauern den Spitznamen ‚Honiggrützler‘, weil sie immer Honig mit Grütze essen. Sie werden das alles selbst sehen, wenn Sie uns besuchen! . . .“

„Wie sollte ich dazu kommen Sie zu besuchen? . . .“

„Alle meine Bekannten müssen mich unbedingt besuchen, sonst gebe ich die Bekanntschaft auf. Und solch einen Bekannten wie Sie habe ich noch nicht gehabt. Sie müssen kommen und mich besuchen, Sie müssen, ich will es so!“

Petrowskij runzelte die Stirn und entgegnete ärgerlich:

„Sie sprechen so, als legten Sie sich aus Ihren Bekannten eine Raritätensammlung an . . . Es drängt mich nicht, diese Sammlung zu vergrößern. Und weshalb sollte ich mir Ihre Buchweizenfelder ansehen!“

Das junge Mädchen erglühte jäh, errötete über und über, machte ein paar tiefe Atemzüge, legte ihre Hände Petrowskij auf die Schultern, ganz nah an seinem Halse, so daß er ihre kalten, trockenen Finger fühlte, und sagte hastig – ihre Worte überstürzten sich förmlich –:

„Ich will nicht, daß Sie so sind wie die übrigen, ich will es nicht, will es nicht! Immer ärgern sich die Menschen über mich, weil ich nicht zu sprechen verstehe! Ich spreche aber doch nur ehrlich aus, was ich denke, und darum habe ich überhaupt keine Bekannten.“

Petrowskij ergriff ihre Hände, nahm sie behutsam von seinen Schultern herab und schaute ihr lange in die struppigen, mattglänzenden Augen, aus denen ein tiefes Weh sprach, so daß er fürchtete, dicke schwarze Tränen würden gleich aus diesen seltsamen Augen rollen.

Sina hatte nicht aufgehört zu sprechen, doch sprach sie jetzt leiser und langsamer.

„Warum wollen Sie nicht mit mir verkehren? Ich habe nur einen

Bekannten, aber der ist so abscheulich, daß ich ihn nicht ausstehen kann und fast niemals in mein Zimmer lasse.“

Um das junge Mädchen zu beruhigen, sagte Petrowskij:

„Schön, ich will bei Ihnen verkehren – aber wie merkwürdig Sie sind, Sina!“

Auf dem durchlöcherten Diwan saßen sie die ganze Nacht hindurch beisammen. Aus dem Gang tönte, bald anschwellend, bald abgerissen, rollend oder pfeifend, ein dumpfes Schnarchen herüber. Die Nacht schien endlos, weil etwas Unheimliches in Petrowskij's Worten lag, wie damals, als er in der halb geöffneten Tür zu Fenjas Zimmer stand.

Er wußte nicht, wie es kam, daß er, dem Wunsche des jungen Mädchens entsprechend, sein ganzes Leben vor einer Unbekannten enthüllte . . . In ihren Augen war ein Dämmerchein, und in der Dämmerung, bei Kerzenlicht, spricht es sich leichter. Das gelbliche Flämmchen der Kerze schwankte, weiße Tropfen rannen herab, und ein Schwanken war auch in ihm – sollte er von sich sprechen oder nicht? Vielleicht drang sie nur aus Neugier in ihn, aber wenn er in ihre Augen blickte . . . Eine tiefe Trauer lag in diesen Augen, und es waren verständnisvoll aufhorchende Augen, in denen der Widerschein der gelben Kerzenflamme blinkte . . . Ein Beben überrieselte sie, und sie sagte im Flüsterton:

„Gott, welche Qual! Warum sind Sie denn nicht aus dieser Hölle geflohen?“

„Die trübseligen Herbsttage, und man kann nirgends hin . . . Kein Mensch, mit dem man ein vernünftiges Wort wechseln konnte, keine Zeitung, kein Buch . . . Zuletzt vermag man selbst nicht mehr zu denken. Dann kommt einem in den Sinn: Dort, in der Ferne, viele tausend Werst weit, da leben Menschen, kämpfen, und leiden, und schaffen . . . Ich habe weder Vater, noch Mutter, noch Geschwister, niemand . . . Einem nahestehenden Menschen hätte man schreiben können, vielleicht bringt das Erleichterung. Aber denkt man dann wieder daran, daß jede Zeile, die man schreibt, von den unsauberen Händen, den unsauberen Gedanken des Zensors beschmutzt wird, so schweigt man doch schließlich lieber . . .

Zuweilen wirft es einen um, man sinkt in Verzweiflung. Vielleicht bin ich dadurch erkrankt; mußte wochenlang liegen. Sie wissen nicht, was das heißt, wochenlang liegen, ohne einen Menschen um sich zu haben. Zuweilen spricht ein Gefährte vor, bringt ein Stück Brot, das er sich vom Munde abgespart hat; nun hat er selbst nichts.

Man kann es nicht zurückweisen, man kann auch nicht mit ihm sprechen – er ist ebenso schlimm daran und leidet dieselbe Qual . . . Sie sagen, fliehen! Wissen Sie, was das ist, der sibirische Urwald, die Taiga ?! Eine Flucht an sich ist nicht schwer, die Gefahr, wieder eingefangen zu werden, nicht groß; aber da ist man einen Tag durch den fast undurchdringlichen Wald gewandert, zwei, drei Tage – man bricht durch die Strapazen und durch den Hunger entkräftet zusammen – und ist froh, wenn man noch die Möglichkeit hat, sich selbst seinen Feinden zu stellen. Aber nur einen Augenblick – das höhnische Feixen, die geifernde Schadenfreude der frohlockenden Feinde, denen man ausgeliefert ist wie ein Stück Vieh, das ist das schlimmste und kaum noch ertragbar . . . Fs kommt auch vor, daß jemand im Sommer flieht, sich in den Wäldern versteckt hält, des Nachts nach den Sternen seine Schritte richtet, auf einen Weggenossen trifft, auch einen Flüchtling, einen Schwerverbrecher, der sich ebenso hungernd durch das Dickicht schlägt. Sie liegen nebeneinander auf dem Boden und keiner wagt zu schlafen aus Angst, der andere könnte ihn totschiagen. Vielleicht um des besseren Schuhzeugs willen oder wegen der paar Kopeken, die der andere noch in der Tasche haben mag und die vom Hungertod erretten könnten. So belauern sie einander, Tag und Nacht. Das zermürbt. Im Urwald einen Menschen töten – wer erführe jemals etwas davon! . . . Nicht Feigheit ist es, was einen von der Flucht zurückhält, sondern . . . man will eben am Leben bleiben. Sie wissen noch nicht, was das heißt, wenn ein Mensch, der am Untergehen ist, sich sagt: Ich will leben! . . .“

Sein Leben vorher in Sibirien und nach der Rückkehr aus der Verbannung war vor ihm erstanden und ihm war, als hätte er noch gar nicht angefangen zu leben, als wäre alles nur Leid und Entsagung und Erwartung gewesen, weil eins gefehlt hatte, das, was das Dasein erst zum Leben macht – die hingebungsvolle Liebe eines Menschen, dem fremdes Leid und fremde Freude eigenes Erleben ist, der mit leidet und mit brennt, der zum Kampf entflammt. Vielleicht brauchte er von solch einem Menschen nichts weiter, als daß er an ihn, an seine Idee glaubte, er sehnte sich nach einem Gefährten, dem er sich anvertrauen, vor dem er sein Innenleben restlos auf tun könnte. Fenjas Leben war klar und einfach, sie wußte, wofür sie lebte; sie war innerlich frei, aber ihn entflammen, ein stetes Feuer in ihm sein, in dem sich sein ganzes Sein zur höchsten Steigerung entfaltete, das konnte sie nicht. Die abgeklärte Ruhe, die Fenja ihm gab, war nicht das, was er brauchte, ja, war bedrückend, daran konnte er

sich nicht zu seinem Kampf entflammen. Nicht aus der Ruhe, nicht aus einer geschlossenen Weltanschauung konnte er Kräfte schöpfen, nein, nur aus Leid. Wer mit sich selbst und der Welt ringt, kann nur im Ringenden Begeisterung, wer an sich selbst und der Welt leidet, nur im Tragischen Erlösung finden . . .

Petrowskij sprach leise; zuweilen schaukelte sein Oberkörper, wenn das Sprechen ihm schwer wurde, und er strich sich oft mit seiner großen, breiten Hand das Haar aus der Stirn.

Das junge Mädchen hörte ihm stumm zu, die mageren, fast noch kindlichen Arme um die Knie geschlungen, den Blick der struppigen Augen vor sich gerichtet, und wenn aus Petrowskijs Worten krankhafte Qual sprach, zuckten ihre Schultern. Bei seinen letzten Worten konnte sie nicht länger an sich halten, sie sprang ungestüm auf, nahm Petrowskijs Kopf in ihre kalten Hände und küßte ihn kurz auf die Stirn. Gleich darauf sank sie, als fiele sie, auf den Diwan zurück, wandte sich ab, bettete den Kopf auf die Polsterrolle, und ihre Schultern erbeben in lautlosem Schluchzen.

Petrowskij wollte aufstehen, etwas sagen, etwas tun, aber bei seiner ersten Bewegung rief sie ihm mit brechender Stimme zu, schrie es fast:

„Rühren Sie mich nicht an! Rühren Sie mich nicht an!“

Das gelbe schwankende Licht glitt durch das Dunkel tastend über die Wände, warf einen gelben wogenden Kreis auf die Decke, flammte einen Augenblick heller auf, wenn ein Tropfen Stearin an der Kerze herabrann, trübte sich wieder. Petrowskij saß schweigend auf dem Diwan und fühlte noch immer Sinas Kuß auf seiner Stirn brennen – diesen kurzen, geizenden, zugleich aber so heiß durchdringenden Kuß, daß ihm war, als sei ein glühendes Siegel auf den Grund seiner Seele gesunken, als hätte eine Stichflamme sie jählings versengt. Seine Gedanken umwoben sie. Sina! – wie seltsam und ungestüm sie war . . . Solch ein Mensch war wohl imstande, seine Seele einem anderen hinzugeben, wenn sie einmal in ihr erschauerte und sich auftrat . . .

Sina richtete sich empor, und wohl aus Angst, daß er – in dem Gefühl, durch ihren Kuß nun mit ihr verknüpft zu sein – sie umarmen oder sonst einen Annäherungsversuch machen könnte, stand sie in ihrer Ecke des Diwans auf und kreuzte, den Rücken an die Wand gelehnt, die Arme über die Brust, als verteidige sie sich vor ihm, so daß ihre schmalen, ganz schmalen Finger auf ihre Schultern zu liegen kamen, sich in diese Schultern, die sie vorgebeugt hielt und die noch immer bebten, einzubohren schienen. Die

schmalen Finger auf dem schwarzen Kleide schienen ungewöhnlich lang und weiß und machten einen kindlich hilflosen Eindruck. Ihre Augen, in denen noch Tränen standen, blickten tief und so traurig, daß Petrowskij fürchtete, sie würde gleich wieder in Schluchzen ausbrechen. Ihr kastanienbraunes Haar schimmerte im schwanken Kerzenlicht wie nachgedunkelte Bronze.

„Ich wollte, daß Sie die Berührung meiner Seele spürten, und das ließ sich nur so tun, wie ich es getan habe, schien mir . . . Nicht wahr, Nikodim? Nicht wahr, Sie Lieber?“

Ergriffen antwortete er:

„Ja, Sie liebes Menschenkind, ja!“

„Kind sagen alle zu mir . . . Vielleicht bin ich wirklich noch ein Kind, ich kenne ja das Leben noch gar nicht . . . Es ist so groß . . . Aber gut, und ich fürchte mich gar nicht vor ihm . . . Es tut mir nur immer so weh, so schrecklich weh, wenn ich sehe, daß die Menschen am Leben leiden, und wenn ich das fühle – und das kommt immer so unerwartet – so kann ich nicht anders als mit ihnen leiden . . . Mir scheint zuweilen, ich müsse meine Seele für das Leid der Menschen hingeben, und das ist so schwer, Liebster . . . So nenne ich jene, die meine Seele berührt haben . . . Sie müssen aber nicht glauben, daß das so leicht kommt und daß ich jemals vorher einem Menschen seelisch so nahe getreten wäre wie heute Ihnen. Es ist sehr schwer, so seine Seele einem anderen hinzugeben, Sie wissen gar nicht, wie schwer das ist . . . Heute aber hat meine Seele eine andere Menschenseele berührt, Ihre Seele, zum ersten Male, und es ist ganz von selbst gekommen, und darum habe ich weinen müssen, weil es mich so erschüttert hat, und jetzt bin ich ganz erschöpft, und mich friert, mich friert sehr. Jetzt habe ich auch einen Menschen auf Erden, der mir nahe steht, der mir ganz, ganz nahe steht . . . Aber ich friere so, ich habe noch niemals so gefroren . . .“

Petrowskij nahm ihren schwarzbezogenen Eichhornpelz, der weich und warm war, und legte ihn ihr behutsam über die Schultern, bemüht, sie nicht zu berühren. Sie hüllte sich fröstelnd in den Mantel ein, zog ihn über der Brust zusammen und sah nun ganz klein aus, wirklich wie ein Kind, nur das glimmende Leuchten ihrer großen schwarzen Augen verriet eine große Seele.

Ein grauer, eher an Abend- als an Morgendämmerung erinnernder Lichtschimmer drang durch die Scheiben, und das gelbliche, zuweilen golden aufleuchtende Kerzenflämmchen verblaßte allmählich.

Das junge Mädchen war eingeschlummert oder saß vielleicht nur still und in sich versunken da, dem Erleben dieses Tages und dieser Nacht nachhängend, da sie zum ersten Male tief in eine leidende Menschenseele geblickt hatte.

Um sie nicht zu beunruhigen, sie nicht aus ihrer stillen Versunkenheit aufzuschrecken, wagte Petrowskij nicht, sich zu rühren.

Er grübelte; die beiden Gestalten, Fenja und Sina, erstanden vor ihm. Die eine ein abgeschlossener, auf seine Art vielleicht vollkommener Mensch, dessen ganzes Wesen das Leben freudig bejahte; die andere fast noch ein Kind (als solches empfand er Sina), dessen schwache Hände Leben und Mensch noch nicht berührt hatten, das wie eine sprießende Pflanze der Sonne vertrauensvoll entgegenträumte, sich an ihren glühenden Strahlen noch nicht versengt hatte. Oder vielleicht konnten sie diese Strahlen gar nicht versengen, weil auch ihre Seele in verborgener Tiefe in einem gleich heißen, zuweilen jählings aufflammenden Feuer brannte? Vielleicht war ihr expansives, kindlich unmittelbares Wesen auch ein Ausdruck einer eigenartigen Lebensfreude, die aber tiefer verborgen, noch knospenhaft verschlossen in ihr schlummerte und sich nach außen hin nur in spontanen Bewegungen, tastenden Gedanken und Gefühlen äußerte.

Dabei mußte er immer denken, wie merkwürdig und gut sie sei! . . .

Das junge Mädchen machte eine Bewegung, sah Petrowskij mit großen Augen an und lächelte.

„Ich hatte gedacht, Sie seien nicht da – Sie saßen so still . . .“

„Haben Sie geschlafen?“

„Nein, ich habe nachgedacht . . .“

„Woran haben Sie gedacht?“

„An Sie und an mich . . . Wie seltsam das ist, daß ein Mensch plötzlich einem anderen so nahe, so vertraut werden kann! . . . Das kommt wohl daher, weil unsere Seelen sich berührt haben . . . Und mir war, als hätte ich meine Seele verloren, und nun lebe Ihre Seele in mir . . . Ich kann das nicht sagen, noch viel weniger erklären, es ist nur so ein Gefühl.“

Sie verstummte, sann nach, fuhr fort:

„Ich wollte Ihnen zuerst meinen Familiennamen nicht nennen – was hat es auch für einen Sinn? . . . Dann, als ich erfuhr, daß Sie verbannt waren, wollte ich Sie näher kennenlernen. Jetzt aber nehme ich nicht darum Anteil an Ihnen, Sie sind jetzt einfach der mir nächste, vertrauteste Mensch auf Erden . . . wie Vater oder Mutter . . . Wie Sie, habe ich keine Eltern mehr, sie sind gestorben . . .

Seitdem bin ich erwachsen . . . Sie müssen nicht denken, daß ich noch ein Kind bin, ich bin ja auch schon groß genug . . .“

Petrowskij sah sie prüfend an; tatsächlich, sie war fast ebenso groß wie er. Sie machte noch den Eindruck eines Kindes, weil sie noch nicht ganz entwickelt, mager und eckig in ihren Bewegungen war. Der Pelzmantel war ein wenig über die Schultern zurückgeglitten, wodurch sich ihr Kleid über dem Busen straffte; ihre Brüste konnte man kaum erspüren, sie mußten ganz klein sein, nicht wie bei Fenja – zwei kleine Hügelchen, zwei Äpfel, kaum wahrnehmbar unter dem Kleide, und das rührte Petrowskij besonders, denn so schien sie noch ein kleines Mädchen zu sein, das man noch gar nicht als Weib betrachten konnte, selbst der Gedanke daran war unmöglich! Im Herzen konnte man nur die Erinnerung an ihre Augen und an die großen Haarringel über Stirn und Ohren bewahren. Überall, wo sich eine Haarsträhne löste, waren gleich die Ringel da. Diese und ihre Augen würden im Gedächtnis bleiben . . .

Im Gang ertönten schlürfende Schritte von Füßen, die nackt in Männergaloschen stecken mußten.

Petrowskij fuhr auf.

„Wir müssen zum Zuge . . . Aber wo nehmen wir Geld her?! Ich habe keine Kopeke bei mir!“

Sina schlug die Hände zusammen und lachte fröhlich und ausgelassen.

„Ich habe auch nichts mit, Nikodim . . . Bleiben wir eben hier, und ich schreibe einer Freundin, sie möchte uns Geld herbringen . . . Bei mir zu Hause im Schreibtisch liegt welches . . . Zu einer Briefmarke langt noch, was ich bei mir habe.“

„Nein, Sina, das geht nicht, wir müssen den Ertrag unserer Sammlung abliefern. Ich habe das Geld, das nicht mehr in die Büchse hineinging, lose in der Tasche – wir nehmen davon, soviel wir brauchen, und ich erstatte es nachher zurück . . .“

„Darauf gehe ich nicht ein, niemals! Ich bezahle für mich; Sie kommen eben zu mir heran – sowieso müssen Sie ja wissen, wo ich wohne –, und am Sonntabend besuchen Sie mich, besuchen mich unbedingt! Sonntabends bin ich immer zu Hause . . .“

Auf dem Bahnsteig stand derselbe Gendarm, vierschrötig, dick mit langem Schnurrbart und, wie es schien, ein wenig kurzsichtig und musterte sie aufmerksam. Sina blickte ihn verwundert an, wandte sich halb ab, und man sah, wie er schmunzelnd grinste – sein langer Schnurrbart zuckte, und um die Augen herum bildeten sich hüpfende Fältchen.

Im Zuge plauderte Sina munter und unablässig, als hätte sie Petrowskij eben erst kennengelernt und Interesse an ihrem einsilbigen Reisegefährten gefunden.

7

Sie gingen in dasselbe schwerfällige, riesige, sechsstöckige Haus, in dem Fenja wohnte, nur lag der Eingang zu Fenjas Zimmer am Kleinen Prospekt. Petrowskij blickte sich sogar um, ob Fenja nicht sichtbar sei. Er wäre ihr nicht gern begegnet, nicht weil er sie zu hintergehen oder ihr etwas vorzutäuschen beabsichtigte, sondern weil er das Neue, Unerhoffte, Ungewöhnliche, das in sein Leben getreten war, als sein eigenes Geheimnis in sich bewahren wollte.

Gemeinsam mit Sina betrat er die Wohnung.

An ihrer Tür wandte sich das junge Mädchen plötzlich um.

„In mein Zimmer dürfen Sie nicht, Nikodim.“

„Warum nicht, Sina?“

„Es geht nicht, Liebster – vielleicht ist das auch eine Eigenheit von mir . . . Aber wenn ich jemand bei mir erwarte, so soll auch mein Zimmer an dieser Erwartung teilnehmen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Alles um mich soll leben, Menschen und Dinge. Auch die Dinge leben ja, sie tragen die Züge des Menschen, mit dem sie verknüpft sind. Ich will Ihnen das später erklären . . . Nachher. Jetzt aber dürfen Sie nicht in mein Zimmer. Warten Sie ein wenig, ich bin gleich wieder da.“

Sie lief in ihr Zimmer, die Tür schnappte ins Schloß, wenige Augenblicke später kam sie wieder heraus und blickte Petrowskij erschrocken an, als fürchtete sie, er hätte vielleicht einen Blick in ihr Zimmer geworfen, und in diesem könne darum irgend etwas geschehen, was sich nachher nicht mehr, nie wieder gutmachen ließe.

Hastig begann sie zu sprechen:

„Wissen Sie, warum ich Sie nicht hereinlassen wollte? Weil ich Sie nicht erwartet hatte. Wenn man einen Menschen erwartet, denkt man unwillkürlich an ihn, und von unseren Gedanken bleibt etwas wie ein Patinahauch an den Dingen haften, und – Sie werden es kaum glauben wollen – aber dann beginnen auch die Dinge an jenen Menschen zu denken. Man sitzt da, denkt an ihn, erwartet ihn und blickt unwillkürlich die Dinge ringsum an, und da fühlt man, daß sie nicht mehr ganz so dastehen oder daliegen wie vorher – so alltäglich mögen sie den Erwarteten nicht empfangen. Und da braucht man

nur ein ganz klein wenig an ihnen zu rücken, sie nur zu berühren, über sie hinzustreichen, und plötzlich sind sie alle ganz anders – ihre Seele blickt aus ihnen hervor, ihre eigene, wundersame Seele, und ist wie ein Schimmer um sie, und nun erwarten die Dinge zusammen mit dir den Kommenden und sie beginnen ihn zu verstehen, und er fühlt sich angeheimelt von ihnen, und ganz leicht wird ihm in ihrer Mitte, seltsam leicht, und nie werden sie ihm untreu, und suchen, sich ihm angenehm zu machen, so daß er sich in ihrem Kreise immer vertrauter fühlt . . . Wie schmerzlich aber ist es, wenn ein Mensch sich bei mir nicht wohl fühlt – das kommt daher, weil die Dinge sich nicht zu seinem Empfang vorbereitet hatten, so verhielten sie sich ablehnend gegen ihn. Man hätte vielleicht nur einen Stuhl wo anders hinstellen oder ein Buch anders hinlegen müssen, um die eigene Stimmung auf die Dinge zu übertragen – und alles wäre anders gekommen, der Betreffende hätte ihre Nähe als angenehm empfunden, da ihn hier alles erwartete . . . Vielleicht habe ich auch darum keine rechten Bekannten, weil sie immer so unerwartet kommen, als überfielen sie einen, und da setzen sich die Dinge zur Wehr, da sie nicht wissen, wer es ist, und mich behüten wollen . . . Und wissen Sie – in Gegenwart der Dinge soll man nicht über sie reden, man muß sich ihnen gegenüber wie dem Menschen gegenüber verhalten, der in ihrer Mitte lebt. Man braucht nur etwas Häßliches über sie zu sagen oder sie gar zu offen zu loben, und sogleich fühlen sie sich verletzt – so, als hätte der Betreffende auch den Menschen verletzt, dem sie sich zugehörig fühlen. Da ziehen sie sich in sich selbst zurück, wie die Schnecken in ihr Haus, und stehen starr und stumm da . . . Und wenn mich jemand so unerwartet überfällt, so sehen die Dinge mich und ihn mürrisch an, so daß ich mich ganz bedrückt fühle in meinem Zimmer und vor den Dingen fliehe, als hätte ich ein schlechtes Gewissen vor ihnen, und erst wenn ich, wieder ruhig geworden, zu ihnen zurückkehre, vergeben sie mir . . . Sie aber werde ich erwarten, werde ich sehnsüchtig erwarten, aber kommen Sie nie unangemeldet, schreiben Sie mir lieber vorher, wenn Sie mich unerwartet sehen müssen . . . Ich möchte Sie so gern bei mir sehen . . . Sie müssen diesen Sonabend unbedingt zu mir kommen . . .“

Erst gegen Abend kehrte Petrowskij aus der Verteilungsstelle heim. Sina hatte sich vorher dort von ihm verabschiedet und seine Begleitung abgelehnt, ihn aber noch einmal daran erinnert, daß sie ihn am Sonabend erwarte.

Fenja lief ihm entgegen.

„Wo seid ihr geblieben? . . . Ich habe gestern abend endlos auf euch gewartet! Erst als die Kellner die Tische abzudecken begannen, ging ich. Alle Züge seien schon abgegangen, sagte man mir. Gut, daß ich noch eine Droschke fand – so entkam ich einem Aufdringlichen.“

„Der Zug, in dem wir gerade Ähren verkauften, fuhr unerwartet ab, und wir mußten in Bologoje übernachten.“

„Das alles hat wohl jene verrückte Studentin eingebrockt?“

Petrowskij sagte kein Wort über Sina; er fürchtete, Fenjas allzu starke Hände könnten das Zarte in ihm verletzen, das er so sorgsam in sich aufheben wollte. Er konnte Sinas Augen nicht vergessen, die stumm von etwas Geheimnisvollem und Tiefem zu ihm sprachen.

Ungeduldig wartete er auf den Sonnabend; auch das wollte er geheimhalten.

Sonnabends pflegten er und Fenja des Abends auszugehen, zuweilen wanderten sie einfach durch die Straßen. Der kleinen Fenja war das zu einer lieben Gewohnheit geworden, und als Petrowskij ihr erklärte, er habe am nächsten Sonnabend eine Unterredung mit einem Parteigenossen und könne nicht angeben, wann er zurückkäme, sah Fenja ihn verwundert an.

„Arbeitest du denn jetzt wieder politisch? . . .“

„Ich fange wieder an, Fenja.“

„Wie du willst . . . Ich . . . ich schreibe dann einen Brief an Onkel Kirja.“

In der letzten Zeit, seitdem Petrowskij in Boris' Zimmer wohnte, war eine gewisse Entfremdung zwischen den beiden eingetreten. Zuweilen zögerte Petrowskij des Abends in ihrem Zimmer mit dem Aufbruch, Fenja spürte warum, lächelte ihm zu, wenn sie sich frei und leicht fühlte; dann blieb er, sonst sagte sie einfach:

„Sei mir nicht böse, Nikodim, ich bin heute nicht aufgelegt . . .“

Dann verließ er sie stumm.

Zuweilen ging die Anregung von ihr aus, sie wurde zärtlich, ein warmer Hauch, lockend und süß, ging von ihr aus, den er gleich merkte; dann blieb er.

Auch am Abend nach seiner Rückkehr aus Bologoje spürte er Fenjas leises Werben, schützte Müdigkeit vor und stand auf.

Fenja unterdrückte die aufsteigende zärtliche Wallung und sagte ruhig:

„Also dann gute Nacht . . .“

Bis zum Sonnabend suchte er Fenja zu meiden. Seine Ungeduld wuchs.

Sina hatte ihn gebeten, um sieben Uhr zu kommen.

Er verließ das Haus schon um fünf, und obgleich er nur um die Ecke zu biegen und in dasselbe Haus von der Nebenstraße einzutreten brauchte, ging er – um sich selbst etwas vorzutäuschen oder es vor Fenja zu verheimlichen, hätte er nicht sagen können – auf den Großen Prospekt, stieg geschäftig in die Straßenbahn, fuhr bis zum Newskij, schritt von der Kasaner Kathedrale nach dem Nikolai-Bahnhof, beständig nach der Uhr blickend, meinte, die große elektrische Uhr an der Litejnaja zeige bereits ein Viertel vor sieben, erschrak bei dem Gedanken, er könne sich verspäten, zog seine Taschenuhr hervor – es war erst ein Viertel vor sechs –, studierte endlos ein gleichgültiges Kinoprogramm, sah wieder auf die elektrische Uhr, setzte langsam seinen Weg nach dem Bahnhof fort, blieb vor dem klobigen Denkmal Alexanders III. stehen, gedachte der sarkastischen Witze, die über dieses Denkmal und den verstorbenen Zaren im Umlauf waren, lachte, ließ mehrere Straßenbahnwagen vorüber und sprang schließlich auf die Nr. 7. Die beiden grünen Lichtflämmchen zwängten sich lange durch das laute Gewimmel der Straßen, der Wagen ratterte dröhnend über Quergeleise, die toll gewordene Glocke klingelte ohne Unterlaß, der Wagen überholte Droschken und funkelte böse mit seinen grünen Augen die Autos an, die hart vor ihm einander unablässig jagten. Nikodim stand vorne auf der Plattform und sah mit Befriedigung, daß die Sieben eilte, er fürchtete zu spät zu kommen und blickte fortwährend auf seine Uhr; er wollte sogar den Wagenführer bitten, die Fahrt noch zu beschleunigen, als er aber in dessen gespanntes Gesicht sah, entschied er, daß so ein Mensch wisse, was er tue, und die vorgeschriebene Ordnung nicht verletzen würde. Und erst als der Wagen, ungestüm schaukelnd, eilig in die Selenina-Straße einbog, als hinge von dieser Kurve seine ungehemmte Vorwärtsbewegung ab und als wäre er froh, dem wimmelnden Verkehr entronnen zu sein, beruhigte sich Petrowskij, hatte er doch noch zwanzig Minuten vor sich, wenn er, wie ausgemacht, Punkt sieben an ihrer Tür läuten wollte. Ohne recht zu wissen, warum, trat er in die Bäckerei Philippow ein, überlegte sich, ob er ein Fleischpastetchen essen sollte, doch als er vor dem großen eisernen Wärmeschränk, dem ein dicker Bäcker in weißer Mütze und weißer Schürze die Pastetchen entnahm, Menschen anstehen sah, fürchtete er wieder, er könnte sich verspäten, und verließ eilig den Laden. Er

bog in den Kleinen Prospekt ein und näherte sich, die Uhr in der Hand, genau um sieben dem Hause, in dem auch er und Fenja – bloß um die Ecke herum – wohnten.

Einen Augenblick zögerte er noch vor Sinas Tür, dann drückte er auf die Klingel.

Sina öffnete selbst – offenbar hatte sie auf ihn gewartet.

Ihre struppigen Augen leuchteten auf.

In ihrem schwarzen Kleide machte sie auf ihn wieder den Eindruck eines kleinen Backfisches. Ihre Hand verschwand in der seinen, bloß an einer Seite blitzten wie silbrige Tautropfen vier winzige Nägelchen hervor. Aus Angst, ihr durch einen kräftigen Handdruck weh zu tun, gab er ihre Hand gleich wieder frei. Er gedachte ihrer Worte, daß nicht nur sie, sondern auch alle ihre Sachen ihn erwarten würden, und lächelte bei diesem Gedanken. Die Zimmereinrichtung war fast die gleiche wie bei Fenja, bloß der Schreibtisch stand mit der Schmalseite gegen die Wand gerückt und vor ihm auf einer hohen schmalen Etagere ein Blumenstrauß, blaßgelbe Chrysanthemen, wohl ihre Lieblingsblumen, die nach herbstlich welkem Laub dufteten und ebensolche Ringellocken hatten wie Sina. Auch ein Lederdiwan war da, aber von dunklerer Tönung – kastanienbraun wie ihre Haare –, und das eine Ende, auch wie bei Fenja, nah an den Ofen gerückt. Auf der anderen Seite, ebenfalls mit der Schmalseite an der Wand, stand ein Nußbaumschrank; hinter einem schwarzen Vorhang erriet man Waschtisch und Korb; daneben das Bett, niedrig und schmal wie ein Kleinmädchenbett und wohl nur mit einer dünnen Roßhaarmatratze . . . Das Erstaunliche aber war, daß das Zimmer die Form eines länglichen Ovals hatte, wodurch es in diesem Raum ungewöhnlich still schien. Im Winkel zwischen Ofen und Diwan stand ein runder Tisch, der so niedrig war, daß er nur wenig über den Fußboden aufragte, und daneben eine Art kleiner Fußschemel.

Daß das impulsive junge Mädchen in einem ovalen Zimmer wohnen könnte, hatte Petrowskij nicht erwartet; er war geradezu verblüfft darüber. Keine Ecken, die immer etwas sehr Bestimmtes an sich haben, nichts Abgeschlossenes, und dann das Fehlen des üblichen hohen Bettes, bei dessen Anblick man an Frauen denkt, an satte, gesunde, kräftige Frauen, und der niedrige Tisch, der ebenso überraschend und ungemein naiv wirkte . . . Petrowskij hatte das Empfinden, daß hier zwischen den Dingen und ihrem Besitzer wirklich eine harmonische Übereinstimmung herrschte.

Die Schreibtischplatte war fast leer, offenbar befand sich alles

drinnen in den Schubfächern – ganz wie bei Sina selbst; nach außen hin kamen dann solche unerwarteten Chrysanthemen zum Vorschein . . .

Sina fragte nicht, wie es üblich ist, wie es ihm bei ihr gefalle; sie sagte: „Da sind Sie nun bei mir . . .“

Auf dem Tisch lagen ein paar Gedichtbände – Innokentijj Annenskij und Block.

Sie entzündete schnell die Holzscheite im Ofen, brachte Tee herein, stellte eine Tasse, ein Glas in einem Silberbecher, Äpfel, Konfekt und Backwerk auf den niedrigen Tisch, drehte die Lampe auf dem Schreibtisch aus, lief noch einmal zum Ofen, schob die brennenden Scheite zurecht und setzte sich auf den kleinen Schemel.

„Jetzt sind Sie mein Gast – setzen Sie sich hierher!“

Sie schob ihm einen ebensolchen niedrigen Schemel hin.

Der Tee war stark, dickflüssig, duftig – fast ölig. Man konnte ihn nur langsam und in kleinen Schlucken zu sich nehmen, wenn man sein bitteres Aroma genießen wollte.

„Sagen Sie mir, Nikodim, wie es gekommen ist, daß Sie aus Sibirien zurückkehren durften? . . . Ich habe die ganze Zeit über daran denken müssen – damals vergaß ich, Sie zu fragen . . .“

„Ein Ingenieur, ein Industrieller, hat es zuwege gebracht . . .“

„Wissen Sie was – diesem Manne will ich schreiben – nur wenige Worte. Sagen Sie mir seinen Namen.“

Die Frage kam ihm unerwartet, besonders überraschend aber ihre Absicht, einem unbekannten Manne zu schreiben, weil dieser ihn aus der Verbannung befreit hatte. Betroffen hatte ihn das Zimmer und das Teetrinken vor dem brennenden Ofen – der Hauch von etwas Ursprünglichem, Altersgrauem wehte ihn daraus an: der primitive Herd, das sorgsam gehütete heilige Feuer, das Dämmerlicht einer Urbehausung . . . Und vor den knisternden Flammen, im Lichte des Feuerscheins das Mädchen in Schwarz, fast ein Kind noch, mit schwarzen struppigen Augen und beinahe leuchtendem lockigem Bronzehaar – eine dichte Haarsträhne lag gleich einer kleinen Ringelschlange, dem Emblem der Weisheit, über ihrer Stirn; die strengen Brauen berührten sich leicht über der Nasenwurzel – erst jetzt bemerkte er das . . .

„Drakin ist sein Name, Ingenieur Drakin . . .“

„Kirill Kirillowitsch Drakin? Ja, heißt er so?“

„Ja – warum fragen Sie?“

„Ich kenne ihn. Eine Frau, die ihm nahesteht, hat mich mit ihm bekannt gemacht.“

„Was ist er für ein Mensch?“

„Ich bin an seinem Arme quer durch einen Tanzsaal geschritten, es war ein wenig unheimlich – er ist wie aus Stahl . . . Sie liebt ihn aber sehr – bis zum Wahnsinn!“

„Kennen Sie die Dame?“

„Nach Mutters Tod – Vater ist schon früher gestorben – bin ich in ihr Haus gekommen, habe ganz bei ihr gelebt – auch jetzt noch verbringe ich den Sommer immer bei ihr auf ihrem Gut.“

„Sie haben mich aber doch nach Ihrem Gut, nach Belopolje, eingeladen?“

„Das ist gleich nebenbei, die beiden Güter stoßen aneinander – in Belopolje lebt mein Bruder; wir sind uns aber ganz entfremdet . . .“

„Ist dieser Ingenieur ein guter Mensch? Ich habe ihn ein paarmal gesehen, früher . . . Damals haßte ich ihn . . . Aber ich glaube, er ist ein aufrechter Mann.“

„Man nennt ihn bei uns den ‚Amerikaner‘. Jene Frau aber sagt, er sei Russe, durch und durch Russe, doch gebe es solche Russen noch nicht in Rußland, er sei bisher der erste, einzige . . . es sollte sie aber geben . . .“

Petrowskij fürchtete, sie könnte fragen, wieso dieser ihm unbekannte Mann dazu gekommen sei, sich für seine Befreiung einzusetzen; doch ihre Gedanken gingen ihren eigenen Weg.

„Einen Unbekannten aus dem Elend befreien! . . . Hat die Frau da nicht recht, wenn sie sagt, er sei durch und durch Russe? Ich will ihm gleich morgen schreiben . . . Ihren Namen werde ich gar nicht erwähnen, ich schreibe bloß: ‚Dank, innigsten Dank! Sina‘ – nur vier Worte . . .“

Sie blickte sinnend ins Feuer.

„Wie schön ist es, daß Sie zu mir gekommen sind!“

Gleich darauf sprang sie auf, als fürchtete sie, er könnte daraufhin versuchen, sich ihr zu nähern, sie zu berühren oder zu küssen, und drehte die schirmbeschattete Lampe auf dem Schreibtisch an. Dann kuschelte sie sich, die Füße an sich gezogen, in eine Ecke des Diwans und verschwand wieder halb – der Lichtschein beleuchtete nur Gesicht und Kopf, während ihre schwarzgekleidete Gestalt im Dunkel kaum zu erspähen war, erraten, erträumt werden mußte. Selbst die Ringel über Stirn und Ohren waren schwer zu unterscheiden – bloß ihr Gesicht war sichtbar und die Augen, groß und dunkel, die zuweilen aufflammten wie der Brillant in dem Ring an ihrem Finger – auch diesen Ring, wie ihre sich berührenden Brauen, hatte Petrowskij erst jetzt bemerkt.

Petrowskij saß still und stumm da und sah sie an . . .

Plötzlich erhob er sich und sagte betont:

„Ich gehe jetzt, Sina.“

Sie fuhr auf.

„Schon ? Warum so früh ? ! . . . Sehen Sie, ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich keine Bekannten habe, weil ich . . .“

Sie blickte Petrowskij an und drang nicht weiter in ihn . . .

„Und . . . werden Sie niemals wiederkommen ?“

„Doch, Sina, ich werde wiederkommen!“

„Aber Sie müssen sich vorher immer anmelden . . .“

Er trat auf die Straße hinaus, seltsam bewegt. Er wollte nicht gleich nach Hause gehen, obwohl er dazu nur um die Ecke zu biegen brauchte, irrte lange durch die Straßen, ging schließlich in eine Gastwirtschaft, saß grübelnd an seinem Tisch. Was für ein merkwürdiges Mädchen sie doch war ! Merkwürdig war auch ihr ovales Zimmer im flackernden Feuerschein, verloren wie ein tiefes Keller gewölbe, und doch war es schön bei ihr. Da war nichts von dem üblichen, unruhigen Hin und Her, den gleichgültigen Beleuchtungsquellen, die einen blenden, dem geschäftigen Treiben der Hausfrau, die sich emsig abmüht, grundlos lacht, bloß um dem Gast zu verstehen zu geben, daß sie sich über seinen Besuch freut. So wird auch das Zimmer ungemütlich, die fremden Sachen starren einen an, und nicht der Gast stößt sich gegen sie – sie suchen dem Gast einen Stoß zu versetzen – wohl auch darum, weil sie sich durch seine Gegenwart so lebhaft angeregt fühlen wie die geschäftige Hausfrau, dachte er, Sinas Gedanken weiterspinnend . . . Im matt-rötlichen Dämmerchein von Sinas Zimmer hingegen herrschte eine seltsame, fast unheimliche Stille, aber wenn von außen her ein gedämpfter Laut hereindrang, spürte man das emsige Leben unbeirrt seinen Fortlauf nehmen, nur daß hier immer alles still und lautlos war, in ein Lauschen zwischen Mensch und Dingen versunken, das alles Erleben vertiefte . . .

Ein kreischendes Grammophon unterbrach seinen Gedanken gang. Er seufzte. Er wäre gern wieder hingegangen, wieder eingetreten in die tiefe Stille ihres Zimmers, hätte gern neben dem leisen Mädchen gesessen, das so merkwürdig heiß aufflammen konnte, daß man betroffen erbebt und einem heiße Blutwellen durch die Glieder jagten, von unfaßlichen Verheißungen raunend . . . Das Grammophon polterte weiter, Petrowskij stürzte sein Glas Bier hinunter, wollte aufstehen und gehen, blieb aber anstatt dessen wie

an den Tisch gefesselt sitzen, als hätte ihm ein Rausch Willen und Glieder gelähmt.

Er war plötzlich unter dem jähen Gedanken zusammengebrochen, daß er sich von Fenja aushalten ließe! . . . Ekel fühlte er in sich aufsteigen, war sich selbst widerlich, bestellte noch Bier, trank gierig.

Dies Zusammenleben mußte aufhören! War er nicht tatsächlich ihr Zuhälter?! Bestellte sie ihn nicht zu sich, wenn sie seiner bedurfte? Zuweilen zwar gab sie auch seinem Drängen nach, aber meist wenig willig; das hatte ihn immer verletzt; wenn sie aber seine Gegenwart wünschte, dann wurde sie weich und zärtlich, und das war so erniedrigend! Dafür bezahlte sie sein Zimmer, er durfte von ihrem Gelde für sein Mittagessen und seine sonstigen Ausgaben nehmen, soviel er brauchte – zählte nicht einmal, wieviel er nahm. Entsetzlich! Sie hatte ihn, den Liebenden, umgarnt, an sich gezogen, seine Bedenken, seine Zweifel, seine Ablehnung mit ihren Küssen erstickt . . . Dabei fühlte er gegen sie keine Bitterkeit, er war an allem schuld, seine Schwäche war schuld, denn damals, als er erschöpft und gebrochen zurückkehrte aus der Verbannung, hatte es ihm einfach an physischen Kräften gefehlt, um selbständig und unabhängig handeln zu können, um arbeiten zu können. Er war nach Jahren der Trennung zu der Geliebten zurückgekehrt und an ihrer Brust zusammengebrochen . . . Aus ihrer Nähe hatte er neue Kräfte geschöpft . . . Bedenken waren ihm schon damals gekommen, jetzt aber sah er klar. Vielleicht hatte ihm die Begegnung mit Sina die Augen geöffnet. Er wagte nicht, sich einzugestehen, welcher Art das Gefühl war, das ihn mit Sina verknüpfte, aber er fühlte sie immer in sich und spürte noch immer ihren Kuß auf seiner Stirn brennen. Das mit Fenja, das einst Liebe war, mußte jetzt aufhören, denn jetzt war es nicht mehr Liebe; er mußte sehen, wieder Privatstunden zu geben und sich von ihr trennen.

Am nächsten Morgen nahm er zum Frühstück keinen Bissen in den Mund, trank nur ein Glas Tee, um sie nicht gleich erraten zu lassen, daß er mit ihr brechen wollte. Sie fragte ihn, wie er den gestrigen Abend verbracht habe.

„Über Dinge, die sich auf die Revolution beziehen, reden wir nicht, Fenja.“

„Auch mir kannst Du nichts sagen?“

„Niemandem.“

Des Abends ging er aus, wanderte stundenlang durch die Straßen,

sprach einmal bei Karpow vor. Karpow wunderte sich ein wenig, dachte dann aber, Petrowskij sei in Angelegenheiten ihres Heimatverbandes gekommen; Sina Belopolskaja, die auch zu dem Verbande gehörte, fiel ihm ein, er fragte:

„Gefällt Ihnen diese Belopolskaja?“

Petrowskij dachte im Augenblick nicht an Sina und wußte nicht, wen Karpow meinte.

„Was für eine Belopolskaja?“

„Jene Sina, mit der Sie damals nach Bologoje gefahren sind.“

„Ist sie denn unsere Landsmännin?“

„Aber gewiß doch! Ein merkwürdiges Mädchen . . .“

Um seinen Verkehr mit ihr nicht zu verraten, antwortete Petrowskij kurz:

„Ja, ich glaube . . .“

Dann fügte er hinzu:

„Ein sehr merkwürdiges Mädchen.“

„Man hält sie bei uns für albern und ein bißchen verrückt . . .“

Petrowskij wollte nicht über Sina sprechen und verabschiedete sich – es blieb unklar, warum er überhaupt gekommen war.

Als er sich bereits zum Gehen wandte, sagte Karpow lachend:

„Wollen Sie Sina nicht besuchen? Ihr Namenstag kommt bald, und wir alle wollen sie dann überfallen. Kommen Sie mit, es gibt einen Hauptspaß . . . Sie haben es ja ganz nah zu ihr.“

Nach dem Gespräch mit Karpow quälte sich Petrowskij tagelang mit dem Gedanken ab, wie er Sina vor dem Besuch der ungebetenen Gäste schützen könnte, und war empört, daß die ganze Sache nur ausgeheckt war, um sich über ihre Eigenheiten lustig zu machen. Er stellte sich Sinas Bestürzung vor und dachte, sie würde bestimmt in Tränen ausbrechen, wenn sich die unliebsame Gesellschaft wieder entfernt hätte. Vielleicht würde sie aber auch nicht die Kraft haben, sich gegen die ungebetenen Gäste aufzulehnen, und, in ihrem Zartgefühl verletzt, in ihrer Gegenwart von Tränen übermannt werden. Das wäre das schlimmste; er mußte sehen, dem vorzubeugen.

Auf seinen abendlichen Wanderungen hielt er sich jetzt oft in der Nähe ihres Hauses, in dem ja auch er gleich hinter der Ecke wohnte, blieb vor den Schaufenstern stehen, betrachtete die ausgestellten Drogenwaren und dachte daran, daß oben, nur wenige Schritte von ihm entfernt, Sina wohne, und er nicht zu ihr dürfe. Auf der anderen Seite der Straße aber stand jener Unbekannte mit dem harten Hut,

der schon seit Stunden hinter ihm herschlich. Petrowskij, in sich versunken, bemerkte ihn nicht, der Spitzel aber kochte vor Wut und hielt diesen verdammten Studenten für verrückt, wanderte er doch endlos durch die Straßen, fuhr mit der Straßenbahn ziellos durch die Stadt, besuchte niemand, traf mit niemand zusammen. Als Petrowskij bei Karpow vorsprach, war der Spitzel hochofren, denn auch Karpow stand unter geheimer Polizeiaufsicht, und der Spitzel kam nun zu der Ansicht, daß Petrowskij ein sehr geriebener und vorsichtiger Verschwörer sein müsse, der etwas ungeheuer Wichtiges im Schilde führe. Darum wohl suchte der ruhelose Student ihn durch seine endlosen Wanderungen zu ermüden und zur Verzweiflung zu bringen, damit er die Verfolgung schließlich aufgäbe. Jetzt beobachtete er ihn von der anderen Seite der Straße, sah ihn lange vor dem Hause auf und ab gehen, in dem er selbst wohnte, und folgerte, daß Petrowskij auf jemand wartete. Und wirklich trat schließlich ein junges Mädchen, das große schwarze Augen hatte, auf den Studenten zu, wechselte ein paar Worte mit ihm und verschwand in dem gleichen Hause. Erfreut entschied der Beobachter, daß das Mädchen offenbar jene wichtige Persönlichkeit sei, um derentwillen Petrowskij ihn tagelang ziellos durch die Straßen gehetzt hatte, und schrieb frohlockend in sein Notizbuch: „Konspirative Unterredung mit dem Plumpen (darunter war Karpow gemeint) und einer Großäugigen (was sich auf Sina bezog)“ und meldete seine Beobachtungen gleich am nächsten Morgen an seine vorgesetzte Stelle.

Nach Hause zurückkehrend, hatte Sina Nikodim bemerkt, der stirnrunzelnd vor einem Schaufenster stand und nervös die Hände aneinanderrieb; sie erriet, daß er auf sie wartete, sie sprechen wollte – vielleicht lag etwas Wichtiges vor. Sie eilte auf ihn zu, lief fast, blickte ihn aus weit geöffneten Augen an.

„Nikodim, Sie warten auf mich?“

Petrowskij zuckte zusammen und antwortete erfreut:

„Ja, Sina, ich warte schon mehrere Tage auf Sie . . .“

„Was ist geschehen, Liebster?“

„Ich weiß, daß bald Ihr Namenstag ist und an diesem Tage möchte ich Sie gern, sehr gern besuchen. Sie meinten, Ihre Seele habe die meine berührt – vielleicht berührt meine Seele nun Ihre . . . Ich möchte an diesem Tage bei Ihnen sein.“

Das junge Mädchen sah ihn betroffen an und wußte nicht, was antworten. Sie mußte jetzt immer an ihn denken, und je mehr sie an ihn dachte, desto näher kam er ihr innerlich. Sie hatte ihm ihre

Seele hingegeben, und wenn er nun zu ihr kommen wollte, um ihr seine Seele hinzugeben, dachte sie erschrocken, so wäre ja das ein Bündnis für das ganze Leben, und sie wußte nicht, ob sie dazu schon bereit sei. Es kam so unerwartet und es schreckte sie . . . Aber sie wollte ihn nicht verletzen, wollte ihm nicht wehe tun! . . .

Verwirrt stammelte sie:

„Ich will es mir überlegen, Nikodim, ich will mir überlegen, ob es möglich ist, dann schreibe ich Ihnen. Ich schreibe Ihnen bestimmt . . .“

Und ohne sich zu verabschieden, lief sie davon.

Petrowskij fühlte sich zu ermattet, um seine Wanderschaft wieder aufzunehmen; Müdigkeit und Hunger setzten ihm zu – er aß fast nichts mehr, da er kein Geld mehr aus Fenjas Tisch nahm, sich des Morgens mit ein wenig Tee begnügte und des Abends das Haus verließ. Bis zum Ende des laufenden Monats wollte er noch dableiben, dann würde er sich von ihr trennen, und diese Qual wäre zu Ende.

Er stieg in sein Zimmer hinauf und war im Begriff, sich auszukleiden und zu Bett zu gehen, als Fenja klopfte, aber nicht eintrat, sondern ihn zu sich bat. Unwillig ging er hinüber.

„Ich bin erst eben nach Hause gekommen, Nikodim, und habe dich unten mit jenem jungen Mädchen stehen sehen, mit der wir damals Ähren verkauften.“

Ihre Worte kamen ihm so überraschend, daß er etwas in sich brechen fühlte und tonlos sagte:

„Du hast uns gesehen . . .?“

„Ja, ich habe euch gesehen. Ich verstehe jetzt, warum wir uns in der letzten Zeit so fremd geworden sind. Ich will mich nicht in dein Vertrauen, nicht in dein Leben drängen, du mußt aber ehrlich sein, wie ich es bin. Wenn dir ein neues Glück winkt, so quäle dich nicht und mich nicht. Das wird uns die Sache erleichtern, und wir können als Freunde scheiden.“

Petrowskij setzte sich stumm auf den Diwan.

„Du weißt doch, daß ich dem Leben klar und ehrlich in die Augen sehe; ich will nicht, daß jemand um meinetwillen leidet, vor allem du nicht –, du bist eben mein alles, und zwischen uns muß vollkommene Klarheit herrschen; das ist alles, was ich verlange. Warum schweigst du? . . . Sage mir doch ein Wort! Aber . . . es soll wahr sein.“

Es fiel ihm schwer zu sprechen, denn er wußte nun, daß wirklich etwas Neues, Beglückendes in sein Leben getreten war – er wußte nicht, wann und wie, wußte nur, daß es in ihm war, ihn ganz erfaßt

hatte. Darum litt er unter Fenjas Nähe, aber ihr sein Geheimnis preiszugeben, ihr zu sagen, was er sich selbst noch nicht einzugestehen wagte, fiel ihm schwer. Gequält sagte er:

„Ja, Fenja – ich bin noch nicht ganz sicher, aber etwas ist in mir anders geworden seit der Begegnung mit jenem jungen Mädchen . . .“

„Du liebst, Nikodim, und du fürchtest dich vor deiner Liebe . . . Du wagst nicht, es dir einzugestehen, daß du liebst, so wunderbar erscheint dir deine Liebe. Liebe ist ja immer wunderbar! Als ich sie fand, wagte ich auch nicht, daran zu glauben . . . Und nun fällt dir meine Nähe zur Last, nicht wahr?“

„Ich habe gelitten . . . Mir schien sogar – ich will die Wahrheit sagen, denn ich habe mich an dir vergangen, häßlich an dir vergangen –, mir schien sogar, daß ich mich von dir aushalten lasse . . .“

„Nikodim, wie hast du das denken können? . . .“

„Es ist die Wahrheit, ich habe das von mir gedacht . . .“

„Auch von mir?“

„Auch . . . von dir . . . Fenja . . .“

„Welche Schmach! Gott, wie entsetzlich! Nikodim . . .“

„Es kam gegen mein Wünschen und Wollen . . . Aber nur von mir habe ich das gedacht, nur von mir! Und erst in jenem Augenblick, als etwas in mir geschah, ich meine, seitdem ich sie, seitdem ich Sina getroffen habe. Da sagte ich zu mir: Du verdienst nichts und lebst auf fremde Kosten, man zahlt für dein Zimmer, du nimmst fremdes Geld, man fragt dich nicht, zu welchem Zweck und wieviel, und dafür liebt man dich, ist zärtlich zu dir, und – verzeihe mir, Fenja – und man umarmt dich, wenn man dich begehrt, nicht wenn du sie begehrt . . .“

„Wie entsetzlich! Das hast du wirklich denken können?!“

Sie schlug die Hände vor das Gesicht, ein Beben schüttelte sie.

„Wie tief du mich verletzt! . . . Wodurch habe ich das verdient? Weil ich dir alles sein wollte und du mir der teuerste, nächste Mensch bist?! . . . Aber ich will dir keine Vorwürfe machen – es ist gut, daß du es gesagt hast, es hilft uns beiden darüber hinweg . . .“

Petrowskij saß zusammengesunken auf dem Diwan und flüsterte:

„Vergib mir, Fenja, vergib mir! Ich will alles tun, was du willst, alles. Ich will meinem Glück entsagen, will ihr entsagen und bei dir bleiben, aber vergib mir! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ich dich verletzt habe, ich dich verletzt! . . .“

Wieder sah die kleine Fenja einen kranken, zerquälten Menschen in ihm, und Schmerz und Empörung verwandelten sich in Mitleid.

Ihre Tränen versiegten, ihre Stimme klärte sich. Sie setzte sich zu ihm auf den Diwan.

„Genug, Nikodim – ich habe überwunden. Du bist noch immer ein großes, krankes Kind – ich war es auch einmal. Das, was in dir erwacht ist, wird dich heilen und klären; auch du wirst einst klar und schlicht im Leben dastehen . . . Aber kränke mich nicht – bleib einstweilen hier wohnen. Ich habe mehr, als ich brauche – du kannst es von einem Freunde ruhig annehmen, ohne dir etwas zu vergeben; deine ganze Zukunft hängt davon ab, daß du dein Studium beendest . . . Laß uns Freunde bleiben – später, wenn du deinen Weg gemacht hast, kannst du es mir ja abgeben . . . Siehst du, es wird alles noch gut werden . . . Es wird alles gut werden, Nikodim . . .“

Danach kam eine große Ruhe über Nikodim. Er saß jeden Abend bei Fenja; noch nie hatte er sich so wohl und ungezwungen in ihrer Gesellschaft gefühlt. Mit einem schuldbewußten Lächeln sagte er:

„Jetzt sind wir Freunde, Fenja . . . wirkliche Freunde.“

Ungeduldig wartete er auf einen Brief von Sina.

Aber es kam kein Brief von ihr, und er wußte nicht, was tun – sollte er hingehen oder nicht? Die Ungewißheit peinigte ihn, wie auch der Gedanke an Sinas Erschrecken, wenn ihre Landsleute bei ihr eindringen sollten. An ihrem Namenstage wanderte er wieder bis zum Abend durch die Straßen, dann hielt er es nicht länger aus und eilte zu ihr, in der Annahme, daß die unliebsamen Gäste bereits da sein mußten.

Petrowskij hatte sich nicht geirrt. Als er klingelte, warf das junge Mädchen ihrer vielköpfigen Gästeschar einen hilflosen Blick zu und ging öffnen.

Lachend rief man ihr nach:

„Gast auf Gast – da freut sich der Gastgeber!“

Ihre großen Augen hielten nur mühsam die Tränen zurück, ihre Schultern bebten, und ihre Hände zitterten hilflos.

Beim Anblick Petrowskijs rief sie:

„Wie, Sie! Sie sind aus eigenem Antrieb gekommen? Retten Sie mich, retten Sie mich vor denen da drinnen! Aber Sie dürfen nicht zu mir herein, ich würde sonst fürchten, daß auch Sie gekommen sind, um mir weh zu tun . . .“

„Nein, nicht deshalb bin ich gekommen. Ziehen Sie sich an, schnell, wir gehen fort . . .“

Ohne ihre Gäste eines weiteren Blickes zu würdigen, verschwand

sie hinter dem schwarzen Vorhang in der Ecke, zog hier ihren Pelz an und setzte ihren Hut auf.

„Sina, wohin? Wohin wollen Sie denn so plötzlich?“

Damit man sie nicht mit Gewalt zurückhielt – auch das wäre möglich, fürchtete sie –, rief Sina verzweifelt:

„Ich bin gleich wieder da!“ und zog die Tür hinter sich zu.

Die ausgelassene lärmende Gesellschaft lachte und scherzte noch eine Weile, bis schließlich jemand bemerkte:

„Sie hat vor uns die Flucht ergriffen . . .“

„Wir warten einfach, bis sie wiederkommt – einmal muß sie ja kommen!“

„Lassen wir sie, gehen wir lieber.“

Sie hätten es vorgezogen, noch dazubleiben, doch einem von ihnen war es peinlich geworden, sich noch länger über das junge Mädchen lustig zu machen; ihm war das erst klar geworden, als er bemerkte, daß Sina vor ihnen geflüchtet war . . . Er stand auf und ging; mißmutig folgten die übrigen – aus dem Streich war nicht viel geworden.

Sina hielt sich nahe an Nikodims Seite, drängte sich an ihn, so daß er sie schließlich unbeholfen unter den Arm nahm und sie führte, denn sie konnte nicht mehr an sich halten und weinte leise. An der Tutschkoff-Brücke bogen sie zum Kai ab, der hier dunkel und menschenleer war. Sie schwiegen die ganze Zeit über. Petrowskij war nur darauf bedacht, Sina zur Ruhe kommen zu lassen; ein Gespräch mit ihm würde sie vielleicht nur noch mehr erregen, fürchtete er.

„Ich möchte nach Hause . . . Sie sind wohl jetzt nicht mehr da.“ Sie lehnte sich wie ein Kind an ihn und blickte zuweilen, ruhiger geworden, in sein Gesicht. Vor ihrem Hause verlangsamte sie sinnend die Schritte; gemeinsam betraten sie den bereits dunklen Hausflur; hier entzog ihm Sina ihren Arm – die Dunkelheit machte sie wohl scheu; sie flüsterte aus dem Dunkel:

„Liebster, aber nicht in mein Zimmer kommen . . .“

Er hörte Liebe und Weh aus ihren Worten sprechen, trat näher zu ihr heran, ergriff ihre Hände, spürte, wie sie ihm entgegenstrebte – wohl mit geschlossenen Augen –, sie flüsterte:

„Ich bin ja doch dein . . .“

Und in der Dunkelheit berührten seine Lippen – nur einmal – die ihren, die mit einem hilflos langen Kuß erwiderten.

Dann hörte er, wie sie im Dunkel stolpernd die Stufen hinauf-

hastete, und bangte nachher noch beim Einschlafen, daß sie vielleicht gefallen sei und sich verletzt habe.

Am nächsten Morgen kamen sie ihn holen . . .
Der Spitzel und zwei Gendarmen.

Es konnte ihm nichts nachgewiesen werden, doch beschloß die Obrigkeit, ihn aus der Hauptstadt auszuweisen und in seine Vaterstadt zu verbannen. Man gab ihm zwölf Stunden Zeit zur Ordnung seiner Angelegenheiten in Petersburg und entließ ihn aus der Haft, nachdem er sich ehrenwörtlich verpflichtet hatte, wieder zurückzukehren, um per Etappe abtransportiert zu werden.

Die kleine Fenja war ganz niedergeschmettert . . .

„Warum denn nur, Nikodim? Was liegt denn für ein Grund vor?“

„Alte Sünden, Fenja . . .“

„Du armer Junge, du wirst es wieder so schwer tragen! . . .“

„Nein, diesmal leicht, Fenja . . .“

Ihr Feingefühl ließ sie den Sinn seiner Worte erraten; glücklich über sein Glück, sagte Fenja innig:

„Wende dich an Onkel Kirja, Nikodim! Er wird dir beistehen! . . .

Auch Sina hatte ihm von dem Ingenieur gesprochen . . .

„Ja, Fenja, ich will mich an ihn wenden.“

Er eilte zu Sina, traf sie nicht zu Hause an, die Zimmerwirtin gestattete ihm zögernd, in Sinas Zimmer zu warten. Lange Stunden saß er reglos auf dem Diwan. Schließlich stürzte Sina hastig herein, als fürchtete sie, daß durch Nikodims Anwesenheit der Friede ihres Zimmers bedroht sei, blieb aber erschrocken vor ihm stehen, als sie sein verstörtes Gesicht sah.

„Liebster, was haben Sie? . . . Was ist geschehen?! . . .“

„Ich werde aus Petersburg ausgewiesen . . .“

„Gott – wohin, Nikodim?“

„In meine Vaterstadt . . . Morgen werde ich per Etappe abgeschoben, wie ein Sträfling . . .“

„Aber warum denn? Wie ist das nur möglich?! Es liegt doch gar kein Grund vor?“

„Wohl meine alten Sünden . . .“

Er blieb bis Mitternacht bei ihr. Sina saß zusammengekauert in einer Ecke des Diwans, als fürchtete sie, er könnte sie in seine Arme nehmen und küssen wollen, und sie würde nicht die Kraft haben, ihm zu widerstehen. Zärtlichkeiten in diesem Augenblick, da dies

Schwere über sie hereingebrochen war, könnten nur Schmerz und Sehnsucht wecken, fühlte sie . . .

Als er Abschied nahm – er hatte sie den ganzen Abend über keinmal geküßt –, drückte er schmerzlich ihre Hände.

„Sina, erlauben Sie mir, Ihnen zu schreiben? . . .“

„Liebster . . . wann Sie wollen . . .“

Sie geleitete ihn bis an die Haustür.

„Wir werden uns wiedersehen, Nikodim . . . Wir werden uns bald wiedersehen . . . Ich komme hin, zu Ihnen . . .“

Leise sagte er:

„Ich will mich an den Ingenieur Drakin wenden . . .“

Freudig bewegt, als winke hier wirklich ein Hoffnungsstrahl, rief sie:

„Ja, ja, wenden Sie sich an ihn, unmittelbar an ihn! Es wird noch alles gut werden! . . .“

Sie hatten kein Wort über ihre Liebe gesagt, doch aus jedem Wort hatte Liebe geklungen; darum waren Küsse nicht nötig gewesen . . .

8

Es wogt ein trübes Brauen und Wallen im herbstlichen Dämmer-schein über Petersburg, als irre eine sündige Seele ungesühnt durch die feuchten Nebelschwaden . . . Besonders schwer und drückend sinkt die Dämmerung auf die Vorstädte hinab – hier werden die Laternen erst spät angezündet und auch nicht alle, immer nur eine von zweien, und man fragt sich, wozu wohl diese verlorenen Flämmchen brennen? . . . Die Fabrikschlote stoßen gegen den Himmel und beflecken wie schmutzige Besen die niedrigen Wolken; den ganzen Tag sickert ein feiner Regen herab; schwer sinkt der durchnäßte Rauch zu Boden, dringt in alle Ritzen, alle Winkel ein; in den engen Gassen kann man kaum atmen in dem Qualm, muß aber doch atmen, in sich saugen den schwarzen Fabrikschweiß, der nicht nur in alle Ecken der menschlichen Behausungen, sondern auch in alle Poren des erschöpften Körpers dringt.

Darum sind die Menschen in den Vorstädten auch so finster und mürrisch. Qualm und Ruß hat sich in die Gesichter eingefressen, die Hände geschwärzt. Qualm und Ruß, mit Blut vermischt, speien hüstelnd die Menschen auf die Straße, schwarzroten Schleim; nicht nur nach Rauch, der Dunstkreis der Arbeit riecht nach Ausdünstungen des menschlichen Körpers. Müde kommen sie von der Arbeit,

ziehen fröstelnd den Rock über der Brust zusammen, eilen im Laufschrift in die Bodenkammern und Keller, wirklich im Laufschrift, um ihre Ärmlichkeit nicht von den trüben Laternen bescheinen zu lassen, unter denen vor Schenken und Teestuben gleich lebendigen Schaufenstern des menschlichen Elends Frau oder Tochter steht, eines Käufers harrend – da heißt es schnell vorüberschlüpfen, damit man sie nicht sieht und auch sie nichts sehen.

Der hereindringende feuchte Qualm im Keller, die rauchenden Schlote vor der Bodenkammer beklemmen einem die Brust; da geht der Mensch in die Schenke, um Sehnsucht und Lebensüberdruß zu ersticken in Bier und Fusel, und ihm scheint, daß der alles durchdringende Rauch und Qualm vor dem Rausch machtlos ist: ihn durchdringt er nicht. Berauscht tritt der Mensch wieder auf die Straße hinaus und sieht nichts und merkt nichts mehr von dem Nebel, denn nun brodelte der Nebel auch in seinem Kopf, und die Laterne erscheint ihm als Leitstern. Er tritt näher heran und blickt in zwei lockende, hungrige Augen; es ist nackter Hunger nach einem Stück Brot, der gierig aus diesen lockenden Augen lugt, dem Berauschten aber deucht, es sei Liebesgier. Der Nebel im Kopf wird immer dichter – wer fände sich da zurecht, ob es Hunger nach Brot, ob es Liebessehnsucht ist?! Es ist ja beides – Hunger nach Leben; der eine stillt ihn mit Fuselschnaps, der andere spielt um des täglichen Brotes willen den Liebenden und stillt seine Sehnsucht mit Fuselliebe. Die spärlichen Laternen aber brennen immer vor den Schenken, und so sind sie doch am richtigen Orte angezündet worden und wissen, wozu sie brennen.

Der Mensch würde auch vergeblich den Himmel nach Sternen absuchen, er würde keinen einzigen Stern entdecken – Besen haben sie weggewischt, Besen, in die Gosse der herbstlich schmutzigen Gassen getaucht, sind über den Himmel gestrichen, und statt der Sterne gibt es nur den Widerschein von Laternen in Schmutzlachen – je größer eine Pfütze ist, desto klarer leuchten die Sterne darin.

Afonka Kaljabin kam betrunken aus einer Schenke, trat an einen Laternenpfosten, um seine Notdurft zu verrichten, und begegnete dem Blick von zwei gierigen Augen...

„Vielleicht nimmst du mich mit? ...“

„Scher' dich, Luder – man hat wichtige Geschäfte zu erledigen, und da kommst du einem in die Quere!“

Das Mädchen trat beiseite, näher zum Eingang der Schenke, um den Mann nicht zu stören. Kaljabin hatte die Lache vergrößert, blickte zum Himmel auf, spuckte aus und starrte den Widerschein

des Laternenflämmchens in der Pfütze so beharrlich an, als hätte er seinen Stern von Bethlehem entdeckt.

Afanassij Kaljabin verlebte die letzten Reste seines Geldes, jenes Geldes, das er vom Ingenieur Drakin aus den Händen der kleinen Fenja zum Dank erhalten hatte.

Um ihretwillen hatte er den Studenten Petrowskij in die Verbannung schicken lassen und dabei auch sie verloren – sie war fortgereist, verschwunden. Tagelang war er vor ihrer Wohnung auf und ab gewandert, in der Hoffnung, sie zu treffen: Schließlich hatte er sich an den Hausknecht gewandt.

„Wohnt das Fräulein noch hier?“

„Was für ein Fräulein? Troll' dich . . .“

„Antworte mir lieber, sonst . . .“

„Sie ist weggereist. Was treibst du dich hier herum – die Polizei ist nicht weit . . .“

„Mit deiner Polizei machst du mir nicht bange – vielleicht komme ich selbst von der Polizei, um nachzuforschen . . .“

„Das hättest du auch gleich sagen können; also sie ist wirklich weggereist.“

Er mochte nicht nach Hause gehen, so ging er in die Schenke – es war dieselbe Schenke, in der er mit Petrowskij zusammengekommen war – und ließ einen Dreirubelschein springen. Allein langweilte er sich, setzte sich darum zu einem mikrigen Männchen, das er an der Kokarde seiner Mütze als kleinen Beamten erkannte – sich zu einem Studenten zu setzen, getraute er sich nicht. Aus Leßners Fabrik hatte man ihn hinausgeschmissen, und nachdem er Petrowskij's Verbannung nach Sibirien zuwege gebracht hatte, hatte er jeden Halt verloren. Einst hatte er gemeint, einen Weg vor sich zu sehen, war abgeirrt, jetzt fand er sich nicht mehr zu recht. Wie lange hatte er gesucht, bis er schließlich Menschen fand, die um Recht und Gerechtigkeit kämpften, um Wahrheit, wie er es nannte – vielleicht hätte er seine Wahrheit nicht wieder verloren, wenn Liebe nicht dazwischen gekommen wäre und ihn wirr gemacht hätte. Er hatte gehofft, durch Entfernung jenes Studenten die kleine Fenja zu gewinnen, ihm einen Strick gedreht, sich darum an die Gendarmen verkauft – nicht Geldgier hatte ihn dazu getrieben, sondern seine Liebe zu der kleinen Fenja . . . Da war nun der Student entfernt worden, und das hatte ihm jeden Weg zu seinem Stern von Bethlehem verschüttet, und zugleich hatte er seine Wahrheit verloren – wie von einem Aussätzigen hatten sich alle von ihm abgewandt. Auch heute hörte er die Studenten unter sich flüstern:

„Der Rothaarige ist hier . . .“

„Der Verräter . . . Hat einen Kameraden angegeben . . .“

„Ein Spitzel, hat Indizien unterschoben . . .“

Sie steckten die Köpfe zusammen, warfen Blicke nach ihm, tranken ihr Bier aus und verließen einer nach dem anderen das Lokal . . .

Ihm war es jetzt gleichgültig – seine Wahrheit hatte er verloren, und alles hatte sich verwirrt, vor allem aber – vielleicht hatte er auf immer auch seinen Stern von Bethlehem verloren . . .

Er setzte sich zu dem betrunkenen mikrigen Beamten . . .

„Man wird ganz schwermütig so alleine . . . Darf ich mich Ihnen zugesellen?“

„Setzen Sie sich, zu zweien ist's immerhin lustiger . . . Auch mich hat's heute überkommen, das Trübsalblasen . . .“

„Macht nichts! Zu zweien ist's lustiger – wir ersäufen die ganze Trübsal.“

Langsam wuchs die Zahl der leeren Flaschen um sie herum; sie stellten sie links und rechts unter den Tisch; jedesmal, wenn eine Flasche leer geworden war, wurde mit dem Boden gegen den Tisch geklopft; zusammen mit den Flaschen wurden auch die Teller gewechselt . . .

Kaljabin sprach als erster – sein dumpfes Leben quälte ihn –, früher hatte er sich mit Petrowskij aussprechen können oder mit einem Arbeitsgenossen, seinem Freunde, dem Schlosser; jetzt aber, da er stellenlos war und alle sich von ihm wie von einem Aussätzigen voll Abscheu abwandten, fühlte sich Afonka verloren und verlassen in der Welt. Der Mensch kann nicht leben ohne seinesgleichen, es zog ihn zu den Menschen, mit wem aber sollte er sprechen – nur mit ebensolcheinem Verlorenen wie er.

So kam er denn mit seiner Flasche zu ihm hinüber und begann zu sprechen – hatte so wenig Worte, und in jedem Worte lag etwas von der Dämmertrübe der Herbstabende in der Petersburger Vorstadt.

„Also mit Ihrer Erlaubnis, verehrter Herr Beamter – nicht wahr, ich irre mich doch nicht –, Sie haben da eine Mütze mit Kokarde, sind also ein gebildeter Mann und können einen betrunkenen Menschen über sein Leben aufklären; mein Leben ist aber nicht das eines Trunkenbolds – ich habe mich bloß heute besoffen, wegen –, na, wegen eines gewissen Vorfalls.“

Der mikrige Beamte sah ihn mit farblosen Augen an . . .

„Welch eines Vorfalls? . . .“

Ein dünnes, trunkenes Tenorstimmchen, glasige Augen, weißlich blondes Haar, sauber, wie abgeleckt – ein Sommerröckchen aus Leinwand, die zwei unteren Westenknöpfe offenstehend – ob aus geckenhaften Neigungen oder sonst warum, war nicht recht ersichtlich, und in den trunkenen Augen mit weißlichen Wimpern zuweilen unerwartet ein Ausdruck der Verachtung . . .

„Da mußte ich eben austreten, Sie verstehen, ging auf die Straße, an die Laterne, und an der Laterne stand eine reizende Dame. – ‚Weg‘, sagte ich, sie trat beiseite, mich aber überkam solch eine Schwermut, daß es mich wieder ins Kloster zog – ich war nämlich Mönch, müssen Sie wissen, und hier in der Stadt gaben sie mir auch den Spitznamen ‚der Mönch‘ – na, das war einmal, jetzt aber winde ich mich wie so ’ne verbuhlte Dirne im Schmutz . . . Ich knöpfe also den bewußten Knopf wieder zu und denke: Wenn doch wenigstens ein einziger elender Stern über dir leuchtete! Nichts als dies trübe Geschwele vor den Augen . . . Ich aber habe ja jahrelang nach so einem Stern ausgeschaut, bin ihm gefolgt, wie so ’n Weiser aus dem Morgenland in Wüstennacht, und so ein Stern hat mir geleuchtet, wahrlich ein Stern von Bethlehem – ein überirdisches Licht von engelhafter Schönheit ging von ihm aus . . . Um seinetwillen habe ich einem schuldlosen Menschen mutwillig sein Leben zerstört, der geht jetzt in Sibirien spazieren, sozusagen, und sehen Sie . . .“

Er blickte sich um – zwei Studenten saßen noch da und stritten sich.

„Sehen Sie die Studenten da? Das war auch so einer, eine ehrliche Haut, hat mich die Wahrheit erkennen gelehrt, dann aber kam er mir in den Weg, und hier unter dem Herzen, da bohrte es in mir, gab mir keine Ruhe – hätte ihn einfach erwürgen sollen, ich beging aber eine niederträchtige Gemeinheit – wollte meine knotigen Hände nicht an ihm beschmutzen; ich mach’s fein sauber, sagte ich zu mir, ließ mich mit Spitzeln ein, mit dem Dreckpack, und da habe ich meine Wahrheit verloren, und mein Stern von Bethlehem ist untergegangen . . .“

Er seufzte, goß seinem Partner Bier ein, schüttelte den rothaarigen Kopf mit dem gebrochenen Nasenbein und stürzte sein Glas hinunter; seine riesige Hand langte nach einer neuen Flasche.

„Wozu taue ich jetzt noch? Sie haben sich alle von mir abgewandt, nur die Dirnen sind mir geblieben, Zuhälter kann ich werden . . . Ich habe da zwei Mädels im Auge, die küssen mir die Hände, brauche bloß mit dem Finger zu winken, wegen meiner

Manneskraft, wissen Sie – habe ja auch im Kloster Kaufmannsfrauen angenehme Dienste geleistet, die Lüste verbuhlter Weiber befriedigt . . . Na, darauf trinken wir noch eine, mein Geld ver-
saufe ich sowieso – da ist ein Ingenieur, der wird sich bequemen
müssen, mir noch welches zu schicken, braucht sich gar nichts ein-
zubilden . . . Ich brauche nur anzutippen – ein halbes Tausend
sendet er mir! Dann machen wir einen Bummel, ich bringe meine
Mädel mit – beste Ware, sage ich Ihnen, sie machen's um des Ver-
gnügens willen, nicht aufs Geld kommt's ihnen an; halten sich
mehr an die Spitzel, um keine gelbe Kontrollkarte nehmen zu
müssen . . .“

Der Blick des jungen Beamten erlosch; traurig sagte er:

„Mir hat's der Arzt verboten, darf's nicht tun . . . Ich habe eine
üble Krankheit.“

„Die haben Sie sich wohl bei den Dirnen geholt? . . . Die Luder!
Ersäufen sollte man sie alle, in ein Eisloch werfen, den Kopf voran –
schau hin, rechtgläubiges Volk: deine Greuelthaten . . .“

Der Beamte ließ den Kopf hängen; käsig im Gesicht, mit weiner-
licher, dünner Stimme sagte er:

„Ich darf jetzt nicht . . .“

„Warum trinken Sie dann?“

„Ich will an kein Weib heran, wenn ich es auch den Weibern zu
verdanken habe . . . Es ist ein Verbrechen, andere Menschen zu
vergiften . . . Ich kann das nicht machen. Zuweilen zwar denkt
man: Ich will mich rächen, ich kann's aber nicht tun. So die erste
beste anzustecken ist eine Niedertracht, na und die feinen Damen
mit Brillanten, die nach dem neuesten Parfüm duften, an die komme
ich jetzt nicht heran. Ich habe ja meine Krankheit gerade von solch
einer erworben, lieber Freund, und jetzt heißt's, meine Nase werde
einsinken . . .“

Und wirklich tastete das weißblonde Männchen beständig mit
den Fingern an seinem Nasenrücken herum, dessen Biegung sich
ungewöhnlich vertieft hatte und von Fältchen umzogen war, wäh-
rend die Nasenspitze verdächtig hervorragte.

Es war leer geworden in der Schenkstube – die Polizeistunde
rückte heran.

Der kleine Beamte seufzte wieder und fügte hinzu:

„Sie sehen, auch ich habe meinen Stern von Bethlehem gehabt –
aber was für einen! Ein Andenken habe ich zum Geschenk erhalten,
an dem ich mein Leben lang zu tragen haben werde, und dies Leben
ist jetzt wohl bald zu Ende!“

Auf der Straße wollte der Semmelblonde mit seiner Erzählung fortfahren, aber Afonka unterbrach ihn barsch:

„Gute Nacht!“

Der Beamte blickte Kaljabin verwirrt an, blinzelte heftig mit seinen weißlichen Wimpern, wollte noch etwas sagen, doch Afonka nahm die Mütze ab und sagte, ohne ihm die Hand zu geben, um ihn schneller loszuwerden:

„Wir haben verschiedene Wege, ich gehe nämlich zu den Mädels!“

9

Es war bereits Mitternacht, als Afonka bei den Schwestern ankam. Er mußte lange an der Tür pochen, bis schließlich die ältere, nur mit einem Nachthemde bekleidet, erschrocken erschien und durch die spaltbreit geöffnete Tür guckte. Sie erkannte Afonka nicht gleich und machte sich mit zitternder Hand an der Sicherheitskette zu schaffen.

„Schlaft ihr aber fest – mach’ schnell, Anjutka!“

„Wer ist denn da?“

„Erkennst deinen Herzensfreund nicht mehr?“

Erfreut und erschrocken flüsterte sie:

„Afonja! Du bist es, Lieber – wir hatten dich nicht erwartet . . .“

„Was bist du denn so erschrocken?“

„Wir haben einen Gast.“

„Wer ist es?“

„Dein Freund – Chljupin . . .“

„Na, solche Freunde habe ich an jeder Straßenecke.“

Er trat geräuschvoll ein und weckte Shenja und den Gast, die zusammen im Bett lagen. Chljupin erkannte Kaljabin, sprang auf und setzte sich auf den Bettrand; er zwinkerte mit den feigen Äuglein und bemühte sich krampfhaft, seinen Hemdkragen zuzuknöpfen, doch seine Finger glitten immer wieder ab, während er lispelte:

„Afanassij Timofejewitsch! Wo kommen Sie plötzlich her?! . . . Lange haben Sie sich nicht blicken lassen . . . Auf so angenehme Gesellschaft haben wir gar nicht gehofft . . .“

„Müssen Sie nicht zu Ihrem Zug?“

„Wieso denn? Und um diese Zeit gibt es ja gar keine Züge . . .“

„Also, ich habe extra für dich einen Zug bestellt. Zieh dich schnell an und troll’ dich, sonst kommst du zu spät, verstanden? . . .“

„Aber wo soll ich denn plötzlich hin, Afanassij Timofejewitsch?“

Bei nachtschlafender Zeit! Ich fühle mich hier bei Shenja ganz wohl.“

„Ich werde mich auch nicht bei ihr langweilen! Schmeiß ihn raus, Shenja!“

„Afonja, Lieber, doch nicht jetzt in der Nacht . . .“

„Hat er denn was gezahlt?“

„Er hat uns was vorgesetzt . . .“

„Was er dafür ausgegeben hat, bezahle ich ihm; meine Mädels aber kriegt niemand umsonst . . .“

Die Schwestern hatte Afonkas unerwartetes Erscheinen erschreckt; es lag ein neuer, unangenehmer Ton in seiner Stimme, und sie wußten nicht recht, ob sie sich freuen sollten oder nicht. Aber jedenfalls war es komisch, Chljupin zuzusehen, der sich mit überstürzter Eile ankleidete und auf dem Fußboden nach seinen Stiefeln umherscharrte. Seine Augen huschten feig und böse umher, bemüht, Afonkas Blick auszuweichen.

Schließlich war er fertig, schlüpfte schweigend zur Tür hinaus und sah sich noch einmal nach den Zurückbleibenden um. Als Afonka ihn die Stufen hinabeilen hörte, trat er auf den Flur und rief ihm nach – so laut, daß es auch die Schwestern hören mußten –:

„Man sieht, du hast noch nicht vergessen, wie du die Treppe hinuntergefliegen bist! . . . Und daß du dich nie wieder hier blicken läßt!“

Afonka kehrte ebenso geräuschvoll zurück, setzte sich, sagte:

„Nun, meine lieben Schwesterlein, diesmal bleibe ich lange bei euch, vielleicht immer! Habt ihr verstanden? Ich werde euch beide lieben – kommt mal her, fix!“

Er nahm beide Schwestern auf den Schoß und umschlang sie.

„Wenn euch einfallen sollte, auszukneifen, so könnt ihr sicher sein, daß ich euch schon wieder aufspüre, und dann erlebt ihr was!“

„Lieb' uns nur, Afonja, dann wollen wir alles tun, was du verlangst!“

Shenja schmiegte sich an ihn und flüsterte:

„Lieber, für deine Liebe gebe ich mein Leben hin, lieb mich nur tüchtig!“

„Beide will ich lieben, Shenja vielleicht ein bißchen mehr – sei mir nicht böse drum, Anjuta – du bist auch ein gutes Mädel . . .“

Eine ganze Woche lang vergnügte sich Afonka mit den Schwestern, ohne auch nur das Zimmer zu verlassen; es wurden Festgelage gehalten, das letzte Geld vom Ingenieur taute dahin, Afonka um-

armte bald die eine, bald die andere, rief mit schallendem Lachen:

„Na, habt ihr jetzt genug?! Nicht nur für zweie – auch für zehne reicht es bei mir.“

Als ihm das Geld fast ausgegangen war, schickte er Anjuta zum Krämer nach einem Briefbogen und einem Umschlag und schrieb mit einem kleinen Bleistiftendchen einen Brief an den Ingenieur Drakin.

„Hochverehrter Herr Ingenieur Drakin! Äußerst mißgünstige Umstände und mancherlei Gebrechen haben meine kargen Mittel erschöpft. Und da Sie zu bemerken beliebten, daß meine Dienstleistung nicht genügend bewertet worden sei, erlaube ich mir, mich mit der untertänigsten Bitte um ein Darlehen an Sie zu wenden, dessen Höhe zu bestimmen ich dem Wohlwollen überlasse, das Sie entgegenbringen Ihrem ergebenen Diener Afonka Kaljabin.“

Die ältere Schwester steckte das Schreiben in einen Briefkasten.

„Braucht nicht die Köpfe hängen zu lassen, Mädels! Hilft alles nichts – wird sich bequemen müssen, mir das Geld zu schicken. Ich habe ihm da eine kleine Gefälligkeit erwiesen . . .“

Wenige Tage später traf eine Postanweisung auf dreihundert Rubel ein, und Afonka lebte weitere zwei Wochen lang mit den Schwestern in Saus und Braus. Als es wieder aus war mit der Herrlichkeit, wollte er sich nicht noch einmal an den Ingenieur wenden und erklärte verächtlich:

„Geizkragen sind sie alle, die Lumpen! . . . Macht nichts, wir kommen auch ohne Dero Gnaden Hilfe durch!“

Die ältere Schwester hantierte in Küche und Stube, Shenja lag meist im Bett und tauschte Zärtlichkeiten mit Afonka aus. Am Abend gingen sie alle drei auf Arbeit . . . Die Schwestern schritten Arm in Arm durch die Straßen, Afonka folgte ihnen in einiger Entfernung und beobachtete. Alles Geld wurde ihm ausgehändigt, aber er hing nicht am Gelde, teilte ehrlich, gab soviel nötig war zur Wirtschaft heraus und legte sogar kleine Summen beiseite, als Notgroschen für die Tage, da nicht gearbeitet wurde.

Die Freundinnen der Schwestern beneideten diese.

„Unser Freund nimmt uns den letzten Groschen fort – selbst wenn wir eine Haarnadel brauchen, müssen wir unser eigenes Geld von ihm stehlen!“

Afonkas neue Freunde machten sich über ihn lustig:

„Steht unter Shenjas Pantoffel, läßt sich von ihr um den kleinen Finger wickeln.“

Wie früher ging Afonka mürrisch einher, Erbitterung sprach aus seinem Blick, die Gäste der Schwestern betrachtete er als seine Feinde – tief in ihm, wie vermauert, schlummerte noch das Gedenken an die Zeit, da er in den Schenken an die Menschen herangetreten war, auf der Suche nach Wahrheit, jener Wahrheit, um derentwillen man nach Sibirien verschickt wurde. Und wenn betrunkene Studenten zu den Schwestern kamen, ballte er grimmig die Fäuste, dachte, die würden gewiß nicht nach Sibirien kommen, die hatten nichts zu befürchten – ihren Fräuleins da redeten sie was von Freiheit vor, selbst aber kauften sie sich Mädchen für drei Rubel und suchten noch etwas von dem Preise abzuhandeln.

„Ihr habt nachher nicht mit euren Studenten herumzusitzen; wenn ihr fertig seid, marsch wieder auf die Straße!“

Ein Jahr war vergangen. Jetzt ließ er die Schwestern auf dem Newskij umherstolzieren, hatte sich auch selbst geckenhaft herausgeputzt, trug kurze Sporthosen und einen schneidigen Rock dazu, saß im Café Andrejew den ganzen Tag vor einer Tasse Kaffee.

Die Zuhälter und Kuppler fürchteten und haßten ihn, verkehrten nur beruflich mit ihm. Streit mit ihm mieden sie – Afonka fuhr leicht auf, zog das Messer . . .

Die ältere Schwester erkrankte; Afonka sagte zu Shenja:

„Jetzt gehe ich auch auf Arbeit!“

„Was für Arbeit, Afonka?“

„Stelle mich an die Ecke der Sadowaja Straße.“

„Du willst dich verkaufen?!“

„Meinst du denn, ich soll dich bis aufs Blut ausnutzen? Das mögen andere tun!“

Die Erzählung des betrunkenen semmelblonden Beamten von seinem Verhältnis mit einer brillantenumfunkelten, duftumhüllten Dame kam ihm in den Sinn. Solche Prinzessinnen will ich mir mal vornehmen, dachte er – ich bin kein Weib, nehme keine Rücksichten –, die sollen was erleben!

Auf dem Newskij wogte das Leben laut und erregt, Autos und Straßenbahnen heulten und ratterten, Afonka hörte die Worte: „Österreich, Bulgarien, Türken“ um sich schwirren; „Krieg, es wird Krieg geben!“ Er mischte sich unter die aufgeregte Menge, horchte und lauschte, und haßte sie allesamt. Stundenlang stand er vor den Schaufenstern der Zeitungen, las die ausgehängten Sonder-

berichte, stritt nachher mit seinen ihn hassenden Freunden in Kaffeehäusern.

„Es riecht nach Krieg . . .“

„Was schert es dich, Rothaariger?“

„Vielleicht ziehe ich auch mit . . .“

„Was, mit in den Krieg?!“

„Immer noch besser als an den Straßenecken stehen. Ich falle, und alles ist aus, oder ich werde wieder zu einem anständigen Menschen. Die Kriegshelden sind ja auch nicht aus einem anderen Stoff gemacht als unsereiner! Vielleicht werde ich auch einmal ein Held!“

Seitdem war Afonkas Spitzname nicht mehr „Der Rothaarige“. „Der Held“ wurde er feixend genannt.

Des Abends stellte er sich an der berüchtigten Ecke gegenüber den Passagereihen auf, ließ seine Blicke gleichgültig über die wimmelnde Menge schweifen, wartete gleich einer Dirne, bis er angeredet wurde. Einst brachte man ihn nach der Wladimirskaja Straße in das „Haus der Zusammenkünfte“, wo er photographiert wurde; nach solchen Photographien trafen Frauen und Männer, die heimlich auftauchten und mit Geld um sich warfen, ihre Wahl. Afonka wollte auch Shenja hier unterbringen, erklärten ihm doch die Besitzer:

„Dies ist ein hochfeines Haus, Afanassij Timofejewitsch; nur Damen und Herren der höchsten Gesellschaftskreise verkehren bei uns.“

„Darauf spuck' ich; wenn ich's satt bin, bleibe ich weg . . .“

„Ach, nein, Afanassij Timofejewitsch, das dürfen Sie nicht tun – bei Ihrem besonderen Talent . . . Dieses Talent ist Goldes wert – Fürstinnen ergötzen sich daran . . .“

„An diesem besonderen Talent?! Luder sind Ihre Fürstinnen, mein Lieber!“

Er brachte Shenja doch in dem „Hause der Zusammenkünfte“ unter; sie trug ein schämiges Wesen zur Schau und galt als sich langweilende Gattin eines Geheimen Staatsrates, die sich zuweilen Nebensprünge erlaubte . . .

Afonka und Shenja mieteten sich eine Zweizimmerwohnung und schafften sich einen Fernsprecher an; auf telephonischen Anruf fuhren sie dann in das „Haus der Zusammenkünfte“, wenn sich jemand an Hand ihrer Photographien für sie interessierte.

Den Kundinnen gegenüber war Afonka barsch und frech, nannte

sie höhnisch Prinzessinnen, die Prinzessinnen aber rissen sich um ihn, wie früher im Kloster die Kaufmannsfrauen.

Erschöpft kehrte er wieder nach Hause zurück.

„Mit den eigenen Händen könnte ich das Geschmeiß erwürgen! Je hübscher und vornehmer sie sind, desto verderbter . . . Es kann leicht einmal geschehen, daß ich so einer in einem hitzigen Augenblick den Garaus mache – von unten herauf bis zur Gurgel das Messer durch den gierigen Leib ziehe . . .“

„Afonja, und das Zeichen des Mörders, das sie dir dann an den Rücken heften?!“

„Ha, bin ich denn jetzt nicht gezeichnet – schlimmer als gezeichnet, sie halten mich gar nicht mehr für einen Menschen, meiden mich wie die Pest, seitdem ich mich damals mit diesem Chljupin eingelassen und einem Unschuldigen den Strick gedreht habe – aus Sehnsucht nach Liebe . . .“

„Afonja, liebe ich dich denn nicht?“

„Weiß wohl, daß du mich liebst, bis zu meinem Stern von Bethlehem aber hast du's weit. Damals hat's mich umgeworfen, und jetzt komme ich nicht mehr heraus aus dem Morast, es zieht einen immer tiefer hinein; es muß schon etwas geschehen, was mich um und um wirft, damit ich mich aufraffe und wieder meinen Weg finde. Ob ich's mit dem Saufen versuche? . . . Aber bei meinem Handwerk taugt das Saufen nicht, lange hält man's nicht aus, wird schlapp. Sehen mag ich die Luder nicht, und da muß man noch niedlich zu ihnen sein, sich verstellen . . .“

Er verschwand ganze Tage lang, das Telephon schrillte unablässig nach ihm, Afonka aber irrte durch die Straßen, kehrte in Schenken und Bierhallen ein . . . Kam in die Vorstädte, gedachte seiner Arbeit auf der Fabrik Leßner, es drängte ihn, wieder einmal den Hammer in die Hand zu nehmen. Sehnsucht nach Arbeit überkam ihn und nach Menschen, nach dem lebendigen Wort. In den Schenken schloß er Bekanntschaften, setzte sich zu den Arbeitern. Lauschte auf die Gespräche und Streitereien . . .

Der Mord in Sarajewo wurde erörtert; man wartete gespannt, was weiter kommen würde. Auf den Fabriken wuchs dumpf die Erregung. Drückend heiß und schwül war es in der steinernen Stadt – Afonka mochte sich aus den kühlen Bierstuben gar nicht rühren.

Voll Neid starrte er auf die rußgeschwärmten Arbeiterfäuste, und die Furcht kam ihn an, daß, wenn er jetzt wirklich den Hammer in die Hand nehmen müßte, er ihn gar nicht mehr würde schwingen

können – er war es nicht mehr gewohnt, seine knorrigen Hände waren weiß geworden, und an einem Finger stak sogar ein goldener Ring mit einem Rubin, den ihm Shenja an jenem Tage geschenkt hatte, als sie in dem „Haus der Zusammenkünfte“ unterkam. In den letzten Tagen war er auch der hündischen Ergebenheit seiner Freundin überdrüssig geworden – so 'ne zuckersüße Sache war das, er hatte genug davon! Er vertrank jetzt alles, was er beiseite gelegt hatte und was Shenja nach Hause brachte; zuweilen lief er aus grundloser Wut in seiner Stube auf und ab und prügelte Shenja sogar. Das Mädchen weinte nicht, klagte nicht, fragte nur:

„Warum schlägst du mich, Afonja, warum . . .“

„Weil du mir widerlich geworden bist, darum! Ich könnte heute alle auf der Straße ermorden, einfach rangehen und jedem ein Messer in den Bauch stoßen! . . . Vielleicht möchte ich nur sehen, wie der rote Saft herausfließt . . .“

Seine Gedanken drehten sich immer um den einen Punkt. Im Bett zu Seiten der sich an ihn schmiegenden Shenja erging er sich zuweilen in Betrachtungen:

„Sage mir doch nur, wie das möglich ist! Da gehen die Leute durch die Straßen, sitzen in den Schenken herum, und niemand macht sich Gedanken darüber, wieviel Schmutz ihn überall umgibt! Ich darf es ja eigentlich nicht sagen, bin vielleicht selbst der Letzte unter den Letzten, duck' mich und winde mich im Schmutz, aber dennoch, wenn ich die Menschen richtig ansehe – wie Maden, wie Würmer sind sie . . . Ich sehe, wie sie sich einander um den Hals winden, langsam dick und fett werden, zu glänzen anfangen, wie Schlangen, nur daß die Schlange eine prächtige Haut hat, diese Würmer aber, die haben so einen fettigen Glanz, brrr . . . Und ihre Augen sind ölig, tasten einen ab, umschleichen und umlauern einen . . . Überall sind diese Würmer, in Palästen die einen, in Spelunken die anderen, unsereins . . . Erwürgen sollte man das Gewürm, vielleicht wird es sich dann leichter leben, freier atmen lassen, vielleicht werden die Leute dann erwachen, sich zusammenraffen, sich auf sich selbst besinnen . . . Ob ich wohl wieder ins Kloster gehe? Da sind nur diese Kaufmannsfrauen, aber bei denen ist's wirklich Liebe, sie hängen an dir und sind selig, hier aber – die wollen bloß ihren Lüsten frönen, und was sie in ihrer nimmersatten Gier da alles mit einem Menschen anstellen . . . Und da redet man noch von Wahrheit und Gerechtigkeit! Wahrheit, Gerechtigkeit – wo gibt's das? Habgier und Sinneslust – Morast, darin tummeln sie sich, darin fühlt es sich wohl, das Geschmeiß . . . Zer-

treten sollte man das Gewürm, reinen Tisch machen, vielleicht kommt dann ein Stück Wahrheit zum Vorschein! . . .“

Vor Hitze war Petersburg wie benommen, die Menschen suchten schmachtend nach Zerstreuung. Nur in den Vorstädten garte es dumpf. Afonka ließ die Augen wandern, hielt die Ohren offen, dachte: Wenn es nicht von oben, von den Studenten her kommt, sondern von unten emporschlägt, dann kann es vielleicht wirklich dazu kommen, daß das Gewürm zertreten wird! Frohlockend umkrallten seine Finger das Messer in der Tasche.

Und als die mürrischen Leute aus Kellern und Bodenkammern hinaus in die glühende Sonne strömten, die Straßen überfluteten, schloß er sich der Menge an, gedachte des Jahres 1905, als er seinen Stern von Bethlehem mit seiner Liebe beschützt, ihr Leben gerettet hatte, und murmelte vor sich hin: „Sie allein, sie allein will ich verschonen, die anderen zertrete ich alle wie Würmer, damit es sich leichter atmen läßt!“ Einmal schien es ihm sogar, als glitte sein Stern nicht fern durch die Menge – er eilte ihr nach, verlor sie aber in dem Gewimmel aus den Augen. Er hatte sie gesehen! Seine Augen leuchteten auf, etwas Menschliches erwachte in ihnen, etwas Leidendes.

Und plötzlich und jäh wogte das Menschenmeer auf, aber anders, als er erwartet hatte. Über den erregten Köpfen flatterten Fahnen empor, weiß-blau-rot: Krieg gegen Deutschland! Bajonette blitzten, begeisterte, von Haß gegen den Feind ergriffene Volksscharen gaben ihnen das Geleit. Freudig bewegt, strömte alles aus den Sommerfrischen in die Stadt zurück, wie bei Wintersanbruch. Nur die Gesichter der Truppen, die an die Front zogen, blickten ernst und finster; in der Stadt tauchten breite, bärtige Bauerngesichter auf, und auch sie blickten finster und stumm unter den blitzenden Bajonetten.

Einen Augenblick lang garte die Masse auf, ein einziger Ausruf hatte genügt: „Nieder mit den Deutschen!“ und die Spiegelscheiben der prächtigen Läden auf dem Newskij zerbrachen klirrend; das Volk zog weiter zu einer mürrisch blickenden Kathedrale und einem ebensolchen Palast mit sich bäumenden Rossen auf dem Dach.

Afonka war durch die Menge wie berauscht. Er fuchtelte mit seinen riesigen Fäusten durch die Luft, brüllte wie besessen: „Schlagt drein! Schlagt drein! Nieder mit den Deutschen, zer-

treten sie!“ und tauchte als erster auf dem Dache der Deutschen Botschaft vor den Rossen auf, hob den mächtigen Hammer – wie der ihm in die Hände gekommen war, wußte er nicht, doch als er ihn schwang, durchströmte ihn die Erinnerung an seine Riesenkraft – und ließ ihn gegen die Füße der ehernen Rosse niedersausen. Helfer kletterten zu ihm empor, und mit vereinten Kräften stürzten sie die Kolosse auf den Platz hinab, zu Füßen der zurückgefluteten Menge. Dann stand Afonka allein auf dem Dach, dort, wo die Rosse sich emporgebäumt hatten – riesig, barhäuptig, seine roten Haare flatterten flammend im Sonnenschein, sein emporgereckter Arm, mit dem er dem Volk unten zugewinkt hatte, es solle zurückweichen, hing ausgestreckt in der Luft, und als die bronzenen Leiber auf den Steinen zerschellten, die Menge zurückprallte und in frenetischen Jubel ausbrach, schrie auch er wie besessen und schwang begeistert den Arm.

Auf der Polizei erzählte er aufgeregt:

„Ich war auch dabei – habe sie runtergeschmissen, diese Rosse da . . .“

Und unerwartet – obwohl es schon lange in ihm herangereift war – fügte er hinzu:

„Ich will kämpfen, kämpfen will ich – zieh als Freiwilliger in den Krieg!“

Der Polizeioffizier lächelte herablassend.

„Bringt ihn in die Kaserne.“

Ohne auch nur Abschied von Shenja zu nehmen – „Die kommt jetzt allein durch“, dachte er –, ging er in die Kaserne und blieb gleich da. Vom frühen Morgen an marschierte er, das Gewehr über der Schulter oder in der Hand, auf dem Marsfeld hin und her, schrie aus Leibeskräften hurra, während er sich auf einen unsichtbaren Feind stürzte, nahm Deckung, lief in einer Kette von Kameraden weiter, wälzte sich auf dem Bauch im Staub, und kein einziger seiner quälenden Gedanken kam ihm in den Kopf, als wäre plötzlich alles eitel Sonnenschein geworden. Des Abends sank er wie tot in Schlaf; voll Genuß aß er Soldatenbrot, Grütze, langte unaufhörlich mit dem Holzlöffel in die gemeinsame Schüssel.

„Afanassij, Mensch, laß doch für uns was übrig – nicht so stürmisch!“

„Sieh zu, wo du bleibst – wer der erste am Ziel ist, der hat's ge-

schaft, wer zurückbleibt, um den ist's geschehen – das nennt man Krieg, Freundchen!“

In der Feldkompanie sang er schmetternd Soldatenlieder, gedachte des Kirchengesangs und des Klosterwalds, sprang an den Haltestellen aus dem Zug, um siedendes Wasser zu holen, und trank, sich den Rachen verbrühend, glucksend Tee aus der Feldflasche. Es war wie ein Fieber in ihm, die Gier zu töten, das Leben im Innersten zu verletzen und um und um zu drehen. Zugleich war eine tierische Verschlagenheit und Gewandtheit in ihm erwacht und ein alles beherrschender Selbsterhaltungstrieb. Er fürchtete, daß sein riesiger Wuchs ihn verraten, gleich die erste beste Kugel ihm in den Kopf fahren könnte.

„Du meinst, die Kugel sieht sich erst ihren Mann an? Ich sage dir, die geht dir glatt hinten wieder raus, ehe du das Maul zugeklappt hast!“

„Wirf halt den Deutschen um, damit er nicht zum Schießen kommt!“

„Davor habe ich keine Bange, wenn's heißt: Ins Bajonett! Da dreh' ich ihm die Eingeweide raus und schmeiß ihn am Bajonett in die Luft . . .“

Unheimlich war ihm die Sache nur beim ersten Male, als er einen Menschen mit einem messerähnlichen Bajonett plötzlich vor sich erblickte. Den Bruchteil einer Sekunde zögerte er, krampfhaft den Gewehrkolben umklammernd, doch im gleichen Augenblick fauchte es in ihm: „Töte, oder er tötet dich!“ und schon hatte er mit seinem Gewehr den Ausfall seines Gegners abgeschlagen und ihm mit aller Kraft das Bajonett tief in den Leib gestoßen, so tief, daß er spürte, wie es an einem Knochen – wohl dem Rückgrat – vorüberglitt und hinten im Rücken hinausdrang. Er riß das Gewehr zurück – am Richtkorn hing etwas Blutiges, ein Darm- oder Fleischfetzen. So gewaltig war sein Stoß gewesen, daß das Blut wie eine Fontäne aus der Wunde hervorsprang und ihm Gesicht, Brust und Hände besudelte. Er stürzte weiter – hünenhaft, rothaarig, mit zertrümmertem Nasenbein, blutüberströmt. Nach jedem Stoß drehte er das Bajonett ein wenig nach links, um es leichter herausziehen zu können, und riß es dann jäh, zusammen mit Fleischfetzen, aus der Wunde.

Der Kompanieführer bemerkte nach dem Angriff, wie Afonka sich das Blut aus dem Gesicht wischte, und fragte kurz:

„Wieviel Mann hast du niedergemacht, Kaljabin?“

„Ich erinnere mich nur an einen, den ersten, Euer Wohlgeboren; die übrigen habe ich nicht gezählt – es war keine Zeit dazu.“

Als sich die Menschen dann in die Erde eingruben und man monatelang im Schützengraben hocken mußte, ohne sich zu rühren, bekam Afonka Langeweile; der Zerstreuung halber lauerte er dann irgendeinem Deutschen auf. Des Morgens, wenn die Teekessel herangefahren und Brot verteilt wurde, wenn die Deutschen ebenfalls mit ihrem Frühstück beschäftigt waren, keine einzige Kugel hinüber oder herüber flog und auch keine Geschütze dröhnten, lehnte sich Afonka an die Brustwehr und beobachtete irgendeinen Deutschen, der durch den Verbindungsgraben herankam, und wenn der Deutsche sich hinsetzte und ruhig seine Pfeife in Brand steckte, zielte Afonka ebenso ruhig, und der Mann torkelte komisch hinab – es war, als wollte er sich hinhocken, schlug hintenüber und zappelte spaßig mit den Beinen, die Pfeife flog ihm beim Fall im Bogen aus dem Mund und fiel ihm wohl auf die Brust.

Afonkas Kameraden im Schützengraben verfolgten belustigt seine Vorbereitungen und das Schicksal des ahnungslosen Deutschen, und wenn dieser zusammenbrach, erhob sich ein fröhliches Gelächter, der Feldwebel lächelte schief, schwieg aber. Afonka rief vergnügt:

„Na, also jetzt können wir unseren Tee trinken, nicht wahr, Jungens?“

„Das hast du fein gemacht – genau ins Schwarze!“

„Ha-ha, seine Beine, seine Beine – wie die zappelten! Ha-ha-ha!“

„Der erholt sich schon wieder, war ja bloß ein Streifschuß!“

„Wenn du so einen Streifschuß kriegst, mein Lieber, dann merkst du was, sag’ ich dir!“

Damit fing der Tag an. Doch nach Afonkas erstem Schuß begannen die Kugeln von drüben herüberzufliegen, schlugen in die Erde ein oder flogen pfeifend über die Köpfe hinweg und fielen irgendwo weit hinten zu Boden.

Die Soldaten lachten.

„Du hast sie verärgert, Afanassij!“

„Mögen sie doch schießen, mir ist’s nicht leid um ihre Kugeln!“

„Ha-ha-ha! Na, also trinken wir Tee!“

Gegen Mittag hörte das Schießen auf, wieder fuhren dampfende Feldküchen heran, die Kessel der Soldaten klirrten, im Schützengraben roch es nach Kohlsuppe, Löffel klapperten. Zuweilen aber

ließen die Deutschen die Küchen nicht heranzufahren, die Soldaten wurden wütend, Kugeln flogen hin und her, Geschütze setzten ein.

„Die Lumpen! Deinetwegen können wir jetzt nicht essen, Kaljabin.“

„Laß sie des Morgens in Ruhe, wollen ja auch essen.“

„Wir bleiben schon heil und werden nicht umkommen vor Hunger; mir ist das zu langweilig, so ruhig dazusitzen . . .“

Der Kompanieführer trat heran.

„Das haben wir dir zu verdanken, Kaljabin! Du hast am Morgen wieder geschossen . . .“

Afonka fürchte die Brauen, dann zuckte ein Lächeln um seine Lippen, und er antwortete gutmütig:

„Euer Wohlgeboren, ohne dem ist's doch so langweilig, da möchte man ja schließlich von hier auskratzen, bei Gott! Was ist denn das für ein Krieg – da sitzen wir wie die Würmer in der Erde und tun nichts. Am Anfang, da war's viel lustiger – die Arbeit mit dem Bajonett, das macht einem Spaß, und jetzt sollen wir nicht mal die Nase aus der Erde rausstecken!“

Der Kompanieführer lächelte, wandte sich zum Gehen, warf noch kurz hin:

„Na schön, Kaljabin, daß du mir aber nicht wieder des Morgens schießt!“

„Zu Befehl!“

Nach ein paar Tagen aber konnte Afonka nicht länger an sich halten, lauerte am Morgen wieder einem Deutschen auf, und wieder ließen die Deutschen zu Mittag die Feldküchen nicht herankommen.

Vor Langeweile meldete sich Afonka zur Nachtwache auf Vorposten und horchte gespannt wie ein Tier nach Kundschafterstreifen; sein Ohr fing den leisesten Laut auf. Den Kopf an die Erde gelegt, lauschte er, und wenn er – mehr durch Instinkt als durch eine bewußtsinnliche Wahrnehmung – lautlos schleichende Schritte vernahm, kroch er dem katzenleisen Geräusch entgegen, schoß aber niemals, sondern stürzte sich von hinten auf sein Opfer, nachdem er es an sich vorübergelassen hatte; unter dem fürchterlichen Kolbenschlag brach der Überrumpelte mit zertrümmertem Schädel lautlos zusammen. Afonka nahm dem Toten ruhig Patronen und Gewehr ab und lauschte aufs neue in die Nacht. Am Morgen brachte er dem Kompanieführer Gewehr und Patronen.

„Bist ein Mordskerl, Kaljabin!“

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren!“

„Wie stellst du das nur an – jede Nacht einen? . . .“

„Man lauert ihm einfach auf, keinen Mucks gibt er von sich. Aber auch das ist langweilig, Euer Wohlgeboren – das ist doch keine Kunst, jemand heimlich niederschlagen! Wenn ich so einem wenigstens offen gegenüber treten könnte . . . Aber ich verstehe ja, daß es ganz geräuschlos vor sich gehen muß.“

„Du scheinst gar nicht zu wissen, daß du ein Held bist, Kaljabin . . .“

„Was ist denn das für eine Heldentat, sich an Menschen heranzuschleichen und sie niederschlagen . . . Wenn man denen bloß den Garaus machen könnte, der ganzen Bande . . .“

„Wem? Dem Deutschen?“

„Nein, Euer Wohlgeboren . . .“

„Wem dann?“

„Jenen, die diese Suppe eingebrockt haben. Es stimmt schon, daß man seine Feinde totschiessen soll, aber sind denn das unsere Feinde? Unsere Feinde sitzen da hinten . . .“

Und er wies mit der Hand hinter die Schützengräben.

Der Kompanieführer brach das Gespräch ab, runzelte die Stirn, sagte barsch:

„Was faselst du da? Paß du mir auf! Unsere Feinde sind die Deutschen, dort aber liegt unser Vaterland.“

Auch Afonka runzelte die Stirn, funkelte unter gefurchten Brauen mit den Augen und antwortete mit gleichgültiger, hölzerner Stimme kurz, nach der Vorschrift:

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren.“

„Hast du jetzt verstanden?“

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren!“

Der Kompanieführer wurde wieder schlicht und freundlich – er mochte Afonka wegen seiner Tapferkeit – und sagte ruhig:

„Du solltest mal sehen, ob du sie nicht lebendig herbringen kannst, Kaljabin!“

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren, ich will's versuchen.“

Bei Kriegsbeginn drängte es ihn, den Feind zu töten, überhaupt zu töten, gleichviel wen, wenn nur Blut floß. Als er aber dann im Schützengraben saß und eintöniger Werktag begann, merkte er langsam, daß er nicht diejenigen tötete, die er hatte töten wollen. Das kam ganz allmählich. Als sein Regiment einst einen Durchbruch der feindlichen Laufgräben erzwang, Hunderte von toten Freunden und Feinden hinter sich zurücklassend, und es dann zum

Rückzug kam – da fiel ihm ins Auge, daß die toten Russen und Deutschen in den unerwartetsten Stellungen bunt durcheinander lagen. Zuweilen sah es aus, als umschlänge sich ein Paar, und aus allen Gesichtern sprach das gleiche Entsetzen, das gleiche erstarrte Todesgrauen. Und da kam Afonka der Gedanke, daß der Russe, der im Todeskrampf einen Deutschen umarmt hatte, dies ein wenig früher hätte tun sollen, dann wäre es überhaupt nicht zu der Metzelei gekommen – sie hätten nur aus den Schützengräben zu steigen, auf das Feld hinauszutreten und einander die Hand zu schütteln brauchen! Und Afonka stellte sich sogar das Lächeln irgendeines Westpreußen vor und das breitknochige, bärtige Gesicht eines russischen Bauern aus Kostroma, und er meinte zu hören, wie sie einander dabei zuriefen: „Freund!“ – „Kamerad!“ – er hatte gefangene Deutsche diese Worte wechseln hören. Der „Onkel“ aus Kostroma – Afonka nannte alle älteren Soldaten „Onkel“ – würde sagen: „Wir sind doch Kameraden, wozu sollen wir einander totschiessen?!“ Und da stand der Gedanke vor ihm: Warum führen wir eigentlich diesen Krieg? Wer hat Nutzen von diesem Blutvergießen? Und er antwortete sich selbst – jene „Würmer“, die auf dem Newskij spazieren und sich zur Befriedigung ihrer Lüste Weiber und Männer kaufen. Und ebenso stand es wohl auf der anderen Seite. Seitdem langweilte ihn die Sache. Es war langweilig, sinnlos zu töten, Kugeln pfeifen, Granaten und Schrapnelle aufheulen zu hören; es war langweilig, im Schützengraben zu sitzen, und wenn Schnellfeuer einsetzte, blindlings in die Luft zu knallen. Afonka hörte dann ganz auf zu schießen, während die „Onkel“ aus Kostroma ungestüm mit dem Gewehrverschluß rasselten und neue Patronen einschoben. Vor Langerweile lauerte er auch des Morgens den Deutschen auf, ohne dabei Wut oder Haß zu empfinden. Und als ihm der Kompanieführer nun empfahl, die Kundschafter lebend zu bringen, die er bei seinem nächsten Vorpostendienst überrumpeln würde, gab Afonka seine morgendlichen Schießübungen auf.

Seine Kameraden setzten ihm lachend zu:

„Was ist mit dir los, Afonka? Hast's wohl vergessen?“

„Hol's der Teufel, es langweilt mich . . .“

„Was langweilt dich?“

„Das Ganze – hat nicht Sinn noch Zweck.“

Als er sich am Abend desselben Tages in dem feuchten Schützengraben zur Ruhe niederließ, redete er verstohlen mit seinem Nachbar. Dieser fragte ihn:

„Wieso sollen wir nicht kämpfen, wenn die Deutschen uns überfallen?“

„Sie werden doch geschickt, gerade so wie wir – stimmt's?“

„Das stimmt schon, sie werden geschickt, von alleine schlägt man nicht andere Leute tot!“

„Siehst du! Und wer schickt sie? . . .“

„Klar – ihr Zar . . .“

„Und unser Zar schickt uns, und wir lassen uns wie die Hammel treiben . . .“

„Was kann man denn da tun?“

„Man steigt einfach aus dem Schützengraben, geht zu ihnen rüber und sagt: ‚Wozu sollen wir einander totschiagen, Kameraden? Wir haben ja einander gar nichts getan, man hat uns hergesandt, damit wir einander totschiagen, und wir wissen gar nicht, warum wir das eigentlich tun sollen?‘ Danach hätten wir fragen sollen, Bruder, als es hieß: ‚Die Leute da schlägt tot‘, wo wir doch gar nichts davon haben. Man muß da erst nachschauen, wer etwas davon hat – dann wird sich vielleicht herausstellen, daß wir gar keine Ursache haben, einander totzuschlagen, und vielleicht tun wir uns dann im Gegenteil zusammen – auch um totzuschlagen, aber nicht einander, sondern jene, die uns gegeneinander gehetzt haben, jene, denen unser Tod Vorteil bringt. Die muß man erwürgen, zertreten – das ist's.“

„Wen denn – die?“

„Jene da!“ Afonka wies mit der Hand hinter den Schützengraben.

„Du meinst die feinen Herren, die Gutsbesitzer?“

„Klar.“

„Das hat Hand und Fuß, was du da sagst, Kaljabin – es stimmt alles! Ich hätte mir das nie so zurechtlegen können . . . Was hast du denn früher getrieben?“

„War Arbeiter, Vorschläger auf einer Fabrik, schwang den Hammer . . .“

„Darum also . . .“

„Aber reinen Mund gehalten über unser Gespräch . . . Verstehst du?“

„Na, daß man uns dafür den Kopf nicht tätscheln wird, versteh ich auch selbst. Schlaf jetzt.“

Der „Onkel“ aus Kostroma verstummte; als er schon beim Einschlafen war, fragte er noch:

„Bist du von alleine dahinter gekommen, oder hat es dir jemand gesagt?“

„Von alleine . . . Wollte die Wahrheit ergründen . . . Ha, wenn du wüßtest . . . Aber jetzt macht's nicht mehr viel aus – bin wieder Mensch geworden . . . Hinter die Wahrheit bin ich von alleine gekommen.“

Seitdem Afonka der Krieg langweilte, wuchs seine heimliche Erbitterung, doch wie früher zog er des Nachts auf Patrouille aus, lauschte nach Bauernart, auf der Erde liegend, in die Dunkelheit, kroch von hinten an den erspähten Feind heran, stürzte sich, riesig und gewandt, auf ihn und umklammerte würgend seinen Hals; mit dem Gefangenen, den er auch sein Gewehr schleppen ließ, kehrte er in den Graben zurück.

An der österreichischen Front, wo Slowaken und Tschechen bei Annäherung der Russen die Hände hochhoben und: „Bratjisch! Bratjisch!“ riefen, kehrte er einst mit einem schweigsamen, finster blickenden Tschechen zurück und übergab ihn dem Kompanieführer.

„Du bist wahrhaftig ein Mordskerl, Kaljabin!“

Afonka erwiderte nichts, warf nur dem Offizier unter den gefurchten Brauen hervor einen stechenden Blick zu.

„Was antwortest du nicht?“

„Bin krank . . .“

Der Offizier schwieg einen Augenblick, sann nach, sagte:

„Ich will dir drei Tage Urlaub geben, erhole dich. Auch zum Georgskreuz will ich dich vorschlagen.“

„Brauch' ich nicht . . .“

„Was brauchst du nicht!“

„Ihren Urlaub und Ihr Georgskreuz . . .“

„Bist du verrückt geworden oder so krank, daß du nicht weißt, was du redest?!“

„Nein!“

„Geh' also und laß dich kurieren – was für einen Tag haben wir heute?“

Ein Soldat antwortete:

„Mittwoch, Euer Wohlgeboren.“

„Am Sonnabend kannst du deinen Urlaub antreten. Bringst du mir vorher auch einen Deutschen . . . dann bekommst du länger Urlaub, kannst nach Hause fahren, wenn du willst.“

Afonka schwieg.

Freitag Nacht ging er den Deutschen holen. Gegen Morgen aber als ein noch kaum bemerkbarer Lichtschein am Himmelsrand zu

glimmen begann, kam er mit zusammengebißenen Zähnen zurückgekrochen; sein verwundetes Bein schleppte nach und hinterließ einen dünnen Blutstreifen.

Afonka wußte nicht, weshalb er in einem Zuge war und wohin man ihn brachte. Fiebernd, halb bewußtlos, öffnete er die Augen, ließ seine Blicke verständnislos umherschweifen – zuerst in einem Eisenbahnwagen, nachher in einem kleinen, hellen Krankenzimmer.

Lange lag er in schweren Fieberdelirien. Wie in weiter Ferne erstand zuweilen in seinem Bewußtsein und zerstob wieder in wirren Reden das Gesicht einer Frau oder eines jungen Mädchens, das er im Unterbewußtsein treu bewahrte, das aber aus seiner Vorstellungswelt entschwunden war. Diese drang ungestüm auf ihn ein. Er sah sich windende Würmer herankriechen, den Schützengraben füllen – groß, dick, ölig glänzend, als wären sie in Fett getaucht oder in etwas Schweißähnliches, das scharf und üblerregend roch, so daß ihm schwindlig wurde und er wieder in einen Dämmerzustand versank. Die Würmer kamen von hinten her, aus der Rückseite des Schützengrabens gekrochen, nicht von drüben, vom Feinde her, und er mußte sie zertreten, versuchte, sie mit seinen schmutzigen Füßen zu zerstampfen; die Würmer aber wanden sich unter seinem Stiefel hervor, glitschriger Schmutz haftete an ihnen. In rasender Wut stürzte er mit dem Gewehr über sie her, spießte sie auf sein Bajonett; eine Jauche, die rot wie Blut aussah, aber ekelhaft roch, spritzte aus den glitschrigen Würmern. Er drehte das Gewehr um und schlug mit dem Kolben auf sie ein, sie in Stücke zerfetzend, doch diese Fetzen krochen aufeinander zu, wuchsen zusammen und bildeten ein riesiges, einem Lindwurm ähnliches Ungetüm, dessen fettig glänzender Schlangenleib sich im Schützengraben hin und her wand, sein Bein umschlang, an ihm heraufglitt, ihm Arme und Hände umspann, die, durch langen Kampf und vergeblichen Widerstand ermattet, in der Umklammerung des Ungetüms das Gewehr fallen ließen; er stürzte, sank auf den Grund des Grabens, unter und über ihm und um ihn ringelte sich das Gewürm, würgte ihn, und er schrie auf, wild, röchelnd:

„Zertretet die Würmer, zertretet sie, zertretet sie! Das Gewürm, die Würmer, zerstampft sie! Erwürgt das Untier! Ah–ah–ah!“

Ein weißes Häubchen neigte sich über ihn, hob seinen hinabgeglittenen Kopf empor, richtete das Kissen; einen Augenblick lang

traf ihn der Blick zweier ruhiger, freundlicher Augen, und dann begann er sogleich von etwas anderem zu reden. Ihm war, als stehe er am Rande eines großen Waldes und lausche und spähe in die Dunkelheit; allmählich begann er ein leises Geräusch zu unterscheiden, etwas, das an das ferne Rascheln von trockenem Laub erinnerte, wenn der Wind darüber streicht und sich klingend in den eingerollten Blättern verfängt. Er blickte gespannt in das Dunkle und sah einen anfangs noch blaß, langsam aber immer heller aufleuchtenden Stern, der sich ihm näherte und die Umrisse einer Frauengestalt in Weiß annahm, und nun fühlte er, daß das Licht von ihr ausging; da wurde es wieder dunkel vor seinen Augen, er stürzte, stürzte hilflos in eine schwarze Tiefe und schrie auf, schrie . . .

„Mein Stern geht auf! Mein Stern von Bethlehem . . . Stille da, stille . . . Mein Stern!“

Und einmal, als er in der Fieberhitze wieder irr redete, neigte sich das weiße Häubchen über ihn, und zwei Augen schauten ihn an. Er erschauerte, starrte einen Augenblick auf die Erscheinung, wie ein Blitz durchzuckte es ihn, er schloß schnell die Augen und rief:

„Fenitschka!“

Nach einer Weile kam er wieder zu sich und spürte einen stumpfen Schmerz im Bein; er wollte es bequemer ausstrecken, schrie plötzlich auf und begann leise zu stöhnen. Eine Schwester trat an sein Bett, und eine fast fremd klingende Stimme sagte:

„Sie dürfen sich nicht bewegen! Liegen Sie still.“

Sie rückte behutsam die Bruchschiene zurecht.

Während sie sich an seinem Bett zu schaffen machte, blickte er wie erstarrt auf ihr Profil, und als Fenjas Bild nun bewußt vor ihm erstand, hätte er fast wieder aufgeschrien, doch vor Erregung brach seine Stimme, flüsternd fragte er:

„Fjokla Timofejewna, sind Sie es wirklich?“

Sie nickte stumm mit dem Kopf.

Ihre Gegenwart gab ihm die Kraft zu sprechen.

„Das ist Schicksal!“

Die kleine Fenja antwortete leise, mit einem Blick auf die Schlafenden:

„Ja, Kaljabin, Schicksal.“

„Alle meine Hoffnung hatte ich auf das Schicksal gesetzt . . . Und nun hat es Sie mir wirklich wieder zugeführt!“

„Um Sie vor dem Tode zu retten, Kaljabin, darum!“

„Wie das, vor dem Tode?“

„Schweigen Sie jetzt, vor allem aber rühren Sie sich nicht!“

Sie verbesserte noch einmal die Lage seines Beines, ging dann aber nicht fort, sondern setzte sich zu ihm auf den Bettrand.

„Einst haben Sie mir das Leben gerettet, nun hat das Schicksal es so gefügt, daß ich das gleiche an Ihnen tun durfte . . .“

Sie stand auf und wollte gehen, ihn aber überkam plötzlich eine furchtbare Angst, ihm schien, daß er sie niemals mehr wiedersehen würde, wenn sie jetzt von ihm ginge, und er rief ihr nach:

„Fjokla Timofejewna!“

„Was wollen Sie, Kaljabin?“

„Ich möchte trinken . . .“

Sie trat an das Tischchen, goß ein wenig Wasser in ein Glas und hielt es an seine Lippen. Er hatte eigentlich nur um Wasser gebeten, um sie noch eine Weile zurückzuhalten, und als er mit seinen Fingern ihre Hand berührte, lächelte er, glücklich darüber, daß sie zurückgekehrt, bei ihm geblieben war, und die Hoffnung erwachte in ihm, daß er sie auch weiterhin sehen würde.

Die kleine Fenja stellte das Glas an seinen Platz, nickte ihm im Gehen noch einmal zu und sagte:

„Sie dürfen sich nicht rühren, Kaljabin, darauf kommt es an – und jetzt schlafen Sie . . .“

Und wirklich sank er gleich in Schlaf, und es war der ruhige, tiefe Schlaf der beginnenden Genesung, der Seele und Körper erquickt und kräftigt.

Zusammen mit dem Bewußtsein und den wiedererwachenden Kräften kehrten auch seine früheren Gedanken zurück. Wie immer war er schweigsam, blickte finster um sich und verzog vor Schmerz oft das Gesicht, was ihn noch häßlicher und abstoßender machte – um seine zertrümmerte Nase bildeten sich Fältchen, tiefe Furchen gruben sich in seine Stirn, infolge des wochenlangen Liegens klebten die roten Haare, lang geworden, zu filzigen Strähnen zusammen und hingen ihm wirr ins Gesicht. Die ganze Zeit über lag er ruhig da, sobald aber die kleine Fenja Dienst hatte, suchte er immer, sich aufzurichten, sie zu sehen, bewegte das wundete Bein und stöhnte vor Schmerz. Wenn Fenja ihn stöhnen hörte, trat sie an sein Bett, rückte sein Bein zurecht – vielleicht bewegte er es auch nur, um diesen unerträglich heftigen Schmerz hervorzurufen, der ihm ein Stöhnen abzwang und die kleine Fenja an sein Lager eilen ließ. Er spürte ihre Nähe, spürte ihre Berührung und war bereit, alles zu ertragen, wenn er nur ihre Augen, ihr leises, ruhiges Lächeln sehen

dürfe. Er hätte der Stunde fluchen können, da er sich an die Gendarmen verkauft hatte, und jener, da er betrunken zu den beiden Schwestern gegangen war und Chljupin hinausgeworfen hatte. Leuchtend erstand die Erinnerung an den Tag vor ihm, da er mit seinem Leibe die kleine Fenja vor der herabsausenden Kosakenpeitsche gedeckt und sie ihn gerührt geküßt hatte.

Dieser schwesterliche Kuß war in seiner reinen Menschlichkeit jener leuchtende Tropfen eines höheren, würdigeren Lebens, der auch in ihm ein Stück tieferen Menschentums bewahrt hatte. Derb, grausam, war er hemmungslos in Freude und Zorn, doch immer, auch im tiefsten Fall, war ein inneres Erzittern bei dem bloßen Gedanken über ihn gekommen, daß sie, sein Stern von Bethlehem, auf Erden lebte, sein ewiger Leitstern, der ihm ein besseres Leben wies, wenn er auch vom Wege abgeirrt war und im Dunkel verkam . . .

Und eine würgende Angst erfaßte ihn bei der Vorstellung, daß sein Stern wieder entschwinden könnte und er in seiner Verzweiflung dann aufs neue im Schmutz der Straße versinken würde. Vor niemandem streckte er die Waffen, war jedem gegenüber der rauhe, hemmungslose Afonka, stets bereit, das Messer zu ziehen; trat aber Fenja auf ihn zu, so wurde er hilflos wie ein kleines Kind, wurde verlegen und scheu, wußte nicht, wie er mit ihr sprechen sollte, was er ihr sagen könnte, und wiederholte endlos, daß das Schicksal sie ihm wieder zugeführt habe. An dieses wohlwollende Schicksal glaubte er unerschütterlich und baute darauf all seine Hoffnung auf. Die kleine Fenja war wieder in sein Leben getreten, nicht mehr als unselbstständiges junges Mädchen – etwas Neues spürte er an ihr, sie schien ihm fast eine junge Frau. Er blickte forschend auf ihre Hände und war beglückt, als er keinen Trauring an ihrem Finger bemerkte. Das bestärkte ihn noch in seiner Hoffnung, daß sie nicht wieder verschwinden würde. Nie durfte er sie aus dem Auge verlieren! Er wußte genau, daß sie kein junges Mädchen mehr war, aber das brauchte er eigentlich auch nicht – sie nur einmal, nur einmal im Leben besitzen! . . . Jedes Mädchen, jede Frau, die nicht wie eine Bäuerin oder Arbeiterin gekleidet war, hielt er für Blutsauger und Parasiten, für „Würmer“, wie er es nannte, nur die kleine Fenja war in seinen Augen eine Ausnahme: ein Mensch, der mit so klaren, freundlich lächelnden Augen jeden anblickte, aus dem eine solche innere Ruhe und solche Lebensfreude sprach, konnte nicht von Fäulnis ergriffen, konnte kein „Wurm“ sein! Er betrachtete ihr Gesicht, wenn sie mit Verwundeten, Offizieren, Ärzten sprach, und ballte wütend die Fäuste, sobald er begehrende Blicke auf sie ge-

richtet sah. Vor Haß knirschte er mit den Zähnen, stöhnte und murmelte vor sich hin:

„Zertreten müßte man dieses Gewürm, zertreten!“

Des Nachts, wenn Fenja Dienst hatte und die Kranken schliefen, täuschte er heftige Schmerzen vor; dann setzte sich die kleine Fenja zu ihm aufs Bett und sprach beruhigend auf ihn ein.

Früher war bei dem Gedanken an den rothaarigen Mönch eine unsagbare Angst über sie gekommen, die sich bis zum Entsetzen steigerte, wenn sie ihm begegnete, hatte er sie doch bis nach Petersburg verfolgt und um ihretwillen, wie sie erriet, es zuwege gebracht, daß Petrowskij nach Sibirien verschickt wurde. Seit ihrer inneren Wandlung durch ihre Liebe zu Boris stand sie dem Leben ruhig und innerlich gefestigt gegenüber, und all das Leiden und Sterben, das sie als Krankenschwester während des Krieges täglich vor Augen sah, hatte ihre Zuversicht nicht erschüttert, sondern sie innerlich noch mehr geklärt. Als der Krieg ausbrach, hatte sie gerade in einem Krankenhause gearbeitet, um praktische Erfahrungen zu sammeln; und als die ersten Züge mit Verwundeten eintrafen, war sie Krankenschwester geworden.

Der Chefarzt des Krankenhauses hatte ihr Vorstellungen gemacht:

„Sie täten besser daran, Ihr Studium fortzusetzen; als Arzt können Sie mehr Nutzen bringen denn als Krankenschwester.“

„Ich würde jetzt keine Befriedigung in meinem Studium finden. Und die Kranken und Verwundeten haben oft einen mitfühlenden Menschen, Aufmerksamkeit und Freundlichkeit nötiger als Arzneien; sie müssen vor allem wieder seelisch zur Ruhe kommen. Mit dem Kurieren aber werden Sie auch ohne mich fertig.“

Als Kaljabin in ihr Lazarett gebracht wurde, berührte sie das anfangs nicht näher, und erst als es hieß, daß seine Lage fast hoffnungslos sei, daß jeden Augenblick Blutvergiftung eintreten könnte, wurde sie aufmerksam, verbrachte die Nacht, in der die Krise erwartet wurde, in unablässiger Wachsamkeit an seinem Lager. Zuweilen glitten ihre Blicke über das Täfelchen zu Häupten seines Bettes, sie las seinen Namen, und die Vergangenheit erstand wieder vor ihrem inneren Auge, doch durch den dazwischen liegenden Lebensabschnitt gedämpft und entrückt, gleichsam wie hinter einem matten Glase. Diese durchwachte Nacht an seinem Krankenlager hatte Kaljabin das Leben gerettet.

Als Kaljabin allmählich wieder zu Kräften kam, hätte Fenja ihn gern gefragt, ob es wahr sei, daß er Petrowskij verraten und weshalb er das getan habe, doch aus Zartgefühl gegen den Kranken konnte sie sich nicht dazu entschließen.

Afonka selbst kam darauf zu sprechen.

Er hatte sich den ganzen Tag mit der Frage abgequält, was aus Petrowskij geworden sei und wie es ihm jetzt wohl gehe. Am Abend, als die übrigen Kranken eingeschlafen waren, stöhnte er. Die kleine Fenja richtete sein Bein zurecht und setzte sich zu ihm auf den Bettrand.

Er sagte in heiserem Flüsterton:

„Fjokla Timofejewna?“

„Was ist, Kaljabin?“

„Wo ist jetzt wohl Nikodim Alexandrowitsch?“

Fenja zuckte zusammen, fürchte einen Augenblick die Brauen, dann aber glättete sich ihre Stirn wieder.

„Er war eine Zeitlang auf der Fabrik meines Onkels beschäftigt . . .“

„Also hat man ihm die Rückkehr aus Sibirien gestattet?“

„Ja . . .“

Wohl eine Minute lang schwieg Afonka, dann fragte er:

„Und wissen Sie nicht, wo er jetzt ist?“

„Auf einer Kriegsschule . . .“

Aus seiner eigenen Vorstellungswelt heraus bemerkte Afonka:

„Warum ist er dahin gegangen? Das hätte er nicht tun sollen.“

„Er ist einberufen worden.“

Wieder herrschte eine Weile Schweigen. Afonka machte eine Bewegung, stöhnte.

„Liegen Sie still!“

Diese nichtssagenden Worte ermutigten ihn, das auszusprechen, was er auf dem Herzen hatte.

„Fjokla Timofejewna, ich war es, der ihn damals verraten hat, ich . . .“

Wie ein Echo aus seinem Innern klang ihm ihre Frage:

„Warum haben Sie das getan, Kaljabin?“

„Wissen Sie das wirklich nicht? . . .“

Die kleine Fenja erschrak. Also trafen ihre Befürchtungen zu! Afonka aber konnte nicht länger an sich halten und fuhr fort:

„Wenn es sich nicht um Sie gehandelt hätte, wäre es niemals geschehen . . . Es hat mich um mein eigenes Leben gebracht, lange Zeit . . . Ich wußte ja wohl damals schon, daß ich nichts damit er-

reichen würde, aber es war stärker als ich. Ich war ja damals auf einem ganz anderen Wege, ich strebte nach Wahrheit, suchte nach Wahrheit, und die lag für mich damals vielleicht bei Ihnen. Da traf ich Nikodim Alexandrowitsch, hoffte bei ihm Aufklärung und Belehrung zu finden, suchte in Schenken nach ihm, einen ganzen Monat lang, fragte ihn: „Was ist Wahrheit?“ Das Wahre für mich aber waren Sie, in Ihnen lag meine Wahrheit. Durch Petrowskij hoffte ich dann, auch Ihnen näher zu kommen, und kam mir da nicht wieder das Schicksal zu Hilfe? Erinnern Sie sich an den Januar 1905? Nie werde ich das vergessen, auch nicht auf dem Sterbebette . . .“

„Was werden Sie nie vergessen?“

„Nun, Ihren Kuß! Ich fühle ihn immer noch und werde ihn fühlen mein Leben lang . . . Vielleicht verdanke ich es diesem Kuß, daß ich nicht ganz zugrunde ging, obwohl ich am äußersten Rande des Abgrundes menschlicher Versuchung dahinschritt, wie ein Dieb in der Nacht. Ihr Kuß aber hat mich behütet auf meinen Irrfahrten. Wie zu einem Stern blickte ich auf zu Ihnen, sein Leuchten erlosch niemals ganz, leitete mich in der Finsternis – Sie sind dieser Stern, mein Stern von Bethlehem . . .“

Er schwieg, dann fügte er hinzu:

„Ich möchte ihn gern sehen . . .“

„Wen möchten Sie sehen?“

„Petrowskij . . . Besuchen Sie ihn?“

„Nur selten einmal . . .“

„Vielleicht käme er her?“

„Wozu?“

„Ich hätte auch ihm einige Worte zu sagen . . . Wir sind vom gleichen Schlage . . .“

Langsam heilte das Bein, und als Afonka zum ersten Male, von Fenja gestützt, einen Gehversuch auf Krücken machte und ein paar Schritte durch die Zimmer humpelte, freute er sich wie ein Kind.

„Fjokla Timofejewna, werde ich denn wirklich wieder gehen können?“

„Jetzt haben Sie nichts mehr zu fürchten.“

„Und Sie werden mich auch auf die Straße hinauslassen? Da bin ich nun schon so lange in Petersburg und habe doch gar keine Ahnung, was draußen in der Welt vor sich geht! . . . Ich brauche mir nur ein bißchen die Menschen anzugucken . . .“

„Wozu?“

„Ich würde es gleich sehen, ich brauche nur hinzugucken . . . Vielleicht ist es schon nahe . . .“

„Was meinen Sie damit?“

„Na, ich meine doch das, weswegen Nikodim Alexandrowitsch . . .“

Fenja unterbrach ihn kurz und ging fort. Am Abend, als alle schliefen, trat sie an sein Bett und sagte:

„Geben Sie acht, Kaljabin, wenn eine Schwester solche Reden hört, so wird es Ihnen schlecht ergehen.“

„Würde sie mich denn angeben?“

„Ja, sie muß, laut Dienstanweisung.“

„Mögen sie tun, was sie wollen! Ich habe vor niemandem Angst, ich bin jetzt ein anderer geworden. Dieses Gewürm aber müßte man zertreten!“

„Was für ein Gewürm?“

„Die Würmer, die sich da auf den Straßen im Schmutz wühlen, den Menschen das Blut aussaugen . . . Warum haben sie denn den ganzen Krieg eingebrockt? Um sich an Menschenblut zu mästen. . .“

Er sprach in leisem Flüsterton. Fenja, die sich vorgeneigt hatte, um ihn besser zu hören, blickte ihn verwundert an.

„Wer hat Sie auf solche Gedanken gebracht?“

„Ich bin selbst darauf gekommen. Im Schützengraben ist mir ein Licht aufgegangen. Meine Wahrheit habe ich gefunden . . . Jetzt möchte ich mir nur einmal die Menschen ansehen – ich werde es gleich spüren, wie die Sache steht. Hier gehe ich an meinen Krücken bloß im Gang hin und her, und die Fenster blicken auf den Hof. Auf die Straße möchte ich!“

„Bald werden Sie ja wieder ganz gesund sein und dann auch ausgehen dürfen . . .“

Und als eines Tages die diensthabende Schwester ihn zusammen mit anderen Rekonvaleszenten zu einem Spaziergang auf die Straße hinausführte, atmete Afonka die rauchdurchsetzte Vorstadtluft gierig ein und blickte scharf in die Gesichter der Menschen, die um Mehl, Brot, Zucker anstanden.

„Schwester, warum drängeln sich die Menschen in solchen Haufen vor den Läden?“

„Sie stehen an, um Lebensmittel zu erhalten . . .“

„Was ist denn los?“

„Es langt nicht mehr – alles geht an die Front, für euch Soldaten, für die übrigen reicht's nicht mehr . . .“

Afonka blickte in die finsternen Gesichter der Arbeiter, die, blaß und erschöpft, aus den Fabriken kamen oder zum Schichtwechsel eilten. Der Herbst hatte früh eingesetzt mit Nebel und Regen. Schon im September wurden die trüb brennenden Laternen um fünf angezündet, aus dem schwelenden Halbdunkel klangen unheimlich die Klingelzeichen der Straßenbahnen und das fette Grunzen der Autos, als schrillten die einen böse: „Brot – Brot – Brot!“ während die anderen heiser schnarrten: „Nur Geduld! Nur Geduld! Nur Geduld!“ In langen Reihen standen in der naßkalten Dämmerung die Menschen vor den Bäckereien an, finster und ungeduldig; daneben zuckten die flammenden Lichtreklamen der Kinos, und in hellerleuchtete Portale strömten scherzend und lachend Offiziere, Herren in Zivil, Damen, herausgeputzt oder in Schwestertracht, von den mißgünstigen Blicken der anstehenden, blassen, ausgemergelten Gestalten verfolgt . . .

Ein anderes Mal schlug Fenja vor, ihre Genesenden in ein Museum zu führen. Afonka drängte sich an ihre Seite.

„Fjokla Timofejewna, wozu denn in ein Museum, was sollen wir da?“

„Was ihr da sollt? Euch Bilder ansehen, berühmte Meisterwerke; vielleicht haben viele unter euch sonst niemals Gelegenheit dazu . . .“

„Ach was, Meisterwerke! Bringen Sie uns lieber in die belebten Straßen, das ist auch ein Museum, aber ein lebendes; mögen die Soldaten sich das mal ansehen!“

Fenja verstand nicht, was er meinte, und willigte ein, ihnen die Stadt zu zeigen.

Vor einer menschenumlagerten Bäckerei von Philippow beschloß Fenja, ihren Verwundeten auf eigene Rechnung etwas vorzusetzen. Die glitzernde Spiegelglastür des Cafés öffnete sich lautlos, und die Soldaten und die Schwester traten in den hell erleuchteten Raum. Die harrende Menge vor dem Ladentisch ließ die Verwundeten vor, die ohne Verzug bedient wurden. Afonka starrte in den Saal des Cafés, wo an kleinen Tischen Herren und Damen langsam Kaffee schlürften; in zierlichen Körbchen standen Berge von Feingebäck, hohe Schalen voll Kuchen und Pastetchen vor ihnen.

„Fjokla Timofejewna, wie geht das denn zu – da stehen die Menschen stundenlang in Kälte und Regen nach einem Stück Brot an, und hier geht es hoch her bei Kuchen, Pfannkuchen, Gebäck und Schokolade! Es gibt keinen Zucker mehr im Handel, aber Bonbons

und Pralinen stehen den Herrschaften in Haufen zur Verfügung?! . . . Wie soll man sich das zusammenreimen? . . .“

Fenja sah ihn verwundert an, mußte sich aber gestehen, daß Kaljabin recht hatte. Doch zugleich erschrak sie bei dem Gedanken, daß in seinen Worten etwas Drohendes und Unheimliches lag, das die übrigen Soldaten erregen mußte, etwas, worüber zu reden verboten war und was sie laut Dienstanweisung ihrer vorgesetzten Stelle zu melden hatte.

Sie trat mit Afonka ein wenig beiseite.

„Kaljabin, seien Sie vorsichtig . . .“

„Habe ich denn nicht recht? Diesen Leuten hier ist der Krieg von Nutzen“ – er wies mit dem Kopf nach dem Tisch hin, – „zertreten sollte man das Gewürm!“

Fenja wandte sich schnell von ihm ab und trat wieder zu den übrigen Soldaten; ihre Gesichter blickten gleichgültig, doch in den Augen zuckte höhnisch ein listiges Flimmern . . .

Als Rasputin ermordet wurde, sagte Afonka zu Fenja:
A „Na, Fjokla Timofejewna, jetzt geht's bald los . . .“

Sie wußte, was er meinte, fragte aber doch:

„Was soll bald losgehen? . . .“

„Einen fetten Wurm, der sich besonders breit machte, hat man zertreten – das ist der Anfang.“

Im Februar, nach der Thronentsagung des Zaren, wanderte Afonka allein durch die Straßen, berauschte sich an den Reden der Volksvertreter und der Menge. Wenn aber zur Fortsetzung des Krieges aufgefordert wurde, rief er dazwischen:

„Wie lange soll's denn noch dauern?! Schluß mit dem Krieg! Genug!“

Im Lazarett scharten sich des Abends die Verwundeten um ihn und er erklärte ihnen, wie er zu der Erkenntnis gekommen sei, daß der Krieg für sie keinen Sinn und Zweck habe, daß man nicht eben solche Soldaten, wie sie es seien, totschiagen sollte, sondern jene, denen der Krieg Nutzen bringe. Und als im Frühjahr das dumpfe Gerücht auftauchte, die russischen Soldaten verließen die Schützengräben und schlossen Bruderschaft mit den deutschen, sagte er frohlockend:

„Das habe ich schon lange vorausgesagt, Kameraden – wenn der russische Soldat dem deutschen die Hand schüttelt, so ist der Krieg aus und zu Ende, und dann beginnt etwas anderes . . .“

„Was denn, Kaljabin?“

„Dann machen wir uns daran, unser Gewürm zu zertreten, und sie das ihrige! Wir haben unser Blut dieser Würmer wegen vergossen – jetzt soll ihr Blut fließen . . .“

„Richtig, Kaljabin!“

Die Schwestern und Ärzte blickten verstört, baten telephonisch um Entsendung eines Regierungsemissärs, der den Soldaten Vernunft predigen sollte. Ein Fähnrich, wohl ein früherer Student, wurde als Emissär ins Lazarett gesandt; doch lauschten die Soldaten seinen Vorstellungen nur widerwillig und mißtrauisch, und in den Augen, die unter den gefurchten Stirnen hervorblickten, war ein heimliches Glimmen. Wie ein Druck lag es über dem Lazarett und über ganz Petersburg.

Afonka humpelte des Morgens in den Soldatenrat, der die Leitung des Lazaretts an sich genommen hatte, schüttelte fröhlich seine rote Mähne, und aus seinen Augen sprachen ein hartnäckiger Wille und verbissene Kraft.

Fenja suchte ihm auszuweichen, doch einst hielt er sie zurück und sagte, ihr starr ins Gesicht blickend:

„Da ist es nun gekommen, worauf ich so lange gewartet habe, Fjokla Timofejewna – meine Zeit ist da! . . . Jetzt sind wir bald die Herren! . . .“

Die kleine Fenja wich erschrocken an die Wand zurück . . .

„Mein Stern ist aufgegangen und führt mich nach meinem Bethlehem . . .“

Aus weit geöffneten Augen sah Fenja ihn an.

Afonka fuhr fort:

„Sie, Fjokla Timofejewna, haben aber an meiner Seite nichts zu fürchten, denn Sie sind ja dieser Stern, und mein Bethlehem – das ist unsere kommende Stadt, die Revolution, meine ich! Sie aber können ganz ruhig sein! . . .“

II

Vom frühen Morgen an klapperten Tippfräulein auf ihren Schreibmaschinen, Büroangestellte auf den Rechenmaschinen; der Buchhalter war schon oft mit Briefen und Rechnungen drinnen bei Drakin gewesen. Um halb elf verstummten Schreib- und Rechenmaschinen, und alle aßen hungrig ihre Stullen und tranken Tee dazu. Auch Kirill Kirillowitsch hatte sich erhoben, um zum Frühstück zu gehen.

Die Tür öffnete sich zögernd, und Petrowskij trat in seinem alten abgetragenen Studentenmantel und ebensolcher Mütze ins Kontor und sah sich finster um.

Ein Angestellter fragte:

„Was wünschen Sie?“

„Ich möchte Herrn Ingenieur Drakin sprechen.“

Drakins glattrasiertes hageres Gesicht erschien in der Tür zu seinem Arbeitszimmer; der Ingenieur, die Pfeife im Munde, ging Petrowskij ein paar Schritte entgegen, ihn mit einem kurzen, kaum merklichen Blick musternd, und drückte dem jungen Manne die Hand.

„Ich bin Nikodim Alexandrowitsch Petrowskij.“

„Freut mich. Kommen Sie mit nach oben. Wir frühstücken zusammen.“

Und ohne auf die Zustimmung des ihm nur flüchtig bekannten jungen Mannes zu warten, machte der Ingenieur an der Tür eine einladende Bewegung mit der Hand und ließ ihm den Vortritt.

Als Petrowskij die kleine Fenja zum Abiturium vorbereitete, hatte er den Ingenieur nur selten zu Gesicht bekommen, der sich bei ihren flüchtigen Begegnungen mit einem kurzen Handdruck begnügte; Petrowskijs Honorar wurde ihm von Fenjas Mutter ausgehändigt. Jetzt also würde er den vielgeliebten Onkel der kleinen Fenja näher kennenlernen!

„Nehmen Sie Platz! Was trinken Sie?“

„Danke, ich möchte nicht essen.“

„Der Mensch muß seine Körpermaschine genügend pflegen, sonst leidet seine Arbeitskraft. Ich habe eine Frühstückspause von zehn Minuten eingeführt, um zehn auf der Fabrik, um halb elf im Kontor. Der Zeitverlust wird durch intensivere Arbeitsfähigkeit nach der Stärkung ersetzt.“

Er legte Petrowskij ein Stück kalten Braten und Gemüse auf den Teller und goß ihm Wein ein.

„Ich ziehe Whisky vor . . . Erst wollen wir essen, nachher verhandeln wir.“

Drakin aß schnell, trank Whisky und Selters dazu, stopfte seine Pfeife, setzte sie in Brand und wartete, bis Petrowskij fertig war.

Er führte ihn in sein Arbeitszimmer.

„Neben Ihnen stehen Zigaretten – bedienen Sie sich. Ich liebe es, nach dem Frühstück ein paar Minuten im Klubsessel zu sitzen und zu träumen.“

Petrowskij sah ihn erstaunt an.

„Weshalb wundert Sie das? Ja, ich träume zuweilen, spinne Zukunftspläne . . . Es wird Ihnen vielleicht wunderbar klingen, aber ich lese auch gern Zukunftsromane, Utopien; es steckt meist etwas von sich frei entfaltendem schöpferischem Geist in ihnen . . .“

Er zog tief den Rauch ein, in seine grauen Augen, die sonst stahlhart und kalt blickten, trat flüchtig ein nachdenklicher, warmer Ausdruck, erlosch aber gleich wieder.

Er warf einen Blick auf die Uhr, hob den Hörer des Fernsprechers.

„Hallo, ich komme zehn Minuten später.“

Er neigte sich leicht zu Petrowskij.

„Sie wollen zu mir auf die Fabrik?“

„Ich bin aus Petersburg ausgewiesen worden.“

„Aus welchem Grunde?“

„Ich weiß nicht recht, wohl wegen meiner früheren Tätigkeit; nach meiner Rückkehr aus Sibirien habe ich nicht mehr politisch gearbeitet.“

„Gleichviel. Sie können bleiben. Anfangsgehalt hundert Rubel monatlich. Nachher sehen wir weiter.“

Petrowskij sprang auf, setzte sich wieder und sagte erregt:

„Aber ich bin doch Sozialist!“

„Das ist mir bekannt.“

„Wir sind Gegner, und Sie – es sieht aus wie Hohn! – stellen mich bei sich ein, oder meinen Sie etwa, mich . . . dadurch zu kaufen? Daß Sie mir hundert Rubel zahlen wollen, sieht aus wie eine Geste der Verachtung . . .“

„Ohne gebührenden Lohn arbeitet niemand bei mir, ich bin kein Ausbeuter.“

„Aber ich werde – ich sage es Ihnen offen – ich werde revolutionäre Propaganda unter Ihren Arbeitern betreiben.“

„Einen sinnlosen Aufstand lehne ich ab, aber eine Revolution, die unsere veralteten staatlichen Einrichtungen zeitgemäß erneuert, heiße ich willkommen. Natürlich kann eine Revolution nicht ohne Zerstörung abgehen, doch in dieser Zerstörung muß von Anfang an der Wille zum Aufbau vorherrschen. Wir werden ein anderes Mal eingehender darüber sprechen, fürs erste genügt es mir, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen. Ich habe meinen Arbeitern eine sogenannte Teestube gebaut, wo sie sich ausruhen und zerstreuen können. Es ist eigentlich ein Arbeiterklub, aber um die Obrigkeit nicht vor den Kopf zu stoßen, mag es bei der Benennung Teestube bleiben. Sie werden, angegliedert an diese Teestube, Fortbildungskurse für meine Arbeiter einrichten; es wird Ihre Aufgabe sein, das

allgemeine Bildungsniveau zu heben und den Arbeitern eine verständnisvolle, durchgeistigte Auffassung von der Arbeit und dem Fabrikationsorganismus, in dem sie beschäftigt sind, beizubringen. Wenn unsere Arbeiter geistig ebenso unentwickelt bleiben, wie sie es jetzt sind, so wird es tatsächlich einmal zu sinnloser Zerstörung kommen; dem möchte ich vorbeugen. Wie Sie Ihre Aufgabe praktisch angreifen, ist mir gleichgültig. – Ich muß jetzt gehen, bleiben Sie hier und überlegen Sie sich die Sache. Mittag essen Sie bei mir. Wenn Sie Lust haben, können Sie sich meine Bibliothek ansehen, Sie werden sie benutzen müssen; sie steht Ihnen zur Verfügung.“

Während der Ingenieur sprach, sah Petrowskij ihn mit wachsendem Erstaunen an; er hätte manches zu erwidern, manches zu fragen gehabt, aber er kam nicht dazu – Drakin sprach kurz und bestimmt und ging, als er geendet hatte, in die Fabrik, ohne sich von ihm zu verabschieden.

Im Büro warf Kirill Kirillowitsch im Vorübergehen kurz hin: „Nikodim Alexandrowitsch Petrowskij, Fortbildungskurse, hundert Rubel, Wohnung und Verpflegung.“

Der Personalchef machte sich eine Notiz und trug dann Petrowskij's Namen in das Angestelltenverzeichnis ein.

Petrowskij war indessen noch nicht mit sich ins reine gekommen und wußte nicht, ob er das Angebot des Ingenieurs annehmen sollte. Er machte sich einstweilen daran, die Bibliothek durchzusehen; es gab da endlose Reihen von russischen und ausländischen Fachwerken, Katalogen, Abhandlungen . . . und auf dem oberen Sims – Petrowskij war geradezu erstaunt: Böhm-Bawerk, Kautsky, Marx im Original und in der Übersetzung.

Petrowskij dachte:

„Gepanzert und gewappnet! Ja, gegen so einen ist der Kampf schwerer . . .“

Dieser Gedanke bestimmte ihn zu bleiben, doch fühlte er, daß er noch zu schwach sei, um den Kampf mit dem Ingenieur aufzunehmen, er selbst mußte sich zuerst weiter ausbilden, sich auch panzern und wappnen. In seinen ersten Studienjahren, vor der Verbannung, war er gewöhnlicher Parteiarbeiter gewesen, hatte Anweisungen empfangen und ausgeführt, zu einem gründlichen Studium des Sozialismus war ihm keine Zeit geblieben, und in der Verbannung hatte er sich nur wenige einschlägige Bücher verschaffen können und sie sorgsam vor fremden Blicken verbergen müssen. Seine Forderung einer ehernen Parteidisziplin war sein erster selbständiger

Schritt gewesen; jetzt wollte er sich in die Sache vertiefen. Der Kampf und die Arbeit lockten ihn. Zu seinem Gedankengang über den Ingenieur zurückkehrend, schloß er:

„Aber gegen so einen ist der Kampf auch interessant – ich bleibe.“

Bis zum Mittagessen setzte er die Besichtigung der Bibliothek fort und notierte sich, welche Bücher ihm nützlich sein könnten; auf der festen, bequemen Leiter stehend, holte er die einzelnen Bände sorgsam hervor und stellte sie dann ebenso sorgfältig wieder an ihren Platz zurück. Drakin fand ihn noch mit dieser Arbeit beschäftigt.

„Also Sie bleiben?“

„Ja, ich bleibe.“

„Kommen Sie zu Tisch. Wir besprechen dann auch die technischen Einzelheiten...“

Nach dem Essen, das der Ingenieur mit einem Apfel und mit einem Glase Selters beschloß, sagte er:

„Nun wollen wir unseren Plan besprechen. Wohnung und Verpflegung haben Sie frei. Im Hause der Badeanstalt sind zwei Zimmer leer, die werden für Sie eingerichtet, morgen sind sie fertig. Mittag- und Abendessen teilen Sie mit mir, dabei unterhalten wir uns dann auch über die laufenden Fragen.“

Drakin sprach noch in seinem trockenen Geschäftston; als er dann aber zur Erläuterung seiner Arbeitsauffassung überging, belebten sich seine Augen, seine Ausführungen wurden bildhaft, ja farbig, und Petrowskij kam der Gedanke, daß dieser Ingenieur wirklich ein höchst eigenartiger Kapitalist sei, dessen Anschauungen – falls sie nicht ein verfeinertes Ausbeutungssystem zum Zwecke hatten – dem Sozialismus verteuft ähnlich sahen. Drakin sagte dann weiter:

„Ich bin von der grundlegenden Bedeutung der Statistik überzeugt. Alles muß aufs genaueste in Zahlen erfaßt und errechnet werden. Die Höchstleistung der Arbeit kann nur dann erreicht werden, wenn man eine genaue Zusammenstellung der angewandten Energie und der resultierenden Ergebnisse in der Hand hat. Jede Bewegung muß möglichst zweckentsprechend sein und darf keinen erschöpfenden Kraftaufwand erfordern. Vielleicht ist es lächerlich, doch ich habe überall Uhren anbringen lassen, und jede Stunde haben die Arbeiter eine fünf Minuten lange Pause, die bei uns Rauchpause genannt wird. Ich habe in einigen Werkstätten die Sache zuerst praktisch ausprobiert. Die Leistung jedes einzelnen Arbeiters

wurde streng kontrolliert – zuerst ohne, dann mit solchen Rauchpausen. Man muß in Betracht ziehen, daß die Arbeitsfähigkeit bei unserem zehnstündigen Arbeitstag mit jeder Stunde fortschreitend nachläßt und der Arbeiter darum Zeit mit Gesprächen und heimlichem Rauchen vertrödelt, ohne sich wirklich zu erholen, da er dabei wegen der Disziplinverletzung innerlich nicht ruhig ist, nicht ausspannt, wodurch seine Leistung noch mehr beeinträchtigt wird. Hingegen bieten ihm die Fünfminutenpausen wirklich Erholung, er darf ruhig rauchen und plaudern, er spannt wirklich aus, was bei der Maschinenarbeit, die unablässige Aufmerksamkeit fordert, von ungeheurer Wichtigkeit ist. Es ergibt sich so zwar statt des zehnstündigen ein neunstündiger Arbeitstag, aber ich habe mit dem Bleistift und der Uhr in der Hand festgestellt, daß trotz des Verlustes der einen Stunde die Produktion nicht gesunken, sondern im Gegenteil gestiegen ist. Und wenn wir dann einmal den Achtstundentag bekommen sollten, würde ich die Rauchpausen trotzdem beibehalten und nichts dabei verlieren.“

„Warum führen Sie dann den Achtstundentag nicht ein?“

„Sie wissen ja, das würde mir nicht nur Feinde und Unannehmlichkeiten schaffen, es würde auch zu Beanstandungen Veranlassung geben.“

„Wohin soll Ihrer Meinung nach Ihre Arbeitstheorie führen, was bezwecken Sie damit im weiteren Sinne?“

„Was ich damit bezwecke? Ich bin überzeugt, daß es zwischen der vereinigten Produktion und der vereinigten Arbeit über kurz oder lang zu Zusammenstößen kommen wird, und wenn ich mich und meinen Betrieb schon jetzt darauf vorbereite, so wird der Übergang sich schmerzlos und reibungslos vollziehen, da die Anpassungsmöglichkeit bereits gegeben ist. Ich denke, der Staat wird sich mit der Zeit gezwungen sehen, Produktion und Arbeit zu regulieren, nicht wegen irgendwelcher besonderer wirtschaftlicher Katastrophen, sondern infolge der Gesamtentwicklung, die es mit sich bringt, daß mit der wachsenden Dichte der Bevölkerung eine allgemeine Regelung von Produktion und Arbeit sich als unabwendbar erweisen muß. Gerät der Staat in immer größere Abhängigkeit von der Produktion, vom Kapital, so sind weitere Kriege und Revolutionen die unabwendbare Folge davon. Wir brauchen nur eine Revolution, eine Revolution, die Produktion und Arbeit in der ganzen Welt zu einem zweckentsprechenden, der Allgemeinheit am besten dienlichen Zusammenschluß bringt. Darauf müssen wir in Rußland besonders bedacht sein, und bei Ihrer kulturellen Arbeit hier sollten

Sie das im Auge haben, doch habe ich nichts dagegen, wenn Sie Ihre Arbeit durch eine leichter faßliche Idee wirkungsvoller gestalten.“

Petrowskij empfand die Atmosphäre, die Fenja in diesem Hause umgab, und verstand jetzt ihre klare und einfache Lebensauffassung besser als vorher. Dieser Ingenieur schien wirklich ein ganzer Kerl zu sein, gegen den zu kämpfen, falls sich das als nötig erweisen sollte, sich der Mühe lohnen würde.

Pünktlich wie ein Uhrwerk kam Petrowskij zum Mittag- und Abendessen, vertiefte sich zu Hause und in der Teestube in Bücher, veranstaltete unter Hinzuziehung von Gymnasiallehrern Vorlesungen, gesellige Abende, Konzerte, trug sich mit dem Gedanken, einen Arbeitersportverein zu gründen. Ebenso eifrig aber betrieb er auch revolutionäre Propaganda; Flugschriften, sozialistische Bücher tauchten auf, und auch mündlich trug er den Arbeitern im vertrauten Gespräch zwischen den Vorlesungen seine Ansichten vor. Drakin war genau im Bilde und ließ ihn ruhig gewähren. Geradezu verblüfft aber war Petrowskij, als ihm der Ingenieur eines Tages eine größere Geldsumme mit der Bitte übergab, sie auf konspirativem Wege den aus Rußland verbannten Revolutionären ins Ausland zu schicken.

„Sie unterstützen Sozialisten und Revolutionäre?“

„Warum nicht? Ich bin nicht der einzige. Unsere Regierung wirkt hemmend auf die freie Entwicklung der Industrie ein, wir können uns nicht so entfalten, wie es die wirtschaftlichen Verhältnisse verlangen. Um da Abhilfe zu schaffen, müssen wir so handeln, wie ich handele. Ich weiß, was ich tue.“

Während dieser ganzen Zeit schrieb Petrowskij nur einmal an Sina und Fenja, und der Inhalt der beiden Briefe war fast gleich; er gab sich seiner Arbeit mit großem Eifer hin, studierte, hielt Vorträge, ihm blieb gar keine Zeit übrig, an seine persönlichen Angelegenheiten zu denken.

Er schrieb kurz:

„Liebe Sina, der Ingenieur ist wirklich ein wunderbarer Mann. Vieles an ihm kann ich zwar noch nicht recht verstehen, aber ich glaube, er ist ein ungewöhnlicher Mensch. Meine Arbeit, die mich sehr interessiert, nimmt mich eben so in Anspruch, daß ich keine freie Minute übrig habe. Wenn Sie doch bei mir wären! Selbst nur wenige Zeilen von Ihnen würden mich unsagbar freuen...“

Fenja antwortete unter anderem:

„Siehst du, Nikodim, ich habe dir gesagt, Onkel Kirja ist wunderbar! Im Frühjahr sehen wir uns wieder.“

Sinas Brief enthielt nur wenige Worte:

„Liebster, ich denke immer an Sie. Bald sehen wir uns wieder. Aber Sie müssen mir schreiben, müssen mir viel schreiben! Sina.“

Auf Sinas Antwort hatte er sehnsüchtig gewartet, und als ihr Brief eintraf – langer schmaler Umschlag aus dickem rauhem Papier mit glatten Rändern und ebensolche Bogen – fühlte er sich beglückt.

Nach dem Mittagessen pflegte er in die Teestube zu gehen, um mit den Arbeitern zu plaudern, auf Fragen zu antworten, laufende Angelegenheiten zu besprechen.

Er saß in der Teestube an einem kleinen Tischchen am Fenster und studierte Sinas Handschrift, eine nervöse, ungleichmäßige, abgerissene Handschrift – die Worte sprangen zuweilen ein wenig nach oben –, aber fest und mit starkem Druck, die Feder mußte wohl eine stumpfe Spitze gehabt haben, die Buchstaben waren schwarz und struppig wie ihre Wimpern.

Erschrocken blickte er auf; ein Mann war leise an sein Tischchen getreten.

„Gestatten Sie, mein junger Herr, daß ich an Ihrem Tische Platz nehme . . . Ihre Verbindung mit dem Herrn Ingenieur erscheint mir so überraschend, daß sie mein ganz besonderes Interesse erregt . . . Privater Rechtsanwalt Iwan Matwejewitsch Lossew . . .“

„Sie sind der Herausgeber jener Zeitung?! . . .“

„Ganz richtig, tja . . . Herausgeber jener Zeitung . . . Belieben Sie sie zu lesen? . . .“

„Dergleichen Zeitungen lese ich nicht!“

Damit wandte Petrowskij sich ab und nahm wieder Sinas Brief in die Hand; ihm war, als ginge von ihrem Schreiben ein besonderer, kaum wahrnehmbarer Duft aus, ein Etwas, das wie ein leichter Hauch ihrer Seele, ihrer Berührung, ihres Blickes war, der auf dem Papier geruht hatte . . .

Lossew ließ sich nicht abschrecken.

„Ein Brieflein haben Sie bekommen?! Wohl ein Geschäftsbrief – oder ein rein persönliches Schreiben? . . .“

„Was wollen Sie eigentlich von mir?“

„Ich habe das besondere Verlangen, mit Ihnen bekannt zu werden, Nikodim Alexandrowitsch – so heißen Sie doch wohl?! Er ist eine

so außergewöhnliche Erscheinung in unserer russischen Wirklichkeit, Ihr Herr Chef – finden Sie nicht? Eins aber kann ich nicht verstehen! Wie ein Mann mit gesundem Menschenverstand den Boden unter seinen Füßen, die Grundlage seines Wohlstandes und seiner Wohlfahrt selbst untergraben kann . . .“

„Wieso?“

„Seine Flachsschwinger da werden ihm eigenhändig eines schönen Tages den Garaus machen, und seine Fabrik wird gemächlich in die Luft fliegen, so, wissen Sie . . .“

Und Lossew machte eine unbestimmte Bewegung mit den Händen.

„Dabei wird sie einen niedlichen Purzelbaum schlagen, tja . . . Ich glaube, Sie sind bei ihm angestellt? Um die dunkle Masse zu bilden? . . . Also, Sie bilden sie, tja! . . . Sozusagen eine ganz besondere Ausbildung für einen längeren Aufenthalt in Sibirien . . .“

„Was meinen Sie damit!“

„Wenn ich nicht irre, sind Sie doch ein sogenannter politischer Sträfling, tja? . . . Na, natürlich, ein kranker Mann, das ist ja auch so eine Modekrankheit unseres Zeitalters, diese Sucht, die Grundlagen von Thron und Staat zu erschüttern, zu untergraben, so von unten her in aller Heimlichkeit, denn zum offenen Kampf langt es nicht an Willenskraft bei Ihnen und Ihrem Herrn Chef, und so befassen wir uns denn mit der Bildung der Massen, tja . . . Nun, für Sie ist das ja sozusagen gefundenes Fressen, stammen ja selbst aus diesen Kreisen, aber Ihren Herrn Chef, verzeihen Sie, den kann ich hier nicht verstehen, das übersteigt einfach mein Fassungsvermögen! Ein ganz rätselhafter Mann, tja, hilft sozusagen eigenhändig die Revolution herbeizuführen, einen allgemeinen Kuddelmuddel . . . Inzwischen aber legen wir unsere Kapitalien sicher im Auslande an, tja . . .“

„Was reden Sie da!“

„Nur was der Wahrheit entspricht – in England . . . Man zieht also allerhand in Betracht, Vorsicht nennt man das ja wohl, weise Voraussicht kommender Ereignisse . . . Die Revolution ist unvermeidlich? Schön, dann mache ich halt mit, mit Vergnügen! Bloß mein Geld bringe ich einstweilen doch lieber im Auslande unter, sicher ist sicher, wissen Sie, tja . . . Verstehen Sie, wie fein das gesponnen ist? Eine pfiffige Politik, sage ich Ihnen! . . . Wenn es denn schon sein muß, so mache ich halt auch den ganzen Sozialistenrummel mit, lasse mich sogar so weit herab, daß ich Sozialisten freundschaftlich die Hand drücke, da kenne ich gar keine Vorurteile, ich fürchte sie nämlich nicht, verachte unsere hausbackenen So-

zialisten auch dermaßen, daß ich mir sogar einen von ihnen in Dienst nehme, ich zähme ihn mir sozusagen, damit er mir nachher aus der Hand frißt, tja . . . Eine pfiffige Politik, besonders bei diesem kleinen und sicheren Hinterhalt in England, tja . . .“

„Wissen Sie auch, was Sie reden, können Sie das verantworten?“

„Hä-hä-hä, Sie sind mir ein sonderbarer junger Mann, der wahre ungläubige Thomas! Sie wissen ja nicht, daß dem Lossew hier, dem Herausgeber jener Zeitung, das Herz schmerzt und blutet, wenn er sieht, wie unsere russische Jugend auf Irrwege geleitet wird . . . Bei uns, bei der russischen Jugend, da herrscht Geradlinigkeit, Aufrichtigkeit, treuherziges Ungestüm, wir sind bereit, uns um jeder beliebigen kleinen Idee willen zu opfern, Leib und Leben hinzugeben um unseres Nächsten willen, unbedingt um des Nächsten willen, billiger machen wir's nicht, tja . . . Die Herren Ingenieure aber, die suchen solche junge Sturmköpfe einzufangen, und wie es dann so geht, ist bald nichts mehr von den jungen Weltverbesserern übrig; sie machen ja wohl ihren Radau und halten ihre kindlichen Reden, müssen ja auch ihr Vergnügen haben, in Wirklichkeit aber spazieren sie ganz brav Arm in Arm mit ihren umsichtigen Erziehern durch die staunende Welt – oh, in aller Freundschaft, bloß aus selbstloser Freundschaft, tja . . . Und so schicken wir denn auch kleine runde Sümmchen an die verbannten Herren Genossen ins Ausland. Hier im Lande, da kommt unsere liebe revolutionäre Jugend schon durch, die Herren Ingenieure sorgen schon dafür, daß die Genossen ihr hübsches Auskommen haben, Zimmer und Verpflegung, die großen Bonzen aber, die obersten Leiter der Bewegung, tja . . . da ist eine harmlose Vorsicht wohl erst recht am Platze . . . Es könnte ja doch einmal so kommen, daß es mit ihrer Revolution ernst wird und die großen Bonzen dann plötzlich an der Macht stehen, tja . . . Da wäre es dann ganz vorteilhaft, tja, recht vorteilhaft, wenn sich unversehens erweist, daß die hochverehrten neuen Machthaber ja unsere lieben, alten Busenfreunde sind, die uns zu allergrößtem Dank verpflichtet sind, haben wir doch nicht nur, in aller Heimlichkeit und gegen das Gesetz verstoßend, für ihr sozialistisches leibliches Wohl in der ungastlichen Fremde gesorgt, sondern – hi-hi-hi! – durch unsere freiwilligen großmütigen Spenden selbst mitgeholfen, die niedliche Revolution herbeizuführen und dadurch unseren lieben Busenfreunden zu Macht und Ansehen zu verhelfen . . . Erweisen sich unsere Befürchtungen aber schließlich doch als grundlos, nun so haben wir eben ein bißchen Geld verloren, und das können wir uns ja leisten, tja . . . Ich sage Ihnen, Ihr Herr Chef, der ist geradezu eine ge-

schichtliche Persönlichkeit: Stockrusse, not made in Russia . . . Eine pfiffige Politik, tja . . .“

Petrowskij hatte zuerst voll Verachtung auf Lossew hinabgeblickt, seine Verachtung verwandelte sich allmählich in Verwunderung und zuletzt hörte er ihm mit stummem Entsetzen und Abscheu zu.

„Woher wissen Sie das alles?“

„Es ist nun mal unsere Pflicht, alles zu hören, alles zu sehen, alles zu wissen . . . Für jene Zeitung suche ich mir sozusagen das Material zusammen, zum Nutzen von Thron und Vaterland. Sie, mein Herr Sozialist, haben ja kein Vaterland, und den Thron betrachten Sie als persönliches Ärgernis, was nicht ganz stimmt; Sie behelfen sich mit Ideechen, das ist ja alles, was Sie haben, es sind zwar fremde kleine Ideen, aber mit fremdem Eigentum nehmen wir Sozialisten es nicht so genau, nicht wahr? . . . Diese fremden Ideen aber sind der Ruin unserer Jugend. Und solchen Lossews wie ich, denen blutet das Herz bei diesem Anblick, sie leiden, wenn sie die jungen Leute in ihr Verderben rennen sehen, und sie beten zu Gott, der Herr möge wenigstens die irregeführten Seelen retten vor den Fängen des Antichrist. Und das, mein verehrter Nikodim Alexandrowitsch, ist auch der einzige und alleinige Grund, weshalb ich an Sie herangetreten bin . . . Haben Sie denn nicht schon genug gelitten damals in der Verbannung, in der ungastlichen Fremde? Und viele Ihresgleichen schmachten noch immer in dem fernen Sibirien. Dabei werden diese Opfer ganz unnütz gebracht, sie machen sich gar nicht bezahlt, und vielleicht sind sie auch noch gar nicht zu Ende . . . Das ist es eben, sie sind vielleicht noch gar nicht zu Ende, tja . . . Und ein Mensch kann doch schließlich nicht allein darauf ausgehen, sein Lebenlang nutzlos zu leiden! Ich weiß, oh, ich weiß ja sehr wohl, daß unsere Jugend immer bereit ist, alles Leid der Welt auf sich zu nehmen, bloß . . . Sehen Sie mal her: wir Jungen leiden also und quälen uns, die Herren Ingenieure aber, die gehen seelenvergnügt Arm in Arm mit uns spazieren oder retten sich im Notfall ins Ausland, wo vorgesorgt ist . . . Die Leidenden sind immer die jungen Leute, die anderen lachen sich eins ins Fäustchen . . . Ich möchte Ihnen da etwas sagen, Nikodim Alexandrowitsch, bloß ich traue mich nicht recht . . .“

„Reden Sie . . .“

„Der rechte Weg für jung und alt, das ist der, den uns die Liebe zum Vaterland weist. Rußland, das ist unsere große Mutter, unsere liebende Mutter, keine Stiefmutter, bloß daß sie um unserer selbst

willen streng ist – sie will nämlich nicht bloß hochtrabende Redensarten von ihren Söhnen hören, sondern nützliche Taten sehen, wir aber ergehen uns in schönen Worten und bilden uns ein, darum Helden zu sein . . . Dabei könnten auch Sie sich durch die Tat als nützlich erweisen, Nutzen bringen für Vaterland und Thron. Wundern Sie sich nicht, daß ich auch Thron sage, der Thron ist nämlich kein persönliches Ärgernis, sondern die Spitze des Staates, die Verkörperung unseres Vaterlandes in höchster Potenz; mit ihm sind Land und Leute verwachsen, ihm sollte unser bestes Können gehören, mit ihm sind alle unsere Zukunftshoffnungen verknüpft . . . Durch ihn spricht unser Vaterland zu uns, und dieses Vaterland ruft Sie, es braucht Ihre Liebe und Ihre Dienste, Sie hören es bloß nicht, weil man Ihnen die Ohren mit weicher Watte zugestopft hat. Die Herren Ingenieure nämlich haben das getan, und nicht mit Watte allein, und nicht die Ohren allein, auch den Mund hat man Ihnen zugestopft . . . Ich sage nicht womit, nein, nein! . . . Und das ausländische Gift hat man Ihnen eingeimpft . . .“

Erst nach diesen Worten kam Petrowskij zur Besinnung.

„Nein, Lossew, an Ihre Tränen glaubt niemand, es sind giftige Tränen . . .“

„Hä-hä-hä! So ein kleiner Schäker . . . Und ich hatte solche Hoffnungen auf Sie gesetzt, Nikodim Alexandrowitsch, solche Hoffnungen! Ach, die Jugend, die Jugend! Wie doch solche Ideechen einen Menschen bezaubern können, und vielleicht nicht nur Ideechen allein . . . Aber ich schweige, Nikodim Alexandrowitsch, hier verstumme ich respektvoll. Das sind ja schon süße Herzensangelegenheiten . . .“

Während er sprach, tasteten Lossews Blicke die ganze Zeit Petrowskijs Gesicht ab, den wechselnden Ausdruck seiner Züge belauernd, und sobald es ihm geboten schien, schwächte er seine Anspielungen ab. Zuweilen huschten seine Augen über den vor Petrowskij liegenden Brief, er hatte wohl gar darin gelesen, mußte wohl ein paar Worte gelesen haben, sonst wäre er nicht darauf zu sprechen gekommen, daß Petrowskij bezaubert worden sei. Lossew kam sogar der Gedanke, daß Petrowskijs Ideen hier gewissermaßen eine Kapitalsanlage seien, während die Nichte des Ingenieurs – er nahm an, daß der Brief von ihr stammte – der eigentliche Schlüssel zu allem sei, und das beruhigte ihn. Wenn die Sache auf eine Heirat hinauslief – daß Fenja ein Kind hatte, wußte er auch –, so würde von Petrowskijs Ideen bald nichts mehr übrig sein, der junge Mann würde sich gründlich ändern, sobald er die reiche Mitgift eingesackt

hätte und Geschäftsteilhaber des Ingenieurs geworden sei – dann könnte er ja noch einmal mit ihm reden . . .

Als Petrowskij schwieg, wagte Lossew es noch einmal, auf seine letzte Anspielung zurückzukommen:

„Heben Sie den Brief nur ja schön auf – er kommt ja wohl von dem gnädigen Fräulein Nichte – ein bildschönes Mädel haben Sie sich da erobert und eine Zauberin dazu! . . .“

Damit stand er schleunigst auf, drückte seine Aktenmappe an die Brust und fiel Petrowskij, der die Lippen öffnete, hastig ins Wort:

„Nichts für ungut, Nikodim Alexandrowitsch, und entschuldigen Sie, daß ich Sie in Ihren Betrachtungen, Ihren süßen Träumen gestört habe . . . Ich verschwinde, ich verschwinde, mein Teurer . . .“

Er machte eine tauchende Verbeugung und schritt eilig zur Tür hinaus.

Petrowskij stand auf, blickte um sich – vor seinen Augen drehten sich dunkle Kreise.

„Welch ein Schleimtier!“ dachte er angewidert.

Von dem ganzen Geschwätz war nichts an ihm haften geblieben, als die Behauptung, der Ingenieur bringe sein Geld im Auslande in Sicherheit, und auch dieser Zweifel war wohl nur darauf zurückzuführen, daß Lossews Worte wie Gift ins Ohr drangen und das Bewußtsein trübten.

Der Schwinger Ignat trat auf Petrowskij zu:

„Der hat wohl so einen schwelenden Qualm vor Ihnen aufsteigen lassen, Nikodim Alexandrowitsch?“

„Tatsächlich, es war schwelender Qualm.“

„Er steckt überall seine Nase hinein, der Schleicher – schnüffelt, verleumdet . . . Wir waren schon mal dran, ihm gehörig eins . . . Na, aufgeschoben ist nicht aufgehoben . . .“

12

An einem heißen Sommertage sprach Sina bei Petrowskij vor, Asuchte ihn in seinen zwei Zimmern im Hause der Badeanstalt auf; ein Kontorangestellter hatte sie hingeführt.

Auf ihr Klopfen öffnete Petrowskij, war freudig überrascht.

„Sie hatten wohl gemeint, ich würde überhaupt nicht mehr kommen? Ich habe Ihnen aber doch geschrieben, daß ich immer an Sie denke . . .“

Sie setzte sich an den Tisch, warf einen Blick auf die aufgeschlagenen Bücher.

„Ich studiere, Sina, studiere unablässig . . .“

„Nicht wahr, Kirill Kirillowitsch ist ein wunderbarer Mann ? . . .“

„Ja, jeder könnte etwas von ihm lernen . . .“

Ihre schwarzen, struppigen Augen blickten Petrowskij traurig und vorwurfsvoll an und waren doch still und zärtlich.

Sie blieb nur eine kleine Weile, erhob sich gleich wieder.

„Wohin so schnell ? . . .“

„Ich wollte nur einmal kurz vorsprechen, Liebster, nur um Ihnen zu sagen, daß ich Sie nicht vergessen habe und immer an Sie denke . . .“

Sie reichte ihm die schmale kindliche Hand.

Er fand keine Worte, um sie zurückzuhalten. Auch sein Gefühl für sie war groß und stark, war sein eigentliches, innerstes Leben, selbst wenn er nicht an sie dachte, und jeden Morgen, bevor er sich an die Arbeit begab, zog er ihren Brief hervor und sah sinnend auf die schwarzen struppigen Buchstaben, faltete den Bogen wieder zusammen und hob ihn sorgfältig auf . . . Eigentlich wußte er gar nichts von ihr, er hatte ihr von seinem Leben erzählt, Fenja hatte er mit seinen Fragen über ihre Vergangenheit und seine Eifersucht auf diese Vergangenheit gequält, doch Sina gegenüber kam ihm nicht einmal der Gedanke, Fragen zu stellen . . . Er sagte nur:

„Warum bleiben Sie nicht noch ein wenig ? . . .“

„Warum haben Sie mir nicht mehr geschrieben, Liebster ? Ich brauche so vieles von Ihnen, und ich muß alles über Ihr Leben wissen ! Haben Sie niemals daran gedacht, daß ich unter Ihrem Schweigen leide ? ! . . .“

Sie schwieg einen Augenblick.

„Ich verstehe nicht, über mich zu sprechen und zu schreiben, Liebster, aber Sie müssen es für mich tun, sonst wüßte ich gar nicht, wie ich leben soll . . . Ich habe nur Sie . . .“

Petrowskij sah stumm auf ihre Hände; an einem Finger stak ein Ring mit einem Stein, schwarz wie ihre Augen, der bald aufflammte, bald erlosch. Sina bemerkte seinen Blick, sah ihn an, löste ihre Hände aus den seinen und zog den Ring vom Finger.

„Nehmen Sie diesen Ring zum Gedenken an mich, Sie werden sich dann öfter meiner erinnern . . .“

Sie warf ihm einen kurzen, einen ganz kurzen Blick zu, und während er noch den Ring an seinen kleinen Finger steckte, verschwand sie eilig durch die Tür.

Als Sina durch das Kontor schritt, um auf die Straße zu gelangen, vertrat ihr Kirill Kirillowitsch den Weg.

„Sind Sie allein in die Stadt gekommen ?“

„Nein . . .“

„Mit Frau Kostizina ? . . .“

„Ja, mit Wera Alexejewna . . .“

Sina blickte plötzlich erschrocken und fuhr hastig fort:

„Wir sind nur auf ganz kurze Zeit in die Stadt gekommen und fahren gleich wieder aufs Land . . .“

„Schön, ich will Sie nicht lange aufhalten, aber ein bißchen – nur auf ganz kurze Zeit – könnten Sie doch hier bleiben; ich möchte Sie nachher begleiten . . .“

Sina verstummte und blickte ganz hilflos.

Drakin veranlaßte sie, sich an den gedeckten Frühstückstisch zu setzen, sie rührte aber die Speisen nicht an und saß stumm, mit gesenkter Stirn da.

Die kleine Fenja trat ein.

Kirill Kirillowitsch blickte strahlend auf.

„Darf ich die Damen bekannt machen ? . . .“

Fenja und Sina sahen sich an und erkannten einander.

„Onkel Kirja, wir sind bereits bekannt, wir haben damals zusammen Ähren verkauft . . .“

Dem Ingenieur fiel plötzlich etwas ein, er stand auf und ging in sein Arbeitszimmer.

„Hallo, ich lasse den Studenten Petrowskij heraufbitten, und das Auto soll vorfahren.“

Petrowskij trat ein. Einen Augenblick herrschte ein bedrücktes Schweigen, das Fenja unterbrach, indem sie sich an Petrowskij wandte – sie duzte ihn wie gewöhnlich –:

„Setz' dich, Nikodim, und iß mit uns.“

Dann wandte sie sich an Sina:

„Da sind wir nun wieder alle drei beisammen, wie damals – erinnern Sie sich noch, Sina ?“

Um die offenbar peinlich gewordene Lage zu beenden, erhob sich Kirill Kirillowitsch und sagte:

„Kommen Sie, Sinaida Nikolajewna, fahren wir!“

Sina stand auf, warf Petrowskij einen verstörten Blick zu undeilte, ohne sich verabschiedet zu haben, die Treppe hinab.

Fenja trat auf Petrowskij zu.

„Erkläre mir, was ist geschehen ? Sie hat dich so angesehen . . .“

Er antwortete dumpf:

„Jetzt habe ich sie auf immer verloren . . .!“

„Der Ring kommt von ihr ? . . .“

„Ja . . .“

„Ich kann wirklich nichts dafür, Nikodim! Sage mir, was ich machen kann, ich will tun, was nur möglich ist . . .“

„Ich muß ihr schreiben, ihr die Wahrheit sagen, alles, alles . . .“

Den ganzen Abend über schrieb Petrowskij an seinem Brief, suchte ihr klarzumachen, daß Fenja und er sich darum duzten, weil sie alte Freunde seien, er habe sie zum Abiturium vorbereitet, war einmal vielleicht auch ein bißchen verliebt in sie, das sei aber bald wieder vergangen, und während er in der Verbannung war, habe sich Fenja in jemand verliebt, und ihr Kind sei doch gar nicht von ihm, er wisse nicht einmal, wer der Vater des Kindes sei. Zwar habe Fenja durch ihren Onkel seine Befreiung und Rückkehr erwirkt, doch seien sie niemals in nähere Beziehungen zueinander getreten. Sina liebe er bis zum Wahnsinn, und wenn sie diesen Brief unbeantwortet lassen sollte, so wäre sein ganzes Leben zerstört. Der Brief war wirr, lang, voll endloser Wiederholungen, und aus jedem Satz sprach Verzweiflung.

Drakin hatte Sina zum Palais des Gouverneurs gebracht. Sina blieb im Auto sitzen, Kirill Kirillowitsch eilte ins Haus, um Frau Kostizina abzuholen.

„Wera Alexejewna, ich habe Ihnen Sina gebracht, sie wartet unten im Auto.“

„Sie haben sie gebracht? War sie denn bei Ihnen?!“

„Nein, bei dem Studenten Petrowskij.“

„Ist mir das ein Mädel! . . . Eine ganze Woche lang gab sie mir keine Ruhe; sie müsse durchaus in die Stadt, hieß es, müsse auf einen kurzen Augenblick in die Stadt. Ich frage sie, warum denn? Es sei nötig, es sei unbedingt nötig . . .“

„Ich glaube, ich habe unversehens eine große Dummheit angestellt . . . Sie müssen sehen, das wieder gutzumachen. Ich hatte Sina zu mir nach oben gebeten, ich wollte sie nicht so ohne Frühstück fortlassen und sie mit Fenja bekannt machen; dazu lud ich dann auch nichtsahnend Petrowskij ein, und ich fürchte, da ist etwas Schlimmes geschehen . . . Ich glaube, Fenja ist mehr als nur befreundet mit Petrowskij, oder war es einmal, das hatte ich ganz außer acht gelassen – Gott, ich konnte doch an nichts anderes denken als daran, daß ich Sie gleich sehen würde . . .“

„Ach, das Mädel, das Mädel! . . . Kommen Sie, bringen Sie uns nach Hause . . .“

Lange schwiegen alle drei. Drakin saß am Steuer, Frau Kostizina

beobachtete heimlich Sina, die verstört, ja ganz gebrochen aussah. Als Sina einen Augenblick den Handschuh abstreifte, bemerkte Wera Alexejewna das Fehlen ihres Ringes mit dem schwarzen Brillanten, berührte ihre Hand und fragte leise:

„Wo ist denn dein Ring, Sina – du hast ihn wohl ihm gegeben? Das war gewiß auch der Grund, weshalb du durchaus in die Stadt mußtest? . . .“

Sina brach in Tränen aus.

„Um Glück und Liebe weint man nicht, mein liebes Mädel . . .“

Kirill Kirillowitsch blieb über Nacht auf Frau Kostizinas Landsitz.

Am nächsten Tage erhielt Sina Petrowskijs Brief, schloß sich in ihrem Zimmer ein, las den Brief immer wieder von Anfang bis zu Ende und weinte dabei jedes Mal aufs neue.

Petrowskij wartete lange vergeblich auf eine Antwort, schrieb ihr noch einmal, und als er auch auf seinen zweiten Brief keine Antwort erhielt, begann er ihr täglich zu schreiben, teilte ihr jeden seiner Gedanken mit, alles, was er tat, fügte jedem Brief kleine Schilderungen aus seinem vergangenen Leben bei, von der Kindheit an bis in die letzten Tage, nur seine einst näheren Beziehungen zu Fenja verschwieg er. Mit Fenja kam er jetzt nur selten zusammen, Kirill Kirillowitsch hatte seinen Sommerurlaub angetreten, machte meist Tagesausflüge im Auto, auf die er seine Nichte mitnahm, und arbeitete nur des Morgens einige Stunden im Kontor.

Eines Tages ließ er Petrowskij rufen.

„Bis zum Herbst sind Sie beurlaubt. Ihr Gehalt wird Ihnen im voraus an der Kasse ausgezahlt werden.“

Der Kassierer händigte ihm das Doppelte von dem aus, was er zu erhalten hatte. Petrowskij fragte verwundert:

„Warum zahlen Sie mir diese Menge Geld?“

„Das ist so Brauch bei uns. Während des Urlaubs erhalten alle Angestellten das doppelte Gehalt.“

Im Herbst bekam Petrowskij einen Brief von Sina aus Petersburg, der enthielt nur ihre Adresse und einige wenige Worte in derselben steilen, schwarzen, struppigen Handschrift:

„Liebster, Dank für Ihre Briefe, sie sind mein alles. In Gedanken bin ich bei Ihnen, immer, immer.“

Petrowskij war wieder eifrig an der Arbeit, hielt Vorlesungen, veranstaltete gesellige Abende, studierte viel, um sich zu den Vor-

lesungen vorzubereiten und sein eigenes Wissen zu erweitern, und schrieb oft an Sina. Fenja sah er noch seltener als im Sommer, empfand jetzt auch nicht das Bedürfnis, öfter mit ihr zusammenzukommen; seine Tätigkeit nahm ihn ganz in Anspruch, langsam wuchs er in sein Mannesleben hinein, langsam entwickelten und stählten sich Wille und Geist. Je mehr er sich in das Studium des Sozialismus vertiefte, desto fremder wurde ihm der Ingenieur. Daß er Sina, um sie nicht zu verletzen, seine früheren Beziehungen zu Fenja verschwiegen hatte, empfand er schmerzlich, so war immer etwas Unausgesprochenes in seinen Briefen an sie, was ihn bedrückte.

Als er einst einen Brief in den Briefkasten steckte, ertönte hinter ihm eine meckernde Stimme:

„Ein Brieflein schicken Sie in die Welt hinaus . . .“

Petrowskij maß Lossew mit einem verachtenden Blick und schritt schweigend davon.

Am nächsten Tage erschien in Lossews ultra-nationalistischer Zeitung ein gehässiger Aufsatz . . .

„Ob das Gerücht wohl der Wahrheit entspricht, welches wissen will, daß auf Drakins Fabriken ein gewisser Student, der sich unter Polizeiaufsicht befindet, revolutionäre Propaganda unter den Arbeitern betreibt und dafür von seinem Herrn Chef obendrein noch bezahlt wird? . . .“

Am gleichen Morgen erhielt Drakin in einem eingeschriebenen Brief, der den mit verstellter Handschrift hingekritzelten Vermerk trug „Zu eigenen Händen“, den ausgeschnittenen Aufsatz.

Kirill Kirillowitsch las ihn durch und wurde wütend; im Sturmschritt eilte er nach oben in sein Arbeitszimmer und rief Petrowskij an:

„Hallo, Nikodim Alexandrowitsch, bitte kommen Sie sofort zu mir.“

Mit einem Ausdruck des Ekels warf er ihm den Brief hin.

„Lesen Sie . . . Dieser Lump schreibt in seinem Käseblatt Schmähartikel und schickt sie mir noch dazu ins Haus! Bleiben Sie hier – hier sind Sie vor Überraschungen sicher. Ich kehre bald zurück.“

Vor der Tür stellten sich die Werkmeister Ignat und Nesterka als Wachtposten auf; sie hatten von dem Ingenieur die Weisung erhalten, niemand ins Haus zu lassen; falls Schutzleute oder Gendarmen erschienen, sollten sie in der Teestube auf die Rückkehr des Ingenieurs warten.

Nach einer halben Stunde kehrte Drakin vom Gouverneur zurück.

„Es hat mich einen hübschen Batzen Geld gekostet, aber meinen Willen habe ich durchgesetzt – die weitere Herausgabe dieses Käseblattes wird verboten.“

Lossew wurde durch telephonischen Anruf unverzüglich in die Kanzlei des Gouverneurs bestellt, und der Kanzleivorsteher Kostizin hielt ihm eine lange Ermahnungsrede:

„Sie fanden bisher unsere wohlwollende Unterstützung bei der Herausgabe Ihrer patriotischen Zeitung, was aber nicht den Zweck hatte, Sie zur Veröffentlichung von schmutzigen Schmähschriften zu ermuntern, die geeignet sind, das Vertrauen zu einem ehrenwerten Manne, wie es der Herr Ingenieur Drakin ist, zu untergraben! Wir legen Wert auf die Entwicklung unserer Industrie, in ganz Rußland haben wir kein zweites so vorzüglich eingerichtetes Werk wie die Fabriken des Ingenieurs Drakin, darüber hinaus hat es in seinem Betriebe nie einen Streik, nie die kleinste Arbeiterunruhe gegeben, und da nehmen Sie sich heraus, ihn in schmutziger Weise zu verleumden! Jawohl, der Student Petrowskij ist auf polizeiliche Verordnung hin aus Petersburg ausgewiesen worden, hier aber befaßt er sich als Angestellter des Herrn Drakin mit allgemein nützlicher Kulturarbeit. Außerdem ist Ihre Redaktion keine politische Geheimpolizei, kümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen, dazu haben wir unsere eigenen Agenten, auch gibt der Student Petrowskij gegenwärtig keinerlei Anlaß zu irgendwelchen Verdächtigungen. Auf persönlichen Befehl Seiner Exzellenz des Herrn Gouverneurs ist das Erscheinen Ihrer Zeitung von heute an verboten.“

Lossew blinzelte mit den Augen, wollte erwidern, doch die Tür ins Privatbüro des Kanzleivorstehers fiel krachend ins Schloß, und Lossew stand allein im Empfangszimmer.

Am Abend besprach Kirill Kirillowitsch die Angelegenheit noch einmal mit Petrowskij.

„Woher weiß übrigens dieser saubere Geselle all diese Dinge?“

„Er schnüffelt wohl auf der Fabrik herum; schon vor längerer Zeit setzte er sich einmal zu mir in der Teestube und machte allerlei Anspielungen . . .“

„Hat Ihnen wohl auch Märchen über meine Geldüberweisungen nach England erzählt?“

Petrowskij spitzte die Ohren.

„Er kam einmal zu mir und bettelte um Geld zur Herausgabe

seiner Zeitung, ich wies ihn nicht nur ab, sondern verbot auch sein Käseblatt auf meiner Fabrik und in der Teestube; da erklärte er in seiner Zeitung, ich überwiese Geld nach England, weil ich den russischen Banken nicht traue. Damals erhielt er eine Verwarnung, jetzt ist es Ernst geworden. Er konnte mir nicht vergeben, daß ich ihm die Möglichkeit genommen habe, unter meinen Arbeitern nach Mitgliedern für seinen reaktionären Bund des Erzengels Michail zu werben, und nun habe ich auch noch einen Sozialisten eingestellt . . .“

Drakin sann einen Augenblick nach und fügte dann hinzu:

„Er kann es mir auch nicht vergessen, daß ihm ein Erpressungsversuch nicht gelungen ist . . .“

Petrowskij benutzte die Gelegenheit, um sich zu erkundigen, was es mit den Geldüberweisungen nach England auf sich habe. Drakin erklärte:

„Für einen so großen Betrieb ist nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande Kredit erforderlich, insbesondere stehe ich mit England in reger Geschäftsverbindung, weshalb ich dort immer Geld auf den Banken liegen habe . . . Sie kennen ja jetzt meine Fabrik ein wenig und sehen wohl selbst, was es da alles zu beschaffen gibt, allein an Maschinen . . . Dieser Lossew hat damals übrigens auch durchblicken lassen, ich brächte mein Geld im Auslande in Sicherheit, um im Falle einer Revolution aus Rußland zu fliehen . . . Als ob ich meine Fabrik im Stich lassen könnte, besonders im Falle der Not – ich bleibe bei meinem Werk, mag geschehen, was will!“

Seit diesem Tage wurde das Verhältnis zwischen Petrowskij und dem Ingenieur wieder wärmer und herzlicher.

Petrowskij bildete einen Vertrauenskreis aus zuverlässigen Werkmeistern, die er so weit vorwärtszubringen hoffte, daß sie Einfluß auf alle Arbeiter der Fabrik gewönnen.

Im Frühjahr wurde Drakin zum Gouverneur bestellt; Lossew hatte sich nicht zufrieden gegeben und sich an das Ministerium mit einer Beschwerde gewandt. Kirill Kirillowitsch reiste nach Petersburg, renkte die Sache ein, doch als er zurückkehrte, erfuhr er, daß Petrowskij verhaftet worden war. Nur mit Mühe gelang es ihm, im Sommer seine Befreiung zu erreichen; er mußte für ihn bürgen. Seine Tätigkeit in der Teestube mußte Petrowskij auf höheren Befehl einstellen. So beschäftigte er sich nur des Abends in Drakins Privatwohnung mit der Vertrauensgruppe.

Die Mobilmachung der russischen Wehrmacht kam wie ein Schlag aus heiterem Himmel. Drakin griff sich an den Kopf, dann wurde sein Blick noch undurchdringlicher. Ein Teil seiner gelernten Arbeiter wurde eingezogen, die Einstellung ungelernter Arbeiter hatte einen Rückgang der Produktion zur Folge. Kirill Kirillowitsch reiste nach Petersburg, unterhandelte mit dem Gouverneur; zwar gelang es ihm nicht, die einberufenen Arbeiter zurückzuerhalten, doch wurde seine Fabrik zum kriegswichtigen Betrieb erklärt und daraufhin ein Teil seiner übriggebliebenen gelernten Arbeiter von der Einberufung befreit. Nach jeder Einziehung eines weiteren Jahrgangs sank der Einlauf von Hanf; auf den Hanffeldern wurde Getreide gesät. Auch Petrowskij's Vertrauensgruppe schmolz allmählich zusammen.

Nach Kriegsausbruch erhielt Petrowskij von Sina einen kurzen, herzlichen Brief:

„Liebster, ich arbeite als Krankenschwester. Gott, wieviel Qualen! Unser eigenes Leid erscheint nichts dagegen! Doch sind Sie mir noch teurer, noch lieber geworden – aber schreiben Sie mir, schreiben Sie mir oft, ich schöpfe Kraft aus Ihren Briefen. Immer fühle ich Sie in mir. Ich lebe gleichsam in einer Klosterzelle; das Lazarett befindet sich in einer Klosterherberge, und ringsum ist Wald – Fichten, Tannen und weiße Klostermauern und Kirchenkuppeln. Doch das ewige Glockenläuten bedrückt mich, es klingt wie Grabesruf.“

Einige Monate später kam ein zweiter Brief von ihr:

„Liebster, wohin Sie das Schicksal auch verschlagen mag, schreiben Sie mir immer. Ich weiß, daß ich einst die Ihre sein werde. Alles, was ich bin und habe, gehört Ihnen. Ich liebe alle Menschen, aber es tut weh, wenn sie von mir verlangen, was Ihnen gehört. Der Arzt läßt mich jetzt in Ruhe, aber die Mönche! Es ist lächerlich und ekelhaft . . . Ich habe die Reliquien des Klosterheiligen gesehen und träume nun von ihm – aber ich sehe im Traum bloß ein nacktes Gerippe, in einen schwarzen Talar gehüllt, auf dem weiße Schädel gestickt sind, und dann schlägt er den Mantel zurück, fletscht die grinsenden Zähne und entblößt seinen Knochenleib . . . Das ist nur ein Traum, und in der Wirklichkeit ist er mir nun – ich versündige mich vielleicht – unheimlich und ekelhaft. Und stellen Sie sich vor, Liebster, an seinem Sarkophag, vor den ewigen Lampen, steht betend ein Mönch von göttlicher Schönheit. Er hilft mir bei der Krankenpflege, ist aber ein kranker Mensch, ein Fanatiker,

es tut einem weh, ihn anzusehen; er ist von einer flammenden Reinheit und Lauterkeit. Wenn dieser Mann dem Leben gehörte, würde er durch die Kraft seines Willens und seine Lauterkeit die Menschen vor sich auf die Knie zwingen; Vater Jewtichij ist sein Name. Und denken Sie sich, dieser Glaubenseiferer neigt sein Haupt in Demut vor einem anderen Mönch, den er als seinen Lehrmeister verehrt, einen schwarzen, hohen, finster blickenden Mann namens Vater Polykarp, dessen Gesicht spitz und scharf ist wie ein Messer; Liebster, ich glaube, er ist der Satan.“

Und am Tage vor seiner Einberufung kam noch ein ganz kurzer Brief von ihr:

„Gern gebe ich den Verwundeten alle meine Kräfte hin, aber könnte ich vor den Mönchen fliehen, fliehen . . . Liebster, wenn Ihre Briefe nicht wären, würde ich wohl wahnsinnig werden . . . Schreiben Sie mir oft, Liebster . . .“

Dann trat ein langes Schweigen ein . . .

Des Abends saß Petrowskij jetzt oft bei Drakin.

„Wissen Sie, Kirill Kirillowitsch, Ende Juli, als es hieß, daß die Arbeiter Umzüge in Petersburg hielten, bekam ich Herzklopfen und wollte – trotz des Verbots – mich in einer der nächsten Nächte aus dem Staube machen, nach Petersburg eilen . . . Da kam die Mobilmachung wie ein betäubender Schlag, es war plötzlich aus damit, aber ich bin sicher, daß es nun bald Ernst wird – wenn es bei uns in Rußland bereits an Brot mangelt, so ist das Ende vorauszusehen . . . Man muß sich bereithalten . . .“

An Sina schrieb er zwei-, dreimal wöchentlich und ließ sie teilnehmen an all seinem inneren und äußeren Erleben. Daß er ihr verschwiegen hatte, wie weit seine Liebe zu Fenja gegangen war, peinigte ihn nicht mehr; das Leben nahm ihn zu sehr in Anspruch, als daß er sich hätte müßigen Grübeleien hingeben können. Er ließ etwas davon zwischen den Zeilen seiner Briefe durchblicken, ohne sicher zu sein, daß sie es verstehen würde; am meisten aber verbreitete er sich über den Krieg, der seiner Meinung nach nicht nur Rußland, sondern die ganze Menschheit umwandeln würde – durch Blut würde die Menschheit geläutert werden. Und während des Schreibens dachte er: Rußlands Unterliegen bedeutet unseren Sieg, bedeutet Freiheit, und je schwächer wir auf dem Kriegsschauplatz sind, um so stärker und mächtiger werden wir im Innern, um so größer wird der Zustrom zu unserer Fahne sein . . .

Kirill Kirillowitsch sagte:
„Wir halten das nicht mehr lange aus – der Bogen wird über-
spannt . . .“

„Das heißt – Revolution!“

„Das heißt – Vernichtung!“

„Sie wollen sagen, Zerstörung?“

„Nein, ich wollte ein stärkeres Wort gebrauchen – der Krieg zer-
stört das Land, die Revolution wird es vernichten, kein Stein wird
auf dem anderen bleiben, und es werden übermenschliche Kräfte
erforderlich sein, um wieder alles neu aufzubauen.“

„Diese Kräfte werden aus der Revolution hervorgehen, uns zu-
strömen, und zwar von einer Seite, von der man es am wenigsten
erwartet . . .“

Der Fabrik drohte Stillegung; es lief fast kein Hanf mehr ein, es
fehlte an Eisenbahnwagen, die Hauptlinien konnten kaum den
Truppen- und Munitionstransport bewältigen; das ganze Wirt-
schaftsleben geriet aus den Fugen.

Petrowskij wurde einberufen und einen Monat später – als früherer
Student – nach Petersburg auf die Kriegsschule abkommandiert.
Vor seiner Abreise machte er einen Abschiedsbesuch bei Drakin;
auf dem Fabrikhof traf er einen hinkenden Arbeiter, der ihn an-
redete:

„Nikodim Alexandrowitsch!“

„Ignat, Sie sind’s!“

„Jawohl . . . Sie ziehen also auch in den Krieg? . . .“

„Ich reise morgen nach Petersburg, vorerst geht’s in die Kriegs-
schule . . .“

„Haben Sie inzwischen für die Partei gearbeitet?“

„Und Sie?“

„Ich sollte sogar vors Feldgericht, meine Verwundung hat mich
gerettet . . .“

„Wie sieht’s da aus?“

„Die Fähnriche, frühere Studenten, auch frühere Lehrer führen
insgeheim Revolutionspropaganda, müssen aber scharf auf der Hut
sein . . .“

„Geht’s bald los? . . .“

„Schwer zu sagen, Nikodim Alexandrowitsch – wenn sie’s so
weitertreiben . . .“

An den Sonnabendnachmittagen fuhr Petrowskij aus der Kriegsschule nach den großen Obuchow-Werken hinaus, blieb oft auch über den Sonntag da, um zu agitieren. Durch einen alten Parteigenossen, der verschont geblieben war, hatte er mit den konspirativen Arbeiterkreisen wieder Fühlung bekommen.

Ein hagerer, in sich versunkener Werkmeister sagte – er sprach kurz und barsch –:

„Sie geben's bald auf . . .“

„Was?“

„Das Kämpfen und Arbeiten . . .“

Er trank langsam seinen Tee, aß kleine Stückchen Zucker dazu.

„Dampf schwillt es an . . .“

„Das ist gut so . . .“

„Stimmt, Genosse Petrowskij – schließlich platzt es mit einem großen Krach.“

Er sann nach.

„Haben Sie zuverlässige Leute in der Kriegsschule?“

„Nur wenige . . .“

„Das genügt.“

„Es dauert mir zu lange . . .“

„Der Hunger treibt bald alle auf die Straße – dann haben wir die Sache . . .“

Kurz vor seiner Beförderung zum Fähnrich, als in der Reichsduma bereits Miljukows historische Worte gefallen waren: „Was tut die Regierung? Ist es Verrat oder Dummheit?“ erhielt Petrowskij einen Brief von Sina:

„Liebster, Vater Jewtichij hat meinem Bruder das Leben gerettet, zwei Werst weit hat er den Verwundeten durch den verschneiten Wald auf einer Bahre getragen. Mein Bruder und ich sind uns fremd, doch eben gebe ich mich ganz der Pflege des Kranken hin, ich hoffe, wir bringen ihn durch . . . Meinen Ring bewahren Sie treu, so bewahren Sie mich . . . Ich bin so müde! Wann ist's endlich zu Ende?! . . .“

Plötzlich war die Kriegsschule voll Unruhe, aus unbestimmten Quellen – vielleicht zusammen mit den schwelenden Nebeldünsten – verbreitete sich in den Schlafsälen der angehenden Fähnriche das Gerücht, daß Arbeiterunruhen ausgebrochen seien, große Straßenumzüge bevorstünden, und dann . . . dann würden die Zöglinge der Kriegsschule, alle neun Kompanien, den Befehl zum Vorgehen erhalten, und niemand würde zurückbleiben dürfen. Allen war klar,

warum – man würde ihnen befehlen, auf die Menge zu schießen, aber die heimliche Hoffnung erwachte in den jungen Herzen, daß es vielleicht doch nicht dazu kommen würde, daß sich die Demonstranten beim Anblick der bewaffneten Macht zerstreuen würden . . . Und wenn nicht ? . . . fragte sich jeder. Werde ich wirklich auf die unbewaffneten Menschen schießen, die doch eigentlich durchaus das Recht haben, vor die Öffentlichkeit zu treten und ihre Not, ihren Hunger nach Brot in die Welt hinauszuschreien ? Vor wenigen Monaten, als ich noch Student war, wäre auch ich unter dieser Menge gewesen! Darf ich, kann ich nun auf sie schießen ? . . . Und aus den jungen Herzen erklang die Antwort: Nein, ich kann das nicht tun und darf das nicht tun . . . Aber selbst wenn ich nicht schieße, mich aber in den Reihen der Schießenden befinde, so hilft es mir nichts, daß meine Kugel über die Köpfe der Menge hinweggeflogen ist, in die Luft – der Fleck, daß ich mit dabei war, haftet an mir mein Leben lang; ich habe mitgetan, aus Feigheit, aus Selbsterhaltungstrieb, und wer könnte beweisen, daß mein Lauf in die Luft, der meines Nachbars auf die Hungernden gerichtet war ? Ich bin vor der Welt, vor den Gefallenen und Geflohenen ein ebensolcher Verbrecher wie die anderen, mein Schuß in die Luft fällt auf mich zurück. Auch wenn ich einmal meine Uniform ausgezogen habe und wieder Student bin, bleibe ich der Gezeichnete, der nichts mehr gemein hat mit denen, die einst vor meinem Flintenlauf standen . . .

In den Rauchzimmern, in den Schlafsälen flüsterten die jungen Leute untereinander:

„Wir werden gehen müssen . . .“

„Wo sind denn aber diese Unruhen ? Finden überhaupt wirklich welche statt ?“

Niemand wußte Bescheid, aber das Gerücht wogte durch die Stadt, wuchs, behauptete sich hartnäckig; immer größer wurde die Unruhe.

Jegliche Urlaubserteilungen wurden eingestellt; nur noch Besuche von Verwandten waren gestattet.

Täglich drängten sich im Empfangszimmer der Kriegsschule und in der Halle Frauen und Mädchen mit erregten Gesichtern, doch niemand wagte noch das sakramentale Wort: „Die Revolution ist da!“ auszusprechen, denn niemand hätte sagen können, wieso, wo, warum . . .

Petrowskij spürte es, und auf seinen Zügen lag ein fiebriger Schimmer, sein Gesicht wurde spitz, und seine Augen blickten hart und entschlossen, denn er hatte sich gesagt: „Ich gehe nicht!“

Er sandte an den Werkmeister von den Obuchow-Werken eine Postkarte:

„Mein lieber Onkel, ich möchte dich gern sehen, darf aber die Schule nicht verlassen. Ich erwarte dich.“

Und am gleichen Tage traten Petrowskijs „Kusine“ Fenja Drakina, in Schwesterntracht, und sein „Onkel“, der ein hartes, hageres Arbeitergesicht hatte, in die Halle der Kriegsschule – die kleine Fenja um fünf Minuten früher als der „Onkel“, und sie blieb auch nur fünf Minuten; sie wollte Petrowskij nur kurz begrüßen und dann wieder in ihr Lazarett zurückeilen.

Der wachthabende Fahnenjunker ging Petrowskij holen, rief mit schallender Stimme:

„Kriegsschüler Petrowskij – Besuch!“

Petrowskij eilte ins Empfangszimmer und war überrascht, als er Fenja erblickte. Sie war bisher nur einmal bei ihm gewesen – mit dem vorschriftsmäßigen Brief einer „verheirateten Verwandten“, wodurch Petrowskijs Beurlaubungen „über Nacht“ ermöglicht worden waren. „Weshalb kommt sie plötzlich?“ fragte sich Petrowskij in Gedanken und sagte sich sogleich: „Sie macht sich Sorgen um dich!“ Es stieg warm in ihm auf, und er fühlte wieder, daß sie beide in treuer Freundschaft miteinander verbunden waren; sie war nur ein wenig beiseite getreten, um ihn in seinem Innenleben nicht zu stören, hatte aber gewiß aufmerksam verfolgt, wie es ihm ging.

Sie sahen sich einen Augenblick stumm an.

Und sagten sich dann nicht das, was jeder auf dem Herzen hatte, doch aus ihren Worten sprach innere Erregung und Zuversicht; und da klangen ihre Stimmen wieder klar und ruhig.

„Wann findet deine Beförderung zum Fähnrich statt?“

Dabei dachte sie: Es hat angefangen, was wirst du tun, Nikodim – wirst du auf die Menschen schießen oder wirst du nicht schießen?

„Übermorgen, Fenitschka!“

Es klang fast frohlockend, denn er sagte eigentlich: Ich werde nicht schießen, ich werde auch gar nicht ausrücken!

Ihre Augen blickten plötzlich heiter.

„Also kommst du bald ins Regiment?“

„Ja, bald! Hab Dank für dein Gedenken, deinen Besuch...“

„Wir sind doch Freunde, Nikodim, nicht wahr? Freunde auf Leben und Tod?“

„Ja, Fenja, auf Leben und Tod.“

„Auf Wiedersehen – ich muß jetzt gehen.“

„Auf Wiedersehen, Fenja! Vielleicht sehen wir uns wirklich bald wieder, bei deinem Onkel Kirja — ich komme in die Garnison unserer Vaterstadt.“

Daß Kaljabin verwundet in ihrem Lazarett liege und ihn sehen wolle, verschwieg Fenja. Sie drückte ihm noch einmal die Hand und ging. Petrowskij schritt ins Rauchzimmer, ein Kamerad eilte ihm nach und fragte:

„Petrowskij, wer war die Dame?“

„Meine Kusine . . .“

„Gott, ist die schön! Können Sie mich nicht bekannt machen?“
Wieder erklang der schallende Ruf:

„Kriegsschüler Petrowskij, Besuch!“

Petrowskijs „Onkel“ drückte ihm fest die Hand.

Die Empfangszeit lief in einer Viertelstunde ab.

Die beiden schritten in dem menschengefüllten Raum langsam auf und ab. Wieder ertönte dieselbe Frage:

„Wann wirst du zum Fähnrich befördert?“

Und wieder klang aus der Frage: Wirst du schießen? Und dieselbe Antwort: Ich werde nicht schießen — lag in Petrowskijs Worten, als er erwiderte:

„Übermorgen, Onkel!“

In abgerissenen Sätzen, versteckten Anspielungen, fast flüsternd, tauschten sie Frage und Antwort.

„Und wann beginnt's bei euch?“

„Es hat bereits begonnen . . .“

„Wie?“

„Brot . . . Das weitere kommt von selbst.“

„Wann reist du ins Regiment?“

„In fünf Tagen.“

„Da wirst du hier nicht mehr mit dabei sein . . .“

„Ob hier, ob dort, bleibt sich gleich — wenn ich nur mit dabei bin . . .“

Die Besuchszeit war abgelaufen. Auf der Treppe, in die hinausströmende Menge eingekellt, flüsterte der Werkmeister:

„Es gärt und brodeln — aber wir halten sie noch zurück — um zu organisieren und zum gleichzeitigen Schlag auszuholen . . .“

„Leben Sie wohl — danke!“

„Leb wohl!“

Der „Onkel“ verschwand in der Menge. Viele Köpfe wandten sich um, besorgte Blicke streiften die zurückbleibenden jungen Leute. Petrowskij bemerkte die verstörten Gesichter der Fähnricks-

aspiranten, früherer Studenten; hingegen spielte um die Lippen der aktiven Fahnenjunker ein leises Lächeln der Überlegenheit. Um ihretwillen war niemand besorgt, und es lag dazu auch gar kein Grund vor, denn sie kannten ihre Pflicht und würden ruhig gegen die meuternde Menge vorgehen und schießen.

Petrowskij schritt noch lange in den Wandelgängen auf und ab und beobachtete. Dann ging er in den Schlafsaal und begann auf dem Nachttischchen an seinem Bett einen Brief an Sina. Er kam an diesem Abend nicht zu Ende damit, auch nicht am nächsten, wollte er ihr doch alles ausführlich berichten und den Brief auf dem Wege zum Bahnhof selbst in den Briefkasten stecken.

Die unruhigen Gerüchte verstärkten sich, aber die Gesichter der Fähnrichsaspiranten blickten allmählich ruhiger; in der kurzen Zeit bis zu ihrer Entlassung aus der Anstalt dürfte wohl kaum etwas geschehen, hofften sie.

Als Petrowskij nach dem Marsch durch die Stadt Petersburg verließ, wußte er, daß die Revolution angefangen hatte. Der Zug glitt ratternd über Schienen und Weichen durch die rauchumhüllte Vorstadt. Petrowskij blickte in das Halbdunkel, sah in der Ferne eine feurige Rauchsäule über einem Hochofen, trat vom Fenster zurück, streckte sich auf der oberen Pritsche aus und flüsterte vor dem Einschlafen im Takt der rollenden Räder vor sich hin:

„Sie . . . kommt! Sie . . . kommt! Sie . . . kommt!“

8. BUCH

Ein demütiger Mönch

I

Nach der Messe umringte die Bruderschaft ihren Abt Gerwaßij und bestürmte ihn mit Fragen über die Reliquien. Der buckelige Vater Doßifej drängte sich nach vorn, bohrte den Blick seiner stechenden Äuglein in das Gesicht des Abts und schnarrte: „Wann denn, wann denn endlich? . . .“

„Ihr habt doch gehört – Seine Eminenz der Bischof hat es ja bei Tisch vor der gesamten Bruderschaft bekanntgegeben . . .“

Vater Gerwaßij zog sich in die Abtei zurück und schärfte dem flachsblonden Dienstbruder Kostja ein, niemand von der Bruderschaft vorzulassen. Er setzte sich auf den Lederdiwan, lehnte sich zurück; eine zentnerschwere Last war ihm von den Schultern gesunken, denn die hohen Gäste waren glücklich fort! Wie ein Eichhörnchen im Rad hatte er sich drehen und winden müssen, einen ganzen Monat lang, immer auf der Wacht, immer bemüht, es jedem recht zu machen. Keinen Augenblick der Ruhe hatte er gehabt, gar nicht mehr an sich und seine eigenen Angelegenheiten denken können! Nur seine gierigen Hände hatten sich nicht beirren lassen, natten runde Sümmchen in die eisenbeschlagene Kiste gesteckt als Spargroschen für den Fall der Not, hatten dem Vater Haushalter reichliches Wirtschaftsgeld in die Hand gezählt, vor dem Bischof gezittert, vor Frau Kostizina gezuckt. Er mußte einmal alles ordentlich durchdenken, sehen, sich in all den Ereignissen zurechtzufinden, aber ihm war so wirr im Kopf! . . . Er dämmerte vor sich hin, dachte an den See – gegen seinen Willen schälte sich ein bedrückender Gedanke aus dem Wirrwarr heraus, der Gedanke an das peinliche Ereignis auf dem Vorwerk. Dieser Gedanke verdrängte allmählich alles andere, fraß sich in ihn; er sprang auf, ging erregt auf und ab, ballte wütend die Fäuste. Er wußte nicht, an wem er seinen Zorn, der sich zu einer ohnmächtigen Wut steigerte, auslassen sollte – er sah wieder Waßja den Blöden vor sich, die umgestürzte Milch, Arischas gequältes Gesicht, spürte den Geruch der angebrannten Grütze . . . Ihm schien, daß nicht Barmanskij der Schuldige sei, der das alles herbeigeführt hatte, sondern der Novize in der neuen Herberge, Boris Smoljaninow. Wenn der nicht gewesen wäre, wäre es vielleicht gar nicht zu dem ganzen Skandal gekommen. Er fürchtete, daß man in der Stadt darüber sprechen,

daß der Klatsch weitere Kreise ziehen und mehr noch, daß in der Bruderschaft eine gehässige Stimmung gegen ihn aufkommen könnte – nicht umsonst hatte ihm Vater Doßifej so stechende Blicke zugeworfen. Abt Gerwaßij fühlte sich müde, wie zerschlagen, er wollte sich ausruhen und alles durchdenken – und da war nun diese Geschichte und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen! Er rief nach dem flachsblonden Dienstbruder.

Bruder Kostja trat lautlos ein, verbeugte sich und blieb an der Tür stehen.

Der Abt wollte eigentlich nach Smoljaninow schicken, sagte aber: „Geh zum Starez Akakij und hol’ mir den Blöden.“

Wieder begann er seine Wanderung von einer Ecke des Zimmers zur anderen; warf die hohe Mütze und die Soutane auf den Diwan . . .

Unterwegs bemühte sich Waßja den flachsblonden Kostja auszufragen:

„Was will er denn von mir? . . . Kostja, Liebster, du bist ihm doch nah, all sein Sinnen und Trachten muß dir ja bekannt sein – so rück’ doch heraus mit der Sprache! . . . O ich kenne ihn ja, kenne ihn schon lange – er kann sich nicht verbergen, kann nicht fliehen vor dem Zorn des Gerechten, der Zorn des Herrn ist über ihm, das quält ihn, er aber sucht alles auf andere abzuschieben, kann es nicht tragen, kann es allein nicht tragen . . . All seine Sünden und die Heimsuchung . . . Ach, Nikoluschka, ein Märtyrer bist du, wahrlich ein Märtyrer unter der strafenden Hand des Allmächtigen . . .“

Immer schneller ging Waßja, je mehr er sich der Abtei näherte. Bruder Kostja suchte in demütigem Flüsterton auf ihn einzusprechen.

„Vater, eilen Sie nicht so, Vater! . . . Der Vater Abt ist in großer Erregung . . .“

„In Erregung ist er? In großer Erregung? . . . Er ist vom Satan besessen, der Satan peinigt Nikoluschka. Herr, zu dir flehe ich um Hilfe, Rettung, Gnade! . . .“

Der Dienstbruder wagte es nicht, mit der Meldung zum Abt hineinzugehen; er ließ Waßja voran, zog die Haustür hinter sich zu, schob den Riegel vor und blieb im Vorzimmer.

Abt Gerwaßij hörte Waßjas schlürfende, hastige Schritte und blieb vor der Tür seines Zimmers stehen; er spürte, wie der Zorn in ihm aufstieg und das Blut in Händen und Gesicht hämmerte.

Ein Gebet vor sich hermurmelnd, stieß Waßja die Tür auf und stürzte ins Zimmer, wobei er fast mit dem Abt zusammenprallte;

wütend versetzte ihm Vater Gerwaßij einen Schlag auf die Stirn und fuhr ihn barsch an:

„Was ist mit dir? Bist du ganz verrückt geworden?“

Verwirrt blinzelte Waßja mit den Augen, stieß einen heiseren Ton aus, seine langen Arme hingen hilflos herab.

„Auf die Knie! Nieder auf die Knie! . . .“

Die ganze Gestalt des Blöden schlotterte, seine Knie stießen mit einem kurzen, trockenen Laut gegen die Bohlen, er starrte den Abt mit heftig blinzelnden Augen an, wobei er sich gleichzeitig duckte, als fürchtete er, Vater Gerwaßij könnte ihm wieder einen Schlag versetzen und diesmal nicht mehr gegen die Stirn, sondern hinter die Ohren, weshalb er den zurückgeworfenen Kopf tief in die Schultern einzog, so daß er mit gekrümmtem Rücken und vorn hervorquellendem Halse auf dem Fußboden kauerte. Aufmerksam verfolgte er jede Bewegung des auf und ab gehenden Abts und wich jedesmal, wenn der Abt an ihm vorbeikam, mit dem Oberkörper schaukelnd weit zurück.

„So weit hast du dich vergessen? So weit vergessen?!“

Waßja stammelte heiser:

„Nikoluschka – was hast du nur, Nikoluschka? . . .“

„Für dich bin ich Abt! Für alle bin ich der Abt . . . Verstanden?!“

Er machte wieder eine Runde durchs Zimmer, blieb dann vor Waßja stehen, beugte sich hastig zu ihm hinab, schrie:

„Was erlaubst du dir?“

Der Blöde rang die Hände, schlug sie vor das Gesicht, wich zur Seite aus, duckte den ganzen Körper gegen den Boden und stammelte bebend und schluchzend:

„Herr Allmächtiger und alle Heiligen, Herrgott im Himmel!“

„Schweig, Satan! Hör’, was ich sage! Wenn du es jemals wagst, wenn du je auch nur einen Ton davon verlauten läßt, was auf dem Vorwerk geschehen ist, so . . . In der Kellerzelle der unterirdischen Kirche sperr’ ich dich ein! Verstanden?“

Noch leiser, stockender – es war kein Flüstern mehr, es war ein heiserer, pfeifender Hauch – stotterte Waßja:

„Ich war es nicht, der Herr ist mein Zeuge, ich war es nicht!“

„Wer dann? Wer? Rede!“

„Jener hagere Herr – der hat mich wirr gemacht . . .“

„Du Satan! . . . Wer hat dir verboten, auch nur einen Augenblick von der Seite des Starez zu weichen, auch nur einen Schritt aus der Einsiedelei zu machen? Wer hat dir das strengstens untersagt? Das weißt du wohl nicht mehr? Hast es vergessen? . . .“

Jetzt weißt du von nichts mehr? . . . Starez Akakij ist von engelgleicher Milde und Güte, und du? Wie dankst du mir, daß ich dich bei ihm untergebracht habe? . . . Jetzt kommst du mir zu Vater Doßifej, mag er auf dich aufpassen! . . . Wenn du aber je ein unehrerbietiges Wort über deinen Abt sagst, so sollst du bei lebendigem Leibe im Keller verfaulen! . . . Du bildest dir ein, ein Blöder zu sein – ein Auswurf der Menschheit bist du, ein Aussätziger! Die verbissene Wut eines Aussätzigen steckt in dir. Die Ohren hat man dir vollgesummt – ein Blöder, heilige Einfalt! . . . Zu gut war ich zu dir! Paß du mir aber auf . . . Ich kenne dich nicht erst seit gestern! Mit Stricken laß ich dich binden und in den Keller werfen! . . .“

Waßja lag auf den Knien, wiegte und krümmte den Oberkörper, die Strähnen seines spärlichen Bärtchens wogten hin und her, er zwinkerte unaufhörlich mit den Augen, und die ganze zusammengekauerte Gestalt zuckte und bebte. Er hörte dem Abt ergeben zu, dachte aber bei sich: Du tust Buße und geißelst dich selbst, Nikoluschka, willst den Satan in dir bezwingen, der aber springt und hüpfet nur so in dir, und nicht du läufst ruhelos im Zimmer hin und her – der Satan hüpfet und tanzt in dir, jauchzt über deine Verderbtheit, du aber denkst, es sei dein Blut, das in dir kocht und brodelt und nicht weiß, wohin in seinem Ungestüm; kannst dich nicht bezwingen, wie es dem Mönch geziemt, der sich von der Welt abgewandt hat . . . Die erschrockenen Augen des Blöden huschten hinter dem auf und ab schreitenden Abt einher, scheu funkelte zuweilen listige Verschlagenheit aus ihnen. Dann hätte niemand gemeint, einen Blöden, einen einfältigen Narren vor sich zu haben, und vielleicht war er das auch gar nicht, sondern gab sich nur den Anschein, als wäre er schwachsinnig – es war vorteilhafter, so wagte niemand ihn anzurühren, Forderungen an ihn zu stellen, ihn zu verurteilen, und selbst Nikolka, sein alter Freund, drohte ja bloß nur, wohl wissend, daß die Bruderschaft für ihn eintreten und nicht gestatten würde, einen Geistesschwachen zu strafen. Vielleicht wußten auch die Mönche, daß Waßja nicht ganz so blöde war, wie er sich gab, sie schwiegen aber, weil er als Sehenswürdigkeit galt und viele Pilger ins Kloster lockte. Darum wurde er oft dem Pförtner, dem strengen Vater Awraamij anvertraut – im Torweg fiel er den Leuten ins Auge, und seine blödsinnigen Ausrufe und Litaneien stürzten die ländlichen Wallfahrer in Entsetzen und Rührung. Als die hohen Gäste im Kloster weilten, hatte man ihn auch nicht einem einfachen Mönch in Obhut gegeben, der mit Waßja schon fertig geworden wäre und ihn in sicherem Gewahrsam gehalten

hätte, sondern dem als halben Heiligen geltenden Starezen Akakij, meinte man doch, daß dieser in seiner Allgüte und seiner grenzenlosen Nachsicht, die alles und allen vergab, und der Blöde, der das Strafgericht des Himmels auf die Menschen herabbeschwor, sich in ihrer heiligen Einfalt berührten. Da im Kloster keine Skimniki – Mönche strengster Ordnung – geduldet wurden, durften die Wallfahrer bis zur Abendmesse den Starez Akakij in seiner Einsiedelei aufsuchen. Gegen die Skimniki waren sowohl die jungen als auch die alten Mönche, denn in einem Kloster, das solche Asketen beherbergte, wurde die Klosterregel in aller Strenge befolgt, da durften die Mönche die Pilger in den Herbergen nicht besuchen und mit ihnen Tee und süße Liköre trinken; ein solches Kloster durfte auch nicht reichen Kaufmannsfrauen als Sommerfrische dienen. Auf Waßja den Blöden und Akakij den Weisen war das Kloster stolz, weil es diese Gerechten, diese Seher und Deuter der Menschenseele in seinen Mauern beherbergte. Doch in der letzten Zeit war das Bestreben aufgekommen, die Bedeutung des Starez und des Blöden nicht so hervorzuheben, denn nicht ihren Ruhm sollte das Gerücht in alle Welt tragen, sondern den Ruhm des Klostergründers Simeon von Belobereshsk. Jetzt scharte sich die Menge den ganzen Tag um die alte Kathedrale, die vor der Abtei, neben dem Speisesaal lag; hier, vor der Grabstätte des Starez Simeon wurden vom frühen Morgen bis in die Nacht Totenmessen zelebriert. Von hier aus wurden mit Hilfe von Kirchengesängen und Weihrauchwolken die feinen Fäden des Glaubens an die Wundertaten des Klostergründers in die Herzen der Menschen gesponnen. So kam es ganz von selbst, daß die Wallfahrer aus der alten und neuen Herberge, Männer und Frauen mit kleinen Säcken über der Schulter, sich nicht mehr wie früher beständig um die Einsiedelei des Starez Akakij drängten, andächtig auf jedes seiner Worte lauschend. Der Abt hatte sogar einen jungen Mönch hinsenden müssen, der acht darauf gab, daß die Wallfahrer die alten Eichen nicht zugrunde richteten, indem sie die Rinde abknapperten, die gegen Zahnschmerzen helfen sollte, und nicht allen Sand rings um die Einsiedelei fortschleppten, der als Heilmittel gegen allerlei Gebrechen galt . . .

Als Abt Gerwaßijs Zorn unter dem Einfluß von Waßjas demütigem Schweigen allmählich verrauchte, sagte er:

„Komm mit zu Vater Doßifej, du wirst von nun an bei ihm wohnen!“

Der Blöde erhob sich, zog sein Käppchen über den Kopf, schritt mit seltsam unsicherem, schwankendem Gang hinter Vater Ger-

waßij nach dem anderen Ende des Klosterhofes, an der Kapelle des Krankenhauses vorüber, der Zelle des Vaters Doßifej zu, die in dem Winkel zwischen den Umfassungsmauern lag. Unterwegs löste sich ihm wieder die Zunge; er sprach, zuerst im Flüsterton, dann immer lauter, vor sich hin, bis der Abt ihn anfuhr:

„Was habe ich dir gesagt? Den Mund sollst du halten! Weißt du nicht, daß geschrieben steht: Deine Zunge ist dein Feind? Sie stürzt dich noch ins Verderben, paß auf, Waßja! Und in der Hölle wirst du an deiner Zunge hängen. Aber auch andere könnte dein Mundwerk zugrunde richten . . .“

Waßja antwortete flüsternd:

„I wo denn, Nikoluschka, i wo denn! Ich bin doch dein Busenfreund! . . . Hast du denn vergessen, wie wir zusammen durch den Wald streiften? Nur meine große Liebe zu dir, Nikoluschka, spricht aus mir, nicht daß ich dir schaden wollte . . .“

„Wer hat mich bei der Mühle durch seine Dämlichkeit um ein Haar zugrunde gerichtet? Wer? . . . Du, Verdammter!“

„Ich wollte dir nicht schaden, Nikoluschka, ich nicht – es war jener hagere Herr, der ist fürwahr ein Satan und Beelzebub, aber ich doch nicht! Wo denkst du hin, Nikoluschka . . .“

Als sie bereits den Vorraum von Vater Doßifejs Zelle betraten, sagte der Abt mit unterdrückter Stimme böse zu Waßja:

„Nimm dich in acht! Ich bin der Abt, du schuldest mir stummen Gehorsam! Verstanden?“

Vater Doßifej hatte durch das Fenster die beiden kommen sehen, sich schnell die hohe Mütze auf den Schädel gestülpt und trippelte eilig – Gerwaßij hatte eben seine Ermahnung an Waßja beendet – dem Abt entgegen, vor dem er sich tief verneigte und stumm auf dessen Anrede wartete. Er bemerkte gleich den gereizten Ton in Gerwaßijs Stimme und blickte neugierig auf den zuckenden Blöden.

„Vater, ich bringe dir den Blöden her, den Waßenka.“

Der bucklige Mönch verneigte sich wieder stumm, während der Abt und Waßja an ihm vorbei in die Zelle schritten.

Der Abt schlug beim Eintreten ein weites Kreuz, zog den Duft von getrockneten Kräutern, Wermut, Mondrauten, Geranien ein und sagte in singendem Tonfall (als hätte er vor einem Augenblick nicht böse gezischt):

„Das ist fürwahr die Zelle eines frommen Mönchs! Leiden Körper und Geist an einem Gebrechen, so heile sie mit Kräutern vom Felde und dem Worte der Wahrheit . . . Der Starez Akakij ist groß an Demut, du aber, Vater Doßifej, bist groß an Weisheit. Mit der Arz-

nei deiner Belehrungen wirke ein auf den Blöden, nimm ihn in deinen frommen Dienst.“

Vater Doßifejs Augen funkelten, er verneigte sich tief, mit einer Hand den Boden berührend, vor dem Abt und schnarrte:

„Der Wunsch des Abtsch scholl erfüllt werden.“

„Mit Kräutern kuriere ihn, mit Gotteskräutern! . . . Hilft es aber nicht, Vater, so belehre ihn die Rute . . .“

Nikolka sah den Blöden noch einmal nachdrücklich an und verließ die Zelle.

Waßja schickte ihm ein schallendes Gelächter nach, wie einst im Walde, als freue er sich maßlos über irgend etwas.

Vater Doßifej kniff die Augen zusammen, über sein ganzes, böses, listiges Gesicht zogen tausend Fältchen, während er lautlos kicherte. Es war nicht ganz klar, was seine Heiterkeit erregte; vielleicht lachte er, weil er meinte, durch Waßja den Abt jetzt in der Hand zu haben, oder weil Waßjas Gelächter in diesem Augenblick wirklich irr und wüst klang, oder vielleicht darum, weil der Abt selber – gleichviel, was man über ihn denken mochte, er war der Abt – anerkannt hatte, daß er, Vater Doßifej, über dem alten Akakij stehe. Es war auch kein eigentliches Lachen, sondern nur ein krampfhaftes Zucken seines von Runzeln durchfurchten Gesichts, wobei sein kleiner, kahler, spitzer Schädel – die hohe Mütze hatte er wieder auf den Tisch gestellt – fast zwischen den Schultern verschwand, während der Buckel scharf hervortrat und ebenfalls komisch zuckte und hopste, daß auch Schultern und Arme ins Zucken gerieten. Plötzlich hörte das Zucken des Buckels auf, die Fältchen in seinem Gesicht glätteten sich, die stechenden Augen funkelten auf, er schritt auf Waßja zu und schnarrte mit zahnlosem Munde:

„Gedroht hat er dir? Weschhalb?“

Waßja war offenbar hochofrenut, daß er nun endlos reden durfte, schnalzte mit der Zunge, sagte:

„Der Nikolka? Angst hat er, daß es ihm an den Kragen geht . . . Der Satan plagt ihn . . . Habe ich ihm doch immer gesagt: Vertreib sie mit dem Besen, all deine kleinen Fenjas, die Töchter des Bösen . . .“

Vater Doßifej trat beiseite, setzte sich auf einen Schemel und starrte den Blöden gespannt und erwartungsvoll an, gierig nach jedem seiner Worte haschend.

Der bucklige Alte erinnerte sich Nikolkas auch aus jener Zeit, als dieser aus dem Kloster geflüchtet war, um die kleine Fenja Grakina zu heiraten; er wußte auch, hatte es von den Novizen gehört, daß

der Abt nicht grundlos die junge Nonne Arischa auf dem Viehhof des Vorwerks untergebracht hatte und daß sie ein Kind habe. Aber was im Laufe des letzten Monats, in Anwesenheit der hohen Gäste dem Abt zugestoßen war, davon hatte er keine rechte Vorstellung. Vater Doßifej kam selten mit Menschen zusammen, fast täglich ging er, ein Stück Brot, Gurken und Zwiebeln aus dem Gemüsegarten des Klosters im Säckchen, in der Morgendämmerung auf die Kräutersuche und kehrte erst mit anbrechender Dunkelheit durch die Pforte bei den Ställen ins Kloster zurück. Die Stallknechte hatte er über den Abt und Waßja Witze reißen hören, doch um was es sich handelte, war ihm nicht klar geworden; jetzt hoffte er von dem Blöden zu erfahren, was auf dem Vorwerk vorgegangen war.

Waßja stand an den Türrahmen gelehnt, verdrehte gewohnheitsmäßig die Augen und murmelte vor sich hin.

„Wasch für eine Fenja? Sprich vernünftig!“

„Diese Gnädige, die Gnädige, die ist für ihn auch eine Fenja, alle Weiber sind Fenjas für ihn . . . Im Walde habe ich sie mit Nikolka überrascht . . . Saßen im Grase, im weichen Waldmoos . . . Und der Satan der Mittagsstunde ist der ärgste der Feinde . . . Der hatte ihn überkommen, der flüsterte ihm zu: Buhle, buhle in der Stunde des Mittags . . .“

„Mit einer Dame hascht du ihn geschehen? Wasch ischt denn dasch für eine?“

„Keine Dame, eine Teufelin war es! Die Teufelin, die immer hinter dem Bischof her war.“

Als er den Namen des Bischofs vernahm, zischelte Vater Doßifej:

„Kein Wort über Scheine Eminensch, kein Wort, Waschka! Dasch übersteigt deine Fassungschkraft. Kein Wort!“

„Ich spreche doch bloß von Nikolka . . . An allem ist aber jener feine Herr schuld . . .“

„Der immer scho freundlich tschu Vater Pamwla war?“

„So ein schwarzer, knochiger . . . Wie ein Satan hat er mich mit Teufelselixir verlockt. Da habe ich ihm den Sündenpfuhl auf dem Vorwerk gezeigt . . . Ein neues Bethlehem hat er es genannt, das da auf dem Vorwerk . . . Und da wohnt doch diese . . . Nikolkas Fenja, seine kleine Fenja . . .“

„Alscho alle Welt hat erfahren, dasch die Nonne ein Kind von einem Mönch hat, von unscherem Abt?“

„Ich bin aber nicht schuld daran, ich bin nicht schuld . . . Durch Nikoluschka, durch Nikoluschka selbst ist das so gekommen.“

„Geh jetscht tschum Vater Akakij und hol' dein Bettscheug. Und

vergisch nicht, wasch dir der Abt geschagt hat: schweigen scholscht du. Jetscht bischt du mir unterstellt und ich bin nicht Akakij – dasch merke dir!“

Kaum war Waßja zur Tür hinaus, da fing Vater Doßifejs Buckel wieder an zu hüpfen und zu hopsen und tausend zuckende Fältchen bildeten sich in seinem Gesicht; in ein lautloses Kichern ausbrechend, murmelte er vor sich hin:

„Der Verschuchung unterliegscht du, der Verschuchung! . . . Schmach, Schmach für die Bruderschaft . . . Angscht hascht du, Angscht, dasch du dir den Halsch brichscht, Angscht . . .“

Durch das Fenster sah er Vater Mißail vorübergehen, den Herbergsvater, dem Bruder Boris unterstellt war, und rief ihn auf einen Augenblick herein, angeblich, um ihm die Neuigkeit mitzuteilen, daß Waßja nicht mehr bei Vater Akakij, dem Heiligkeitskrämer, sondern von nun an bei ihm, Doßifej, wohnen würde. Er hieß Vater Mißail sich auf die Bank niedersetzen, erzählte ihm, wie der Abt selbst Waßja hergeführt habe, und fragte dann wie von ungefähr:

„Schind nun all die feinen Gäschte fort?“

„Alle! Gott sei Dank . . . Das waren mir Gäste!“

„Wiescho, wiescho denn?“

„Da war so eine Dame, gehörte zum Gefolge des Gouverneurs . . . Die hat unseren Lüstling in die Tinte gesetzt . . .“

„Wie, wasch redescht du da? Vater Mischail, wie kanscht du nur! Wie wagscht du esch nur, scho über unscheren Abt tschu sprechen?“

Der Mönch sperrte den Mund auf, starrte den Alten mit weitaufgerissenen Augen verdutzt an und stammelte ängstlich, indem er sich ihm zu Füßen warf:

„Über den Abt? Aber ich spreche doch nicht von unserem Abt! Vergib, Vater, daß ich dich in meinem Unverstand auf einen unlauterer Gedanken gebracht habe – ich meine doch unseren Lüstling, den ausgerissenen Studenten . . .“

„Na, gut, gut! Steh auf, Mischail, steh nur wieder auf . . .“

„Der also hat sich in ihrem Zimmer auf jene Dame gestürzt und hat dafür von dem feinen Herrn ein paar hinter die Ohren bekommen, links und rechts hinter die Ohren. Das Fräulein aber, das zu ihnen gehört, das hat seinen Kopf in die Hände genommen und Tränen über seinem Haupte vergossen! . . . Ich sage dir, Vater Doßifej, man braucht gar nicht ins Theater zu gehen – wir haben hier unsere eigenen Vorstellungen! Fürwahr, Vater, das reine Sodom und Gomorrha . . . Und das in einem Kloster . . .“

„Oh, oh . . .“

„Ich würde diese Gnädige an den Schweif eines Pferdes binden und übers Feld schleifen lassen, wie man es in früheren Zeiten mit den Hexen tat.“

„Weshalb?“

„Sie machte sich lustig über unser Kloster, über unseren Abt . . . Sprach unehrerbietig über den Bischof . . .“

Vater Doßifej konnte vor Aufregung keinen Ton hervorbringen und stellte sich vor Spannung sogar im Sitzen auf die Fußspitzen, um nur ja kein Wort des Herbergsvaters zu verlieren.

„Und dieser Lüstling, der Student, ist an allem schuld. Der Vater Abt muß wohl von seinen sauberen Stückchen erfahren haben, die Gnädige aber, die brauste auf . . . ,Ich habe den Vater Gerwaßij in der Hand‘, erklärte sie. ,Er soll es nur wagen, dem armen Jungen ein Haar zu krümmen‘, diesen Deckhengst meinte sie – ,ich weiß über alles Bescheid, auch darüber, weshalb der Wald verkauft worden ist, und noch über manches andere‘ . . .“

„Wasch für ein Wald?“

„Unser Wald, ein Stück vom Klosterwald . . .“

„Aber esch hiesch doch, dasch dasch Geld tschur Bewirtung der Gäschte nicht reiche . . . und dasch viel Geld tschur Verherrlichung unscheresch Scharetsch Schimeon nötig schei? . . .“

„Bei ihr klang das anders – habe es bloß nicht recht verstanden. Sie schmähte den Abt, das Kloster, die Bruderschaft. ,Ich will mich bei dem Fürsten beschweren,‘ sagte sie, ,sie sollen es nicht wagen, den reinen, unschuldigen Jüngling zu verhöhnen!‘ Und der Vater Abt soll jemand Geld gegeben haben, meinte sie, um die Heiligsprechung des Starez zu bewirken – so ein gotteslästerliches Gerede! Unser Starez tut Wunder, sie aber lästert ihn! Und der Abt soll angeblich in fleischlichem Verlangen nach ihr entbrannt sein – darum habe sie ihn jetzt in der Hand . . .“

Vater Doßifejs Augen hüpfen und tanzten wie tausend glühende Fünkchen, Frohlocken und Verschlagenheit sprach aus seinem Gesicht . . . Mit kleinen trippelnden Schritten eilte er auf Vater Mißail zu und schnarrte ihm ins Ohr:

„Du aber schweige, Freund, schweige! Versuche den Herrn nicht. Wecke nicht Ärgernisch in den Scheelen der Mönche durch dein Wort, dasch tschu eitlen Gedanken führen mag . . . Schweige, Freund, schweige . . .“

„Ich weiß ja selbst, daß ich schweigen müßte, doch der Zorn bricht aus meinem Herzen hervor – ich kann ihn nicht ruhig ansehen, den jungen Lüstling . . . Er ist der Bruderschaft ein Ärgernis ge-

worden, er hat die Schmähungen des unwürdigen Weibes über unser Kloster heraufbeschworen!“

„Du aber schweige trotzdem, schweige! Tschum höheren Ruhm unscheresch Kloschtersch und unscheresch Heiligen. Bete tschu Gott, dasch er dich nicht in Versuchung führt, und schweige! Ich will esch dem Abt schelber schagen, schelber will ich esch ihm schagen . . . Du aber gelobe mir vor dem Herrn, dasch du Schweigen bewahren wirscht.“

Vater Mißail schlug ein Kreuz über die Brust, verneigte sich tief vor dem Alten und ging. Und wieder hüpfte der Buckel des Mönchs und zuckten die vielen Fältchen in seinem Gesicht in lautlosem Kichern. Nun war der Abt ganz in seine Hand gegeben, nun würde er, Doßifej, mächtiger sein als der alte Akakij! Der Herr selbst hatte ihm Waßja zu Hilfe gesandt – Nikolka hatte ihm den Blöden zugeführt, und der hatte eine lose Zunge, man brauchte ihn nur ein bißchen am richtigen Faden zu ziehen, und gleich legte er los, vor allen Leuten, sprach alles aus, was er herausgeschnüffelt hatte, und wer Ohren hat, um zu hören, der würde den Blöden schon verstehen und sich's merken, und schließlich würde nicht mehr der Abt die Bruderschaft in der Hand haben, sondern der Abt würde nach ihrer Pfeife tanzen.

Er setzte sich ans Fenster, um nachzudenken. Allmählich hörte sein Buckel zu zucken auf, die Fältchen in seinem Gesicht glätteten sich; er blickte in die Dämmerung hinaus und wartete auf die Rückkehr des Blöden.

Der Abt kehrte in seine Gemächer zurück. In dem halb dunklen Vorzimmer roch es nach alten Möbeln, an denen der Holzwurm nagt, und nach Weihrauch – ein Duft, der sich auch durch anhaltendes Lüften nicht mehr vertreiben ließ. Der Abt liebte diesen Duft, meinte, er ersetze dem Mönche Parfüm, kaufte auch gern Räucherkerzen, die „Mönche“ genannt wurden. In der Dunkelheit, wenn vor dem Ikonenschrein das große, blaue, heilige Lämpchen glomm, das auf einem hohen Tischchen hinter der auf Glas gemalten Ikone des Erlösers – einem Heiligenbilde göttlichen Ursprungs – stand, zündete er davor in einer hohen Messingschale in Form eines Kelches Weihrauchkräuter vom Berge Athos an oder wohlriechende Blätter oder die geliebten „Mönche“ aus Zypressenholz.

Vater Gerwaßij fühlte sich noch immer nicht ruhig. Er wußte, daß der alte Doßifej ihn nicht mochte, ja sein heimlicher Feind und ein Hetzer unter der Bruderschaft war. Trotzdem hatte er keine

Bedenken gehabt, Waßja in seine Obhut zu geben, denn er vertraute auf seine Macht, die er sich durch reiche Spenden an den Bischof, den Bewahrer der Kirchengeräte und andere ihm Nahestehende gesichert hatte. Er baute auch darauf, daß die Bruderschaft es nicht wagen würde, ihm gegenüber oder nach außen hin aufzubegehren, aus Angst, dadurch die Heiligsprechung des Klostergründers zu gefährden. Trotzdem beunruhigte ihn aber die Angelegenheit auf dem Vorwerk, Waßjas Gerede, die Vorahnung von müßigem Geflüster unter der Bruderschaft.

Er trat in das Empfangszimmer. Der flachsblonde Dienstbruder hatte das blaue, heilige Lämpchen hinter dem gläsernen Heiligenbild angezündet, und durch das Glas fiel das Licht in vier kreuzförmigen Strahlenbündeln in den Raum. Ein Strahl stieg nach oben an die Decke, die beiden Seitenstrahlen verschwammen in den Ecken, und der vordere, durch das Glas zerstreut und kaum wahrnehmbar, sank in gleichmäßigem Schimmer auf den Teppich und durchschnitt den weißen Läufer aus grober handgewebter Leinwand. Nikolka setzte sich wieder auf den Diwan; statt Zorn und Erbitterung fühlte er jetzt nur Müdigkeit und Ärger. Aber den Novizen Boris wollte er sich doch noch heute vornehmen.

Der Dienstbruder Kostja richtete schon um diese frühe Stunde im Vorzimmer sein Lager, um sich auszustrecken und zu träumen, immer eines Rufes des Abtes gewärtig. Im Vorzimmer stand eine lange bankähnliche Truhe, auf der die Wallfahrer, die den Abt sehen wollten, zu sitzen pflegten, bis Kostja sie in das Empfangszimmer führte. Auf dieser Truhe rollte Kostja des Abends als Schlafunterlage einen weißen Läufer auf, dessen unabgewickelter Ende ihm als Kopfkissen diente.

Kostja hatte kein Eigenleben, keine eigenen Worte, keine eigenen Bewegungen, er war nur da; er verstand nur, im nötigen Augenblick dem Abt zu Füßen zu sinken, wortlos seine Anordnungen auszuführen und zu schweigen. Wenn ein Mönch etwas über den Abt von ihm erfahren wollte, lächelte der flachsblonde Novize hilflos und gab jedem Neugierigen immer dieselbe Antwort:

„Ich war nicht dabei. Ich weiß von nichts. Wenden Sie sich an den Vater Abt selber.“

Gerwaßij strich sich mit einer gewohnheitsmäßigen Bewegung die Haare aus der Stirn und rief nach Kostja.

„Geh in die Herberge, der Novize Smoljaninow soll herkommen.“

Der Abt wartete, und die Zeit wurde ihm lang. Sein Zorn hatte sich durch die Auseinandersetzung mit dem Blöden verflüchtigt und eine stumpfe Gleichgültigkeit war über ihn gekommen. In dem Halbdunkel, der Stille fühlte er sich vereinsamt, gedachte der Nonne Arischa und beschloß, ihr am nächsten Tage einen Teil seines Geldes zur Aufbewahrung zu bringen; bei ihr würde es sicherer sein – man konnte nie wissen . . .

Leise raschelte eine Kutte um eine sich verneigende Gestalt; ein heller Strahl aus dem heiligen Lämpchen glitt flüchtig über ein schmales hageres, fast blutloses Gesicht; zwei große Augen leuchteten im blauen Lichtschein kurz auf; dann stand der Novize stumm und hilflos, auf die Anrede des Abtes wartend.

Der Besuch der hohen Gäste war für Boris eine endlose Pein gewesen. Vom frühen Morgen bis zum Abend auf den Beinen, hatte er alle möglichen Dienstleistungen verrichten, auf die beständigen Klingelzeichen unablässig von Zimmer zu Zimmer eilen müssen, vor allem aber waren ihm die neugierigen Erkundigungen der Herrschaften peinlich gewesen, die durchaus wissen wollten, warum er ins Kloster gegangen war, und dann . . . Ihm war, als glühe nach jenem Schlag ins Gesicht noch immer seine Wange, und er spürte wieder und wieder die Berührung jener Mädchenhände, die sich um seine Schläfen gepreßt hatten. Wenn dies nicht gewesen wäre, wäre er wohl mit sich fertig geworden, wäre unter der unverdienten Beleidigung nicht in Tränen ausgebrochen; kaum aber hatten diese zarten Hände sein Haar berührt, da waren ihm die Tränen ganz von selbst in die Augen gestiegen und unaufhaltsam geflossen. Das hatte die Wunde noch schmerzlicher gemacht. Nachher war er tagelang wie innerlich verwüstet umhergeirrt – gedankenlos, wunschlos, wortlos –, selbst beten hatte er nicht können. In seiner Kammer neben dem Zimmer, wo all die Samoware aufgestellt wurden, hatte er des Nachts schlaflos, dumpf und stumpf dagelegen, war unter jedem Geräusch zusammengezuckt, zuweilen nur in ruhelosen Halbschlummer versunken, um dann wieder wie eine aufgezoogene Puppe treppauf, treppab zu laufen, klirrendes Geschirr in den Händen. Wenn er auf den Viehhof eilte, um Milch für die Gäste zu holen, hatte er voll Neid der Glücklichen gedacht, die hinter dem Schutz der hohen Klostermauern sich der Betrachtung und Stille hingeben, die Menschen fliehen, einsam durch den flüsternden Wald streifen, sinnen und auf das Eintreten jener inneren Stille warten durften, nach der er sich so sehnte . . . Der Ruf des flachsblonden Kostja hatte ihn erfreut, er würde die Stimme des Abts hören, aus seinen

Worten vielleicht neue Kraft schöpfen – er fühlte sich rein und unschuldig, hatte nichts zu fürchten . . .

Vater Gerwaßij rührte sich nicht, aufmerksam blickte er durch das Halbdunkel in Boris' Gesicht. Klar und gleichmäßig ging der Pendel der Uhr, die Sekunden abzählend, und mit jeder verstrichenen Sekunde wuchs Boris' innere Spannung. Der Abt wußte jetzt gar nicht mehr, was er ihm sagen sollte und sagte plötzlich – es klang ihm selbst unerwartet –:

„Geh zum Vater Haushalter, er soll dich in der Bäckerei einstellen.“

Boris regte sich nicht; er wartete darauf, daß der Abt fortfahren würde, ihn ansehen und ihm in dieser Stille, in der Weihrauchduft schwebte und das gleichmäßige Ticken der Uhr klang, etwas Besänftigendes sagen würde. Nikolka hatte sich zurückgelehnt, die Augen geschlossen und war in der Meinung, daß Smoljaninow das Zimmer verlassen habe, in Nachsinnen versunken. Als er nach einer Weile die Augen wieder aufschlug, starrte er die reglose schwarze Gestalt vor sich erschrocken an, und jäh schoß ihm eine hitzige Blutwelle zu Kopf.

Die Standuhr schlug singend die Stunde, und das Schlagen der Uhr und die Stimme des Abts verschmolzen in einen zuckenden heiseren Laut.

„Was willst du noch hier? Geh in die Bäckerei!“

Gleichzeitig verstummten Uhr und Stimme. Boris verneigte sich tief, mit einer Hand den Fußboden berührend, vor dem Abt und wollte auf ihn zutreten, um ihm die Hand zu küssen und seinen Segen zu empfangen. Das reizte Nikolka noch mehr, er sprang plötzlich auf, stürzte auf Smoljaninow zu und fuhr ihn fast schreiend an:

„Um mich zu peinigen, stehst du noch hier?! Zugrunde willst du mich richten!“

Ebenso hastig wandte er sich ab, schritt auf die Tür zu und warf ihm im Vorübergehen ein letztes Wort zu, das ihm plötzlich im Halse stak – er hatte es wohl von tuschelnden Mönchen aufgefangen –:

„Du . . . Lüstling!“

Die Tür ins Schlafzimmer des Abtes fiel krachend ins Schloß – es war wie ein Schlag auf die Nerven des gequälten jungen Mannes, der unter dem Schmähwort des Abtes schmerzlich zusammengezuckt war; er zitterte wie in einem Fieberanfall und schluckte heftig, um die Tränen zurückzudrängen.

Der flachsblonde Kostja trat ein und sagte mit gleichgültiger, tonloser Stimme:

„Hier darf man nicht bleiben . . . So geh doch!“

Boris, der noch immer am ganzen Leibe zitterte, rang die Hände, faßte Kostja am Ärmel der Kutte, den er hin und her zerzte, während er hilflos ein und dieselben Worte wiederholte, die sich schmerzlich aus seinem Innern gelöst hatten:

„O Gott, das hat er mir gesagt, mir . . . Hast du gehört?“

Kostja leierte sein gewöhnliches Sprüchlein herunter:

„Ich war nicht dabei . . . Ich habe nichts gehört . . .“

2

Ein Nebelschleier, der gegen Mittag in der glühenden Sonne seltsam durchsichtig wurde, hing über dem Kloster; am Morgen schwammen gleichsam die weißen Mauern in diesen feuchten, von Moderduft durchwebten Nebelballen und verschmolzen mit ihnen. Der Nebel fraß sich zersetzend in den Wald ein, die goldene Rinde der Kiefern splitterte in Fetzen von den Stämmen ab, das Moos schwoll an und wurde rostgelb, nur in dem dichten Bocksbeerdickicht zwitscherten noch munter die Vögel.

Der flachsblonde Novize Kostja, der weißliche Brauen und Augen hatte, schloß lautlos die Tür hinter dem Abt und legte sich auf seine Truhe – alles an ihm, jede seiner Bewegungen war Schweigen und Lautlosigkeit.

Nikolka stahl sich vorsichtig davon, um von niemandem gesehen zu werden, und schritt einen Pfad entlang, der das Kloster in weitem Bogen umkreiste. Im Walde traf er – zum ersten Male seit jenem denkwürdigen Tage – die Nonne Arischa, die auf dem Wege nach dem Viehhof im Kloster war. Ihre rotgoldenen Haare guckten unter dem weißen Kopftüchlein hervor; sie verbarg sie eilig und blieb stehen, scheu und verwirrt. Der Abt fühlte plötzlich ganz klar, daß es für ihn nichts auf der Welt gab und nichts geben konnte als das Leben im Kloster – das mußte er hüten und bewahren. Er trat auf Arischa zu und sagte ruhig:

„Waßja ist an allem schuld, Waßja und jener Herr beim Gouverneur.“

„Warum hast du mir das angetan? Warum hast du die Gäste zu mir aufs Vorwerk gebracht?!“

Sie mußte sehr gelitten, Tag und Nacht keine Ruhe gefunden haben, so schwach und hilflos klang ihre Stimme. Wenn man einen unschuldigen Menschen tief verletzt, das Heiligste in seiner Seele zertritt und ihn dann stolz und überlegen ansieht, so sterben dem

Wunden die Worte und schuldlos fühlt er sich schuldig; mit der Stimme eines solchen wunden Menschen hatte die junge Nonne zu Gerwaßij gesprochen. Da erst spürte der Abt, was sie durchgemacht haben mußte, gleich aber tröstete er sich wieder mit dem Gedanken, daß alle Schwierigkeiten durch seine Hoffnung auf die Heiligsprechung des Klostergründers, auf die Archimandritenmütze und durch den Verdienst aus dem Waldverkauf wieder gutgemacht seien – und eben brachte er ihr ja mehrere Tausende. Hastig hob er Soutane und Kutte, zog aus der Hosentasche das Päckchen hervor und sagte, bemüht, ruhig zu erscheinen:

„Es ist gut, daß wir uns im Walde getroffen haben, sonst hätte uns noch jemand überraschen können . . . Ich bringe dir Geld, hebe es auf – es soll dir gehören. Lange Jahre habe ich gespart . . .“

Die Nonne schauerte zusammen, wich wie betäubt vor ihm zurück, schlug die Augen hastig zu ihm auf und sagte mit derselben klanglosen Stimme:

„Geld ? . . . Was für Geld ? ! . . . Ich will kein Geld . . . Geld kann nichts gutmachen – du hast mein Leben zerstört, oder vielleicht nicht du – ich selbst bin in mein Verderben getaumelt . . . Durch Geld erkaufte man keine Sühne.“

Nikolka hatte erwartet, daß Arischa über die knisternden Scheine froh und beglückt sein würde – er wollte ihr eine Freude machen und sie wieder an sich fesseln – und war im ersten Augenblick ganz verwirrt vor Überraschung. Dann sagte er sich, daß sie eine Närrin sei, brauste innerlich auf, ließ sich aber nichts anmerken und bemühte sich, in demselben Tone zu sprechen.

„Ich habe dabei an ihn gedacht, an den Kleinen . . . Du sollst es nur aufbewahren, bei dir ist es sicher. Ich bin Mönch, wenn ich sterbe, fällt alles dem Kloster zu, er aber wird es brauchen im Leben. Kinder wachsen heran . . . Das Geld habe ich mir allmählich zusammengespart. Hier, nimm es, nimm es nur!“

Er drückte ihr das Päckchen, das fest in Einschlagpapier gehüllt war, in die Hand und neigte sich zu ihr hinab. Sie wich wieder vor ihm zurück, ja machte ein paar Schritte rückwärts und klammerte die Finger krampfhaft um das Päckchen, als fürchtete sie, es fallen zu lassen.

„Hebe es sorgsam auf für ihn, daß niemand es merkt. Geh jetzt nicht ins Kloster, du kannst das morgen tun,kehr' gleich auf das Vorwerk zurück und verbirg das Geld gut – es sind mehrere Tausend. Morgen komme ich vorüber . . .“

Die Nonne schlug wieder die Augen zu ihm auf, dann senkte sie den Kopf und sagte mit der gleichen leblosen Stimme:

„Du denkst, du kannst ihn mit Geld retten? Wir sind beide verloren – durch dich.“

Der Abt fuhr auf, mit Mühe bezwang er sich, flüsterte heiser: „Was heißt das, verloren? Niemand hat dir was angetan. Morgen reden wir weiter . . . Das Geld aber hebe sorgsam auf – es sind mehrere Tausend!“

Ohne sich zu verabschieden, wandte er sich um und schritt zum Kloster zurück.

Das Päckchen mit dem Geld, das die Nonne den ganzen Weg über fest umklammert hielt, brannte ihr in der Hand, richtiger auf der Seele. Sie eilte, lief fast, stolperte in der Dunkelheit über Wurzeln, irrte in ihrer Hast mehrmals vom Pfade ab, als verfolge sie jemand oder als empfinde sie diese Geldgabe als eine neue Schmach, vor der sie gehetzt fliehen wollte.

Inzwischen ging der Abt mit weiten Schritten durch den Wald und machte sich Vorwürfe darüber, daß er ihr das Geld gegeben hatte – sie hatte ja gar kein Gefühl, kein Verständnis für den Wert seiner Gabe und dafür, was er durch dieses Opfer hatte ausdrücken wollen! Er konnte sie doch schließlich wegen des Vorfalles damals, an dem er ja ganz unschuldig war, nicht noch um Verzeihung bitten! Das klingende Glück, das er in ihre Hände gelegt hatte, begriff sie gar nicht!

Er bog zum Wehr an der Mühle ab. An der Schleuse rauschte dumpf das Wasser, ein Windstoß fuhr in das welke Laub am Boden und wirbelte es über den Damm in den See, ein Kranich schrie in der Nähe. Stimmen ertönten, Räderrollen erklang.

Der Abt duckte sich und verschwand eilig im Walde.

Als er an den Waldrand kam, schürzte er Soutane und Kutte und schritt über die Wiese auf das Kloster zu.

Die hohen Gäste waren abgereist, nun zogen allmählich auch die Pilger und Bauern ab – die ersten Herbsttage hatten unerwartet mit Nebel eingesetzt, ein milchiger Dunst hing im Zwielficht über den Sümpfen. Der Abt begegnete niemand vor den Klostermauern, in der alten Herberge brach hier und da noch Kerzenschimmer durch die Fenster, die heilige Pforte war geschlossen, nur das niedrige Nebenpförtchen gähnte schwarz aus der Dunkelheit.

Der Pförtner, Vater Awraamij, erkannte den Abt nicht gleich und brummte unwirsch:

„Die ganze Nacht muß man auf euch warten! Immer dies Gerenne in die Herberge, habt nie genug, ihr Schlecker!“

Vor Überraschung zuckte der Abt zusammen und antwortete erschrocken wie ein ertappter Novize:

„Ich bin es, Gerwaßij . . .“

„Verzeiht, Vater Abt, in der Dunkelheit habe ich Sie nicht erkannt . . .“

„Gehen denn die Mönche noch in die Herberge? Als die hohen Gäste eintrafen, habe ich es ihnen doch untersagt! Wer geht trotzdem hin? Sprich, Vater Awraamij.“

„Bisher habe ich auch niemand bemerkt . . . Aber seit die Gäste fort sind . . .“

„Da laufen sie wieder hin? Merk dir mal, wer. Nachher meldest du es mir dann.“

Er ging nicht zur Abtei, Waßja war ihm in den Sinn gekommen – er mußte mal bei dem alten Doßifej nachschauen.

Die erleuchteten Zellen blinzelten verschlafen mit den Fenstern, unter seinen Füßen raschelten die welken Blätter der Ahornallee, die von der Kathedrale zu dem Krankenhaus führte; kalt rieselte ein feiner Sprühregen herab.

Lange klapperte Nikolka mit der Klinke des Vorgartenpförtchens – Vater Doßifej steckte den Kopf zur Tür hinaus, schnarrte:

„Bischt du esch, Vater Mischail?“

Der Abt antwortete in singendem Tonfall:

„Ich bin es, Vater; ich will dich besuchen – schlaft ihr noch nicht?“

Der Bucklige erkannte die Stimme nicht gleich, fragte zurück:

„Aber wer ischt denn da?“

„Der Abt, mach' doch auf.“

Der Greis kam in geschäftige Bewegung, seine Stiefel schlürften die Stufen herab, er bohrte seine stechenden Augen in Gerwaßijs Gesicht, ließ ihn eintreten. Waßja hockte an der Tür auf der Liegebank, am Tisch saß Vater Pamwla, mit eingesunkener Nase, und redete heiser auf den Blöden ein. Als der Abt in die Zelle trat, erhob sich Pamwla verlegen, und seine rot umränderten kurzsichtigen Augen huschten bedrückt hin und her. Er mied den Blick des Abtes, küßte ihm die Hand, empfing den Segen und krächte heiser:

„Ich bin hergekommen, um ein Kräutlein von Vater Doßifej zu holen . . . Das Kreuz plagt mich so . . . Wollte zum Gebet niederknien, es ging aber nicht. Da dachte ich bei mir: Vater Doßifej hat Kräutlein gegen alle Gebrechen . . . Inzwischen habe ich mit Waßjenka geplaudert . . . Aus dem Munde der Einfältigen und der Kinder spricht ja der Herr zu uns . . .“

Der Abt warf einen Blick auf Waßja und fragte, im Sprechen ein Lachen unterdrückend:

„Was hat euch denn Waßja erzählt?“

Statt Vater Pamwla antwortete der Bucklige:

„Er ertschählt unsch von den Wundern desch Schtaretsch Schimeon . . . Heilige Gotteschwunder fürwahr! . . .“

„Macht er dir nicht gar zu viel zu schaffen, Vater Doßifej?“

„Gott verhüte! . . . Gantsch still und demütig ischt er jetscht, gantsch demütig . . .“

„Nun, der Herr sei mit euch! Ich wollte nur einmal nachschauen.“

Vater Pamwla schickte dem Abt ein leises Kichern nach und blinzelte Waßja zu.

„Sieh mal an, kommt schnüffeln! . . . Es zieht ihn nur so hierher . . . Du aber schweig, Waßenka . . . Wir werden es ihm schon alles ankreiden, die kleinen Sünden und die großen . . . Und all die kleinen Fenjas wollen wir ihm auch nicht vergessen!“

Wie ein zottiger Köter drehte und wandte sich Waßja auf seiner Bank, während er sein Bett herrichtete, lachte und feixte, wobei er seinen spärlichen Bart schüttelte; wohl infolge dieses Gezappels ging ein scharfer säuerlicher Geruch von ihm aus, der Übelkeit erregende Geruch eines lange nicht gewaschenen menschlichen Körpers.

Das Baden liebte Waßja nicht – weniger aus Furcht vor dem Wasser als aus Scheu, daß man ihn nackt sehen könnte. Langhaarig, zottig, ganz mit Haaren bewachsen, besonders auf Brust und Armen, flüchtete er vor jedem Späherblick in das Walddickicht und suchte hier eine verlorene, sanft absteigende Stelle am Fluß aus, um zu baden. Das geschah aber nur selten einmal, dazu wählte er der größeren Sicherheit wegen einen trüben Tag aus. Beim Baden wusch er den Körper nicht gründlich ab, sondern tauchte mit über dem Kopf emporgestreckten Armen bis über den Scheitel ins Wasser, immer in großer Angst, er könnte ertrinken. Besonders seit jenem Tage, da er auf der Flucht vor dem nackten Weibe in den See gesprungen war, setzte ihm diese Angst vor dem Ertrinken zu. Wenn das Wasser ihm plötzlich in Mund und Ohren dringen sollte, so hoffte er, würden die emporgestreckten Arme ihn retten; jemand würde ja schließlich seine aus dem Wasser herausragenden Hände bemerken und ihn daran herausziehen; steckte er aber die Hände auch ins Wasser, so könnte ihn der Wasserkobold sogleich an den Händen in die Tiefe zu den Wassernixen ziehen, die ihn dann tot-

kitzeln würden. Darum tauchte er auch mit emporgehobenen Händen immer nur blitzschnell unter und schnellte wieder empor, sonst könnte ihn der Wasserkobold an den Knien packen und kitzeln, so daß er in „Wasserkrämpfe“ verfiel. Nach solch einem Untertauchen hüpfte und sprang er prustend umher, schüttelte den Kopf; die Tropfen stoben nach allen Seiten, netzten sein langes Hemd aus grober Leinwand, das durch die Nässe noch speckiger wurde und die Haare an seinem Leib zusammenklebte. Beim Ankleiden warf er die ganze Zeit spähende Blicke um sich, die mageren Beine kreuzweise untergeschlagen – auch aus Angst vor den Nixen, die könnten aus dem Wasser nach seinen Füßen langen oder von einem Ast ihm auf den Rücken springen. Die Stiefel zog er auf die bloßen Füße, die rostbraun gewordene Kutte über das Hemd und lief hastig auf eine Waldwiese, wo er sich ausstreckte, um trocken zu werden.

Im Winter, wenn er bei Vater Awraamij, dem Pförtner, wohnte, ging er zusammen mit diesem in die Badestube des Klosters, und zwar nicht an den gewöhnlichen Tagen, sondern an dem für den Abt und die Starezen reservierten Tag; sonst scheute er sich vor den jungen Mönchen, die ihn neckten und sich über ihn lustig machten. Hierin waren einst Nikolka und Afonka die schlimmsten gewesen, die es am ärgsten trieben; als aber der Blöde zu einer Sehenswürdigkeit des Klosters geworden war, hatte Nikolka, bereits Abt, selbst angeordnet, daß der Blöde nur an den Sondertagen in die Badestube gebracht werden sollte, um die Bruderschaft durch den Anblick seiner Nacktheit nicht zu leichtfertigen und sinnlichen Gedanken anzuregen. Trotzdem war es schwer, den Blöden in die Badestube zu bekommen, sein nackter Körper flößte ihm selbst einen heillosen Schrecken ein. Darum also ging von Waßenka immer ein salzig-säuerlicher Geruch aus.

Vater Doßifej geleitete den Abt hinaus, legte den Haken am Gartenpförtchen und schob den Riegel an der Flurtür vor, kehrte in die Zelle zurück und zwinkerte Vater Pamwla mit den Augen zu.

„Hat ’ne feine Witterung, wie scho’n Hund! Wollte blosch mal nachschaun! . . .“

Vater Pamwla lachte und sagte heiser:

„Ich hab’ auch schon zu Waßja gemeint, er solle mal seine Zunge im Zaum halten.“

Der Bucklige sah den Blöden erschrocken an, trat auf Vater Pamwla zu und flüsterte ihm ins Ohr:

„Vielleicht hat er den Blöden blosch hergebracht, um ihn nachher auschtschufragen . . . Dämlich ischt er ja, dabei aber scho

lischtig und verschlagen – steckt unsch alle in die Tasche. In scheiner Gegenwart schweigen wir lieber.“

Darauf wandte er sich an Waßja, um ihn wirr zu machen:

„Ja, ja, Waschenka, schweige lieber! Schweigen ischt bescher alsch reden. Und er ischt immerhin unscher Abt, und über den Abt übel tschu reden, ischt Schünde, Waschenka, grosche Schünde . . .“

Waßja schüttelte den Kopf, sah Vater Pamwla an und lachte fröhlich.

„Harte Nüsse, harte Nüsse gibt's jetzt im Walde – reif und so groß wie deine . . . Hi-hi-hi! Am Vorwerk da wachsen dichte Nußbäume voll harter Nüsse, ganz voll harter Nüsse . . . Knackt mal die harten Nüsse, sind süß und saftig . . .“

Doßifej und Pamwla wechselten erschrocken einen hastigen Blick, blinzelten einander zu, worauf sie gleichzeitig laut auflachten, das Lachen brach ebenso plötzlich wieder ab, und Vater Pamwla machte sich auf den Heimweg.

Der bucklige Alte sah sich im Flur um, ob Waßja nicht lausche, und flüsterte Vater Pamwla zu.

„Ich komme tschu dir, Vater Pamwla, ich komme tschu dir. Dem Waschka traue ich nicht, er ischt mir tschu gerieben, und der Gerwaschij, der ischt noch geriebener alsch Waschka, der wickelt nicht nur ihn, der wickelt dir jeden um den kleinen Finger . . . Schelbscht beim Bischof hat er schich Liebkind gemacht . . . Alscho ich komm lieber tschu dir, unter vier Augen spricht schich'sch bescher . . .“

Schon jenseits der Gartentür antwortete Vater Pamwla:

„Die harten Nüsse, die er uns zu knacken gibt, die wollen wir ihm alle aufzählen . . . Sich im Kloster eine Frau zu halten! . . .“

Lange drehte sich Waßja auf seiner dünnen Unterlage hin und her, und als Vater Doßifej die Lampe auslöschte, streckte und wand er immer noch seinen langen Körper, stöhnte und atmete schwer, so daß der Alte ihn aus dem Dunkel anschnarrte:

„Ich steh gleich auf und hau dich mit dem Strick auf die Hände, will schie gar nicht erscht binden, schondern haue gleich tschu – auf die Hände, auf die Hände . . .“

In den im Dunkel weißlich wogenden Nebel trat Vater Doßifej hinaus und humpelte zu Pamwla. Die beiden schlossen sich ein, steckten die Köpfe zusammen und tuschelten – scheue Blicke um sich werfend, als hätten die Wände Ohren – bis Mitternacht darüber, daß der Wald verkauft, von dem Gelde nichts mehr übrig und der Bruderschaft keinerlei Abrechnung vorgelegt worden sei . . .

Sie riefen andere Mönche in die Zelle, und brachten sie durch Fragen und Anspielungen auf den Gedanken, daß das Geld verschwunden und der Wald der Vernichtung preisgegeben sei – der herrliche Wald, den die Bruderschaft gehegt und behütet hatte wie den eigenen Augapfel, dessen Schönheit immer der Stolz des Klosters gewesen – und diesen Wald hatte man zum Abholzen verkauft! Das Versprechen, die Heiligkeit der Reliquien des Klostergründers anzuerkennen, sei gewiß sehr erhebend, doch eigentlich bedürfe es eines solchen Versprechens gar nicht, das ja zudem auch niemand zu geben vermochte, denn wenn der Klostergründer an seinem Grabe Wunder wirkte, so waren er und seine Reliquien eben heilig, da wäre es ganz unangebracht, jemand noch Geld für ein so überflüssiges Versprechen zu bezahlen. Es wären zwar hochgestellte Gäste gewesen, die das Kloster besucht hatten, und die Bruderschaft hatte sich über ihren Besuch gefreut, aber die Verpflegung der Gäste hätte ebenso gut aus den laufenden Einkünften des Klosters bestritten werden können. Vater Paißij, der Haushalter, wurde geholt. Er verbarg nach Bauernart ein Lächeln in seinem Bart und erklärte vorsichtig, der Wald hätte ja wohl verkauft werden müssen, das stimme schon, es hätten große Ausgaben gemacht werden müssen, was das aber für Ausgaben gewesen seien, sei ihm unbekannt, denn es lägen keine Quittungen vor und könnten unter den Umständen auch nicht beschafft werden. Vater Paißij war ein pfiffiger Bauer, der sich nicht festlegen wollte; er durfte es einerseits mit der Bruderschaft nicht verderben, ihr mußte er Abrechnung über seine Wirtschaftsausgaben vorlegen, andererseits aber durfte er auch von den geheimen Machenschaften des Abtes nichts verlauten lassen, dafür hätte er nach dem einsamen Kloster auf der Insel Solowki im Weißen Meer verbannt werden können. Nicht um des Abts Rechtfertigung handelte es sich bei ihm, sondern seine eigene Haut wollte er retten, indem er den Abt nicht anschwärzte. Es konnten keine Unterlagen über den Verbleib des Geldes verlangt werden – wie sollte man feststellen, an wen und wieviel Schmiergelder der Abt verteilt hatte? In den Büchern waren die Posten als Ausgaben für die Instandsetzung des Vorwerks, für den Ankauf von Pferden, Vieh, für Wirtschaftsverbesserungen, Aufnahme der Ehrengäste, ein neues Bischofsornat angeführt worden. Zusammen mit dem Abt hatte Vater Paißij rechtsgültige Auslageposten erhoben. Er wußte zwar, daß einiges zwischen den Fingern des Abts steckengeblieben war, aber in solch einer Sache war auch eine kleine Schiebung entschuldbar – fragte ihn doch auch der Abt nicht, wo

hier und da einmal ein paar hundert Rubel geblieben waren – und aus Hunderten wurden bald Tausende – wieviel er für Fische und Kaviar, für den Tisch des Bischofs täglich ausgegeben hatte . . . Man hätte ihm ja auch nichts nachweisen können, es stimmte alles, über alle seine Ausgaben lagen Rechnungen vor; dazu gab es ja verständige Kaufleute. Vater Paißij pflegte auch in den Verkaufsläden mit salbungsvollem Gebete einzutreten, am Ladentisch mit dem Kaufmann gemütlich Tee zu trinken, während die angeforderten Waren nach seiner Zusammenstellung verpackt wurden; auf die Rechnungen warf er dann nur flüchtig einen prüfenden Blick. Der Kaufmann stellte verständig angemessene Preise und zahlte ihm seinen Anteil an dem netten Überschuß aus; so war alles glatt und sauber und dabei doch auch ganz ehrlich. Darum lächelte sich Vater Paißij auch bei des Abts durchsichtigen Machenschaften bloß eins in den Bart . . .

Als Doßifej und Pamwla sahen, daß sie aus Vater Paißij nicht viel herausbekamen, beschlossen sie, sich ohne ihn zu behelfen. Sie huschten von Zelle zu Zelle und tuschelten . . .

Ein Geflüster hob an unter der Bruderschaft, die Mönche warfen Vater Gerwaßij verstohlene Seitenblicke zu und beschlossen, eine Beschwerde über ihren Abt einzureichen. Den Blöden schloß Vater Doßifej in der Kammer ein, wenn er seine Rundgänge unternahm, damit Waßja nicht spähe und lausche, und ließ ihn erst am späten Abend wieder frei. Waßja sah den Buckligen verstört mit Wolfsblicken an, der Alte aber hatte sich angewöhnt, sich zur Nacht ein Holzschelt unter das Kopfkissen zu legen, und wenn Waßja auf seiner Bank an der Tür mit seinem Gemurmel anfang, griff Doßifej nach dem Holzschelt.

„Schweig still. Hörscht du, wasch ich schage? Schweigen scholscht du. Ich erlaube esch nicht, dasch du über den Abt schlecht sprichsch!“

Zu den geheimen Versammlungen der Bruderschaft erschien auch der spitznasige Vater Akindin, der Vorsteher des Klosterladens, der die Wundertaten des Klostergründers niederzuschreiben hatte. Vater Akindin brachte einen Bogen Papier mit, um die Beschwerde an den Bischof abzufassen, listig kicherte er, und es war nicht recht ersichtlich, ob über die Kläger oder über den Abt.

„Ich will euch behilflich sein, soweit ich kann, Väter – ob wir die Sache aber dadurch am Ende nicht noch schlimmer machen?“

„Aber denke doch nur an unseren Wald – im ganzen Lande

gibt es nicht seinesgleichen! Und den Wald hat der Abt verkauft! . . .“

„Schreibe nur, Vater Akindin, du bischt der eintschige, der esch kann. Esch geschieht tschum gröscheren Ruhme unscheresch Kloschtersch!“

Vater Pamwla zog mit der Nase, spreizte die Finger mit den abgekauten Nägeln und krächzte heiser:

„Da haben wir selber ihn zum Abt gewählt – zu unserem Verderben – und jetzt sitzen wir drin! Kein Wort darf man sagen, gleich spielt er sich als großer Herr auf! Wir haben noch nicht vergessen, wie er den Weibern in den Landhäuschen nachstellte und sich noch heute auf dem Vorwerk diese hereingeschneite Nonne als Liebste hält . . .“

Iona, der Herbergsvater, sagte abgerissen, in tiefem Baß:

„Ich habe selbst gesehen – habe ja zwei Augen im Kopf – wie er unser Klostergeld an die Leute des Bischofs verspielte; man brauchte gar nicht durchs Schlüsselloch zu gucken – ganz offen warf er mit Hundertrubelscheinen nur so um sich. Haben ihn ja auch nichts gekostet! Na also schreib, Vater Akindin . . .“

Vater Akindin zupfte an seinem graugesprenkelten Ziegenbärtchen, blinzelte fröhlich mit den Augen, sagte:

„Also, Väter, soll ich denn Seiner Eminenz glatt heraussagen, daß der Abt an den Bewahrer der Kirchengeräte Klostergeld verspielt – ihm auf unschuldige Weise Schmiergelder hat zukommen lassen?“

Vater Doßifej geriet in Eifer, stocherte mit dem Finger auf dem Bogen herum, beugte seine Hakennase über das Blatt und zischelte:

„Schreibe nur, Vater Akindin, schreibe allesch, mag Scheine Eminentsch auch über scheinen Bewahrer der Kirchengeräte Bescheid wischen, diesche Blutegel schaugen unscherem Kloschter dasch Blut ausch.“

Vater Pamwla stürzte sich auf den alten Doßifej, fuchtelte mit den Händen vor dessen Nase umher.

„Was soll das, Vater Doßifej, was soll das! Man darf auf niemand einen Verdacht werfen – wir wollen doch bloß dem Abt den Strick drehen.“

Vater Iona konnte sich in dem Wirrwarr nicht mehr zurechtfinden und schrie:

„Aber an wen schreiben wir denn eigentlich? Wo sollen wir die Klage einreichen? Wenn schon einmal geschrieben wird, so meine ich, das Richtige wäre, daß wir uns direkt an den heiligen Synod wenden – das zieht bestimmt besser.“

Vater Akindin sagte, und seine Worte riefen allgemeine Bestürzung hervor:

„Väter, wartet mal . . . Wir haben ja gemeinsam die große Bitte an den Synod gerichtet, unseren Klostergründer heiligzusprechen, und Seine Eminenz hat zugesagt, unser Gesuch im Synod zu befürworten. Aus unserer Beschwerde aber würde hervorgehen, daß während des Aufenthalts Seiner Eminenz in unserem Kloster hier Diebstahl und Korruption eingesetzt haben! Meint ihr denn, daß danach Seine Eminenz nach Petersburg reisen und sich beim Synod für unser Kloster einsetzen würde? Schmach fällt auf das ganze Kloster, auch auf uns! Ich kann die Klageschrift ja verfassen, wenn ihr durchaus wollt, aber aus der Sache mit den Reliquien wird dann wohl nichts. Im Synod würde man sich bei der Durchsicht unserer Beschwerde daran erinnern, daß wir vor kaum zwei Monaten unseren Abt in den Himmel erhoben haben – denkt mal nach, hieß es damals nicht: ‚Dank den nimmerrastenden Mühen unseres hochverehrten Vaters Gerwaßij . . .‘ Und wer hat das unterzeichnet? Wir alle – dieselben Mönche, die jetzt mit einer Beschwerde über ihren Abt kommen! Nein, Väter, solch ein Papier will ich nicht schreiben, sucht euch jemand anderes dazu . . .“

Ein lautes Stimmengewirr brach aus, alles schrie durcheinander, wer die Klageschrift verfassen, wer sie unterzeichnen sollte, als Waßja plötzlich hereinstürzte und in gellendem Fistelton schrie: „Eingeschlossen habt ihr mich, verhungern laßt ihr mich! Ha, eine Versammlung von Gotteslästerern! Einen Veitstanz führt ihr hier auf . . . Mit dem Besen, mit dem Besen müßte man dazwischenfahren!“

Vater Doßifej warf sich auf ihn und führte ihn mit Hilfe des Herbergsvaters Iona in seine Zelle zurück, unterwegs drohte er dem Blöden:

„Schweige lieber, schweige – mit dem Holtschscheit will ich dich bearbeiten . . .“

Der gefangene Waßja verstummte, ließ den Kopf hängen, und in der Dunkelheit spürte man, wie er die Schultern zusammenzog und in ein lautloses Weinen ausbrach – vielleicht zum erstenmal während seines langjährigen Lebens im Kloster. Zwar pflegte auch der alte Pförtner ihm des Nachts die Hände zu fesseln, doch weder schlug er ihn, noch drohte er ihm, sondern suchte ihn durch gütigen Zuspruch zu lenken; schrie er ihn aber auch einmal an, so lag doch Mitleid in seinem strengen Blick, aus seiner groben Stimme sprach Menschlichkeit.

Der alte Doßifej zischelte ihm ins Ohr:

„Geflohen bischt du, ausgebrochen, hascht die Tür gesprengt wie ein Dieb, wie ein Dieb! Darum werde ich dich jetscht auch in der Nacht in der Kammer einsperren, und wenn du schreischst, verprügele ich dich mit dem Holtschscheit.“

Waßja wand den Kopf hin und her und weinte, sah sehnsüchtig auf die nachtschwarzen Fichten und gedachte der Einsiedelei, die da hinten lag, des frommen Vaters Akakij, seiner freundlichen Worte, seiner leisen Belehrungen des Abends, und da machte Waßja den Versuch, sich loszureißen, um zu ihm zu fliehen. Aber Vater Ionas Finger umklammerten seine Hände wie ein Schraubstock, und der Bucklige versetzte mit der dünnen Faust dem Blöden grimmig einen Schlag in den Rücken. Da ließ Waßja wieder den Kopf hängen und folgte widerstandslos.

Als Doßifej Vater Iona hinausleitete, flüsterte er:

„Vater Iona, komme morgen tschu Vater Pamwla, ich werde die Klage schelbscht schreiben, wir schreiben an Scheine Eminentsch... Die Hauptschache ischt, dasch wir die Schrift richtig abfaschen, die Bruderschaft wird schon untertscheichnen... Den Waschja aber will ich mir vornehmen, scholl einen Denkschettel kriegen...“

Vater Akindin war nach der Versammlung bei Pamwla in der Dunkelheit verschwunden und hatte sich lautlos hintenherum zur Abtei geschlichen. Er drückte sich an die Gartenpforte, spähte um sich, lauschte und schlüpfte die Treppe hinauf. Lange pochte er mit einem Finger leise an die Tür, sah sich dabei jedesmal vorsichtig um, horchte in die Nacht hinaus und klopfte aufs neue, ebenso leise, bis der flachsblonde Kostja aufmerksam wurde, die Tür spaltbreit öffnete und fragte, wer da sei. Vater Akindin flüsterte:

„Ich muß zum Vater Abt, in dringender Angelegenheit...“

Vater Gerwaßij war zu Hause, Akindin hatte in seinem Schlafzimmer Licht bemerkt und darum auch beschlossen, gleich zu ihm zu gehen – am Tage hätte ihn die Bruderschaft gesehen, was er vermeiden wollte.

Nikolka kam ins Empfangszimmer und musterte den späten Besucher mißtrauisch. Nachdem Vater Akindin den Segen des Abts empfangen hatte, sagte er mit einschmeichelnder Stimme:

„Ich komme in einer wichtigen Angelegenheit, Vater Abt, trotz der vorgerückten Stunde. Verzeihen Sie, daß ich Sie beim Gebet störe.“

Vater Gerwaßij blickte Kostja an, der sich verneigte und lautlos, wie immer, das Zimmer verließ.

„In was für einer Angelegenheit, Vater Akindin?“

Akindin fuhr im gleichen Tone fort, wobei er dem Abt forschend ins Gesicht blickte und sich den Kopf darüber zerbrach, ob dieser wohl bereits etwas von der Sache wußte.

„Vater Abt, ich möchte gern – wage es aber nicht, ohne vorher Ihren Segen dazu empfangen zu haben – ich schreibe doch die Wundertaten unseres Heiligen auf . . .“

„Nun, und weiter?“

„Ich möchte die Aufzeichnungen von neuem beginnen, beim ersten Male ist alles so hastig hingeworfen worden, und dabei sind es doch so große Wunder, so große Wunder . . . Dazu wollte ich mir Ihren Segen erbitten . . .“

„Und darum also bist du gekommen, Vater Akindin? . . .“

Der Mönch drehte und wand sich und trat von einem Fuß auf den andern.

„Du traust dich nicht mit der Sprache heraus? . . . Wir sind allein . . . Ist die Bruderschaft über irgend etwas unzufrieden?“

„Die Mönche versündigen sich, sie versündigen sich – unsere Zunge ist unser Feind.“

„Sie reden wohl über den Wald?“

Der Abt sprach so unbefangen, daß Vater Akindin sich ganz verwirrt fühlte. Er nickte eifrig mit dem Kopf und sagte mit bekümmelter Stimme, seine Worte mit einem ebenso bekümmerten Blick begleitend:

„Sie reden, sie tuscheln, sie schmieden Pläne . . .“

„Geh, Vater Akindin – das ist mir bekannt.“

Sich im Schatten der Zellenhäuschen verbergend, lief Vater Akindin nach seiner Zelle, verblüfft über die Allwissenheit des Abts. Er beschloß, seinen Fuß nicht mehr über Vater Pamwlas Schwelle zu setzen, mochten sie da schreiben, was sie wollten, er würde die Beschwerde nicht einmal unterzeichnen, würde sich einige Tage krank stellen . . . Ächzend und stöhnend kleidete er sich aus, befahl seinem Dienstbruder, niemand von den Mönchen einzulassen, und ging schnell zu Bett.

Nikolka hatte schon seit einigen Tagen bemerkt, daß die Mönche ihm scheele Blicke zuwarfen, die Köpfe zusammensteckten und tuschelten, und den wortkargen Kostja nach dem Novizen Mißail in die Herberge geschickt. Mißail hatte er selbst mit der Aufgabe

betrault, die Gäste und den Novizen Boris Smoljaninow, den ehemaligen Studenten, zu beobachten. Vater Mißail war sein Auge und Ohr noch von der Zeit her, als sie zusammen im Walde Kaufmannsfrauen den Hof gemacht hatten, und als Nikolkas Glücksstern im Kloster aufstieg, glaubte Mißail an ihn und wurde Gerwaßijs ergebener Freund. Er klatschte wohl über ihn wie die anderen Mönche, doch nicht aus Neid, sondern weil das unter Mönchen nun einmal so üblich ist; redete aber jemand übles über Vater Gerwaßij, besonders vor Fremden, so ging er zu ihm und erzählte ihm im Vertrauen alles; deshalb hatte dieser ihn denn auch an der Herberge angestellt. Und als der Herbergsvater Iona Vater Pamwla des Abends zu besuchen anfang und mit den dort versammelten Mönchen flüsterte, beteiligte sich auch Mißail an den Zusammenkünften, machte mit, horchte überall hin und vergaß nichts. In der Dämmerung lauerte er dann dem Abt im Walde auf seinem heimlichen Wege nach dem Vorwerk auf und berichtete ihm, daß die Mönche eine Beschwerde gegen ihn einreichen wollten, es stehe bloß noch nicht fest, an wen sie gerichtet sein würde.

Der alte Doßifej und Vater Pamwla verfaßten schließlich eine Klageschrift an den Bischof, sammelten zwei Tage lang heimlich Unterschriften in den Zellen, bemüht, die Unschlüssigen durch den Hinweis zu beeinflussen, daß der Schritt zum größeren Ruhme des Klostergründers und des Klosters getan werden müsse und dieses sonst durch die unwürdige Lebensführung des Abts geschädigt werden könnte. Es gelang ihnen nur mit Mühe, gegen zwanzig Unterschriften zu sammeln, da jeder Ausflüchte machte, aus Furcht, er könnte später darunter zu leiden haben. Vater Gerwaßij war immerhin der Abt, und der Bischof war ihm gewogen. Der Brief wurde versiegelt und dem Herbergsvater Iona zur Beförderung anvertraut. Vater Iona nahm das Schreiben mit auf die Station und steckte es selbst in den Briefkasten. Der Umschlag trug die Anschrift: An das Geistliche Konsistorium.

Der Oberpriester, Vater Sergij Wosdwishenskij, ein Mitglied des Konsistoriums und des Eparchialrates, der die einlaufende Post durchsah, las die Klageschrift gegen den Abt, in der auch der Name seines Freundes, des Bewahrers der Kirchengерäte, genannt war, und ließ das Schreiben geschwind in seiner Kutte verschwinden, ohne seinen Eingang in dem Empfangsbuche zu vermerken. Vertraulich suchte er am Abend den Bewahrer der Kirchengерäte auf und drückte ihm das Schreiben in die Hand. Dieser begab sich am

nächsten Morgen zum Bischof, mit dem die Angelegenheit hinter verschlossenen Türen ebenso vertraulich besprochen wurde. Es wurde beschlossen, eine geheime Untersuchung des Falles und eine Revision der Klosterkasse vorzunehmen, um kein Gerede aufkommen zu lassen und den Mönchen die Möglichkeit zu nehmen, sich an eine andere, höhere Stelle zu wenden.

Vater Sergij Wosdwishenskij, der Oberpriester, und der Archidiakonus Smolenskij, derselbe, der schon einmal in dem Kloster gewesen war, wurden mit der Angelegenheit betraut.

Der Herbergsvater Iona empfing beide mit einer Verbeugung, wies ihnen Zimmer an und schickte ihnen zur Erfrischung nach der Reise einen summenden Samowar hinauf. Der Archidiakonus schob trotz der vorgerückten Stunde die Sache nicht auf die lange Bank, sondern eilte sogleich – der Abt war noch nicht nach dem Vorwerk entschlüpft – in die Abtei.

Nikolka war sich sofort klar darüber, daß das Erscheinen des Archidiakons aus dem Konsistorium tiefere Bedeutung haben müsse, umarmte ihn brüderlich und fragte:

„Sie kommen zu Besuch?“

„Vater Sergij läßt bestens grüßen. Ich und der Oberpriester sind hergesandt worden, um hier eine Revision vorzunehmen, Vater Abt. Im Konsistorium ist eine Verleumdungsschrift gegen Sie eingelaufen, Sie brauchen sich aber keine Sorgen zu machen – Vater Sergij ist eine Seele von Mensch und ein Busenfreund des Bewahrers der Kirchengeräte.“

Wie bei dem ersten Besuch des Archidiakons händigte ihm Vater Gerwaßij – diesmal mußte er aber auf seine eigenen Ersparnisse zurückgreifen – eine angemessene Summe aus – „für laufende Ausgaben und zur Verpflegung des Vaters Sergij“.

„Wie Ihnen ja bekannt ist, Vater Archidiakon, ist unser Kloster tisch bescheiden und dürftig – nehmen Sie sich, wo nötig, des Vaters Sergij an; Sie sind ja mit den Verhältnissen hier vertraut. Und für morgen nach dem gemeinsamen Mahle bitte ich Sie beide zu einem kleinen Essen zu mir, wenn Sie vorliebnehmen wollen mit dem, was uns demütigen Mönchen der Herr beschert hat.“

Gleich am selben Abend verbreitete sich, vom Herbergsvater Iona ausgehend, die Nachricht, daß ein Mitglied des Konsistoriums zur Revision eingetroffen sei, und ein erregtes Geflüster strich durch die Zellen. Vater Doßifej zischelte jedem geheimnisvoll zu:

„Ein Mitglied des Konsistoriums ist da – nicht irgendwer! Ihr Kleingläubigen aber hegtet Tschweifel, wolltet nicht unter-

tscheichnen, habt euch gedrückt, getschittert und gebangt! Wenn er mich verhört, nenne ich alle, die mit Gerwaschij untschufrieden schind – niemand scholl mir entwischen.“

In Erwartung des Gerichtstages hielt im Kloster alles den Atem an, schadenfroh glänzten die Augen – bestimmt würde Abt Gerwaßij nach Solowki verbannt werden! Und als der Oberpriester Wosdwishenskij, Vater Sergij – seine untersetzte, wohlbeleibte Gestalt mit bläulichroter Gurkennase und ehrwürdig vorgestrecktem Schmerbauch, in seidener Soutane mit glockenförmigen Ärmeln – mit dem Archidiakon zur Mittagsmesse erschien, stürzte die ganze Bruderschaft in die Kathedrale, um sich den Mann aus dem Konsistorium anzusehen. Längs der Wände standen die alten Mönche, starrten den Oberpriester an, tauschten ihre Beobachtungen aus.

„Muß fürwahr ein gestrenger Herr sein – zornig funkeln seine Augen! Wahrlich, der Abt wird schwere Stunden haben!“

Der Oberpriester kniete gemeinsam mit der Bruderschaft nieder, verneigte sich, ächzend und nach Luft schnappend, bis an den Boden, und nach jeder Verneigung schüttelte ihn ein Hustenanfall. Wenn er wieder zu Atem gekommen war, sah er sich streng nach allen Seiten um und kniete aufs neue nieder. Alle meinten, er würde den Abt auch nicht eines Blickes würdigen, sondern sich unmittelbar an die Starezen wenden, und zwar bestimmt an Doßifej, Iona und Pamwla, und zusammen mit ihnen, vor aller Angesicht im Speisesaal, die Mönche verhören und über den Abt zu Gericht sitzen. Als dann aber Vater Gerwaßij nach der Messe auf ihn trat und die beiden Seite an Seite sich nach der alten Kathedrale begaben, um sich vor der Grabstätte des Starez Simeon zu verneigen, wechselten die Mönche verwunderte Blicke und den Unterzeichnern der Beschwerdeschrift sank das Herz.

Nikolka hatte noch am Abend vorher den Vater Haushalter Paißij zu sich kommen lassen und angeordnet, daß im Speisesaal das übliche Mittagessen zu reichen sei, nach dem gemeinsamen Mahle aber solle er für ein ausgesuchtes Festessen von fünf Gedecken in den Gemächern der Abtei sorgen und aus dem Keller den besten Märzkwas heraufholen.

„Bedienen werden Mißail und Kostja. Zu dem Essen ladest du Vater Akindin ein und erscheinst auch selbst – wir beide kommen zuerst an die Reihe, wenn es heißt, vor dem Oberpriester Rechenschaft ablegen.“

Vater Paißij erkannte in seiner Bauernpfiffigkeit, daß – falls er

etwas gegen den Abt unternehmen würde – dieser fähig wäre, auch ihn in seinem Sturz mitzureißen, und beschloß darum, sich und ihn zu retten. Den ganzen Vormittag eilten die Klosterköche hin und her, bald in den Keller, bald auf die Mühle nach frischen Fischen; in der Bäckerei wurde eine besondere Pastete gebacken – man durfte sich vor den Abgesandten aus dem Konsistorium nicht bloßstellen – Obstkompott wurde gekocht, und Vater Paißij holte aus seinem Privatweinkeller mehrere strohumflochtene Flaschen herauf, die er dem Abt schickte.

Während des gemeinsamen Mahls verfolgte die Bruderschaft gespannt jeden Löffel Suppe, den der Bevollmächtigte des Bischofs zum Munde führte, als hinge hiervon alles ab, beobachtete, wie Vater Sergij mißmutig aus der Suppenschüssel Fischstückchen herausangelte, der Abt ihm Brei auf den Teller legte und alten, abgelagerten Kwas in den Becher einschenkte – und das tat der Abt ganz unbewegt, ruhig und sicher, ja Vater Doßifej bemerkte sogar, daß Gerwaßijs Hand nicht einmal zitterte, und stieß unter dem Tisch seinen Nachbar Vater Pamwla mit dem Fuß an, warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu, der sagte: Sieh mal einer an, wie der sich aufspielt! . . . Und als dann plötzlich bekannt wurde – niemand wußte, wie und durch wen –, daß Vater Sergij darum so wenig esse, weil nachher in der Abtei ein Festessen stattfände, und daß schon am frühen Morgen Butter, Eier und Sahne vom Vorwerk geschickt worden seien und in Küche und Backstube ein emsiges Getriebe herrsche – ließ Vater Pamwla den Kopf hängen und warf dem buckligen Alten wütende Blicke zu. Sie beide waren ja die Anstifter, und wenn es zu einem Verhör kam, würden alle auf sie hinweisen . . . Da konnte man sich auf eine Kirchenbuße gefaßt machen, der Abt würde schon zeigen, was er kann, hatte ja auch selbst einmal als Novize unter des seligen Vaters Ipatij Aufsicht in der unterirdischen Kapelle sitzen müssen . . .

Das Dankgebet wurde gesungen, dann schritt der Oberpriester Wosdwishenskij, schnaufend und sich nach allen Seiten verneigend, durch den ganzen Speisesaal, hinter ihm gingen der Archidiakonus Smolenskij und der Abt, dem Vater Paißij und der plötzlich wieder gesund gewordene Vater Akindin, der Ladenvorsteher, folgten; Vater Akindin zupfte an seinem Ziegenbärtchen und lächelte höhnisch. Die Mönche wichen vor dem Zuge zögernd auseinander, in der Erwartung, der Starez Doßifej werde vortreten, den Bevollmächtigten ansprechen und ihn bitten, einige Starezen zu wählen,

um gemeinsam mit ihnen über dem Abt zu Gericht zu sitzen. Doch nach seinen Beobachtungen bei Tisch und dem gemeinsamen Aufbruch der Richter und des Angeklagten nach der Abtei zum Festessen und dem Abfall von Vater Paißij und Akindin wagte sich der alte Doßifej nicht hervor, und die Mönche ließen stumm die Köpfe hängen, während die kleine Gesellschaft durch ihre Mitte zur Tür schritt.

Während des Mahles in der Abtei wurde von beiden Seiten, durch Vater Paißij und den Archidiakonus, das Glas des Oberpriesters andauernd gefüllt, und als Vater Sergij in rollendem Baß immer öfter zu lachen anfang, wurde allen klar, daß die Revision begonnen hatte und die Untersuchung vorläufig günstig verlief. Besonders eifrig war der Archidiakonus hinter dem Einschenken her, wußte er doch, daß Vater Sergij zuweilen die üble Gewohnheit hatte, nach den ersten paar Gläschen aus dem wichtigsten Anlaß in polternde Wut auszubrechen; darum war es am sichersten, sein Glas niemals leer stehen zu lassen und über nichts als das Essen zu sprechen. Geriet der Oberpriester wegen eines Scherzes, der ihm nicht gefallen hatte, oder sonst aus einem undurchsichtigen Grunde einmal in Raserei, so war nicht mehr an ihn heranzukommen, dann spuckte er auch auf seine ganze Freundschaft mit dem Bewahrer der Kirchengeräte und würde nicht nur vor dem Abt keineswegs haltmachen, sondern auch mir nichts dir nichts das Konsistorium mit hereinziehen. Darum war ja auch der Archidiakonus Smolenskij vorsichtshalber mit dem Segen des Bischofs hergesandt worden – sein Busenfreund mußte verständig behandelt werden, das wußte der Bewahrer der Kirchengeräte Obolenskij sehr wohl. War aber Vater Sergij einmal aufgetaut, rollte sein Baß heiser dröhnend durch das Zimmer – dann hatte das Feuerwasser ihm Herz und Seele geschmolzen, dann war er weich wie Wachs – Stricke konnte man dann aus ihm drehen. Der Revisor trank wie ein Faß, ohne betrunken zu werden, nur seine Gurkennase leuchtete in immer dunklerer Bordeauxfarbe.

Das Essen war zu Ende, Bruder Kostja brachte den Kaffee, und Vater Mißail stellte neben die Kaffeekanne eine dickbäuchige Flasche – Mönchslikör.

Der Archidiakonus zwinkerte dem Abt mit den Augen zu und trat mit ihm ins Vorzimmer hinaus.

„Nehmen Sie sich des Vaters Sergij mit nimmermüder Aufmerksamkeit an, Vater Abt, das ist der springende Punkt. Wir aber ziehen uns jetzt lieber zurück, Sie werden wohl geschäftlich mit ihm zu unterhandeln haben, und unter vier Augen ist eine Unterhaltung immer seelenvoller.“

Vater Paißij nahm den Archidiakonus und Akindin zu sich, um das Mahl in aller Gemütlichkeit in seiner Zelle zu beschließen.

In der Abenddämmerung packten Vater Paißij und der wortkarge Kostja den Oberpriester jeder an einen Arm und führten ihn in die Herberge zurück; der Archidiakonus zog es vor, gleich beim Vater Haushalter zu Nacht zu bleiben.

Am Morgen erwachte Vater Sergij in Kutte und Stiefeln auf seinem Bette. Sein Schädel brummte, er streckte die Hand nach dem Krug mit Kwas aus und strengte sich krampfhaft an, sich daran zu erinnern, was am Abend vorher denn weiter mit ihm vorgegangen war. Daß er zuerst im Speisesaal und nachher beim Abt gewesen war, stand fest, auch an das Essen, an den Anfang seines Gesprächs mit dem Abt über die Untersuchung erinnerte er sich noch – aber was dann weiter geschehen war, dessen konnte er sich gar nicht entsinnen.

Nachdem er zwei Glas duftigen, starken Kwasses hinuntergestürzt hatte, steckte er die Hand in die Tasche und zog sein Taschentuch heraus – vier Fünfhundertrubelscheine fielen dabei zu Boden. Da erinnerte er sich plötzlich, daß er Vater Gerwaßij geküßt hatte – vor Rührung über die Energie des Abtes: der hielt die ganze Klosterwirtschaft und die Bruderschaft fest in der Hand. Na, und wenn sich auch einmal ein paar Unzufriedene gefunden hatten – Störenfriede gibt es ja überall, Neid lebt auch unter der schwarzen Kutte in Menschenherzen.

Schnaufend hob er die Scheine auf, grübelte, und so groß war seine Gedächtnisanstrengung, daß er laut zu denken begann und in tiefem, brummendem Baß murmelte:

„Daran erinnere ich mich aber gar nicht mehr . . .“

Zärtlich strich er die neuen Scheine glatt, betrachtete schmunzelnd das Bild Peters des Großen auf ihnen . . .

„War ein gewaltiger Herrscher! Streng . . .“

Auch er galt für streng, dachte er zufrieden und drückte auf den Knopf der Klingel. Vater Mißail eilte herbei.

„Ist der Archidiakonus in seinem Zimmer? . . .“

„Hat geruht, lange zu schlafen, Vater Sergij; ist eben mit dem Waschen fertig geworden; ich hole ihn sofort.“

Auch Smolenskij's Schädel brummte, und auch in seinen Händen knisterten Geldscheine, ein wenig geringer an Wert – Hunderter, mit dem Bild der großen Katharina, fünf an der Zahl.

Gewissenhaft bemerkte Vater Sergij nach einem schnellen Blick auf den Eintretenden:

„Vater, wir müssen uns jetzt an die Arbeit machen – ich möchte mal in die Bücher schauen – gehen wir zum Abt.“

Vom Morgen an – sicher ist sicher – kochte der Samowar auf dem Tisch in der Abtei, und als der Oberpriester und Smolenskij eintraten, schenkte Kostja bereits Tee ein; der Abt küßte den Oberpriester auf die fettig glänzenden Wangen, bat zu Tisch und goß Jamaica-Rum, der ergiebig über den Rand des untergehaltenen Tee-löffels floß, in die Gläser.

Der Oberpriester mied anfangs den Blick des Abts, als ihm aber nach dem Rum so schön warm im Bauch geworden war, lächelte er wieder gutmütig und sagte in rollendem Baß:

„Nach dem Frühstück geht's an die Arbeit, Vater Abt – ich will mir mal die Bücher ansehen.“

Nikolka warf dem Archidiakonus einen erschrockenen Blick zu, Vater Smolenskij aber lächelte beruhigend, nickte beifällig mit dem Kopf und sagte:

„Vater Sergij, gestatten Sie, daß ich Ihnen die Mühe abnehme – ich will die Ausgabeposten des Klosters gehörig durchsehen.“

„Da haben Sie einen guten Gedanken, Vater Smolenskij; inzwischen trinke ich dann noch ein Gläschen Tee mit dem Vater Abt; dies Aroma! Köstlich duftet Ihr Tee, Vater Abt!...“

Vater Gerwaßij hob wieder die Flasche, goß Rum ein, darauf ein wenig Tee.

Der Archidiakonus klapperte indessen auf dem Rechenbrett, blätterte in den Büchern und träumte davon, wie er seiner Gattin einen der regenbogenfarbenen Hundertrubelscheine schenken würde, wie sie vor Freude quietschen und ihn umarmen würde – die übrigen vier beschloß er beiseitezulegen und sie auch selbst ganz zu vergessen. Der zufrieden murmelnde Baß des Oberpriesters war fortwährend zu hören. Schließlich hatte Vater Smolenskij es satt, sinnlos mit dem Rechenbrett zu klappern und mit den Büchern zu rascheln, und kehrte in das Empfangszimmer zurück.

„Nun, wie steht's, Vater Smolenskij? . . .“

„Ich habe alle Ausgaben zweimal auf dem Rechenbrett durchgeprüft, es stimmt alles!“

„Na, wenn alles stimmt, will ich mir nicht unnütz die Augen mit Lesen verderben! Sagen Sie mir bloß, welches die Hauptausgabeposten sind.“

„Empfang der Ehrengäste, Wirtschaftsverbesserungen und Bischofsornat.“

Vor dem Mittagsmahl erschien Vater Paißij und lud die Anwesenden ein, in seiner Zelle zu speisen, die im Speisehaus selbst, gleich neben der Küche lag. Als er vom Abt erfuhr, daß die Bücherrevision beendet sei, forderte er die Gäste auf, sich die Wirtschaft anzusehen. Wosdwishenskij erinnerte sich, daß in der Klageschrift erwähnt war, der Abt führe ein Leben, das eines Mönchs unwürdig sei, und bringe durch seine Liebschaft mit einer Viehmagd Schande über das Kloster – die müßte er sich mal ansehen. Vater Gerwaßij führte ihn lange hin und her, zeigte ihm die Sakristei, die Bäckerei, die Weibrotstube; der Oberpriester schnaufte, prustete, fuhr sich fortwährend mit dem Taschentuch über die Stirn, und da der Abt ihn noch immer nicht nach dem Viehhof brachte, konnte er nicht länger an sich halten und fragte:

„Wo ist denn bei euch der Viehhof?“

„Jenseits der Mauer, Vater Sergij.“

„Den möchte ich mir auch einmal ansehen.“

Vater Gerwaßij schlug den Weg an den Pferdeställen vorüber ein, ließ dem Oberpriester die Pferde zeigen – jedes Pferd wurde einzeln herausgeführt – ärgerte sich, daß der die Sache noch immer nicht aufgab, und zog die Besichtigung der Pferde so lange hin, bis die mittlere Glocke zum Mittagsmahle rief. Vater Paißij spornte zur Eile an, das Essen bei ihm könnte verderben, die Fischsuppe – er nannte sie Mönchssuppe – die Pastete aus frischem Stör – die er Abtpastete nannte – würden an Duft und Geschmack verlieren. Vater Sergij konnte sich nicht vom Viehhof trennen, sah sich nach allen Seiten um, segnete die Vorsteherin des Viehhofs, betrachtete erstaunt die Viehmägde – pockennarbige, mit Sommersprossen übersäte, plumpe alte Nonnen, und wunderte sich im stillen über den Geschmack des Abts. Plötzlich fiel ihm das Vorwerk ein, er fragte:

„Haben Sie auch auf dem Vorwerk solche . . .“ (er wollte sagen: „solche alten Viehmägde“, räusperte sich aber und sagte statt dessen:) „solch eine Milchwirtschaft?“

Der Abt wurde rot, Vater Paißij sprang ein.

„Auf das Vorwerk kommt man jetzt nur schwer, Vater Sergij – die Wege sind ganz aufgeweicht, voller Pfützen . . .“

„Na, wenn da Pfützen sind, geh’ ich nicht hin – könnte mich noch erkälten.“

Nach dem Essen mit der Mönchssuppe und der Abtpastete bei Vater Paißij übergab der Oberpriester dem Abt Doßifejs Klageschrift.

„Das Protokoll setze ich morgen auf und laß es von der Bruderschaft unterzeichnen; dies aber wird Ihnen nützlich sein. Da stehen die Unterschriften der Mönche, die sich so bloßgestellt haben; ermahnen Sie sie und führen Sie die verirrtten Lämmer wieder auf den rechten Weg zurück; in ihrer Einfalt sind sie zu Verleumdern geworden.“

Vater Gerwaßij warf dem Oberpriester einen bittenden Blick zu und sagte unsicher:

„Vater Sergij, im Namen der Wahrheit und Gerechtigkeit . . .“

„Na?“

„. . . möchte ich Sie bitten, meine Ehre vor der Bruderschaft wieder herzustellen . . .“

„Wie meinen Sie das?“

„Halten Sie selbst den Verleumdern ihr unwürdiges Benehmen vor . . .“

„Lassen Sie die Hauptschuldigen in die Abtei kommen und zur Belehrung . . . zur Belehrung unterziehen Sie sie im Namen Seiner Eminenz einer Kirchenbuße.“

Es wurde nach Doßifej und Pamwla geschickt. Vater Akindin hatte sie während des Mahles als Anstifter bezeichnet, während die übrigen Beteiligten schuldlos seien, sie hätten sich durch die Hetzreden der beiden Anstifter überrumpeln lassen.

Vater Pamwla trat ein, warf sich vor dem Oberpriester auf die Knie, schlug mit der Stirn gegen den Boden, erhob sich, tat das gleiche vor dem Abt und stotterte heiser und weinerlich, er sei unschuldig, der Starez Doßifej habe ihn verführt. Der Bucklige verneigte sich und schwieg hartnäckig, bald dem Abt, bald dem Bevollmächtigten unter den gefurchten Brauen hervor finstere Blicke zuwerfend. Als dritter im Bunde war auch der Herbergsvater Iona geholt worden, der Vater Pamwlas Aussage mit angehört hatte und mit gesenkter Stirn schweigend dastand. Der Oberpriester blinzelte die drei mit schläfrigen Augen an, und um der Sache ein schnelles Ende zu machen, brummte er, an den Abt gewandt:

„Im Namen Seiner Eminenz wird der Vater Abt euch eine Kirchenbuße auferlegen.“

Nikolka erhob sich von seinem Lehnstuhl, blitzte die drei mit den Augen an und hielt, an Doßifej und Pamwla gewandt, eine Ermahnungsrede. Er sprach von Gnade und Barmherzigkeit und erklärte, er werde die Schuldigen keiner Kirchenbuße unterziehen, denn die Wahrheit habe gesiegt, und die Verleumder seien dadurch bereits hart genug gestraft; um ihnen aber Gelegenheit zu aufrichtiger

Buße zu geben, ohne daß jemand sie in ihren Gebeten störe, hätten sie sich in die Einsiedelei zurückzuziehen, die Stille und Weltabgeschiedenheit dort würde ihnen von Nutzen sein; zwölf Monate lang dürften sie keinen Schritt hinter die Pforte der Einsiedelei tun. Dann sah er Vater Iona an und schloß:

„Auch du, Herbergsvater, wirst ihre Gebete in der Einsiedelei teilen. An deiner Stelle ernenne ich Vater Mißail, den Novizen – vorerst bis zu seiner Einkleidung, nur einstweilig zum – Herbergsvater.“

Da stürzte – jäh und unerwartet wie immer – Waßja, der Blöde, zerzaust, ohne Käppchen, laut weinend ins Zimmer. Es war, genauer gesagt, kein eigentliches Weinen, sondern ein dumpfes, halb unterdrücktes Geheul, das er ausstieß, etwas was an Hunde- oder Wolfsgeheul erinnerte. Der Blöde stürmte herein, sah die Anwesenden an und stürzte auf die Knie. Nikolka erschrak; er fürchtete, Waßja werde wieder mit seinen Schmähreden über ihn und Fenja beginnen, trat auf ihn zu und suchte ihn am Reden zu hindern, indem er freundlich auf ihn einsprach und dazwischen den Oberpriester kurz über das Wesen und die Krankheit des Blöden unterrichtete.

„Also was hast du denn, Waßenka, Lieber, was ist mit dir?“

Der Blöde wimmerte unter Tränen.

„Hilfe, Gnade, Barmherzigkeit! . . .“

„Was hast du denn, Waßenka?“

„Er prügelt mich, prügelt mich . . . Mich peinigt der Teufel, der Satan peinigt mich, er aber schlägt mit dem Holzscheit auf mich ein . . .“

„Wer? Vater Doßifej?“

„Des Nachts schlägt er mich, des Nachts . . . Knebelt mich, schlägt mich dann . . .“

Waßjas Züge zuckten, über seine Wangen liefen dicke Tränen, er bohrte die Fäuste in die Augen und wischte sich die Tränen über das ganze Gesicht.

„Nimm mich weg, nimm mich weg von ihm, Nikoluschka . . .“

„Zu wem willst du denn, Waßenka?“

„Laß mich zu meinem Starez zurück, zu Vater Akakij . . . Der Starez liebt mich, liebt mich, tröstet mich . . . Laß mich wieder zu ihm, Nikoluschka . . . Ich will mich vor ihm verneigen, damit er mir vergibt, bis zur Erde verneigen. Nikoluschka, laß mich zu ihm!“

„Gehe hin in Frieden, Waßenka!“

Waßja sprang auf und eilte, verstörte Blicke nach Vater Doßifej zurückwerfend, als fürchtete er, der bucklige Alte könnte sich auf

ihn stürzen und ihn fesseln, aus den Gemächern des Abts und lief, ohne einmal stehenzubleiben, in die Einsiedelei des Starez Akakij.

Dem Oberpriester war beim Anblick des weinenden Blöden, dieses ausgemergelten, kranken Menschen, der in jenem Augenblick geradezu den Eindruck eines Wahnsinnigen machte, der Rausch vom Mittag her plötzlich vergangen. Mit blutunterlaufenen Augen schrie er Doßifej, Iona und Pamwla, vor Erregung nach Luft jappend, in rasender Wut an; es klang fast wie das Brüllen eines zornigen Tieres.

„In der Einsiedelei einschließen! Ihr Leben lang! Daß sie keinen Schritt aus den Zellen hinaus können! Einschließen! Einschließen!“

Der Atem ging ihm aus, schnaufend und erschöpft sank er auf den Sessel zurück.

Vater Paißij winkte den drei Mönchen zu, sie möchten verschwinden, und flüsterte barsch:

„Habt ihr gehört? In die Einsiedelei sollt ihr, geht nun, geht!“

Der Bucklige, der die ganze Zeit über kein Wort geäußert hatte, verließ, ohne sich zu verneigen, das Zimmer; Iona und Pamwla folgten ihm mit gesenkter Stirn.

Die Zähne des Oberpriesters klapperten gegen den Rand des Glases, das man ihm gereicht hatte, doch auch nachdem er Wasser getrunken hatte, konnte er sich noch lange nicht beruhigen und atmete stürmisch.

3

Nach Anbruch der Dunkelheit stahl sich der Abt, in dunkler Kutte, im Käppchen statt der hohen Mütze, nach dem Vorwerk. Herbstwinde hatten eingesetzt. Sprühregen schlug ihm ins Gesicht.

In Arischas Zelle ließ er sich auf die Bank am Tisch nieder, die schweren Hände auf die Tischplatte gestützt, sah die junge Nonne verstohlen an und wußte nicht, was sagen, was tun: die Wiege hinter dem weißen Vorhang, das Weinen des Kindes, die Mutter, die sich besorgt mit dem Kleinen zu schaffen machte, waren ihm unheimlich und bedrückten ihn. Leichtfertig, sich seiner sieghaften Männer Schönheit bewußt, war er gewöhnt, Frauen zu nehmen, ohne an das Weitere zu denken. Wald und grünes Moos, der blaue Himmel darüber, die heiße Sommersonne oder große klare Sterne – da atmete es sich leicht und freudig. Lauernde Spannung, Zugreifen im rechten Augenblick führten zu Sieg und Eroberung, und dann kam wieder die stille Zelle, die weiße Klostermauer – er war frei wie der Vogel –

einem Mönch gegenüber konnte man ja keinerlei Ansprüche geltend machen! . . . Auch über seine Liebschaft mit Arischa hatte er nicht weiter nachgedacht, hatte seine Freiheit genossen, solange die junge Nonne in Seligkeit schwelgte und keine Wiege da war, in der ein Kind lag und weinte. Niemand konnte etwas davon erfahren, niemand würde ihm Fragen stellen, und dabei brauchte er nicht bei heimlichem Stelldichein im Walde zu warten, sich im Dickicht zu verbergen, um nicht gesehen zu werden, konnte ruhig zu ihr kommen und die durch seine Liebkosungen Beglückte nehmen, wann immer er wollte. Dann kam das Kind – er wußte nicht einmal recht, wann sie geboren hatte: durch Gäste aus der Stadt war er in jener Zeit zu sehr in Anspruch genommen, um Arischa zu besuchen. Und allmählich hatte sich ein Gefühl der Ablehnung, ja der Feindseligkeit gegen das kleine Wesen bei ihm eingestellt, das seine Freiheit beschränkte, ja ihn gefährdete. Insoheim war er zuerst stolz gewesen auf sein Kind, dann aber waren ihm Bedenken gekommen; er, der Mönch, der Abt Gerwaßij, hatte ein Kind! Das durfte nicht sein, es beunruhigte ihn, dieses Kind war eine stete Bedrohung, war sein Feind. In einem zärtlichen Augenblick hatte es zu weinen begonnen, Arischa hatte sich aus seiner Umarmung gelöst und war an die Wiege geeilt – er wußte, daß er ihr daraus keinen Vorwurf machen konnte, trotzdem war er ärgerlich aufgestanden und fortgegangen.

Die Sache mit der Klageschrift und die Untersuchung danach hatten ihn vom Vorwerk ferngehalten. Nach der Demütigung der Angeber war er, frohlockend über seinen Sieg, wieder zu Arischa geeilt. Jetzt war alles geklärt, ihm drohte keinerlei Gefahr mehr; kaum aber hatte er die Schwelle der jungen Nonne überschritten und die Wiege erblickt, da fühlte er wieder Ärger und Zorn in sich aufsteigen, und sein Liebeshunger vermengte sich mit Erbitterung.

Arischa setzte ihm Tee vor und sagte bittend, mit unterwürfigem Blick:

„Geh lieber nach Hause, Nikoluschka – der Kleine ist nicht ganz gesund, und auch ich fühle mich nicht wohl.“

Zorn stieg in ihm auf; er sah sie eigensinnig an, schlang den Arm um ihre Schultern und zog sie an sich.

„Ich bin hergekommen, um bei dir zu übernachten; wir haben jetzt nichts mehr zu fürchten.“

Sie entwand sich ihm, stieß seine Hände zurück und sagte mit der gleichen bittenden Stimme:

„Ich kann nicht, quäle mich nicht! . . . Vom letzten Male her ist er erkrankt, es muß an der Milch liegen. Ich will nicht! . . .“

Er schrie sie böse und grob an:

„Hast ja genug Kühe da!“

Doch die Nonne riß sich wieder los. Da ging er und warf die Tür krachend hinter sich zu. Mehrere Tage blieb er fern; schließlich hielt er es nicht mehr aus, kam in der Nacht zu ihr geschlichen. Ihre sanften Augen in dem abgemagerten Gesichtchen blickten ihn schmerzlich und ergeben an:

„Bist du wiedergekommen? . . . Mach', was du willst, aber quäle mich nicht – ich bin doch ganz dein.“

Sie trat auf ihn zu, sank plötzlich auf die Knie und drückte ihre trockene, heiße Stirn gegen seine Hand. Ein Tränenstrom benetzte diese Hand. Er zog die Weinende zerknirscht an seine Brust empor.

„Ich bin dir nicht böse – aber man ärgert sich halt . . .“

Am Morgen, noch vor dem ersten Lichtschein, geleitete Arischa ihn hinaus, kehrte, als seine Schritte verhallt waren, in ihre Zelle zurück und flüsterte, über ihr Kind geneigt:

„Unglücklich hat er mich gemacht, mein Leben zerstört! . . .“

Immer seltener kam er, trank schweigend Tee, ging zu Bett, löschte die Lampe aus, wurde zärtlich. Sie gab sich ihm hin, unterwürfig und gleichgültig; er geriet in Wut, quälte sie. Er ersann allerlei Ausflüchte, um sein Fernbleiben vor sich zu entschuldigen: bald war die Herbstnacht zu regnerisch, bald herrschte Glatteis – er könnte ausgleiten, sich den Arm brechen, das Bein verrenken – dann wieder war frischer Schnee gefallen, da könnte man seine Spuren bemerken, oder ein Schneegestöber hatte alle Pfade verschüttet. Und im Frühjahr, von Beginn der großen Fasten bis zu Ostern, war er kein einziges Mal zu ihr gegangen.

Und je mehr er sich von Arischa entfernte, desto sehnächtiger gab er sich seinen Träumen von der Archimandritenmütze hin, von der Würde eines Oberabts, von der Heiligsprechung der Reliquien. Und als zusammen mit den Schwalben die ersten Wallfahrer und Pilger heranzogen, begann er ungeduldig auf Wundertaten des Klostergründers zu warten. Er schickte Vater Akindin wieder in die unterirdische Kapelle der alten Kathedrale, wo er die Wundertaten des Starez, seine Erscheinungen in Traumgestalt, mögliche Himmelszeichen vermerken sollte . . .

Jeden Abend ließ er Vater Akindin in die Abtei kommen und erkundigte sich, ob nicht ein Wunder geschehen sei. Und Tag für Tag antwortete dieser:

„Nein, Vater Abt, es hat sich nichts Wunderbares ereignet.“

„Vielleicht bemerkst du die Wunder nicht, Vater Akindin? Vielleicht wirkt der Starez Wunder im geheimen, du aber bist nicht würdig, sie zu erschauen?“

„Kann auch sein, Vater Abt!“

„Bete, Vater Akindin, bete eifrig!“

Mehrere Male ging er in Wirtschaftsangelegenheiten auf das Vorwerk. Duftendes Harz perlte aus den Stämmen, das Moos war frisch und grün geworden, die jungen Farnwedel, die grünen Raupen ähnelten, entfalteten sich. Es zog ihn nicht mehr zu der jungen Nonne, nur einmal fragte er sie auf dem Hofe, ohne sie bei Namen zu nennen:

„Wie steht's?“

Arischa wußte nicht, was sie darauf antworten sollte, wand sich ein wenig, konnte aber schließlich doch nicht an sich halten:

„Er macht die ersten Gehversuche – längs der Wand . . .“

Abt Gerwaßij richtete sein Augenmerk wieder auf die Klosterwirtschaft. Den ganzen Winter über hatte er ungeduldig auf eine Mitteilung aus dem heiligen Synod über die bevorstehende Entdeckung der Reliquien und auf Anweisungen über die damit verbundenen Schritte gewartet; vergeblich! Nach Ostern fuhr er in die Gouvernementsstadt zum Bischof, traf aber Seine Eminenz nicht an – der Bewahrer der Kirchengeräte erklärte ihm, der Bischof befände sich in der Hauptstadt, um die Sache durchzudrücken. Das beruhigte den Abt. Er wartete nun auf das Eintreffen eines gelehrten Hieromonachen, der das Kloster zu den Feierlichkeiten vorbereiten sollte, doch kam weder ein Hieromonach noch eine Benachrichtigung; auch keine Wundertaten geschahen. So beschloß er denn, zu warten und inzwischen das Kloster instand zu setzen. Er begann mit der Sakristei, ließ dann die Klostermauern neu weißen und die Seiten der heiligen Pforte mit Bildern aus dem Leben des Starez Simeon schmücken – die Errichtung des Klosters, die Heilung kranker Mönche durch den Starez, seine wunderbare Errettung vor der Hinrichtung und seine Einkleidung als Skimnik. Ein hausbackener Kunstmaler unter den Mönchen und sein Gehilfe, ein Novize, standen den ganzen Tag im Sonnenbrand auf dem Gerüst, und unter ihren Pinselstrichen entstanden die Blockhäuschen der Zellen, Mönche, der Starez, dunkle Kiefern und meerblauer Himmel. Wallfahrer und Pilgerinnen blieben stehen, blickten gerührt auf die bunte Pracht. Abt Gerwaßij, der oft hinkam, um den Fort-

schritt der Arbeit zu verfolgen, erzählte jedem – jedesmal anders – das Leben des Klostergründers.

Der Maler-Mönch und der Novize ließen ihre Pinsel im Stich, lauschten den Worten des Abts und wunderten sich im stillen darüber, woher Vater Gerwaßij alle die Einzelheiten aus dem Leben des Starez und des Klosters hernahm, und wenn der Abt fortging, setzte der Mönch die Erzählungen fort, wobei er alles durcheinanderwarf, was er über das Leben der vielen Heiligen gelesen hatte.

Der Novize fragte ihn zuweilen verdutzt:

„Vater Valentin, das ist aber doch aus dem Leben des heiligen Sawwa?“

„Ach, Bruder, laß das Zweifeln und Tüfteln! Das Leben des Mönchs ist sich überall gleich. Auch unser Starez hat so gelebt wie die übrigen Heiligen, von denen uns die Überlieferung meldet. Du aber grübelst, wo nichts zu grübeln ist – male mir lieber die Kiefern hier zu Ende . . .“

Wieder waren Kaufmannsfrauen eingetroffen, die in den Landhäuschen des Klosters den Sommer verbringen wollten und zum Abt kamen, um seine Genehmigung und seinen Segen zu empfangen. Nikolka dachte seufzend an die schöne Zeit, als er sich mit seinen Freunden den ganzen Tag im Walde umhertreiben konnte und mit Witwen oder ihren Töchterlein in Himbeerdickichten verschwand; voll Neid blickte er auf die Novizen, die an den Fenstern der Landhäuschen vorüberstreiften, nach gleichen Möglichkeiten Ausschau haltend.

In der Mühle traf er den Starez Akakij mit seinem langen weißen Handtuchförmigen Bart, dem glatten Silberhaar, dem Krückstock; einige Schritte hinter ihm ging Waßja, der Blöde, in schwarzem Käppchen und seiner alten geflickten Kutte – lang, mager und still. Als er den Abt erblickte, sah er ihn kurz an, senkte aber gleich wieder die Stirn. Der Starez trat auf Vater Gerwaßij zu, der Blöde blieb in einiger Entfernung mit gesenktem Kopf schweigend stehen, nur die knöchigen Finger seiner langen Hände bewegten sich unablässig. Der Starez sah Nikolka lange und prüfend, aber ebenso gütig und freundlich an, wie er alle Menschen anblickte. Er nahm den Segen des Abtes entgegen und sagte mit leiser, tonloser Stimme:

„Versuche den Herrn deinen Gott nicht, mache dich nicht zum Werkzeug des Verführers der Menschen. Du bist Mönch; dir ist viel gegeben, und viel wird von dir gefordert werden. In deinen

Händen ruhen die Seelen der Reumütigen und Demütigen. Vermagst du im Kloster den Weg der Wahrheit nicht zu gehen, so zieh in die Welt hinaus und suche dort nach Wahrheit . . . Aber versuche den Herrn nicht.“

Und unerwartet erfaßte den Abt plötzlich eine unbegreifliche Angst; als bedrückend empfand er plötzlich seine Feindseligkeit gegen sein Kind, seine Verbindung mit Arischa. Zum ersten Male spürte er, daß sich in seinem Leben alles verwirrt hatte, und sah keinen Ausweg. Dem Klosterleben war er verfallen, ihm gehörte er mit seinem Trachten und Sinnen und jedem Gedanken. Sein Wunsch, alle seine Kräfte dem Heil und Frommen des Klosters zu widmen, war aufrichtig und ehrlich und wurde immer schärfer und hartnäckiger, zugleich aber wußte er, daß er auch hierbei in erster Linie an sich selbst dachte. Die Festlichkeiten anläßlich der Heiligsprechung des Klostergründers zogen in verschwommenen Bildern an seinem Auge vorbei, und davor verblaßten Arischa, die kleine Fenja, sein ganzes, durch Sinnenlust und fleischliche Begierde getrübtcs Leben; seine Seele wandte sich vom Weibe ab. Die zufällige Begegnung mit dem Starez war wohl nur ein letzter Anstoß; es hatte schon lange in ihm gegärt. Die Demütigung auf dem Vorwerk, in Gegenwart der hohen Gäste, war jener Tropfen gewesen, der das Maß der Heimsuchung zum Überlaufen gebracht hatte, und die Geburt des Kindes hatte ein übriges getan. Einen Augenblick lang fühlte er sich schuldbelastet. Durch seine Verbindung mit Arischa hatte er es ermöglichen wollen, zweien Herren zu dienen – Abt zu sein und zugleich der Welt zu frönen; das hatte Verwirrung in sein Leben gebracht, dessen Zügel ihm entglitten waren. Jetzt konnte er Arischa nicht einfach abschütteln und sie ihrem Schicksal überlassen; er mußte sich aber von ihr zurückziehen, sonst drohten ihm Entweihung, Entsetzung von der Abtswürde, Solowki, eine feuchte Kellerzelle, Tod. Alles, was er in den Jahren nach der Trennung von der kleinen Fenja erstrebt und errungen hatte, würde in nichts zerfließen! Ihm selbst unerwartet sank er zu Füßen des Starez mit dem halbunterdrückten Aufschrei:

„Vater, erlasse mir meine Sünden! Weise mir den rechten Weg!“
„Stehe auf! Gehe den Weg der Wahrheit und der Demut. Viele Sorgen lasten auf dir, und groß ist deine Verantwortung, aber immer wieder unterliegst du der Versuchung des eitlen Sinnenlebens. Die Kraft und die Gaben, das Meer des weltlichen Lebens zu meistern, sind dir nicht gegeben, so lenke dein Schifflein in die stille Zuflucht der Klostermauern.“

Vater Akakij hob langsam den Arm und wies in die Richtung nach dem Vorwerk:

„Du wurdest versucht und bist unterlegen; tue Buße! Jetzt hast du auch nicht eine Stunde Zeit zum Gebete. Dir ist viel gegeben, und viel wird von dir gefordert werden; laß deine Taten für dich sprechen. Von jenem Leben aber“ – wieder hob er die Hand und streckte den Zeigefinger aus – „wende dich ab, zerstöre nicht länger ein fremdes Menschenleben; viele Seelen verlockt dein Tun zu Sünde und Zweifel. Was du gefehlt hast, mache wieder gut durch Demut und Liebe und nimm anderen nicht, was ihr Leben ist.“

Waßja hatte stumm den Worten des Starez gelauscht, und als der Abt sich erhob, lief der Blöde auf den Starez zu, kniete vor ihm nieder und verneigte sich tief, mit der Stirn den Boden berührend. Dann stand er auf, drehte sich um und verneigte sich ebenso tief vor dem Abt. Da erst bemerkte Vater Gerwaßij den Blöden und schrak vor Überraschung zusammen.

Waßja stand auf und sagte leise, ohne in sein gewöhnliches Gezeter zu verfallen:

„Nikoluschka, nimm mich nicht wieder von dem Starez fort, der Starez schlägt mich nicht, der Starez ist so gütig . . .“

„Vor dem Worte der Güte tut sich des Menschen Seele auf. Die Seele des Mönches aber ist Buße und Demut. Waßenka ist still und friedlich, wenn man ihm nicht wehe tut, er ist ein demütiger Mönch . . .“

„Du magst ruhig bei dem Starez bleiben, Waßenka, ich will dich nicht von ihm nehmen, und der Segen des Herrn sei über dir.“

Zusammen mit Vater Akakij ging der Abt bis zum Domänenwald, wo der verkaufte Klosterforst begann. Die Bauern von Polpenki rodeten Baumstümpfe aus. Dort, wo im Vorjahre der Wald gefällt worden war, wucherte ungestüm Gras und grünes Buschwerk empor. Der Starez blickte auf die Lichtung hinaus und sprach, ohne sich an den Abt oder Waßja zu wenden, traurig vor sich hin:

„Diese Gottesschönheit ist dahin! Als junger Mann kam ich ins Kloster, da stand schon dieser Wald in seiner Herrlichkeit seit Menschengedenken. Nun ist es hier wüst und leer . . .“

Der Abt spürte in diesen Worten einen Vorwurf und wollte sich rechtfertigen.

„Das Kloster hat große Ausgaben – die Aufnahme der Gäste, die Reliquien . . .“

Der Starez unterbrach ihn:

„Ich habe dir bereits gesagt, Mönch – wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert werden.“

Vater Akakij ging in den dichten Domänenwald hinein, Waßja folgte ihm wie früher in einiger Entfernung.

Der Abt hatte sich vor dem Starez verneigt und schritt den Graben entlang, der den Klosterwald vom Domänenwald trennte. Der Graben war ganz mit Farnen überwuchert und zog sich als schmale Schneise hin. Nikolka war noch niemals hier gewesen. Der Wald war still, rau, finster. Die Gipfel der Fichten verdeckten den Himmel und rauschten herb. Der Abt wollte feststellen, wohin der Grenzgraben führe. In das feuchte, hier niemals trocken werdende Moos sank tief der Fuß. In der Ferne, am Ende des langen, dunklen Korridors, winkte ein heller Schein; die Eisenbahnlinie durchquerte hier den Wald. Jenseits des Dammes fraß sich der Graben weiter in die dunkle Waldestiefe. Es war ein sonniger, klarer, fast heißer Sommertag; durch den Wald aber strichen kalte, feuchte Lüfte; zuweilen sank der Fuß schmatzend in sumpfigen Boden. Allmählich lichtete sich der Wald, an einer Seite begannen Felder, von der dunklen Wand des Klosterwaldes begrenzt. Einige kleine Hügel hinab, auf denen ein Dorf lag – Nikolka wußte nicht einmal, was das für ein Dorf war – schlängelte sich ein Weg, der im Klosterwalde verschwand.

Nikolka beschloß, den Graben entlang bis zu diesem Wege zu gehen, der ihn wohl zurück zum Kloster führen würde. Den Rain entlang erreichte er den Weg und kam wieder in Wald. Nahe am Wege, auf Klostergrund, stand ein Blockhaus. Der Abt war hungrig geworden und bog in den Hof ein. Wie viele Jahre war er schon im Kloster, hatte wohl den ganzen Wald zwischen Kloster und Polpenki kreuz und quer durchstreift, auf dieser Seite aber, rechts von der Mühle und dem Eisenbahndamm, war er noch niemals gewesen. Auch die Mönche wußten wohl kaum von diesem Anwesen. Vor dem Hause spielten zwei dunkeläugige kleine Jungen, mit schwarzem Kraushaar und bloßem Hemde im weißen Sande. Beim Anblick des Mönches verschwanden sie im Hause. Ein hakennasiger weißhaari-ger Greis kam dem Abt dienernd entgegen.

Nikolka wurde sogar verlegen, fragte:

„Ist dies Klosterwald?“

Der Alte lachte, und seine Augen blickten spöttisch:

„Woher kommen Sie denn?“

„Aus dem Kloster.“

„Und da wissen Sie nicht einmal, daß dieser Wald dem Kloster gehört?!“

„Kann ich bei Ihnen etwas zu essen bekommen?“

„Warum denn nicht? Wir leben ja davon, beherbergen Wallfahrer des Nachts, verpflegen sie.“

Der Alte führte ihn in die Stube, Vater Gerwaßij blickte in die Ecke, wollte sich bekreuzigen, es war aber kein Heiligenbild da.

„Warum haben Sie denn kein Heiligenbild?“

„Wozu sollten wir eins haben? . . .“

„Was heißt, wozu? Jeder Rechtgläubige muß ein Heiligenbild haben.“

„Das mag bei den Rechtgläubigen so sein, wir aber brauchen keins; wir sind Juden.“

„Wie kommt es dann, daß Sie auf dem Grund und Boden des Klosters leben?“

„Schon mein Vater hat hier einen Krug unterhalten, der wird ja wohl gewußt haben, wer ihm die Erlaubnis dazu erteilt hat – mir hat er nichts davon gesagt, ist friedlich gestorben, ohne was zu sagen.“

In der Stube herrschte jener besondere, ärmlichen Judenbehauungen eigentümliche Geruch – ein Gemisch von Knoblauch, Zwiebeln und von noch etwas Penetranterem, das wohl mit der Speisenzubereitung zusammenhing.

Der Alte war hinausgegangen und kehrte mit seinem Sohne zurück, der einen Krauskopf hatte, eine lange Hakennase wie sein Vater und schwarze lebhaftige Augen.

Der Abt wußte nicht recht, ob er in diesem jüdischen Hause essen sollte, vielleicht verunreinigte er sich dadurch? Schließlich nahm er doch ein Stück Schwarzbrot, brach es und begann zu kauen.

Der junge Mann musterte den Mönch prüfend von Kopf zu Fuß mit einem hurtigen Blick und nickte ihm zu, ohne die Mütze abzunehmen. Der Alte sagte:

„Das ist mein Sohn Moissej; die Kleinen sind seine Kinder, seine Frau ist in die Stadt gefahren.“

Dem Abt kam der Gedanke, daß der Klostergründer Simeon wohl darum keine Wunder wirkte, weil auf dem Gebiet des Klosters Ungläubige wohnten, Unreine, und beschloß, die Juden von hier zu entfernen, um die Rechtgläubigen von dem Ärgernis zu befreien. Ohne sein Stück Brot aufgegessen zu haben, stand er vom Tisch auf und wollte gehen. Der junge Mann fragte mit einem ebenfalls etwas spöttischen Lächeln wie vorher sein Vater:

„Vielleicht wünschen der Herr Priester etwas zu trinken?“

„Was habt ihr denn zu trinken?“

„Vielleicht ein Schnäpschen? Monopolbrand?“

Vater Gerwaßij sagte ärgerlich:

„Was habt ihr für ein Recht, mit Schnaps zu handeln, Rechtgläubige betrunken zu machen, die auf der Wallfahrt zu unserem Starez hier vorüberkommen?!“

„Müssen wir denn jedem Mönch Rede und Antwort stehen?“

„Ich bin der Abt.“

Als der Alte, der bisher geschwiegen und seinen Sohn wohlgefällig angesehen hatte, vernahm, daß der Mönch der Abt sei, mischte er sich hastig ein und erklärte, daß sie nicht mit Schnaps handelten und die Wallfahrer nicht betrunken machten, wenn aber mal ein Bauer auf der Rückkehr aus der Stadt im Winter hier Rast mache, um seine Pferde zu füttern und Tee zu trinken, so schlugen sie ihm seinen Wunsch nicht ab, wenn er um ein Schnäpschen bat.

„Ein Mensch darf sich doch wohl erwärmen, Herr Abt, sonst käme er oft gar nicht mehr nach Hause zurück. Darum handeln wir aber noch längst nicht mit Branntwein! Wenn sich auch einmal ein Fläschchen im Hause befindet, so nur zu persönlichem Gebrauch – mein Moischka da trinkt gern ein Schnäpschen nach der Arbeit.“

Seinen Gedankengang von vorher wieder aufnehmend, sagte Vater Gerwaßij:

„Darum tut unser Starez auch keine Wunder, er zürnt, weil auf Klostergrund Unreine leben, das beeinträchtigt auch die Einkünfte unseres Klosters.“

„Ihr Starez, Herr Abt, wird armen Juden gewiß nicht zürnen, weiß er doch, daß sie Kinder haben, die auch essen wollen.“

„Gleichviel — ihr werdet sehen müssen, wo anders unterzukommen, auf Klostergrund dürft ihr nicht bleiben. Ich lasse das nicht zu . . .“

Ohne sich zu verabschieden, schritt Gerwaßij hinaus; Moischka, der mit seinem Vater schnell ein paar Worte gewechselt hatte, stürzte ihm nach und redete auf ihn ein.

„Sie sagen, wo anders unterkommen – wohin aber sollen wir denn von hier? Wie sollen wir verdienen unseren Unterhalt? Wir wollen aber beten zu unserem Gott, daß der möge Ihren Starez Wunderthaten vollbringen lassen.“

Vater Gerwaßij blieb hartnäckig auf seinem Standpunkt, daß das Kloster durch die Anwesenheit der Juden verarmen und der Starez den Mönchen und ihm, dem Abt, nur noch mehr zürnen könnte, jetzt, da er, Gerwaßij, von der Sache wisse.

„Vielleicht hat er mich gerade aus diesem Grunde heute hierher – geführt, hat auf euch hingewiesen – wie könnte ich da gegen seinen Willen euch hier lassen?!“

„Und wenn nun Ihr Starez Sie aus einem ganz anderen Grunde hergeführt haben sollte . . .“

„Aus welchem Grunde denn?“

„Um uns zu helfen. Das Kloster hat nur geringe Einkünfte, und nur wenige Wallfahrer kommen hier vorüber. In anderen Klöstern dagegen, wo es Ihre Heiligen gibt, kommen oft Wundertaten vor, und Juden leben in nächster Nähe. Ich weiß, in Kiew leben viele Juden, sehr viele sogar, und auch viele Ihrer Heiligen gibt es in Kiew, und die Heiligen denken gar nicht daran, den Juden zu zürnen, sondern wirken ihre Wunder, und die Juden sind ihnen noch dabei behilflich.“

„Wie das?!“

„Die Anwesenheit von Juden veranlaßt Ihre Heiligen, recht viel Wunder zu wirken, um sie durch ihre Wundertaten zu bekehren und dem Glauben an euren Gott zuzuführen.“

„Also, was willst du von mir?“

„Ich will, daß der Herr Abt uns nicht aus dem alten Krug ausiedelt, er steht schon lange hier, mein Großvater war früher der Krugwirt, und Ihr Starez war gar nicht böse darüber, mein Großvater lebte von den Wallfahrern, und der Großvater meines Großvaters hat auch schon den Krug hier gehabt, und Ihr Starez war auch damals nicht böse darüber, warum sollte er nun plötzlich zürnen meinem Vater und mir? In Kiew zürnen eure Heiligen uns doch kein bißchen?“

Der Jude redete ohne Ende auf den Abt ein, bemüht, ihm klarzumachen, daß er und seine Familie auch leben müßten, daß jedes Volk seine Heiligen habe, die auch Wunder wirkten, daß überall aber nur ein Gott sei, der niemandem zürne, daß ja auch die Juden ihre Heiligen hätten – Moses, Aaron, die Propheten –, die auch Wunder gewirkt hätten, und daß ja diese jüdischen Propheten in allen rechtgläubigen Kirchen dargestellt seien, ihre Predigten und Wunder in den rechtgläubigen Kirchen gefeiert würden und daß auch die christlichen Mönche diese Juden für Propheten und Heilige hielten.

Der Abt hatte längst genug von dem Redestrom des jungen Juden, Entgegnungen hielt er für unangebracht, vielleicht darum, weil er nicht wußte, was er hätte erwidern können; so machte Vater Gerwaßij schließlich eine Handbewegung und sagte:

„Nun gut, ihr könnt einstweilen dableiben; nachher sehen wir weiter.“

„Vielen Dank, Herr Abt . . . Daß aber Ihr Starez wird Wunder vollbringen, das weiß ich bestimmt, und ebensowohl weiß ich, daß er den armen Juden in dem alten Krug nicht zürnt.“

Einige Tage später ging der Abt nach dem Mittagmahle auf das Vorwerk. Er begrüßte die junge Nonne ruhig, auch die Wiege störte ihn nicht mehr. Er blieb aber nicht bei ihr in der Zelle, sondern schritt auf den Hof hinaus und sprach über Wirtschaftsangelegenheiten. Beim Fortgehen sagte er:

„Begleite mich ein Stück, ich habe mit dir unter vier Augen zu sprechen.“

Im Walde übergab er ihr ein Päckchen Geld . . .

„Das ist für ihn und auch für dich. Sobald ich wieder etwas habe, bringe ich dir mehr . . . Ich kann jetzt nur selten aufs Vorwerk kommen, die Bruderschaft murrst, in der Stadt könnte man aufmerksam werden . . .“

Arischas Stimme erbebt, das Päckchen entglitt ihren Händen; Nikolka hob es auf und reichte es ihr.

„Ach, Kolenka, du hast mein Leben zerstört, und nun wendest du dich von mir ab! . . .“

„Nein, ich verlasse dich nicht, aber ich kann jetzt nicht kommen – die Bruderschaft murrst.“

„Du willst mich verlassen, das ist es, mich und ihn – er ist dir im Wege.“

„Das ist nicht wahr.“

„Du hast nur dein Spiel mit mir getrieben, und jetzt, wo er da ist . . . Ach, Kolenka!“

Nikolka stieß mit dem Fuß ein Ästchen am Boden beiseite, runzelte die Stirn, sagte, schon im Gehen:

„Du willst mich nicht verstehen!“

„Ich verstehe dich sehr wohl, Kolenka! . . .“

„Leb wohl!“

„Also du kommst überhaupt nicht mehr – brauchst mich nicht mehr!“

Unter seinen Füßen knirschte das trockene Reisig; die schwarze Kutte entschwand in der Dämmerung.

Der junge Moißej war in den Krug zurückgekehrt. Unruhig fragte ihn sein Vater aus; er war wütend auf die Heiligen der Rechtgläubigen, auf das Kloster, auf die Mönche. Sein Sohn grübelte lange, warf schließlich den Kopf zurück, sagte:

„Ihr Starez wird ein Wunder tun, ich weiß jetzt schon, wie – wir werden nicht brauchen auszuziehen.“

Wie immer rasteten Wallfahrer in der Herberge, übernachteten in der Flechtscheune auf dem Hof oder im Walde neben dem Krüge; Bauern kehrten ein, um ihre Pferde zu tränken, der Brunnenschwengel ließ knirschend den Eimer in die Tiefe hinab, wo dieser laut polterte und beim Aufstieg klingend Wasser verschüttete. Wie immer lief Sara, die Frau des jungen Moißej, zum Empfang der Wallfahrer auf den Hof hinaus, stellte in der Kammer den Samowar auf, schnitt Brot, holte Schnaps aus dem Keller. Moißej schritt zuweilen durch die Felder; die Ähren, gelb geworden, reiften heran und flimmerten rauschend. Eines Morgens spannte Moischka den Wallach an, fuhr in die Stadt und kehrte am Abend wieder heim. Nach einer Woche fuhr er wieder in die Stadt und blickte nach seiner Rückkehr oft prüfend auf die Felder, als warte er ungeduldig auf den Beginn der Ernte. Und als die Bauern zum ersten Male die Hügel heraufgezogen kamen, um das Korn zu schneiden, ging Moischka am Abend nicht zu Bett, sondern machte sich lange in der Scheune zu schaffen, schritt darauf ins Feld hinaus, kam zurück, spannte wieder den Wallach an und fuhr noch vor Morgengrauen in die Stadt.

An der Ecke am Klosterwald, wo der Weg sich in diesen verlor, sollte dem Brauch nach der Älteste des Hofes, dem das Land gehörte, mit dem Schneiden des Kornes beginnen. Der alte Bauer kam mit all seinen Familienangehörigen auf den ganzen Tag heraus, spannte das Pferd ab, koppelte es und ließ es am Rain grasen. Die Schwiegertochter band die Enden der Deichseln zusammen, stützte sie auf einen Knüppel und hängte eine Wiege daran auf. Der alte Bauer warf seinen Kittel ab, löste den Gürtel, wandte sich an seine Söhne:

„Na, Jungens, machen wir uns an die Arbeit!“

Die Sense des Alten blitzte im spitzen Winkel der Waldecke auf, zwei weitere Sensen gruben sich hinter ihm ins Korn. Der Alte hatte erst ein paar mal ausgeholt, als er plötzlich ausrief:

„Halt! Ein Gotteswunder!“

Seine Söhne und die Weiber eilten herbei.

„Ein Heiligenbild aus Gotteshand! Ein alter Einsiedler ist darauf!“

Im Roggen, fünf Schnitte einer Bauernsense vom Wegrand entfernt, stand auf der Erde ein Heiligenbild, vor dem eine dicke Wachskerze flackerte.

Die Weiber brachen vor freudiger Erregung in Weinen aus, alle begannen zu beten, dann lief jemand ins Dorf, um Leute zu holen. Die Bauern strömten herbei, knieten nieder, verneigten sich tief, mit der Stirn den Boden berührend. Dann wurde darüber verhandelt, was weiter geschehen, was man mit dem Heiligenbild aus Gotteshand machen sollte, denn niemand wagte, es zu berühren. Man sandte ins Dorf nach dem Priester und nach dem Wachtmeister. Auf den Lärm hin kam auch der alte Jude aus dem Krüge gelaufen und staunte zusammen mit den Bauern.

Der Priester traf zuerst ein, erkundigte sich nach allen Einzelheiten der wunderbaren Erscheinung, vernahm den alten Bauern, der das Heiligenbild als erster bemerkt hatte, besah dieses mit prüfenden Blicken.

„Steinalt. . . Ein Skimnik ist dargestellt“, das Kloster kam ihm in den Sinn – „es ist der Starez Simeon – man muß nach dem Abt senden. Wassilij Nikiforytsch, schick’ mal deinen Sohn Wassilij mit dem Wagen hin, auf deinem Acker ist ja das Heiligenbild erschienen.“

Wassilij hieb unterwegs fortwährend auf den Wallach ein, das Tier war mit Schaum bedeckt, als er an der heiligen Pforte ankam. Er ließ den Wagen draußen stehen und lief ins Kloster; vor Erregung hatte er sogar vergessen, die Mütze abzunehmen und sich zu bekreuzigen. Hinter der Pforte traf er Vater Awraamij und eilte auf ihn zu.

„Ich muß den Vater Abt sprechen! Ein Wunder ist geschehen, ein Gotteswunder!“

„Was für ein Wunder?“

„Ein wunderbares Heiligenbild ist erschienen, auf dem Acker meines Vaters, in der Waldecke – euer Starez Simeon. Führ’ mich zum Abt.“

Vater Awraamij humpelte mit Wassilij nach der Abtei, erzählte den Mönchen, die sie unterwegs trafen, von der Erscheinung des Heiligenbildes, im Handumdrehen wußte es das ganze Kloster, und die Mönche strömten in Scharen zur Abtei.

Nikolka bemerkte durchs Fenster Vater Awraamij mit dem atem-

losen Bauern und die herbeieilenden Mönche, erschrak in der Annahme, ein Unglück sei geschehen, und lief auf die Treppe hinaus. Wassilij sank am Fuß der Treppe auf die Knie und rief:

„Vater Abt, das Heiligenbild eures Starez ist auf dem Acker meines Vaters erschienen, in der Waldecke, ein Gotteswunder! Die Gemeinde hat mich zu dir abgesandt, unser Priester, Vater Afanassij ist bereits da, er hat den Rat gegeben . . .“

„Welchen Rat?“

„Sie zu holen, Sie sollen schnell hinkommen.“

Der Abt wandte sich mit feierlicher, erhaben frohlockender Stimme an die Mönche und Wallfahrer, die herbeigeströmt waren.

„Brüder, unser Starez hat zum größeren Ruhme des Klosters das Wunder seiner Erscheinung gewirkt . . .“

Durch die Menge stob ein Flüstern von Mund zu Mund:

„Ein Wunder, ein großes Wunder, unser Starez tut Wunder!“

Mit der gleichen feierlichen Stimmewandte sich der Abt an Wassilij:

„Berichte vor dem Angesicht der Mönche und allem Volke, wie sich das Wunder ereignet hat.“

Der Bauer hatte in seiner Hast sogar vergessen, seine Mütze vom Kopf zu nehmen; Vater Awraamij flüsterte ihm von hinten zu:

„So nimm doch deine Mütze ab!“

Wassilij kam zu sich, nahm mit einer weiten Armbewegung die Mütze vom Kopf; die Menschen reckten erwartungsvoll die Hälse.

„Aber wir müssen doch fahren, Vater Abt, der Dorfschulze hat nach dem Wachtmeister geschickt.“

Der Abt wurde zornig und fuhr Wassilij an:

„Berichte!“

Überstürzt und verworren erzählte Wassilij von der Entdeckung des Heiligenbildes. Der Abt hörte aufmerksam zu und wiederholte von Zeit zu Zeit, an die Mönche gewandt:

„Ein Wunder, ein großes Wunder!“

Als Wassilij geendet hatte, ordnete der Abt an, daß die ganze Bruderschaft an der heiligen Pforte auf das Eintreffen des Heiligenbildes aus Gottes Hand zu warten hätte, ließ den großen Bahnhofswagen anspannen – in Wassilij's Wagen sollte jemand hinterdrein fahren –, eilte in die Abtei, schmückte sich mit hoher Mütze und Soutane und stieg in den Wagen; Vater Akindin und den Vater Haushalter Paißij nahm er als Zeugen zur Bestätigung des Wunders mit sich.

Der Novize jagte durch den Wald, so daß der Wagen auf die Wurzeln aufstieß und in die Luft schnellte und hier und da einmal

einen Baum streifte. Als sie an dem jüdischen Kruge vorbeikamen, bemerkte Vater Gerwaßij wieder die beiden schwarzköpfigen Knaben, die vor der Schwelle im Sand buddelten, und gedachte der Versicherung des jungen Juden, daß der Starez bestimmt Wunder wirken und sich davon durch den jüdischen Krug nicht abschrecken lassen würde; vielleicht hatte er doch recht getan, die Juden nicht auszuweisen.

Sie gelangten an den Waldrand und erblickten die Volksmenge, die sich vor dem Heiligenbilde versammelt hatte. Der Priester und der Wachtmeister standen in der Mitte des Kreises.

„Wer ist Zeuge? Wer hat das Heiligenbild zuerst erblickt?“

Der alte Wassilij wiederholte:

„Ich sah es zuerst und die brennende Kerze davor . . .“

„Gleichviel, ein Protokoll müssen wir jedenfalls aufnehmen.“

Der Abt mit den Mönchen näherte sich, die Menge wich vor ihm auseinander. Stumm schritt er durch die Menschengasse, ohne nach rechts oder links zu schauen und ohne an irgend jemand das Wort zu richten, sank vor dem Heiligenbilde auf die Knie, verneigte sich tief, mit der Stirn den Boden berührend, dreimal; das gleiche taten zu seinen Seiten Paißij und Akindin. Danach erhob er sich und trat auf den Wachtmeister zu.

„Ein großes Wunder, wahrlich ein großes Wunder hat unser Starez Simeon gewirkt! . . . Eine Messe muß am Erscheinungsort des Heiligenbildes zelebriert werden.“

Der Wachtmeister bat den Abt und den Priester ein wenig beiseitezutreten und sagte halblaut:

„Gewiß, Vater Abt, es ist ein großes Wunder, trotzdem aber müssen wir vorher feststellen, ob niemand das Heiligenbild heimlich hier aufgestellt hat.“

Der Abt schlug die Hände zusammen.

„Aber das wäre ja Gotteslästerung – wessen Hand würde sich zu so einer Tat erheben?!“

„Nicht fern von hier im Walde befindet sich ein jüdischer Krug – man muß die Sache aufs genaueste untersuchen.“

Der Abt protestierte; ein Ungläubiger würde es nicht wagen, so etwas zu tun, er liefe sonst Gefahr, daß seine Behausung niedergebrannt und seine Familie verjagt würde.

„Ich kann nicht anders, Vater Abt, ich muß meiner Pflicht nachkommen und die Wahrhaftigkeit des Wunders genau prüfen; bis dahin muß ich, kraft meines Amtes, verbieten, das Heiligenbild anzurühren.“

Der Abt dachte an seine Anordnung, daß die Bruderschaft ihn mit dem wunderbaren Heiligenbilde an der heiligen Pforte erwarten sollte; wenn er es nicht noch heute hinbrachte, würde sich des Klosters große Erregung bemächtigen. Ihm kam sogar der Gedanke – die Versicherung des jungen Juden war ihm wieder in den Sinn gekommen –, daß es nicht mehr anginge, das Wunder der Offenbarung eines Heiligenbildes aus Gottes Hand abzulehnen, selbst wenn wirklich der alte Jude das Heiligenbild in das Korn gestellt haben sollte. Er drang darum in den Wachtmeister, die Untersuchung möglichst zu beschleunigen, den alten Juden, seinen Sohn, seine ganze Familie unverzüglich zu verhören und jedenfalls noch heute das Heiligenbild zur Überführung ins Kloster freizugeben.

„Sie bringen die Bruderschaft um eine große Freude, die Mönche warten sehnsüchtig auf das Eintreffen des wunderbaren Heiligenbildes und werden die Nacht durch warten, daß wir es ihnen bringen.“

Der Wachtmeister stellte einen Landjäger als Wache neben das Heiligenbild, die Bauern begaben sich allmählich wieder auf ihre Felder zurück, der alte Wassilij mit seinen Söhnen begann vom anderen Ende seines Feldes mit dem Schneiden des Korns, während der Wachtmeister und der Priester den alten Juden einem Verhör unterzogen und ihn fragten, ob nicht er das Heiligenbild hingestellt habe oder nicht wisse, wer es getan habe. Der Alte sah sie verwundert an und beteuerte, daß er von nichts wisse, er sei bloß auf den Lärm hin hergekommen.

„Und wo ist dein Sohn?“ fragte der Wachtmeister.

„Der ist doch nicht zu Hause, Herr Wachtmeister.“

„Wo ist er denn?“

„Er ist doch schon gestern gefahren in die Stadt und über Nacht fortgeblieben.“

„Schön, gehen wir mal in die Herberge, ich will selbst nachschauen.“

Der Wachtmeister durchsuchte Haus und Hof, fragte die junge Jüdin, aber sie sah ihn mit verwunderten Augen groß an. Es war offenbar, daß weder der alte Jude noch seine Schwiegertochter etwas über die Sache wußten.

„Na, gut denn, Vater Abt, nehmen Sie das Heiligenbild einstweilen mit ins Kloster.“

Der Abt setzte sich mit dem Heiligenbilde auf den Bock zum Kutscher, während der Wachtmeister, Vater Paißij und Akindin im Wagen Platz nahmen. Diesmal wurde mit größter Vorsicht gefahren, und als der Wagen sich dem Kloster näherte, ertönte feier-

liches Glockengeläut. Nikolka zuckte zusammen, lächelte angenehm überrascht, und aus seinen Augen strahlte Freude und Frohlocken.

Vor der heiligen Pforte scharten sich viele wartende Wallfahrer und als schwarze Wand dunkelten die Reihen der harrenden Mönche. Ein hoher, stämmiger Greis, der Hieromonach Rafail, erklärte laut und beredt, man müsse das Heiligenbild aus Gottes Hand feierlich empfangen, mit einer Kirchenprozession, in vollem Ornat, mit allen Heiligenbildern und Kirchenbannern, denn der Starez Simeon sei wahrlich ein Heiliger des Herrn, der vor allem Volke unanfechtbare Wunder vollbringe; seine Reliquien würden ja doch bald entdeckt werden, nach seinen Wundertaten aber sei er jetzt schon als Heiliger zu ehren. Die Bruderschaft geriet in Erregung, wurde aber wieder still, als der Starez Akakij aus seiner Einsiedelei erschien. Vater Rafail erklärte ihm seinen Vorschlag. Der Starez senkte die Stirn, schwieg eine Weile, dann geriet sein langer, weißer, handtuchförmiger Bart in Bewegung, der Greis hob den Kopf und sagte, an Rafail und die Mönche gewandt:

„Väter und Brüder, solange der Starez von der rechtgläubigen Kirche nicht heilig gesprochen ist, dürfen wir auch sein heiliges Bild aus Gottes Hand nicht mit Gebet und Messe begrüßen. Nach meiner bescheidenen Ansicht müssen wir es ohne Feierlichkeit empfangen, in klösterlicher Demut, und den Herrn nicht versuchen. Wahrlich, der Starez ist ein großer Gerechter, aber das Kirchengesetz verletzen dürfen wir nicht.“

Nach einem erregten Meinungsaustausch wurde beschlossen, den Rat des Starez zu befolgen und das wunderbare Heiligenbild nur mit Glockengeläut zu empfangen.

Der Abt trug das Heiligenbild feierlich durch die heilige Pforte in die neue Kathedrale und kniete zusammen mit der Bruderschaft vor dem Bilde des Starez nieder. Danach begab er sich mit dem Wachtmeister in die Abtei und ließ die Kirchentür schließen.

Vater Paißij bestellte schnell ein besonderes Abendessen und schickte es in die Abtei.

Gegen Abend hielt wieder ein Wagen vor der heiligen Pforte. Gmoißej war einen anderen Weg – diesseits des Bahndamms – aus der Stadt zurückgekehrt und hatte, ohne zu Hause vorzusprechen, vor dem Kloster haltgemacht. Er schritt durch die heilige Pforte und blieb, Umschau haltend, stehen; der Pförtner, Vater Awraamij, kam aus seiner Zelle und trat auf ihn zu.

„Was wünschst du?“

Moißej antwortete mit bebender Stimme, abgerissen, halb flüsternd:

„Ich muß zum Herrn Abt, zum Herrn Abt; ich muß sofort zum Herrn Abt . . .“

Vater Awraamij erkannte an seiner Sprechweise und seinem Äußeren, daß er einen Juden vor sich habe, und antwortete mißmutig und argwöhnisch:

„Der Vater Abt ist heute sehr in Anspruch genommen – ein Wunder ist geschehen; er kann niemand empfangen.“

Der Jude schlug die Hände zusammen und flüsterte hastig:

„Ein Wunder? Ja, ja, auch mir ist ja ein Wunder widerfahren, oh, solch ein Wunder, solch ein Wunder! Darum muß ich ja gerade sehen den Herrn Abt – solch ein Wunder!“

Vater Awraamij blickte ihn verblüfft an und wies ihm den Weg.

„Na, dann geh schon – rechts, das Haus mit den Säulen.“

Der Krugwirt stürzte in das Empfangszimmer des Abts, der mit dem Wachtmeister und Vater Paißij zu Tisch saß und Tee trank; auf dem Tisch stand eine Flasche, und die Stimme des angetrunkenen Wachtmeisters klang tief und zufrieden. Moißej eilte an den Tisch, schlug die Hände zusammen, kreuzte sie über der Brust, an die er dabei seine Mütze drückte, und sagte mit bebender Stimme, nur an den Abt gewandt:

„Was ich habe erlebt, Herr Abt, oh, was ich habe erlebt, was ich habe erlebt!“

Der Jude war so unerwartet ins Zimmer gestürmt und hatte so eilig zu sprechen begonnen, daß alle am Tisch Sitzenden zusammenfuhren und sich erschreckt nach ihm umwandten. Der Krugwirt sprach stotternd, verworren, wiederholte endlos „Herr Abt“, und sein ganzes Wesen verriet ungeheure Erregung.

Der Abt fragte:

„Was ist geschehen?“

„Ich weiß gar nicht, was mir geschehen ist, Herr Abt, ich kann mir das nicht reimen zusammen; also ich machte in der Stadt meine Besorgungen, kehrte bei einem Bekannten ein. ‚Oi‘, sagte der, ‚was bist du denn so traurig, Moißej, ist Sara krank oder sonst was los, weil du bist so traurig, Moißej, und dazu blaß, oi wie blaß?‘ Warum sollte ich denn sein blaß? antwortete ich ihm, er aber, Herr Abt, er sagte: ‚Ja,‘ sagte er, ‚du bist blaß, sogar ganz blaß, ich lasse dich nicht fort, du mußt übernachten bei mir . . .‘ So blieb ich denn bei ihm über Nacht, mein Herz aber, Herr Abt, das machte immer tuck-tuck-tuck, ganz laut, als wollte es springen raus aus der Brust,

ich konnte darum gar nicht schlafen, und kaum wurde es hell, da weckte ich meinen Freund. „Ich muß fort, ich muß gleich fort,“ sagte ich zu ihm, „mein Herz so laut pocht, ob zu Hause nicht ist etwas vorgefallen?“ Und was denken Sie, Herr Abt, ich kam heraus aus der Stadt, fahre meines Weges, komme die Anhöhe hinauf, da mein Pferd bleibt stehen . . . ich gebe ihm die Peitsche. Es rührt sich aber nicht vom Fleck, will nicht weiter, was ich auch anstelle . . . Da sah ich zum Himmel auf, Herr Abt, und vom Himmel sinkt herab eine weiße Säule und brennt und strahlt etwas in dieser Säule – ich weiß gar nicht, wie es kommt, daß ich nicht bin geworden blind, und wie hätte denn auch mein Pferd weiter sollen, wo ich doch selber war so ganz erschrocken! Ich war aufgesprungen, stand da, wollte weiter fahren, zerrte an den Zügeln, das Pferd aber ging nicht, und die Säule bewegte sich nicht, stand ganz still eine Weile, und dann war sie weg, und da ging auch das Pferd wieder, und ich fuhr weiter . . . Aber was das nur war? Ich lenke nach Hause, das Pferd aber biegt den Weg zum Kloster ein und hat mich hergebracht . . . Was war das nur, was mir ist widerfahren, Herr Abt?“

„Ein Wunder ist dir geschehen, Ungläubiger! . . .“

„Ja, ja, Herr Abt – ein großes Wunder!“

„Unser Starez hat dir den Weg hierher gewiesen zur Stunde, da sein heiliges Bild in Erscheinung trat.“

Der Wachtmeister sah den Juden spöttisch an, fragte:

„Wo warst du, Mojscha?“

„In der Stadt, Herr Wachtmeister, und auf dem Heimwege ist mir widerfahren dieses erschreckliche Wunder.“

„Sag’ mal, hast du nicht das Heiligenbild beim Klosterwald in den Roggen gestellt?“

„Ich bin doch Jude, Herr Wachtmeister, und wie sollte ich das getan haben, da ich doch gar nicht zu Hause war, und was meinen Sie eigentlich, was für ein Heiligenbild?“

Der Abt mischte sich ein, sagte, an Moisej gewandt:

„Dieses Himmelszeichen hat dir der Starez Simeon gewiesen, als sein heiliges Bild auf Erden in Erscheinung trat, damit du glaubest und dich zum rechtläubigen Christentum bekehrst. Der Starez hat sich deiner erbarmt und dich statt nach Hause, hierher ins Kloster geführt, auf daß du dich taufen läßt und vor seinem Grabe niederkniest in Andacht, dann wird er dir auch gestatten, weiter auf dem Boden zu leben, wo sein heiliges Bild erschienen ist. Das ist der Sinn des Wunders, das dir geworden ist.“

Der Jude erzählte noch einmal umständlich von der wunderbaren

Erscheinung und wiederholte seinen Bericht vor Vater Akindin, nach dem der Abt geschickt hatte, damit er das Wunder aufzeichne. Zum Schluß sagte der Abt:

„Und nun, Vater Akindin, schreibe, daß der Ungläubige nach dem wunderbaren Himmelszeichen, das der Starez ihm gewiesen hat, gläubig geworden und bereit ist, dem rechtgläubigen Christentum beizutreten. Und der Oberwachtmeister wird dein Taufvater sein . . . Fahre jetzt nach Hause, ich will dir einen Mönch senden, der dich in den Satzungen der heiligen christlichen Kirche unterweisen soll . . .“

Die Botschaft von dem neuen Wunder rief aufs neue ungeheure Aufregung im Kloster hervor; der Bericht des Juden wurde staunend erörtert; tiefen Eindruck machte auch die Bekehrung des Ungläubigen, den der Starez auf so wunderbare Weise der ewigen Wahrheit zugeführt hatte, weil der Jude auf dem heiligen Boden des Klosters lebte, und dort, wo der Fuß eines Heiligen gewandelt habe, dürfe kein sündiger Ungläubiger schreiten.

Der laute, redegewandte Vater Rafail erbot sich, den jungen Krugwirt in die Offenbarungen des christlichen Glaubens einzuführen, und da der alte Mönch nicht so weit gehen konnte, kam Moißej jeden Abend nach der Abendmesse ins Kloster und lauschte den Belehrungen des Mönchs.

An dem Tage, an dem der Oberwachtmeister Taufvater des Bekehrten wurde, traf mit dem Abendzug ein hoher, hagerer, schwarzer Mönch, der Augen gleich glimmenden Kohlen hatte, im Kloster ein, und schritt, ohne in der Herberge einzukehren, sich kurz bekreuzigend durch die heilige Pforte; mit festen, ruhigen Schritten schlug er den Weg nach der Abtei ein, die er mit geübtem Auge an ihrem äußeren Gepräge und an der Anordnung der Klostergebäude sofort erkannt hatte.

4

Der flachsblonde Kostja öffnete und geleitete Vater Polykarp in das Empfangszimmer des Abts.

„Der Vater Abt wird gleich erscheinen.“

Der Mönch setzte sich nicht, sondern ging auf und ab, nahm die hohe Mütze ab; er hatte eine hochgewölbte, weitvortretende Stirn, glatte schwarze Haare, schwarze Augen mit feinen kurzen Wimpern, eine gerade, ebenmäßige, leicht zugespitzte Nase.

Der Abt trat ein; der Mönch hob kurz die Hand, drückte ebenso kurz die Rechte des Abts und setzte sich, ohne eine Aufforderung abzuwarten, auf einen Sessel.

„Ich komme von Seiner Eminenz, im Auftrage des Synods.“

Mit einer schnellen, scharfen Bewegung hob oder wandte der schwarze Mönch beim Sprechen den Kopf.

Mißtrauisch und mit einem unerklärlichen Gefühl der Furcht musterte Nikolka den Mönch und begann, nachdem dieser seinen Namen genannt hatte, rasch und selbstsicher zu sprechen, aber noch in diese Selbstsicherheit mischte sich unerwartet ein Stocken, ein leises Erbeben seiner salbungsvollen Stimme.

„Also ist die Genehmigung erteilt worden, unseren Starez zu kanonisieren?! Wir haben mit solcher Ungeduld darauf gewartet, die Bruderschaft ist von Unruhe ergriffen, das führte zu mancherlei Schwierigkeiten. Darum heißt es, eilen.“

Der Mönch nahm mit langen, mageren Fingern das Abzeichen der Akademie, das an einem Kragenende der Kutte befestigt war, ab und steckte es mit einer schnellen Bewegung unter die Kutte; gleichzeitig begann er zu sprechen; er sprach bestimmt, in befehlendem Tone, der keinerlei Erwiderung zuließ. Der Abt spürte, daß von nun an nicht mehr er, sondern der Ankömmling Herr im Kloster sein würde, gegen den anzukämpfen ihm die Macht fehlte, ja er würde nicht einmal mit ihm streiten können – Vater Polykarp war ein gelehrter Mönch, der nach Geist und Bildung vielleicht mit dem Bischof selbst auf gleicher Stufe stand, dazu war er vom Synod hergesandt worden – eine Auflehnung könnte nur seinen Sturz herbeiführen.

„Ich bin beauftragt, das Kloster zur Heiligsprechung des Starez würdig vorzubereiten. Es soll ein Kloster strenger Regel werden. Darauf komme ich nachher zurück. Ich möchte von Anfang an im Kloster wohnen. Meine Sachen treffen später ein.“

Der Abt rief dienstbeflissen den wortkargen Kostja herbei und schickte ihn zu Vater Paißij, der eine Zelle für den Ankömmling instand setzen sollte.

„Ich werde einen Dienstbruder brauchen, einen gläubigen, schweigsamen und, wenn möglich, gebildeten Novizen.“

Dem Abt kam Boris Smoljaninow in den Sinn . . .

„Wir haben da einen entlaufenen Studenten in der Bäckerei, Vater Polykarp, sonst wüßte ich niemand zu nennen – unsere Novizen sind meist aus dem einfachen Volke . . . Ich will nach ihm schicken!“

„Warten Sie, wieso ein entlaufener Student? Hat er sich politisch vergangen?“

„Er ist einer Frau wegen aus der Welt geflüchtet.“

„Ich möchte ihn zuerst sehen, aber ohne daß er weiß, um was es sich handelt. Sie verstehen. Er arbeitet in der Bäckerei? Da könnte er mir Brot zum Mittagessen herbringen – ich habe heute noch nicht zu Mittag gegessen.“

Der Abt ging zu Kostja hinaus und schickte ihn aufs neue zu Vater Paißij, der Vater Haushalter möge ein schlichtes Abendessen hersenden – er betonte: „Ein schlichtes Abendessen, Kostja, vergiß nicht, streng nach der Klosterregel, er ist ein gelehrter Mönch, bleibt bei uns im Kloster; sage Vater Paißij, es ist jener, der vom Synod hergesandt werden sollte. Und dem Vater Bäcker sage, er möge Brot zum Mahl schicken, das soll jener Boris da, der entlaufene Student, herbringen, der Abt habe es so angeordnet.“ Kostja verneigte sich stumm und eilte zu Vater Paißij. Unterwegs traf ihn Vater Akindin und winkte ihm zu. Kostja gab aber nicht acht darauf. Vater Akindin ging ihm nach und erwartete ihn am Eingang zum Speisesaal.

„Wer ist da beim Vater Abt? So ein schwarzer, langer Hieromonach?“

Kostja schüttelte stumm den Kopf und wollte vorüber, doch Vater Akindin stellte sich ihm an der Tür in den Weg. Der Novize schloß die Augen und sagte im Flüsterton, als fürchtete er, das ganze Kloster könnte hören, daß er sein übliches Schweigen breche, während er an Vater Akindin vorbeischlüpfte:

„Vater Polykarp, vom Synod.“

Und während Vater Paißij die Zubereitung des Abendessens für den Hieromonach überwachte, verbreitete sich in allen Winkeln, allen Zellen des Klosters die Nachricht von dem Eintreffen des mächtigen Sendlings. Vater Akindin berichtete, daß der Dienstbruder vor Aufregung gezittert und gebebt habe, gewiß seien gewaltige Dinge im Anzug, wenn man nur wüßte, welche! Die Mönche zogen sich still in ihre Zellen zurück, selbst die lockengeschmückten Novizen wagten es nicht, sich auf der Suche nach Liebesabenteuern zu den Sommerfrischlern hinauszustehlen – die alten Mönche hatten es ihnen verboten. In seiner Einsiedelei flüsterte der alte Doßifej Vater Pamwla zu, daß für Nikolka jetzt schlimme Zeiten bevorstünden, der ‚Neue‘ würde jetzt Abt im Kloster sein, da würde Vater Gerwaßij sich gewaltig zusammennehmen müssen.

Der schwarze Mönch ließ den Abt reden und hörte ihm zu, selbst sprach er wenig, nur seine Stirn schien ihm immer tiefer über die Augen zu rücken, die stumm und streng vor sich hinblickten.

„Unser Starez wirkt Wunder, Vater Polykarp, große Wunder – sein heiliges Bild ist auf dem Felde wunderbar in Erscheinung getreten; wir haben das Heiligenbild aus Gottes Hand in der neuen Kathedrale zur Anbetung aufgestellt.“

„Das Heiligenbild des Starez zur Anbetung?! Aber der Starez Simeon ist ja noch gar nicht heilig gesprochen!...“

„Aber er wirkt doch Wunder – einen Ungläubigen hat er bekehrt, einen Krugwirt; ein Jüd' ist zum rechtgläubigen Christentum übergetreten – der Starez hat ihn durch eine wunderbare Erscheinung erleuchtet!“

Der Mönch hielt die Augen auf den Teppich gesenkt, unterbrach den Abt nicht, stellte nur zuweilen kurze Fragen, und als ihm klar wurde, daß offenbar der Jude das Heiligenbild ins Feld gestellt hatte, um nicht von Haus und Hof vertrieben zu werden, blickten seine Augen hart und kalt, doch hörte er dem Abt ruhig weiter zu. Als Vater Gerwaßij mit der Bemerkung schloß, er hoffe es sei zu erreichen, daß außer dem jungen Krugwirt die ganze jüdische Familie sich zum Christentum bekehren lassen würde, entgegnete Vater Polykarp:

„Eine gewaltsame Beeinflussung ist in keinem Falle zulässig.“

Er schwieg eine Weile, stand auf, sagte ebenso kurz:

„Das Heiligenbild aus Gottes Hand ist vorerst aus der Kathedrale zu entfernen; lassen Sie es in das Grabgewölbe des Starez tragen; dort soll es so aufgestellt werden, daß es nicht in die Augen fällt.“

Der Abt sah den Mönch erschrocken an und erwiderte verstört, daß die Entfernung des Heiligenbildes in diesem Augenblick, nur wenige Tage nach seinem wunderbaren Erscheinen, Murren und Unzufriedenheit unter der Bruderschaft hervorrufen würde, auch die Einkünfte des Klosters würden darunter leiden, denn der Zustrom der Wallfahrer habe sich seit dem Erscheinen des Heiligenbildes ungemein gehoben, dem dürfe man nicht Abbruch tun.

Vater Polykarp antwortete mit derselben ruhigen Stimme:

„Das Heiligenbild wird entfernt, der Starez ist noch kein Heiliger.“

Der schwarze Mönch ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, blieb vor der Uhr stehen und sagte im Takt des Pendelschlages langsam und ruhig:

„Ich habe höhere Weisungen zu befolgen, Vater Abt, denen Sie

sich fügen müssen und die die Bruderschaft ohne Widerrede zu erfüllen hat. Ich weiß, was ich tue; Einwürfe sind nicht angebracht. Um die Einkünfte des Klosters brauchen Sie nicht besorgt zu sein – nach Entdeckung der Reliquien werden mögliche Verluste über und über gedeckt werden.“

Vater Gerwaßij wiederholte erregt mit tonloser Stimme:

„Die Mönche werden murren, Vater Polykarp, sie werden bestimmt murren . . .“

„Mönche haben ihrem Abt zu gehorchen. Ihr Wort ist Gesetz für die Bruderschaft.“

Das Eintrittsgebet erklang hinter der Tür, und einen Laib Brot auf einem Handtuch in den Händen, trat ein Novize in das Zimmer; er war ungemein mager, ausgemergelt, unter der blassen Haut traten im Gesicht und an den Händen die Knochen scharf hervor; seine Augen schienen ungewöhnlich groß und klar. Er verneigte sich vor dem Abt, bemerkte den fremden Mönch und dessen kurzen, durchdringenden Blick, verneigte sich auch vor ihm und wartete, nicht wissend, was er mit dem Brot machen sollte. Der schwarze Mönch trat auf ihn zu, nahm ihm den Laib ab und segnete ihn. Als Boris Smoljaninow das Zimmer verlassen hatte, sagte Vater Polykarp:

„Wahrlich, ein Mönch verklärten Geistes.“

Tag und Nacht befand sich Boris in der Backstube, wo es heiß und stickig war, versengte sich die Finger an den heißen Broten, arbeitete schwer, der Schweiß brach ihm aus allen Poren, schlief wie ein Toter auf den Mehlsäcken. Die übrigen Bäckergehilfen, Novizen, lachten und scherzten, machten sich lustig über ihn, und wenn Vater Lewkij, der Bäcker, nicht zugegen war, bedrängten sie ihn mit Fragen, weshalb er seine Braut verlassen habe, vor einem Mädcl geflohen sei, erzählten einander Liebesabenteuer mit den Frauen und Mädchen in den Sommerhäuschen, den Weibern von Polpenki, von heißen Umarmungen im Himbeergebüsch – tagtäglich, endlos. Boris litt darunter. Selbst im Schlaf wurde er gestört. Der Abt hatte angeordnet, den geflüchteten Studenten etwas rauher anzufassen, er stelle sich nur still und demütig, in Wirklichkeit hätte er sich in der Herberge auf eine vornehme Dame gestürzt, um sie zu vergewaltigen. Kaum war er, auf den Säcken zusammengekringelt, eingeschlafen, so wurde er wieder geweckt, mußte Teig kneten, wurde, noch ganz durchschwitzt von der Anstrengung, nach Wasser zum Brunnen geschickt, schleppte die schweren Eimer herbei, goß das Wasser in den Kübel und mußte dann den Teig

ausrollen. Oder die Novizen ließen ihn nicht schlafen, tranken die Nacht durch Schnaps, lachten wiehernd bei ihren unzüchtigen Gesprächen und Witzeleien. Ein Leben der Andacht im stillen Kloster, Waldfrieden, Erhebung – das schien noch immer ein Traum, der sich nie erfüllen wollte . . . Als der Bäcker einen Laib Brot fein säuberlich in ein Handtuch wickelte und Boris befahl, es dem Abt zu bringen, hatte er erlöst aufgeatmet, die schwarze Kutte angezogen, sein Käppchen aufgesetzt und war hingeeilt. Vielleicht wollte der Abt seine Worte von damals, die ihn so tief verletzt hatten, wieder gut machen . . . In Gedanken versunken, kehrte er zurück, der prüfende Blick des hohen, schwarzen Mönchs, scharf und durchdringend und doch anziehend, kam ihm nicht aus dem Sinn.

Der Bäcker fragte:

„Nun, hast du ihn gesehen?“

„Wen, Vater Lewkij?“

„Den Neuen . . .“

„Ja . . .“

„Nun?“

Begeistert entfuhr es ihm:

„Fürwahr, das Bild eines gottesfürchtigen Mönchs!“

„Na, geh, mach’ dich an die Arbeit!“

Der Abt wußte nicht recht, wie er die Sache mit der Entfernung des wundertätigen Heiligenbildes angreifen sollte. Vater Polykarp riet ihm, zuerst mit den Starezen und einigen älteren Mönchen Rücksprache zu nehmen, die die Bruderschaft vorbereiten sollten. Als dann der Abt der Bruderschaft die Eröffnung machte, ging alles glatt vonstatten. Am Abend, als Vater Awraamij die Pforte geschlossen und sich schlüsselrasselnd in seine Zelle zurückgezogen hatte, trug der Abt in Begleitung der alten Mönche das Heiligenbild in die unterirdische Kapelle der alten Kathedrale, wo eine ewige Lampe über der Grabstätte des Starezen im Dunkel glomm. Das Heiligenbild wurde zu Häupten des Grabes hingestellt, worauf die Prozession stumm die Kirche verließ.

Die Sachen des schwarzen Mönchs trafen auf zwei Wagen vom Bahnhof ein. Das untere Stockwerk eines Hauses neben der Abtei wurde ihm zur Verfügung gestellt; es war ein altes Steingebäude mit dicken Mauern, ungestrichenen schweren Eichentüren, niedrigen, weltverlorenen, gewölbten Zimmern, nur ein großes, viereckiges Gemach hatte gerade Wände und ein hohes Doppelfenster. Drei

Novizen schleppten mit Mühe die schweren Bücherkisten herein; zwei Bücherschränke, ein Schreibtisch, ein eisernes Bett, Koffer kamen zum Vorschein. Vater Polykarp bat den Abt, ihm nun den jungen Novizen zuzuweisen.

„Geh, Duckmäuser, der neue Hieromonach will dich zum Dienstbruder!“

Boris hatte keine Sachen; sein Köfferchen, das er aus Petersburg mitgebracht hatte, enthielt nichts als Wäsche. Er war freudig bewegt und erschrocken und wußte nicht, ob er es als Dienstbruder dem Hieromonach recht machen würde. Er stellte sein Köfferchen im Vorraume ab, trat in die Zelle, empfing den Segen und wartete an der Tür.

„Willst du mir behilflich sein? . . . Dann bleibe, richte dich im Nebenzimmer ein. Hast du ein Bett?“

„Eine Filzunterlage . . .“

„Sage dem Vater Abt, er möge dir ein Bett geben lassen.“

Der Abt erwartete täglich, daß Vater Polykarp kommen und ihm auseinandersetzen würde, was zu tun sei, welche Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten getroffen werden müßten, und daß er ihn über die Mönche befragen würde. Doch Vater Polykarp ging jeden Tag fort, in den Wald hinein, und neugierige Augen stellten sogar fest, daß er dabei ein Buch mitnahm. Die Mönche fürchteten sich zuerst vor ihm und blieben in ihren Zellen; bald aber kamen sie wieder zum Vorschein, die jungen gingen wieder mit geschnitzten Löffeln in die Herbergen und die Landhäuschen, kletterten des Abends über die Mauer und begaben sich auf Liebesabenteuer. Der schwarze Mönch, hoch und hager, schritt mit gesenkter Stirn durch den Wald, als sähe er nichts, kam ans Himbeergebüsch, hörte Frauenstimmen, die ihn leise riefen, machte schweigend kehrt und wanderte in der entgegengesetzten Richtung durch den Wald, setzte sich an das Ufer des Sees und blickte sinnend vor sich hin, als sähe er gar nicht das Boot, in dem Mönche und Frauen spazieren fuhren.

Gemeinsam mit Boris öffnete er die Kisten, schickte den Novizen mit Briefen auf den Bahnhof zum Postzug und stellte die Bücher in die Schränke. Die Simse waren tief, drei Reihen Bücher gingen hinein; in die hinterste Reihe kamen die Klassiker und weltlichen Zeitschriften, in die zweite die Philosophen und in die erste die geistlichen Bücher. Als Boris zurückkehrte, hatte das Zimmer ein ruhiges, strenges Aussehen angenommen: Bücherrücken mit Goldbuchstaben, der Schreibtisch, auf dem neben Schreibzeug und Papier ein paar

Bücher lagen, ein dunkler, schwellender Teppich, in dem die Füße lautlos versanken, in der Ecke ein großes Heiligenbild, das den Heiland beim Gebet in Gethsemane darstellte, davor auf einem hohen Dreifuß ein rotes heiliges Lämpchen; die Wände waren kahl, nur über dem Bett hing eine schlichte schwarze Taschenuhr; die Fenster hatten dunkle Vorhänge erhalten. In dem hohen Zimmer schritt der hagere Mönch auf und ab, groß und schwarz. Des Abends brannte statt der Lampe eine flackernde Kerze, einen rötlich gelben Lichtschimmer verbreitend.

Wenn der Pförtner Awraamij am Abend die heilige Pforte schloß, kehrte Vater Polykarp in seine Zelle zurück, Boris brachte ihm ein Glas starken, schwarzen Tee und verschwand wieder in seinem leeren, ungastlichen Zimmer nebenan. Der schwarze Mönch blickte hinein.

„Mach’ dir aus Kisten einen Tisch, bitte um einen Schemel und häng’ ein heiliges Lämpchen auf – im Dunkeln ist unser Gebet nicht freudig und bringt uns keinen Frieden.“

Seit Boris bei Vater Polykarp war, wurde es in ihm ruhiger; die Stille zwar, nach der er sich sehnte, war noch nicht gekommen. Doch hier konnte er sich stundenlang, vor dem Heiligenbild kniend, seinem Sinnen überlassen. Er betete nicht, er grübelte, wollte etwas erfassen, begreifen, was immer wieder entwich. Er grübelte, Müdigkeit überkam ihn, er senkte den Kopf, zuckte zusammen und bemühte sich aufs neue, sich selbst zu verstehen. In die Stille drang aus dem Nebenzimmer das Schnappen eines Bücherschrankschlosses, eine Schranktür wurde geöffnet, an dem Stuhl mit der hohen geraden Rückenlehne und dem breiten Sitz gerückt . . . Dann trat wieder Stille ein. Erst wenn er Vater Polykarp schlafen gehen hörte, legte sich auch Boris zur Ruhe nieder. Eine Weile lauschte er noch . . . Ob der Mönch wohl bete? . . . Dann sank er in tiefen, schweren Schlaf. Am Morgen sprang er hastig auf, fürchtend, er könnte zu lange geschlafen haben, eilte mit einem Eimer zum Brunnen, stellte das Waschgeschirr im Vorzimmer zurecht, legte Kohlen in den Samowar und wartete, bis die ruhige Stimme des schwarzen Mönchs ihn rief.

„Schon auf?“

„Ich stehe immer früh auf.“

„Na, dann bring mir Tee.“

Er brachte den Tee, zwei frische Weihbrötchen für den Hieromonach, schenkte auch sich ein Glas Tee ein und aß Schwarzbrot dazu.

Vierzehn Tage waren verstrichen. Vater Polykarp ging zum Abt und sagte, ohne ihn anzusehen:

„Nach Sonnenuntergang müssen alle Mönche im Kloster sein. Wollen Sie ihnen verbieten, die Wallfahrer in den Herbergen zu besuchen; auch sollen die Novizen nicht mit den Sommerfrischlern in den Landhäuschen spazierengehen und um Mitternacht über die Umzäunung klettern. Das gilt von heute an. In einem Kloster, dessen Gründer dazu noch Skimnik war, muß die Regel streng befolgt werden. Der Betrachtung in der Natur soll der Mönch sich in stiller Zurückgezogenheit und Einsamkeit hingeben. Veranlassen Sie auch, daß der Wald vom Unterholz gesäubert wird, vor allem sollen die Himbeergebüsche beseitigt werden.“

Vater Polykarp achtete selbst auf die Durchführung seiner Anordnungen. Unerwartet tauchte er überall auf, und wenn er jemand auf heimlichen Wegen ertappte, trat er auf ihn zu, fragte nach dem Namen des Schuldigen und teilte ihn dem Abt mit, der den Sünder rufen ließ und ihm eine Kirchenbuße auferlegte. Allmählich erwachte Unzufriedenheit unter der Bruderschaft, die sowohl gegen Vater Polykarp als auch gegen den Abt gerichtet war; ein Flüstern hob des Abends in den Zellen an.

„Als er selbst seinem Vergnügen nachging, war alles schön und gut, sogar eine Nonne hat er sich als Frau zugelegt, wir aber sollen wie die Hunde an der Kette sitzen – man will doch auch einmal ein Wort mit einem frischen Menschen wechseln!“

„Der Schwarze steckt dahinter, dieser Vater Polykarp . . .“

„Auch über den wird man sich ja beschweren können . . .“

„Daran zweifle ich stark, Vater – der hat die Akademie nicht umsonst absolviert, der kennt die Klosterregel wie nur einer!“

Im Walde waren die Lieder der Novizen verstummt; die Sommerfrischler langweilten und die Kaufmannsfrauen ärgerten sich. Der neue Herbergsvater Mißail, der eingekleidet worden war, hatte den Befehl erhalten, streng darauf zu achten, daß die Gäste nicht länger als drei Tage blieben, man käme ins Kloster, um zu beten, nicht um im Walde spazieren zu gehen; nur jene, die sich zum Empfang des heiligen Abendmahls vorbereiteten, durften länger bleiben. Um neun wurden die Herbergen geschlossen und dann niemand mehr hereingelassen. Wenn sich jemand auf einem Spaziergange verspätete und erst nach Torschluß in die Herberge zurückkehrte, erschien Vater Mißail am nächsten Tage im Zimmer des Betreffenden und sagte:

„Gegen die Regel darf nicht verstoßen werden; wenn Ihnen diese nicht zusagt, bedauern wir es; zu Abendspaziergängen gibt es Parkanlagen in der Stadt . . . Der Vater Abt läßt Ihnen sagen, daß er zu Ihrem weiteren Aufenthalt im Kloster seinen Segen nicht erteilen kann.“

Wie matte Fliegen strichen die Mönche einzeln durch den Wald; sie durften Beeren und Pilze sammeln und sich in einsamer Betrachtung ergehen. Die jungen Mönche zogen es meist vor, in ihren Zellen zu bleiben, im Walde war es ihnen zu langweilig geworden, die alten streiften mit Körbchen am Arm umher. Den Weibern und Mädeln von Polpenki war untersagt worden, im Klosterwalde Beeren zu sammeln und solche an die Wallfahrer und Gäste in den Herbergen zu verkaufen.

Vater Polykarp hatte zum Abt gesagt:

„Das Weib ist die Versuchung des Mönches, vor der wir ihn bewahren müssen.“

Er verbot sogar jegliche Unterhaltung zwischen den Mönchen und den Besuchern des Klosters, um Verabredungen über heimliche Zusammenkünfte vorzubeugen.

Die Weiber brachten nun Beeren und Pilze an den Bahnhof, wohin sie durch den Domänenwald gingen.

Die Wallfahrer aus dem einfachen Volke wurden angehalten, bei der Arbeit in Feld und Garten zu helfen.

„Arbeit für den Herrn, Gebet und Arbeit – das reinigt Leib und Seele . . .“

Die Wallfahrer, die sich zum Empfang des heiligen Abendmahls vorbereiteten, mähten die Wiesen, arbeiteten im Gemüsegarten, reinigten die Baracken, den Hof. Aus der Klosterküche wurde den Pilgern mit jedem Tag immer weniger Kohlsuppe und Grütze in den großen Kübeln zum Mittagessen gebracht, der Kwas mit Wasser verdünnt und nur zu Mittag gereicht, während man früher trinken durfte, wann und wieviel man wollte. Die Wallfahrer und Gäste murrten, verließen das Kloster noch vor Ablauf der drei Tage, und es gab bald fast keine Gäste mehr, die das heilige Abendmahl nehmen wollten. Auch die Mönche murrten, doch wußten sie – Beschwerden wären vergeblich gewesen. Messen wurden eifrig zelebriert, die Mönche, denen eine Kirchenbuße auferlegt worden war, durften die Einsiedelei nicht mehr verlassen, zu der Frauen der Zutritt nicht gestattet war.

Die Mönche klagten untereinander:

„Der Schwarze macht alles, was er will, schweigt immer, aber

sieht alles, sieht gerade durch einen hindurch . . . Der ist jetzt Herr im Kloster.“

„Der Abt läuft wie ein Hündchen hinter ihm her – in einem einzigen Sommer ist er ganz zahm geworden, selbst zu seiner Kuhmagd geht er nicht mehr, hat sie ganz vergessen!“

Im Herbst begann Vater Polykarp die Mönche in ihren Zellen zu besuchen, unterhielt sich mit ihnen, fragte nach ihrer Vergangenheit, und, um es nicht zu vergessen, schrieb er des Abends auf, was er erfahren hatte; nach einem Monat kannte er jeden Mönch durch und durch.

Als er Vater Doßifej in der Einsiedelei aufsuchte, konnte der Alte nicht an sich halten und machte sich daran, den Abt anzuschwärzen, in der Hoffnung, der Schwarze würde ihn seiner Würde entsetzen und nach Solowki in die Verbannung schicken, damit er Buße tue bis an sein Lebensende.

Vater Polykarp fragte:

„Lieben Sie Ihr Kloster, Vater?“

Doßifej lächelte breit, kniff die Augen zusammen, nur durch einen schmalen Spalt brach ein glimmender, bohrender Blick.

„Fürwahr, unscher Schtaretsch Schimeon hat hier den Mönchen ein scheligesch Daschein geschaffen! Allesch, wasch die Erde ertscheugt, ischt in Überflusch vorhanden – in Wald und Flusch und Schee . . .“ Er seufzte und schüttelte wehmütig den Kopf, wodurch auch sein Buckel zu wackeln begann, und fuhr fort: „Ja, der Wald, um den schmertscht einem dasch Hertsch, diesche Gotteschschönheit wird vernichtet – ausgeschauen, ausgeschgerodet! . . .“

Vater Polykarp fiel ihm ins Wort:

„Ein Stück Wald ist zu Nutz und Frommen des Klosters verkauft worden.“

Vater Doßifej seufzte wieder, ließ die Anspielung auf den Waldverkauf fallen; offenbar hatte der Abt da bei dem Schwarzen vorgebeugt – das mit dem Vorwerk dürfte wirksamer sein . . .

Vater Polykarp pflegte jedem Mönche die Frage zu stellen, ob er mit dem Abt zufrieden sei, und niemand im Kloster hatte ein Wort gegen Gerwaßij geäußert – seitdem der Schwarze da war, vor dem sie ordentlich Angst hatten, merkten sie erst, welche Nachsichten und Freiheiten sie unter der Leitung ihres Abtes genossen hatten!

Auch den alten Doßifej fragte Vater Polykarp, ob er sich etwa über den Abt zu beklagen habe.

„Unscher Abt – wir haben ihn ja schelbscht gewählt – hat einscht

dasch Kloschter vor dem Raubgeschindel, den Schotschialischten, gerettet, da haben wir ihn denn tschum Abt gewählt – unsch schelbscht tschum Verderben! Ach, die Verschuchung, die Verschuchung. Dasch bösche Beispiel desch Abtsch verlockte die Bruderschaft, und die Mönche verschündigten schich mit den Weibern, die insch Kloschter kamen, wie esch der Abt tat . . . Dasch Weib ischt scheine grosche Verschuchung. Auf dem Vorwerk hält er schich einsch, alsch Viehmagd, und die Nonne hat ein Kind, ein Kind von unscherem Abt . . . Wasch kann man da von dem einfachen Mönche verlangen, wenn der Abt schelbscht scholch ein Beispiel gibt?! . . .“

Vater Polykarps Stirn sank ihm über die Augen, die noch dunkler wurden, eine tiefe Furche grub sich zwischen seine Brauen, er stand auf und sagte scharf zu dem buckligen Alten:

„Sie, ehrwürdiger Vater, hätten den jungen Mönch, den das sündige Fleisch in Versuchung führte, ermahnen sollen, statt ihn hinterher anzugeben – er ist Abt im Kloster, und ihr habt ihn euch selbst gewählt . . .“

Vater Doßifej sah dem sich Entfernenden nach und blinzelte verstört mit den kleinen Augen.

Einige Tage später sagte Vater Polykarp in seiner Zelle, nachdem er den Novizen Boris hinausgesandt hatte, zum Abt, indem er ihm streng ins Auge sah – es kam dem Abt so unerwartet, daß er vor Schreck zu zittern begann, wußte er doch, daß der Schwarze ihm ganz in der Stille, ohne Lärm und viel Federlesens, bloß durch eine Meldung an den heiligen Synod, den Strick drehen konnte:

„Mir ist bekannt, daß Sie ein Kind haben und sich hier eine Frau halten – leben Sie mit ihr?“

Nikolka antwortete wahrheitsgetreu, sagte auch, daß er die Sache schon lange bereue, denn die Geburt des unschuldigen Wesens habe ihn seine Versündigung klar erkennen lassen; er lebe jetzt nicht mehr mit der Mutter des Kindes und meide sie. Er fügte hinzu:

„Ihre fleischliche Schönheit hat mich verführt, und Qual ist mir daraus entstanden . . .“

Ein ehrlich ergriffener Ton klang aus seiner Stimme; Arischa konnte ausgewiesen werden, und er würde dadurch sein Geld verlieren, das beunruhigte ihn am meisten, und darum klang seine Stimme so erschüttert, doch machte es den Eindruck, als ginge ihm das Schicksal der jungen Nonne und des Kindes so nahe, als er fortfuhr:

„Sie ist eine Nonne, steht allein in der Welt, und nun hat sie das Kind – sie müßten beide umkommen . . . Lassen Sie Barmherzigkeit walten!“

Vater Polykarp ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, blieb vor dem heiligen Lämpchen stehen, rückte den schwimmenden Docht zurecht, sagte mit dumpfer Stimme:

„Vater Abt, auch ich bin ein Mensch und weiß, daß auch Mönche sündigen. Ihre Rettung ist aufrichtige Reue. Ich verurteile niemanden, und einem Angeber habe ich das Nötige gesagt. Ihr Gewissen sei Ihr Richter. Zwei unschuldige Menschenleben dürfen wir nicht zerstören. Mag sie bleiben und arbeiten. Sie aber . . .“

Er hatte sagen wollen, der Abt solle das Vorwerk überhaupt meiden, um den Mönchen kein schlechtes Beispiel zu geben, sagte aber statt dessen – und das kam sowohl ihm als auch dem Abt unerwartet:

„Sie aber können ihr erklären, sie möchte das Kind für ihren verwaisten Neffen ausgeben, dessen sie sich angenommen hat.“

Darauf begann der Schwarze eifrig und mit einer bei ihm sonst nicht üblichen Hast über Kloster- und Wirtschaftsangelegenheiten zu sprechen und nahm wieder am Tische Platz.

Im Frühjahr wurde die kostenlose Aufnahme in den Herbergen und Baracken eingestellt und am Eingang der alten und neuen Herberge Preistafeln ausgehängt; in den Baracken mußten fünf Kopeken für die Übernachtung und ebensoviel für das Mittagessen gezahlt werden. Auch für Bettwäsche, Kerzen, Samowar mußte ein bestimmter Preis entrichtet werden. Sommerfrischler wurden nicht mehr aufgenommen; so wurde es leer um das Kloster. Die Novizen in den Herbergen standen müßig herum, der Herbergsvater Mißail fuhr vor Langeweile selbst mit auf den Bahnhof, kehrte meist ohne Gäste zurück und ging mit den Hühnern zur Ruhe.

Dagegen war in der Herberge ein geschickter Koch angestellt worden, ein Mönch, der auf Anregung des Abts eine besondere Fischsuppe erfunden hatte, die allgemeine Anerkennung und Staunen hervorrief.

„Im Kloster Kaluga haben sie eine schöne Kohlsuppe, aber solch eine Fischsuppe gibt's da nicht . . .“

„Das Kloster Sadonsk ist berühmt durch seine Karauschen, von solch einer Fischsuppe aber haben sie da keine Ahnung . . .“

Wie in den Gasthäusern in der Stadt wurde für ein Mittagessen, das nicht von dem allgemeinen Klostertisch kam, sondern von den

Köchen in der Herberge zubereitet wurde, ein höherer Preis genommen; für die berühmte Fischsuppe mußte man ganze fünfzig Kopeken zahlen.

Dazu konnte man auch einen besonderen Kwas haben – aus Mehl, Roggen-, Gersten- oder Weizenmehl, mit Hopfen, Malz, duftigem Pfefferminz, Korinthen und Honig, der süß und dickflüssig war – fünfzehn Kopeken die Flasche.

„Im Kloster Sergijewo ist das Brot berühmt, solch einen Kwas aber gibt es in ganz Rußland nicht mehr – nur Vater Farmufij versteht ihn zu brauen, er hat das Geheimnis seiner Herstellung aus dem Kloster Athos mitgebracht –, es ist ein ganz besonderer Kwas, herrlich an Geschmack und heilsam.“

In langsamen Bächlein sickerte der Ruhm des Klosters Belobereschsk durch das Land; es wurde allmählich berühmt seines Kwas, seiner Fischsuppe, der Wundertaten seines Starez wegen. Über letztere sollten die Mönche schweigen, der Abt hatte auf Wunsch des schwarzen Mönches der Bruderschaft erklärt:

„Um dem Ruhm und den Wundertaten des Starez Simeon am Tage der Entdeckung seiner Reliquien keinen Abbruch zu tun, ist es besser, fürs erste über die Wunder zu schweigen.“

So schwiegen denn die Mönche – nur im Flüsterton erzählten sie von den großen Wundertaten des Starez, laut aber rühmten sie den Kwas und die Fischsuppe.

Waßenka war still und ruhig geworden und wich nicht von der Seite des Starez Akakij; wenn er einmal wieder zu murmeln und zu zetern anfang, wandte sich der Greis um und sagte freundlich: „Murre nicht, Waßenka, versuche den Herrn nicht!“

Dann verstummte Waßja, senkte den Kopf und folgte ihm schweigend.

Der Starez lehrte ihn Freude am Leben, indem er auf die Bienen, die Hornissen, die Ameisen hinwies.

„Siehe dir an, wie sie leben – sie arbeiten und murren nicht und loben den Herrn durch ihre Arbeit. Du aber ergötzt den Unreinen durch deine Worte; die Rettung liegt nicht darin, daß man viel Worte macht. Zuchtloses Reden ist schlimmer als fleischliche Zuchtlosigkeit; heißt es doch in der Heiligen Schrift, nicht durch das, was zum Munde eingeht, sondern durch das, was aus dem Munde herauskommt, versündigen wir uns. Im Schweigen liegt deine Rettung, Waßenka.“

Im Walde setzte sich der Starez auf einen Baumstumpf, auf den Stamm einer vom Sturm entwurzelten Kiefer, lauschte auf das Summen der Bienen, sprach:

„Jede bringt ein geringes Tautröpfchen herbei, und so schaffen sie gemeinsam an dem Gotteswerk; jedes Tier verrichtet seine Arbeit, wir aber? . . . Der Vater im Himmel nähret sie, und wir laben uns an den Früchten ihrer Mühlen . . .“

Im Frühjahr, als das Farnkraut seine breiten Wedel bereits entfaltet hatte und die Klosterwiese im Schmuck der Federnelken und Margueriten prangte, schickte Vater Polykarp nach dem Starez und ließ ihn in seine Zelle kommen.

„Wir können in einem Kloster, dessen Gründer ein Skimnik war, keine Starezen dulden.“

Er brach ab, blickte Vater Akakij an; der Starez schwieg, sah dem Mönch ruhig in die Augen; der gelehrte Mönch fürchte die Stirn und fuhr fort:

„Das Optinsche Kloster ist in ganz Rußland durch seine Starezen berühmt; wenn Sie sich Ihrer Glaubenstat weiter hingeben wollen, lassen Sie sich dahin versetzen – ich werde Ihnen gern behilflich sein.“

Vater Akakij senkte den Kopf und sagte halblaut, den Blick zu Boden gerichtet:

„Ich bin hier schon lange . . . Ich liebe das Kloster und die Bruderschaft . . . Von hier kann ich nicht fort . . . Hier will ich sterben . . .“

Vater Polykarp sah ihn scharf an und sagte, jedes Wort nachdrücklich und langsam aussprechend:

„Der Starez Simeon, der Gründer dieses Klosters, hat sich, nachdem er um der Wahrheit willen gelitten und sie gefunden hatte, vor seinem Ableben als Skimnik einkleiden lassen. Dadurch, daß er Skimnik wurde, hat er keine geringere Glaubenstat vollbracht als durch sein Starezentum und sein Kloster zu höchstem Ruhm erhoben . . . Auch in Ihren Augen darf die Glaubenstat des Skimniks nicht geringer erscheinen als die des Starez oder Einsiedlers; um dieser Glaubenstat willen und zum größeren Ruhm des Skimniks Simeon obliegt es Ihnen, die Weihen als Skimnik zu nehmen.“

Vater Akakij senkte den Kopf noch tiefer, so daß sein langer handtuchförmiger Bart fast den Teppich berührte, und antwortete noch leiser:

„Die Einkleidung als Skimnik ist mit einem schweren, einem großen Gelöbniß verbunden. Auch jetzt noch, als alter Mann, bin ich nicht würdig, diese Weihen zu empfangen, denn ich bin ein sün-

diger Mensch, ein schwacher Mensch. Die Glaubenstat des Skimniks kann ich nicht auf mich nehmen. Freudig betrachte ich das Leben und liebe das Leben: ein Seelentrost ist mir im Walde jede lebende Kreatur, und sündhaft gern erlaube ich mich an allerlei Früchten der Erde, an Beeren und Pilzen, an Honig, und freue mich an dem Lobgesang der Waldvögelein . . .“

Vater Polykarp wiederholte noch langsamer und nachdrücklicher, auf das Du übergehend:

„Zur Verherrlichung des Skimniks Simeon und dieses Klosters nimm die Weihen des Skimniks . . . Du hast ein ehrwürdiges Aussehen, Starez, das ehrfurchtgebietende Aussehen des Skimniks . . .“

Vater Akakij entgegnete nicht, sondern fuhr in seinem Gedankengang fort:

„Ich liebe das Leben, ich freue mich jeglicher Kreatur, das Gewand des Skimniks aber heißt – dem Leben entsagen . . . Dem Leben entsagen – diese Glaubenstat übersteigt meine Kräfte . . . Ich bin ein sündiger Mensch, ich liebe den Menschen von ganzem Herzen und das Leben des Menschen, das so flüchtig ist durch Ohnmacht und Sünde . . . Ich kann mich nicht lebendig begraben lassen, dazu reichen meine schwachen Kräfte nicht aus . . .“

Vater Polykarp erhob sich, eine Furche grub sich in seine Stirn, mit leidenschaftsloser, hart tönender Stimme sagte er, die blitzenden Augen auf den Greis gerichtet:

„Im Namen des Skimniks Simeon beschwöre ich dich, die Weihen des Skimniks zu nehmen!“

Als der Hieromonach aufgestanden war, hatte sich auch der Starez Akakij erhoben. Bei den beschwörenden Worten des schwarzen Mönchs erblaßte der Greis, sein Gesicht wurde wächsern, durchsichtig, nur seine Augen glühten einen Augenblick hell und undurchdringlich auf; dann kniete er mühsam nieder, verneigte sich vor Vater Polykarp und flüsterte kaum vernehmbar:

„Es geschehe nach deinem Worte . . . Amen!“

Vater Polykarp hob den Greis auf, umarmte und küßte ihn und begleitete ihn zurück in die Einsiedelei; unterwegs sagte er:

„Wer das Leben mit demütiger Liebe liebt, dem wird vieles vergeben werden . . . Und die Kutte des Skimniks wird nicht den Stempel der Todeswehmut auf seine Seele drücken.“

Vater Akakij antwortete keinen Ton auf alle seine Ausführungen. Vor der Tür seiner Zelle nahm er den Segen des Hieromonachen entgegen, ging schweigend ins Haus und schloß lautlos die Tür hinter sich.

Waßja empfang den Alten mit lauter Freude und redete auf ihn ein. Der Greis wehrte ihm ab und sagte leise:

„Sei still, Waßenka, sei ganz still! . . .“

In dem Nebenzimmer waren die Worte des schwarzen Mönchs und des Starez deutlich hörbar gewesen; Boris lauschte und konnte nicht begreifen, weshalb der Akademiker in den Alten drang, was er von ihm wollte. Als Vater Polykarp dann die Stimme hob und den Greis beschwor, gebieterisch und hartnäckig, hielt Boris vor Schreck den Atem an. Nachdem er die Tür leise hinter den beiden geschlossen hatte, ging er in Vater Polykarps Zelle, richtete das heilige Lämpchen und blieb sinnend vor dem Bücherschrank stehen, in dem die goldbedruckten Bücherrücken glänzten. Vater Polykarp hatte etwas Unheimliches an dem greisen Mönch getan, Boris konnte es nicht verstehen und war schmerzlich erregt.

Vater Polykarp kehrte zurück, trat ruhig ins Zimmer, erblickte Boris vor dem Bücherschrank.

„Wenn du lesen möchtest, so nimm dir heraus, was du willst; müßige Einsamkeit schädigt Seele und Geist.“

Er sah den Novizen prüfend an, bemerkte dessen verstörtes Aussehen, seinen ausweichenden Blick, und sagte:

„Was hast du? . . . Du hast wohl mein Gespräch mit Vater Akakij gehört und kannst nicht verstehen?“

Boris senkte den Kopf.

„Wenn sich Menschen lebendig begraben – fasse es, wer es fassen kann –, ohne aus dem Leben zu flüchten: das ist die eine Glaubensstat, die größere ist – im Leben selbst sich die Unschuld der Seele und des Leibes bewahren. Doch hier in dieser Heimstätte der Toten muß ich das Leben wecken, es schaffen, denn wenn das Keimen in der Seele aufhört, so beginnt die Zersetzung . . .“

Er trat auf den Novizen zu, legte ihm die Hand auf die Schulter, diewie eine schwere Bürde auf Boris lastete, so daß er Kopf und Schultern hängen ließ und sich ganz klein und nichtig und unnütz vorkam. Die Stimme des Lehrers schwoll an, wurde tief und eindringlich:

„Wenn du das Leben liebst, verlasse die Stätte der Toten, gehe ins Leben! Warum bist du hier? Warum bist du gekommen? Um vor der Versuchung zu fliehen? Doch wenn du nicht in Versuchung kommst, kannst du auch nicht Rettung finden. Nur wer der Versuchung widersteht und sich überwindet, hat gesiegt und ist geläutert. Du hast nicht widerstehen können, als die Versuchung in der Herberge an dich herantrat . . . Sage mir, ist es so?“

Boris schien es, als blickten die schwarzen Augen ihm prüfend bis auf den Grund der Seele. Er tat sich selbst Zwang an, eine heiße Blutwelle schoß ihm durchs Herz, halblaut sagte er:

„Sie hielt mir vor, daß ich hier zugrunde ginge, wollte mich dem Kloster entreißen, ihre Tränen erschreckten mich, ich wollte sie trösten, ihr helfen . . .“

„Und da konntest du nicht widerstehen – das Leben war stärker als du?“

„Nein, ich habe widerstanden . . . Man . . . wollte mein Unterliegen . . . wohl um meinetwillen, um mich dem Leben zurückzuführen – aber ich riß mich los und blieb fest . . . Das Locken des Lebens hat keine Macht über mich – ich liebte einst . . . bis in den Tod.“

Sich die Worte mühsam abbringend, erzählte er von der Toten, davon, wie er in glühendem Glauben auf ihr Erscheinen gewartet hatte und einer Täuschung unterlegen war. Seine Augen röteten sich, wurden feucht, vor Erregung bebte seine Stimme, setzte aus, und als es ihm immer schwerer wurde, unterbrach ihn Vater Polykarp; mit klingender Stimme sprach er, den Blick der schwarzen Augen durchdringend auf den Novizen gerichtet:

„Man darf das Leben in sich nicht abtöten. Das Leben ist ein Mysterium, nicht Mystik. Es ist gesagt, laß die Toten ihre Toten begraben, du aber willst den Lebenden als Toten betrachten, willst in der Stadt der Toten lebendig begraben sein – willst es und kannst es nicht, denn deine Seele ist nicht tot, du aber vergewaltigst deine lebendige Seele.“

Der Novize sah den Lehrer verwundert an und konnte ihn nicht begreifen, wagte es nicht zu fassen, daß er, selber Mönch, der dem Leben entsagt hatte, so über das Mönchtum sprach und das Kloster die Stadt der Toten nannte. Vater Polykarp bemerkte Boris' Befremden und seine Verwirrung und fuhr fort, zu sprechen. Boris lauschte und sah nicht, wohin seine Worte führen sollten, diese Worte, die ihm so ungewöhnlich, so unfasslich klangen . . . Eben erst hatte er gehört, wie der Starez Akakij sich sündig nannte, weil er das Leben liebte und nicht die Kraft habe, dem Leben zu entsagen, und Vater Polykarp, der jenem das Einverständnis abgezwungen hatte, die Weißen eines Skimniks zu nehmen, sprach jetzt von dem Recht des Lebens zu ihm! . . .

„Auch ich befinde mich in der Totenstadt, aber Tod ist nur da, wo Stillstand und Zersetzung eingetreten sind; solange der Mensch atmet, fühlt, denkt – lebt er. Auch unter den lebenden Toten hier

muß das Leben geweckt werden, damit auch dieser Friedhof Früchte trägt. Ein Baum, der keine Früchte trägt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Wenn du dich aber vom Leben abwendest, ohne überhaupt gelebt zu haben, das Leben ablehnst, ohne es kennen gelernt und deine Kräfte entfaltet zu haben, bist du im Kloster ein Ast, der keine Früchte trägt. Sei nicht der faule Knecht, der sein Talent in der Erde vergrub – was wirst du deinem Herrn, deinem Gewissen antworten, wenn die Stunde der Abrechnung kommt? Womit willst du ins ewige Leben eingehen? Setze dich hin und höre mich an!“

Doch Boris blieb stumm am Schranke stehen; Vater Polykarp begann im Zimmer auf und ab zu gehen, und seine Hand, die so schwer auf Boris' Schulter gelastet hatte, hob und senkte sich jetzt leicht mit den Worten, die er sprach, diesen unerwartet leichten freien Worten:

„Wenn nichts in dir ist, wovon willst du dann dein Leben lang leben? Das Leben ist etwas Konkretes. Das Leben strahlt Farben, Laute, Licht aus. Was strahlt dein Leben aus? Ins Leben? In die Ewigkeit? Gedanken sind ebensolche Strahlenwellen wie das Licht. Sie füllen den Raum. Was wird einst aus deinem Wesen strahlen? Leere und Finsternis? Und später? Das ewige Leben ist das übersinnliche Leben, das, was frei wird, wenn die Haft des Körperlichen abfällt, und je freier, reicher und inniger sich dies Verinnerlichte hier in diesem Leben entfaltet hat, desto vollkommener und herrlicher wird auch jenes Leben sein, in dem sich alles Erworbene durchgeistigt, geklärt, verklärt hat. Ich denke, es ist leichter, ehrenhafter, menschenwürdiger, durch Gutes und Böses, Sturz und Wiederaufstieg, Zusammenbruch und Wiedergeburt zu gehen als in Leere und Finsternis zu fliehen. Dem Leben kann man nicht entgehen, und wenn du dir hier nicht ein Leben schaffst in Wirklichkeit und Wahrheit, wenn du, dem sinnlichen Leben entsagend, dir nicht ein Geistesleben aufbaust – was ist dann dein Leben – jetzt und einst? Ex nihilo nihil est . . . Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich, gegen das Leben! Blinde machen sich zu Führern von Blinden! Lehnst du das Sinnenleben da draußen in der Welt ab, so schaffe dir ein Geistesleben – auch in der Welt, um des kommenden Reiches willen . . . Dann kannst du – einst, geprüft und geläutert – hierher zurückkehren, als Mann, der weiß, was er will und kann.“

Vater Polykarp war wieder ruhig geworden. Er gab dem Novizen die Schlüssel zu den Bücherschränken.

„Nimm und lies, fülle dein Leben aus!“

Aus dem Nebenzimmer klang jetzt oft das Rascheln umgeblätterter Seiten. Boris nahm erst Bücher aus der ersten Reihe, bemerkte die zweite, holte sich Bücher aus dieser, entdeckte die dritte und war erstaunt über das, was er dort fand. Wenn Vater Polykarp zurückkam und sich Bücher aus den Schränken nahm, bemerkte er die Lücken, sah, daß der Novize auch Bücher aus der dritten Reihe las – dann flog ein Lächeln über sein ernstes Gesicht.

Vor Vater Polykarps Eintreffen wohnten den Messen in der Kathedrale meist nur die Starezen und die Mönche höherer Weihen bei, die über der Kutte die Soutane tragen durften. Seit er da war, mußten alle Mönche und Novizen den Andachten beiwohnen. Drei der Starezen waren Skimniki geworden, die bei allen Messen zugegen sein und ununterbrochen die Seelenmessenregister lesen mußten. Ein Skimnik stand den ganzen Tag über rechts an der Säule neben dem Altar und las leise, im Flüsterton, ohne die Stirn zu heben, ununterbrochen Psalmen, nach jedem Psalm einen anderen Namen aus dem Register nennend.

Die Wallfahrer blickten erschauernd auf die Skimniki in ihren schwarzen spitzen Mützen, auf die aus weißer Leinwand geformten Totenknochen und Schädel, die auf ihren Kutten aufgenäht waren, und fürchteten sich, wenn sie einen Skimnik trafen, der in die Einsiedelei zurückkehrte oder von dort in die Kirche ging, sich ihm zu nähern. Der psalmodierende Skimnik am Altar wurde von Zeit zu Zeit von einem andern abgelöst. Durch das unbewegliche Stehen schmerzten den alten Mönchen die Beine; wenn sie das Kreuz schlugen, schaukelte ihr Körper unwillkürlich; die einzige Erholung war das Niederknien zur tiefen Verneigung.

Auch an der Grabstätte des Klostergründers wurden ununterbrochen Seelenmessen zelebriert, und die alten Soutanenträger lasen Psalmen. In der dunklen unterirdischen Kapelle glommen heilige Lämpchen, ein beständig anwesender Novize gab acht auf die Lämpchen, die Kerzen, schwenkte die Weihrauchlampe und sang mit zwei anderen Novizen während der Messen mit müder Stimme das „ewige Seelenheil“ . . . Am Eingang zur unterirdischen Kapelle und in der neuen Kathedrale an der Wand hinter dem Wachskerzenstand saß je ein Mönch und schrieb mit Gänsekiel und Eichentinte für die Wallfahrer auf Weihbrötchen Namen – zum Seelenheil oder zur Genesung der Betroffenen.

Im Herbst und Winter, wenn keine Wallfahrer da waren, wurde die Zahl der Gottesdienste und Seelenmessen eingeschränkt.

Das Leben der Bruderschaft wickelte sich jetzt zum größten Teil in den Zellen ab, wohin Laien nur schwer Zutritt hatten, und war dadurch den Blicken der Welt entzogen.

Zu Anfang des Winters reiste Vater Polykarp zum Bischof und blieb bis zum Frühjahr fort; dem Abt hatte er eingeschärft, die strenge Ordnung aufrechtzuerhalten und für jede Verletzung der Vorschriften die Schuldigen mit schwerer Kirchenbuße zu strafen.

Während der großen Fasten strömten Pilger und Wallfahrer wieder ins Kloster, und allmählich verbreitete sich im Lande die Kunde von der großen Strenge des Abtes, der Mönche, von den endlosen Gottesdiensten im Kloster Belobereshsk. Die Mönche, die während der vielen Messen in schwarzen Reihen betend an den Kirchenwänden standen, schmuggelten des Abends wieder Schnaps in die Zellen, jedoch mit solcher Vorsicht, daß es niemandem von den Wallfahrern in den Sinn kam, daß in dem strengen Kloster, dessen Mönche infolge der nächtlichen Gebetsübungen schwarze Kreise unter den Augen hatten, das Laster nisten könne. Die Bruderschaft wagte nicht zu murren, denn wer seine Unzufriedenheit durchblicken ließ, lief Gefahr, daß der Abt es erfahre; dienstbeflissene Angeber schlüpfen durch den hinteren Eingang in die Abtei und hinterbrachten Vater Gerwaßij, wer von den Mönchen murre.

Vater Polykarp wurde schon lange zurückerwartet; es hieß, er befinde sich gar nicht mehr beim Bischof Ioßaf, sondern sei nach Petersburg zum heiligen Synod gereist, ja man wollte sogar wissen, daß er dem Zaren selbst Bericht erstattet habe; das sei der eigentliche Grund seiner Abberufung gewesen, nun könne die Heiligsprechung gewiß nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Ganz plötzlich kehrte der schwarze Mönch zurück. Gespannt wartete man auf die Neuigkeiten, die er mitbringe, aber statt irgendwelche Mitteilungen zu machen, zog sich Vater Polykarp in seine Zelle zurück und ließ sich mehrere Tage nicht blicken. Boris holte für ihn und sich das Mittagessen aus dem Speisesaal, und Paißij, der Vater Haushalter, vom Abt heimlich dazu veranlaßt, suchte ihn durch reichliche Portionen zu gewinnen, um ihn auszufragen.

„Ich kann den Schwarzen nicht gut fragen, Vater Paißij, er spricht niemals mit mir, befiehlt nur.“

Vater Paißij selbst verabreichte Boris das Mittagessen, sorgte dafür, daß die Suppe recht dick sei, suchte möglichst weiße Fischstücke aus dem großen Kessel herauszuangeln und goß reichlich zer-

lassene Butter auf die Grütze. Freundlich begleitete er Boris bis an die Tür, lächelte treuherzig in den Bart, erkundigte sich nach dem Befinden des Akademikers.

„Lange war er abwesend, sehr lange . . . wird wohl viel zu tun gehabt haben – alles muß ja vorbereitet werden . . . Jetzt dauert's wohl nicht mehr lange? . . .“

Boris ging schweigend davon, und Vater Paißij flüsterte dem Abt vor Beginn der Mahlzeit ein bißchen heimtückisch zu:

„Nichts aus ihm herauszubekommen . . . Der ist Ihres flachsb blonden Kostjas würdig: ‚Ich war nicht dabei . . . Ich weiß von nichts . . . Fragen Sie den Vater Abt selbst‘ . . .“

Nikolka hob abwehrend die Hand.

Einige Tage nach seiner Rückkehr ließ Vater Polykarp den Abt zu sich kommen und fragte ihn, wer von den Mönchen während seiner Abwesenheit ungehorsam gewesen sei und die Klosterregel verletzt habe.

„Alle, die sich etwas haben zuschulden kommen lassen, sind in andere Klöster zu versetzen, Vater Abt. Unser Kloster wird in Bälde Staatskloster werden, dann sind gar zu viel Mönche unerwünscht – nur die würdigsten dürfen bleiben . . .“

Alle jüngeren Mönche und insbesondere die Novizen, die sich mißbeliebt gemacht hatten, die unzufriedenen, streitsüchtigen, jene, die sich abfällig über den Abt oder Vater Polykarp geäußert hatten, wurden unauffällig in andere Klöster abgeschoben. Mißmutig, das Säckchen über der Schulter, auf das Kloster, das warme eingesessene Nest, im Fortgehen böse Blicke werfend, zogen sie in die Fremde. Die Zurückbleibenden waren eingeschüchtert und vermieden es, in ihren Zellen in größerer Zahl zusammenzukommen, ein Wort der Mißbilligung zu äußern und belauerten einander argwöhnisch. Gespannt wurde die Frage erörtert, wie die Dinge sich gestalten würden, wenn das Kloster zum Staatskloster erklärt wäre, wer Gehalt empfangen und wie hoch dieses bemessen sein würde; man beneidete die Hieromonachen und Hierodiakone, die höhere Gehälter beziehen würden, wie auch alle jene, die Sonderarbeiten verrichteten – in der großen Einsiedelei, in der kleinen des Starez Akakij, die Wasserträger, jene, die ständigen Dienst an der Grabstätte des Klostergründers hatten, die den Verkauf der Wachskerzen besorgten . . .

Gegen Ende des Sommers wurde der Glockenturm geweißt, die Wände des Speisesaals, die Kirchendächer neu gestrichen und verziert. Die arbeitenden Mönche auf den Gerüsten flüsterten:

„Jetzt muß es bald kommen; sie lassen schon alles instand setzen . . .“

„Gott gebe es; es wird allmählich Zeit . . .“

Vater Polykarp besichtigte mit dem Abt eingehend das Kloster. Vor der alten Kathedrale blieb er stehen und fragte Vater Gerwaßij, wann die Kathedrale gebaut, wann sie zum letzten Male instand gesetzt worden sei, betrachtete prüfend die Ecke, unter der in der Kellerkapelle der Starez Simeon ruhte, und bemerkte plötzlich beunruhigt, ihm scheine, daß sich die Ecke über dem Fundament bedenklich verschoben habe.

„Es könnte am Ende noch ein Unglück geben, die Mauer könnte einstürzen, da sei Gott vor! . . . Das muß unverzüglich in Ordnung gebracht werden . . .“

Auch der Abt sah es jetzt ganz deutlich. Seltsam, all die Jahre hatte er nichts bemerkt, und nun schien ihm die Sache so bedenklich, daß er erschrocken beiseite trat, als fürchtete er, die Mauer über ihm könnte einbrechen und ihn unter den Trümmern begraben.

„Wie habe ich das nicht früher bemerkt! Unten, in dieser Ecke, liegt ja die Grabstätte des Starez Simeon . . . Früher wurden in der unterirdischen Kapelle keine Andachten gehalten, erst während der letzten drei Jahre haben wir damit begonnen . . .“

„Vielleicht haben sich die Mauern infolge der Wärme gesenkt und Risse bekommen . . .“

Gelernte Maurer wurden eingestellt, die zusammen mit den Mönchen und Novizen die Mauern an der gefährdeten Stelle abtrugen. Die Andachten und Seelenmessen am Grabe des Starez wurden einstweilen eingestellt.

Die großen, wuchtigen Ziegel altertümlicher Prägung wurden behutsam aus dem Mauerwerk gelöst und in Stapeln aufgestellt, während die Maurer auf Vater Polykarps Befehl immer weiter in die Tiefe drangen. Die Mönche wußten, daß an dieser Stelle der Starez ruhen sollte; Kelle und Spaten drangen vorsichtig in den hier sandig werdenden Boden, weiße Klumpen zutage fördernd, die an der Sonne zerfielen. Jeder hoffte insgeheim, er würde der erste sein, der auf den Sarg des Starez stieß. Niemand sprach davon, doch alles hielt den Atem an; Angst und Bangen wurden durch die Neugier, wenigstens den Sarg des Starez zu Gesicht zu bekommen, verdrängt. Vater Polykarps Blicke durchforschten aufmerksam den

Sand, verfolgten gespannt jeden Spatenstich. Auch der Abt war zugegen, wartete ebenso gespannt und wandte sich besorgt an Vater Polykarp, der schwieg und aufmerksam zuschaute. Und im gleichen Augenblick, als Glockengeläut zum Mittagmahle rief, legte ein Spatenstich mit knirschendem Aufschlag eine Ecke des Eichensarges frei. Der Mönch, der den Spaten geführt hatte, wich erschrocken zurück und blickte Vater Polykarp schweigend, in stummem Erschauern an; er konnte vor Schreck nicht sprechen, es hatte ihm den Atem verschlagen. Vater Polykarp verstand ohne Worte, stieg schnell in die Grube hinab, rief:

„Halt! . . . Der Sarg des Starez!“

Die Arbeit wurde eingestellt; zum Mittagmahl erschien die ganze Bruderschaft bis auf den letzten Mann im Speisesaal. Ein Geflüster wogte durch den Raum:

„Der Sarg des Starez ist entdeckt! Alle haben es gesehen, der Gelehrte hat es bestätigt . . . Der Sarg ist wie neu, trotzdem er jahrhundertlang in der Erde ruht. Ein Gotteswunder! Fürwahr, der Starez ist ein Heiliger! . . .“

Die Bruderschaft starrte in andächtigem Entsetzen auf den schwarzen Mönch, der neben dem Abte saß. Vater Gerwaßijs Augen strahlten vor Seligkeit, seine Stimme versagte beim Sprechen – er wäre gern in die Mitte des Speisesaals getreten, um es hinauszuschreien in alle Welt: Die Reliquien, die unversehrten Reliquien des Starez Simeon sind entdeckt! – dann wäre er wohl wieder ruhig geworden und seine Stimme hätte nicht mehr gebebt.

Als das Mahl beendet war, neigte sich der schwarze Mönch zum Abt hinab und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Alles hielt den Atem an und blickte erwartungsvoll auf die beiden. Der Abt stand strahlend auf, das silberne Glöckchen erklang in seiner Hand; alles verstummte.

„Väter und Brüder, als die Klosterglocke zum Mahle rief, erblickten wir den Sarg unseres Starez, des Klostergründers, den Sarg des Hieromonachen Simeon . . .“

Nikolka schien es, als schrie er die freudige Botschaft in den Saal hinein, während alle Anwesenden gespannt den Hals reckten, um ja nur keines der in halbem Flüsterton hervorgebrachten Worte des Abts zu verlieren.

Der Bruderschaft bemächtigte sich eine ungeheure Erregung; ein lautes Stimmengewirr erhob sich; hastig wurde das Dankgebet heruntergesungen. Dann begann aufs neue das aufgeregte Getuschel und Gerede – eine Seelenmesse und eine Danksagungs-

messe müßten zelebriert werden, meinten viele. Schwer und langsam, mit rollendem Glockenschlag erklang die große Klosterglocke, silbernen Widerhall im Walde weckend. In der neuen Kathedrale wurden Kerzen, rote und grüne, angezündet. Paarweise traten die Hieromonachen aus dem Altar, im Kreise umringte sie der rechte und linke Chor.

An das Grab des Starez wurde niemand gelassen, damit Schutt und Sand nicht in die Grube falle; trotzdem drängten sich Mönche und Wallfahrer bis zum Abend um jene Stelle und starrten in das dunkle Loch, und viele behaupteten, sie sähen ihn, sie sähen ihn . . .

Vater Polykarp schickte den Abt in die Stadt zum Bischof Ioßaf, dem er nur einige Worte sagen sollte:
„Bei Vornahme von Instandsetzungsarbeiten an der alten Kirche ist der Sarg des Starez Simeon entdeckt worden.“

Nicht als der flüchtige Mönch, der der kleinen Fenja nachsetzte, sondern als Abt, feierlich und frohlockend, in der zweiten Klasse, fuhr Nikolka diesmal in die Gouvernementsstadt. Jedem hätte er gern gesagt, daß er, Nikolai Predtetschin, einst Vorsänger im Bischofschor, durchgefallener Priester, nun daran war, die Reliquien eines Heiligen zu entdecken! Berühmt werde sein Name werden! . . . Des Bahnhofs erinnerte er sich gut, und als er durch die Vorstadt fuhr, meinte er auch das Häuschen wiederzuerkennen, in dem er damals mit Afonka abgestiegen war. Doch er hatte Eile, zum Bewahrer der Kirchengeräte zu kommen, und hieß den Droschkenkutscher schneller fahren.

Als der Abt zurückkehrte, war die ausgenommene Ecke der alten Kathedrale in aller Hast wieder vermauert und zementiert worden. Um den Sarg frei zu lassen, hatte man die Grube im Innern nicht wieder ausgefüllt; Sand und Schutt hatten die Mönche in Schubkarren an das Flußufer geschafft.

Wieder glommen in der unterirdischen Kapelle Lämpchen und Kerzen, und ununterbrochen wurden Seelenmessen zelebriert.

Der Abt übergab dem schwarzen Mönch ein Schreiben des Bischofs, berichtete von ihrer Besprechung und begab sich feierlich in die Abtei.

Nikolka hatte von Vater Polykarp schweigen gelernt, war ebenso unnahbar geworden wie dieser und suchte, es ihm in allem nachzutun. Der wortkarge Kostja allein hörte, wie er des Abends in seinem Zimmer ruhelos auf und ab wanderte und laut mit sich selbst sprach.

Die Mönche, von Neugier geplagt, setzten Kostja zu.

„Was hat er gesagt? Er hat doch bestimmt etwas gesagt, als er von Seiner Eminenz zurückkehrte?“

Kostja antwortete eintönig, ohne auch nur mit den weißlichen Brauen zu zucken:

„Ich habe nichts gehört . . . Fragen Sie den Vater Abt selber . . .“
Damit wandte er sich ab und schritt davon.

„Der hat kein bißchen Gefühl im Leibe, so'n herzloser Bursche!“

Im Herbst, als Nebelschwaden um die Klostermauern wallten und es im Walde scharf nach Moder roch, wurde befohlen, die neue Herberge zum Empfang der geistlichen Würdenträger herzurichten. Novizen scheuerten und wischten die Fußböden, wuschen und putzten Fenster und Türen, legten in den Gängen weiße Leinwandläufer, heizten die Öfen; aus der Küche stieg Fischdampf auf.

Zum Bahnhof begaben sich der Abt und Vater Polykarp.

Der Bischof Ioßaf traf als erster ein. Er segnete den Abt und sagte:

„Ihnen ist ein großes Glück beschert worden, Vater Gerwaßij!“

„Ein unsagbar großes Glück, Eminenz . . .“

In der neuen Kathedrale stand, vor Müdigkeit leise schaukelnd, weiße Gebeine und Schädel auf die Kutte genäht, mit seinem schlohweißen, langen, handtuchförmigen Bart Vater Akakij und hob den Blick nicht vom Psalter und Seelenmessenregister. Seine Stimme, matt geworden, war nur ein halblautes Flüstern. Die Mönche standen gleich schwarzen Schatten an den Wänden, schweigend, reglos; wenn sie hinausgingen, traten andere an ihre Stelle. Aus der Kuppel tönte Vater Akakij's Geflüster hohl zurück. An der Altarpforte glomm vor dem wundertätigen Heiligenbild trübe ein heiliges Lämpchen. Die schweigende, gespannte Erwartung von etwas Außerordentlichem, geheimnisvoll Unheimlichem lag in der Luft. Bischof Ioßaf trat ein, kniete vor dem Heiligenbild nieder, verneigte sich und ging stumm wieder hinaus; Vater Polykarp schritt hinter ihm als schwarzer Schatten einher. Mit dem Morgen- und Mittagszuge wurden vier weitere Bischöfe erwartet.

In der unterirdischen Kapelle der alten Kathedrale entfernten die alten Mönche aus der Einsiedelei schweigend, bei Kerzenschein, die gußeisernen Bodenfließen. Dann stachen die Spaten knirschend in den feuchten Sand. Vater Polykarp tauchte von Zeit zu Zeit auf und sah zu. Der Sand wurde in dünnen Schichten ausgehoben, langsam und feierlich. Am Abend verschloß der schwarze Mönch eigen-

händig die Kathedrale und schritt, mit den schweren, altertümlichen Schlüsseln rasselnd, nach der neuen Herberge.

Zusammen mit den vier Bischöfen trafen drei Mönche ein; den Bischof Irinej begleitete ein untersetzter, breitschultriger junger Archimandrit mit wehendem Haar, der Akademiker Vater Smaragd, einen der anderen Bischöfe der unscheinbare, magere, schweigsame Vater Kornilij und ein mittelgroßer, rotblonder Mönch von ganz gewöhnlichem Aussehen mit goldener Brille, der Hieromonach Xenophont. Über Vater Xenophonts Gesicht verbreitete sich ein freudiges, strahlendes Lächeln, sobald er in weichem, fast tonlosem Tenor lebhaft und freundlich zu sprechen begann; sein ganzes Gesicht schien zu lächeln, und man hatte den Eindruck, daß er gleich in ein sorglos heiteres Lachen ausbrechen würde, offen und herzlich, wie meist nur ein Russe lacht; betrachtete man dabei aber seine stahlharten, fast farblosen Augen, so sah man, daß sie kalt und stumm blieben und, während das ganze Gesicht lächelte, unter den zusammengekniffenen Lidern reglos erstarrten – bloß die goldene Brilleneinfassung, die Brillengläser und das ganze Gesicht rundum lächelten, und wenn man nicht sehr scharf hinblickte, sah man die Augen überhaupt nicht, denn sobald der Hieromonach Xenophont zu lächeln anfang, fing er auch an, lebhaft zu sprechen und zu gestikulieren, wobei er sich sogar zu scherzen erlaubte, und auch seine Scherze klangen ungemein treuherzig und gutmütig, als wollte er sagen: „Meine Herrschaften, ich kann nun einmal nicht anders, so bin ich nun einmal, und ihr werdet mich nicht ändern – ich stehe da vor euch offen und harmlos, ein echter Russe, ihr könnt mir stracks in Herz und Seele hineinblicken!“

Als der rotblonde Xenophont Vater Polykarp erblickte, brach er in ungestüme Freude aus, stürzte auf ihn zu, nannte ihn bei seinem Laiennamen – Andrej Lasarew – und fügte bei jedem zweiten Wort hinzu: „Lieber Freund, mein Teurer“.

„Ah, Lasarew! Liebster Freund! Welch freudiges Wiedersehen, mein Teurer! Wie geht's, wie steht's?!...“

Vater Polykarp antwortete trocken und mißmutig, trotzdem sie Kollegen von der Akademie her waren:

„Wie immer.“

„Das klingt so wenig herzlich, mein Teurer! Bist du am Ende böse auf mich? ... Ich komme wieder auf längere Zeit zu dir, wie das vorige Mal ... Ich habe dich so gern, lieber Freund ...“

Die Bruderschaft wartete gespannt auf den großen Augenblick, überzeugt, daß alle Augenzeugen des großen Mysteriums sein dürf-

ten. Doch als die Dämmerung herabsank, wurde die Anordnung erlassen, die Mönche möchten sich still und ruhig in ihre Zellen zurückziehen, um die geistlichen Würdenträger in dem weihevollen Augenblick nicht zu stören.

Vater Polykarp schloß im Beisein des Abtes die alte Kathedrale auf und ging den Kirchenfürsten und ihrem Gefolge entgegen, während der Abt sie an der Kirchentür erwartete. Hinter den Eintretenden fiel knirschend die schwere altertümliche Eisentür ins Schloß, und in der unterirdischen Kapelle flammten trübe Kerzen auf, und schwarze Schatten senkten und hoben sich über der Gruft des Starez.

Auch über den Klosterhof huschten schwarze Schatten, die aus den Zellen geschlüpft waren und unter dem Schutz eines feinen Sprühregens von ferne dahin spähten, wo das große Mysterium vor sich ging – näher heranzutreten wagten die Mönche nicht. Flüsterworte wurden gewechselt, trotzdem in der Dunkelheit nicht zu erkennen war, an wen sie gerichtet waren. Und als der Kerzenschein oben in der Kathedrale erschimmerte und schwarze Schatten im Innern der Kirche auftauchten, ging ein tiefer Seufzer der Erlösung durch das ganze Kloster, und es war, als hätten ihn nicht die verborgenen schattenhaften Gestalten auf dem Klosterhof ausgestoßen, sondern die Zellen, die Klostermauern und der dunkle Wald.

Unerwartet knirschte die Flügeltür der alten Kathedrale, und durch die Dunkelheit klang ein hoher Tenor, ungestüm und empört.

„Ich kann die Unversehrtheit nicht anerkennen, ich kann es nicht!“

Die leise Stimme des hohen schwarzen Mönches flüsterte scharf und durchdringend:

„Kehren Sie zurück, Eminenz! Stören Sie nicht die Weihe des Mysteriums.“

Und aufs neue erscholl der hohe Tenor:

„Aber es ist doch keine Spur von Unversehrtheit vorhanden – ein Büschel Haare und ein paar halb vermoderte Knochen, das ist alles!“

„Eure Eminenz, die rechtgläubige Kirche braucht keine Beweise! Sie beruht auf dem Glauben, Eminenz!“

Die beiden dunklen Gestalten blieben stehen, eine dritte trat zu ihnen – der Archimandrit Smaragd.

Vater Polykarp sagte aufs neue:

„Kehren Sie zurück, Eminenz!“

Der Kopf des Bischofs Irinej wandte sich dem Sprechenden zu;

er mußte ihn wohl in der Dunkelheit scharf und prüfend ansehen, als er, fast laut, sagte:

„Sie, Polykarp, tun auch das wohl um des kommenden Reiches willen?“

Seine Stimme war streng und zornig und schwoll zu einem Drohen an, als er hervorstieß:

„Sie wollen wohl, Blinde sollen Blinde führen!“

Dann klang seine Stimme wieder in hohem Tenor:

„Es genügt, daß man die Anna von Kaschinsk neu entdeckt hat! Jetzt wollen Sie auch noch die Geschichte mit Serafim von Sarowsk wiederholen?! Nein, diesmal decke ich die Kanonisierung nicht mit meinem Namen – genug der Schmach! Lassen Sie mich, gehen Sie hin und bauen Sie an Ihrem kommenden Reich!“

Vor der heiligen Pforte sagte Vater Polykarp zum letzten Male:

„Kehren Sie zurück, Eminenz!“

Der hohe Tenor des Bischofs Irinej schlug vor Erregung um, flüsternd stieß er hervor:

„Um dieses kommenden Reiches willen?“

Trocken und ruhig sagte der schwarze Mönch, stahlhart klang seine Stimme:

„Ja, um des kommenden Reiches willen, Eminenz!“

Schweigend traten sie in die neue Herberge; Bischof Irinej zog sich, ohne sich zu verabschieden, von dem Archimandriten Smaragd gefolgt, in sein Zimmer zurück. Vater Polykarp rief den Herbergsvater Mißail herbei und befahl:

„Zum Frühzug morgen den Wagen für Seine Eminenz den Bischof Irinej.“

Er kehrte ins Kloster zurück; an der heiligen Pforte verneigte sich eine schwarze Mönchsgestalt vor ihm; es war der Pförtner Vater Awraamij. Der Schwarze wandte den Kopf nach ihm und schritt schweigend weiter.

Vater Polykarp zog die altertümliche Eisentür der alten Kathedrale hinter sich zu; knirschend schnappte das Schloß.

In äußerster Verwirrung, verstört und empört, zog sich die Bruderschaft in ihre Zellen zurück. Nur Waßja der Blöde, die Arme zum Himmel emporgestreckt, mit Augen, die vor Spannung und Erwartung irr blickten, verbarg sich hinter einer Säule der Abtei und murmelte vor sich hin, den Blick auf die schwarzen, durcheinanderwogenden Schatten in den erleuchteten Fenstern der alten Kathedrale gerichtet.

Mit Anbruch des Frühlings begannen im Kloster die Vorbereitungen zur Heiligsprechung; gespannt sah die Bruderschaft den Feierlichkeiten entgegen. Vater Akindin verließ kaum noch den Klosterladen, mit der Durchsicht der Waren beschäftigt. Er füllte die Schubläden mit kleinen runden Heiligenbildern aus Silber und Messing, die auf der Brust getragen wurden und auf der einen Seite das geprägte Bild des Klosters, auf der anderen den Skinnik Simeon zeigten; Gebetblätter mit der Gesamtansicht des Klosters, darüber zwei Engel vom Himmel herabflogen, die in den Händen ein Heiligenbild mit der Gestalt des Starez Simeon trugen, wurden zum Schmuck an die Wände gehängt, in Stapeln auf den Simsen verstaут, alles mit Preisen versehen. Novizen füllten Öl für die heiligen Lämpchen in kleine Fläschchen, auf die das Bild des Heiligen geklebt war, auch sie kamen auf die Simse und kosteten von fünf zu fünfzehn Kopeken, je nach Größe.

Nach der Abreise der geistlichen Würdenträger hatte die Bruderschaft sich wieder beruhigt. Nachdem Vater Polykarp an jenem Abend in die alte Kathedrale zurückgekehrt war, waren die Mönche wieder aus ihren Zellen hervorgeschlüpft und hatten die hohe Geistlichkeit, laut heitere Worte wechselnd, aus der Kathedrale treten sehen. Am nächsten Tage hatte der Abt der Bruderschaft erklärt, daß der Bischof Irinej wegen seines Stolzes – vom Herrn mit Blindheit geschlagen – nach Sibirien verbannt worden sei, damit er Buße tue; die Reliquien des Starez hätten sich wahrhaftig als frisch und unversehrt erwiesen und seien wieder in denselben Sarg gebettet worden, in dem der Heilige vor mehreren Jahrhunderten begraben worden war.

Die Bruderschaft machte sich mit großem Eifer daran, vom frühen Morgen bis zum Abend Löffel zu schnitzen, die alten Mönche und die Novizen waren gleich fleißig dabei, jeder wollte möglichst viel verdienen, war doch verkündet worden, daß der Klosterladen jede beliebige Menge zum Einheitspreis entgegennehme. Im Frühjahr wurden die fertigen Löffel dutzendweise – jeder wollte der erste sein – an Vater Akindin abgeliefert, der sie mit geübtem Blick musterte, in Körbe warf, den ledernen Geldbeutel losband, mit Silber klapperte und jedem die ihm zukommende Summe abzählte.

Im Laden roch es nach Benzoeharz und Zypressenholz; die Ikonenmaler zu Nishnij-Nowgorod hatten den ganzen Winter über längliche Heiligenbilder verschiedener Größe des Starez gemalt, die, frisch lackiert, lustig glänzten, auf ihnen waren die Blockhäuschen der Zellen zu sehen, Kirchen, ringsum Wald und in der Mitte der Starez im Gewand eines Skimniks, einen langen Krückstock in der Hand; Preis – von zwanzig Kopeken aufwärts. Daneben lagen Rosenkränze aus durchsichtigen und matten Glasperlen, mit einem Kreuzchen am Ende, das Stück drei und fünf Kopeken. Auf einem großen Tablett waren kleine Büchlein aufgestapelt – die verkürzte Ausgabe der Lebensbeschreibung des Heiligen – und kleine Ikonen aus Pappe – beides eine Kopeke das Stück. Weiter, zum Preise von fünfzehn Kopeken, kam das Buch: „Eine historische Schilderung des Klosters Belobereshsk und des Lebens des heiligen Simeon mit der Ansicht des Klosters und einem Bildnis des Heiligen sowie der Darstellung seiner Wundertaten, Druck der Synodalpresse“, und schließlich stand da noch ganz bescheiden: „verfaßt von dem Mönche Akindin“. Stolz schwellte die Brust des Ladenvorstehers, wenn sein Auge auf diese Zeile fiel; er hatte seine Aufzeichnungen über die Wundertaten des Starez Vater Polykarp übergeben, der an den Winterabenden das Buch geschrieben hatte; daß aber Akindins Name als Verfasser genannt sein würde, hatte der schwarze Mönch verschwiegen; der überraschte Vater Akindin erfuhr es erst, als die Bücherballen vom Bahnhof eintrafen. Vater Akindins Stolz war seine große Demut; so senkte er denn demütig die Augen und sagte bescheiden:

„Ich habe nicht viel gegrübelt, mich ganz an die Überlieferung gehalten . . .“

In einem langen Kasten auf dem Ladentisch lagen schwarze, blaue und bordeauxrote Samtmützchen aus, den Mönchskäppchen ähnlich, mit einem Kreuz aus Gold- oder Silberbesatz darauf, die in den Sarkophag zu den Reliquien getan und geheiligt wieder herausgenommen wurden; Kranken und Geistesschwachen aufgesetzt, bewirkten sie Heilung. In einem Kästchen lagen herzförmige Amuletttäschchen, auf der Brust zu tragen, mit einem eingenähten Gebet darin, die gegen Herzkrankheiten halfen; in einem anderen Kästchen gab es Zypressenkreuzchen, die Sterbenden in die Hand gedrückt wurden, Schnitzarbeit aus den Klöstern Athos und Sergijewo. Des weiteren Karneol- und Mastixkreuzchen, schwarz, gelb, blau, mit einem Löchlein in der Mitte, in dem das Auge das Kloster und den heiligen Starez erblickte, oder mit Zeichnungen versehen,

die dieselben Ansichten brachten, dazu aber noch einen Mönch in der Soutane, der einen Wallfahrer segnet. Reich war der Laden an heiligen Dingen in jeder Preislage.

Der Klosterladen lag gleich neben der alten Kathedrale, Tür an Tür bei der unterirdischen Kapelle, wo der Starez geruht hatte; es war ein langgestreckter Raum mit Ladentischen zu beiden Seiten, hinter denen flinke Novizen standen. Zu den Feierlichkeiten wurde außerdem ein Verkaufsstand vor der heiligen Pforte errichtet, der Vater Akindins ältestem Gehilfen unterstellt war, während Akindin selbst im Hauptladen nach dem rechten sah.

Der Brunnen bei der ehemaligen Einsiedelei des heiligen Starez hatte statt des Schwengels ein Drehrad und einen neuen Eimer erhalten; neben dem Brunnen saß ein Mönch mit einem Sammelteiler und kleinen Fläschchen, die mit dem Bild des Heiligen geschmückt waren und mit heiligem Wasser aus dem Brunnen gefüllt wurden.

Im Vorzimmer von Vater Akakijs Blockhäuschen standen weiße Tannenbretter, und mehrere Hobel waren zur Hand; Späne wurden abgehobelt und den Gläubigen als Amulett durchs kleine Fensterchen gereicht — schöne, duftige, goldene Hobelspäne, die sich unverehrt von der Zeit her erhalten hatten, da der Heilige sein Blockhäuschen und das Kloster errichtete, und außen am Fensterchen hing eine grüne Sammelbüchse — jeder mochte spenden, wieviel er wollte und konnte —, der Mönch, der die Späne verteilte, mußte nur darauf achtgeben, daß auch jeder wirklich etwas hineintat, und Gebefaulle demütig anspornen.

Von früh bis spät wimmelte es im Kloster wie in einem Ameisenhaufen; die Mönche liefen geschäftig hin und her, alles mußte vorbereitet, eingeteilt, hergerichtet werden. Ein silberner, viele Zentner schwerer Sarkophag wurde in die neue Kathedrale geschleppt, in den der Sarg des Starez hineinkommen sollte; der Sarkophag wurde links vom Altar in einer Nische aufgestellt — Hämmer pochten, Lötkolben zischten, zwei Schlosser befestigten über dem Sarkophag Kandelaber zum Aufhängen der heiligen Lämpchen.

Die Wallfahrer begannen schon eine Woche vor dem Beginn der Feierlichkeiten herbeizuströmen; bald waren die alte Herberge, die Landhäuschen, die Baracken überfüllt.

Das einfache Volk übernachtete im Walde unter freiem Himmel.

Es hieß zuerst, daß der Zar selbst eintreffen würde, doch in der letzten Woche vor dem großen Tag wurde bekannt, daß der Zar nicht kommen könne, ein Großfürst würde ihn vertreten. Die Mön-

che waren enttäuscht, verschwiegen aber vor den Wallfahrern, daß statt des Zaren ein unbekannter Großfürst erwartet wurde.

Die geistlichen Würdenträger trafen ein.

Der Abt lief geschäftig im Kloster hin und her, sprach bei Vater Polykarp vor, beratschlagte mit ihm, wo und wie man die hohen Kirchenfürsten am besten unterbrächte . . .

Der Herbergsvater und seine Gehilfen wußten nicht mehr aus noch ein, sie wurden von Unterkunftsuchenden bestürmt, Mißail gab es schließlich auf, Ordnung walten zu lassen, nahm Zahlung nach der Preistafel von allen Hereindrängenden entgegen und stopfte so viel Menschen in ein Zimmer wie nur hineingingen.

„Vater, ich komme mit einem Kranken – wir können doch nicht unter freiem Himmel kampieren!“

„Sehen Sie selbst nach, ob Sie noch irgendwo unterkommen können – vielleicht läßt Sie jemand noch in sein Zimmer.“

In der Küche wurden Fische gekocht und gebacken; Samoware dampften ohne Unterlaß, wurden aus einem riesigen Kübel mit Wasser gefüllt; unaufhörlich läuteten im Gang die Glocken. Kwaspfropfen knallten, und in den Taschen der bedienenden Novizen klimperte das Geld – es mußte für alles gleich bezahlt werden, um es in dem Gewirr und dem Gedränge später nicht zu vergessen.

Diebe und Spitzel huschten umher.

„Herrgott! mein Geld ist fort! . . . Ich wollte zum Heiligen, habe es mir extra zusammengespargt . . .“

„Da hätten Sie aufpassen sollen, statt mit den Augen zu klappern – hier kommt allerhand Volk zusammen.“

„Da nimmt der Dieb aber eine schwere Sünde auf sich – an einem heiligen Ort!“

„Geld verleitet jeden zur Sünde – da heißt's achtgeben!“

Noch vor der öffentlichen Heiligsprechung wurde mit Heiligenbildern des Starez gehandelt, mit Löffeln, Klosteransichten. Die Leute aus der Stadt kauften Ansichtskarten – eine Neueinführung im Kloster –, einen Ausblick auf den See, die Klostermühle, ein Mönch mit einer Angelrute auf dem Wehr, ein Baumstumpf, der aus dem Wasser emporragte und auf dem das wundertätige Heiligenbild stand, ein Boot mit einem fischenden Mönch, die alte Einsiedelei des Heiligen, davor ein Eremit, der Brunnen im Walde, die Gesamtansicht des Klosters – und Mönche überall und in jeglicher Gestalt.

Es regnete nur so Kupfer- und Goldmünzen; pralle Säckchen aus grober Leinwand wurden zu Vater Akindin gebracht, und im hinteren Zimmer des Ladens zählten zwei Novizen mit Fingern, die

durch die Berührung mit dem Metall ganz schwarz geworden waren, auf einem großen Tisch den Segen. In kleinen Säulen wurden Fünfer, Zehner, Fünfzehnkopekenstücke, Zwanziger aufgehäuft, in Papier gewickelt und auf den Rollen vermerkt: Fünf Rubel – Zehn Rubel. Nach dem Stand an der heiligen Pforte mußten immerfort Ballen und Kisten voll Waren geschleppt werden.

Vor dem Weibrotladen standen die Leute an, ein Novize schaffte die Brötchen heran, Vater Jepifras händigte sie aus und empfing das Geld; die Leute hamsterten, um am Tage der Heiligsprechung versorgt zu sein.

„Wieviel brauchst du?“

„Für den Gevatter, den Schwiegervater, die Tante, für Vater und Mutter . . . Fünf Stück, Vater!“

„Was für welche?“

„Die großen, Vater, mit dem heiligen Starez!“

„Zahle zwanzig Kopeken.“

Die Bäuerin suchte lange am Busen herum, band ein verborgenes Säckchen auf, holte Geld heraus, zählte zwanzig Kopeken ab, reichte sie schließlich dem Mönch.

Vater Jepifras schrie sie an, während er mit einer Hand seine Brille, die an einem Ohr mit Bindfaden befestigt war, festhielt:

„Aber so mach' doch endlich, meine Liebe! Sieh dich mal um – die Leute stehen zu Hauf und warten . . .“

Hinter ihr erklangen ungeduldige Stimmen:

„Was stehst du denn da herum, bist hier doch nicht auf dem Markt – Herr, vergib mir die Sünde!“

Ein ebensolches Gedränge herrschte vor der Kathedrale, wo fünf Mönche in Soutanen an der Mauer saßen und mit Gänsekielen diejenigen aufschrieben, für deren Gesundheit oder Seelenheil gebetet werden sollte.

„Also, wen soll ich anschreiben, sprich!“

„Schreibe, Vater: Jewstignej – Seelenheil; Akulina, Jermolai – Gesundheit; Mawra – Seelenheil . . .“

„Nenne die Namen der Reihe nach, zuerst – Seelenheil.“

„Also, Vater: Jewstignej – Seelenheil . . .“

„Und dazu die Knechte Gottes Akulina, Jermolai.“

„Nein, nein, Akulina und Jermolai, die leben ja noch, bei denen handelt es sich um die Gesundheit, Vater . . .“

„Na, gleichviel, ich habe sie schon angeschrieben, unser Herrgott weiß ja Bescheid, wer da lebt, wer gestorben ist . . . Weiter, wen soll ich anschreiben!“

Daselbst auf dem Tisch stand ein rundes Tablett, auf das Münzen geworfen wurden; ein dicker rothaariger Mönch schüttete das Geld in ein Säckchen, das er daneben stellte; schnell füllte sich das Tablett aufs neue mit Ein-, Drei-, Fünfkopekenstücken.

Das Geld flutete in klingenden Strömen ins Kloster, schmunzelnd stellten es die Mönche fest.

Erst jetzt begriff Vater Gerwaßij recht, daß er den Wald nicht unnütz verkauft hatte: eine einzige Woche hatte alle Unkosten gedeckt, und wie viele solcher Wochen standen noch bevor – es war gar nicht auszudenken. Beim alten Waldhäuschen der Einsiedelei, am Waldbrunnen, überall im Klosterhof hörte er dies herzerfrischende metallene Klingen. Er lächelte freudig erregt und fragte, als er einen Novizen mit einem Geldsäckchen traf:

„Woher?“

„Aus der Herberge, Vater Abt.“

„Viel?“

„Noch ungezählt, Vater Abt.“

„Na schön, geh.“

Doch dann hielt er ihn wieder auf.

„Weißt du nicht, wieviel Leute da sind?“

„Tausende, Vater Abt, viele Tausende. Wer könnte sie zählen!“

Der Abt dachte beim Weitergehen, wenn das Kloster von jedem der Gäste nur zehn Kopeken erhalte, würden Millionen in die Klosterkasse fließen . . .

In Vater Polykarps Zelle saß Boris gegen Abend, als das Volk im Klosterhof und jenseits der Mauerumzäunung noch lärmte und sumnte, und las, auf Vater Polykarp wartend, im Evangelium:

„Und Jesus ging zum Tempel Gottes hinein und trieb hinaus alle Verkäufer und Käufer im Tempel, und stieß um der Wechsler Tische, und die Stühle der Taubenkrämer . . . Und sprach zu ihnen: Mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht.“

In seine Gedanken vertieft, sah und hörte er nichts von dem Lärm und der Bewegung draußen, und wenn Vater Polykarp ihn zum Abt oder sonst irgendwohin sandte, senkte er tief den Kopf und schlüpfte durch die Menge, ohne die Menschen zu bemerken. Wie alle die Mönche glaubte er, daß große, heilige Tage für das Kloster angebrochen seien und daß all das eitle Getriebe nur die äußere Schale sei, während im Innern jeder in frommer Andacht glühe.

Im oberen Stockwerk der neuen Herberge waren wieder die hohen Geistlichen Würdenträger abgestiegen. Mit den Bischöfen war auch die Geistlichkeit der Kathedrale aus der Gouvernementsstadt eingetroffen. Das bischöfliche Kirchengesetz wurde in die alte Klosterkathedrale getragen, die Archidiakone legten die Bischofsornate zurecht – dem Bischof Ioßaf hatte das Kloster ein neues Ornat dargebracht, ganz aus Gold gewirkt, mit Glöcklein aus Goldfiligran statt der Knöpfe. Novizen putzten die zwei- und dreiarmigen Altarleuchter, und in der Sakristei wurde fieberhaft gearbeitet, um alles rechtzeitig instand zu setzen.

Wallfahrer drängten sich überall, suchten überall einzudringen, alles auszukundschaften, Verborgenes zu erspähen, Geheimnisvolles zu erlauschen, und aus allem schien ihnen ein Hauch von Heiligkeit entgegenzuwehen. Zahlreiche Mönche mit Sammelbüchsen huschten durch die Menge, und die von ehrfürchtigen Schauern überrieselten Wallfahrer holten ihre Lederbeutel hervor und steckten eifrig Kupfermünzen in die Büchsen.

Vor den Skimniki, die aus der Kathedrale nach der Einsiedelei schritten oder von dorthier kamen, wich die wogende Menge stumm und scheu auseinander. In der alten Holzkirche mit der unterirdischen Steinkapelle in der Einsiedelei wurden gleichfalls ununterbrochen Andachten und Messen gehalten – von den heiser schnarrenden alten Hieromonachen, wobei sich die Spenden auf den Sammelteuern schnell häuften.

In der Einsiedelei verbreitete sich unter den Mönchen das Gerücht, daß die große Glocke am Festtage herabstürzen würde; Waßja murmelte vor sich hin:

„Die Glocke, die Glocke . . . sie wird auf die Häupter der Sünder stürzen . . . während der Überführung der Reliquien aus der alten in die neue Kathedrale, sie wird plötzlich herabstürzen, und viele der Betenden werden dem Tode nahe sein, doch ein Wunder wird geschehen, ein großes Wunder! . . .“

Das Gerücht drang in die Zellen, und wenn die Mönche am Glockenturm vorübergingen, warfen sie unwillkürlich die Köpfe zurück und starrten in die Höhe.

Die Nacht vor dem großen Tage durchwachte die ganze Bruderschaft in Erwartung des feierlichen Aktes.

Bevor Vater Polykarp sich zur Ruhe begab, sagte er zu Boris: „Verlaß morgen die Zelle nicht.“

Boris blickte ihn verwirrt an und zog sich stumm in das Nebenzimmer zurück.

Die Mönche hatten gewaltige Angst vor Vater Polykarp, und wenn sie ihm begegneten, verneigten sie sich vor ihm noch tiefer als vor dem Abt selbst, wobei sie suchten, seinem strengen, durchdringenden Blick auszuweichen; jeder wußte, daß sein Wort allmächtig war und nichts vor seinem Blick verborgen blieb – der Abt hatte gar nichts mehr zu sagen.

Der Zusammenstrom des Volkes am Kloster, im Walde, bei dem alten jüdischen Krug war groß.

Die Mönche stahlen sich aus dem Kloster, um dem Späherauge des Vaters Polykarp zu entweichen, gingen in der Richtung nach dem Domänenwald, überschritten den Bahndamm; hier fanden sie Schnaps; am Waldrand kreischten und lachten des Abends Weiber. Auch der Krugwirt hatte es jetzt gut, die im Kloster herrschende strenge Ordnung vergrößerte seine Einkünfte – die Mönche übernachteten im Walde und kehrten erst in der Morgenfrühe in ihre Zellen zurück. Es war befohlen worden, über die Erscheinung des wunderbaren Heiligenbildes aus Gottes Hand Schweigen zu bewahren, doch am Wegrand, dort, wo der Wald aufhörte und die Felder begannen, war ein Kreuz emporgewachsen, mit einem Bildnis des heiligen Starez geschmückt. Der junge Krugwirt berichtete den Einkehrenden von dem großen Wunder, und die Mönche im Kloster bestätigten in geheimnisvollem Flüsterton das Gerücht. Die Wallfahrer strömten nach dem heiligen Ort, um hier zu beten, kehrten in den Krug ein, aßen und tranken. Bald mußte die Wirtschaft vergrößert werden, zwei weitere Blockhäuser schossen hervor und eine große Scheune, wo die weniger anspruchsvollen Wallfahrer übernachten konnten. Der junge Krugwirt hatte mit vielen Mönchen Freundschaft geschlossen und von Vater Akindin kleine Heiligenbilder, Kreuzchen, Rosenkränze erworben, und als der Tag der Heiligsprechung heranrückte, blühte auch hier der Handel.

Rings um den Krug drängte sich das Volk – im Kloster war längst alles überfüllt, da konnte man nirgends mehr unterkommen. In den Blockhäuschen hatten sich Städter niedergelassen, von hier konnten sie das Kloster leicht erreichen und am Morgen des großen Tages, ausgeruht und erfrischt, zu den Feierlichkeiten eilen.

Am Abend vor dem Feste fuhr ein herrschaftlicher Wagen am Krüge vor; die Pferde sollten getränkt werden. Als der Kutscher von dem ungeheuren Andrang im Kloster erfuhr, wandte er sich an seine Herrschaft:

„Vielleicht übernachten wir hier, gnädige Frau – wo soll ich im Kloster mit den Pferden hin? . . .“

Wera Alexejewna Kostizina und Barmanskij stiegen aus dem Wagen.

Barmanskij, schmal und dürr, warf einen angeekelten Blick auf den dürftigen Krug. Matwej – diesen Namen, der an seinen früheren erinnerte, hatte Mojscha bei der Taufe erhalten, wurde aber gewöhnlich kurzweg Motja genannt – stürzte zu den feinen Herrschaften heraus.

„Können Sie uns für die Nacht unterbringen?“

„Ich möchte den Herrschaften gern gefällig sein, es ist aber bereits alles überfüllt! Doch wenn die Herrschaften mit unserem Schlafzimmer im alten Haus vorliebnehmen wollten? . . . Ich könnte mit meiner Frau im Freien übernachten . . .“

Als er bemerkte, daß der Herr verächtlich die Lippen verzog, fügte er schnell hinzu:

„Im Kloster ist solch eine Menschenmenge, solch eine Menschenmenge – in die Herberge kommt man überhaupt nicht mehr hinein. Und bei uns ist es sauber, ganz sauber.“

Barmanskij zuckte die Achseln und wandte sich an Frau Kostizina:

„Was meinen Sie, Wera Alexejewna? Sollen wir es wagen?“

„Irgendwo müssen wir doch bleiben, Valentin Viktorowitsch – im Wald, unter freiem Himmel, möchte ich nun doch nicht übernachten. Und auch die Pferde müssen untergebracht werden . . .“

„Na, ich muß mich ja Ihren Wünschen fügen, die Prinzessin hat es mir strengstens auf die Seele gebunden . . . Aber denken Sie nur, wie romantisch – mitten im Walde, in einem alten jüdischen Krug zu übernachten! Und . . . zu zweien! . . .“

Frau Kostizina sah ihn mißbilligend an, doch Barmanskij fuhr in demselben Tone fort, als hätte er nichts bemerkt:

„Ein alter Jüd mit Schläfenlocken, in langschößigem Rock, und eine liebliche Rebekka, Rifka genannt, stehen uns noch bevor – in jedem jüdischen Krug gehört das zu den Requisiten des poetischen Gesamtbildes, und ein paar schmutzige Judenbengel als Zugabe.“

Eine Bäuerin, die die Worte gehört hatte, bemerkte:

„Der Krugwirt ist ja ein rechtgläubiger Christ, Herr, hat sich taufen lassen; und vielleicht ist er ein besserer Christ als wir alle – der Starez hat ein Wunder an ihm vollbracht, der heilige Simeon ist ihm erschienen, und nicht fern von hier ist das wunderbare Heiligenbild entdeckt worden . . . Sie versündigen sich, Väterchen . . .“

Barmanskij sah die Bäuerin mit offenem Munde an, zuckte die Achseln und schritt Frau Kostizina nach.

„Der hiesige Wachtmeister ist ein Schafskopf, hat sich in die Sache verwickeln lassen, ja ist Taufvater dieses Juden geworden, der natürlich selbst das Bild ins Korn gestellt hat. Für die Mönche aber war es gefundenes Fressen – ein Wunder ist geschehen, ein großes Wunder hat der Starez vollbracht, hieß es . . .“

„Jetzt aber genug, Valentin Viktorowitsch, mir ist dieser Ton verhaßt. Es tut mir leid, daß ich so unüberlegt mit Verspätung in die Stadt gekommen bin, sonst wäre ich zusammen mit der Prinzessin ins Kloster gefahren und brauchte Ihre Hilfe nicht in Anspruch zu nehmen . . .“

„Verzeihung . . . Aber sagen Sie, Wera Alexejewna, warum haben Sie die kleine Sina nicht mitgenommen?“

„Sie wollte nicht mit, die Kleine hat ihre Eigenheiten . . . Aber Sie bitte ich, nehmen Sie sich zusammen.“

Der Krugwirt brachte einen siedenden Samowar ins Zimmer, dazu zwei Tassen und eine Teekanne mit blauen Rändern.

In der Annahme, sie würde in der Klosterherberge ebenso gut gepflegt werden wie das vorige Mal, als sie zusammen mit der Tochter des Gouverneurs im Kloster weilte, hatte Frau Kostizina keinen Mundvorrat mitgenommen. Sie wandte sich an den Krugwirt:

„Haben Sie nichts da zum Tee, vielleicht Brot?“

„Schwarzbrot ist da, auch weiße Brötchen und Teewurst . . .“

Barmanskij wollte eine Frage stellen, doch Frau Kostizina ließ ihn nicht zu Worte kommen und fuhr fort, an Matwej gewandt:

„Dann bringen Sie Brot und Wurst, auch Zucker, bitte.“

Durch das offene Fenster drang der Geruch von brennenden Tannenzweigen, im Walde gegenüber hatten Wallfahrer ein Feuer angemacht und aßen zu Abend. Mücken kamen, vom Lichtschein angezogen, summend ins Zimmer geschwirrt, man hörte Pferdegewieher und verschwommenes, vielfältiges Stimmengewirr.

Barmanskij hatte seine langen dünnen Beine unter dem Tisch ausgestreckt und aß, den Kopf mit der sorgfältig verborgenen beginnenden Glatze zur Seite geneigt, widerwillig Brot und Wurst und trank Tee dazu; er war über seinen Hunger empört. Nach der zweiten Tasse taute er auf.

„Na, ich sage! Ist es nicht ungeheuer romantisch, Wera Alexejewna? Und dabei ärgern Sie sich noch über mich, als ob ich daran schuld wäre, daß das Schicksal uns in diesen Krug verschlagen hat! Sie wollen mir nicht glauben, daß noch immer ein Sehnen nach

Liebe und all dem dazugehörigen reizenden Drum und Dran in mir lebt, und stoßen mich grausam zurück! . . .“

Der Krugwirt trat ein, um das Geschirr abzuräumen. Barmanskij fragte ihn:

„Na, Sie machen wohl bald ebenso gute Geschäfte wie das Kloster?“

„Was heißt Geschäfte! Man kommt gerade so durch . . .“

„Hilft Ihnen denn der heilige Starez nicht, er soll doch Wunder wirken?“

„Alle Heiligen wirken Wunder, es gibt gar keine, die es nicht täten . . .“

„An Ihnen hat ja der Starez auch ein Wunder vollbracht . . .“

Der Krugwirt merkte sehr wohl, daß der Gast sich über ihn lustig machte, und antwortete kurz und unwillig:

„Warum sollte er nicht Wunder wirken? Das ist doch sein Beruf . . .“

„Haben Sie gesehen, daß er auch an anderen Wunder vollbringt, Kranke heilt, Notleidenden hilft? . . .“

Der Jude ärgerte sich, wurde rot, nahm eilig das Geschirr zusammen und sagte langsam, als wollte er dadurch Barmanskij seine Verachtung ausdrücken:

„Der Starez Simeon hilft vielen – ich selbst habe es zwar nicht gesehen, aber er soll vielen geholfen haben, oder wenigstens einigen; einigen hat er ganz wunderbar geholfen . . .“

Damit verließ er das Zimmer, und Barmanskij sandte ihm ein lautes Lachen nach.

„Haben Sie gehört, Wera Alexejewna? Ich finde das köstlich! Offenbar gehört er selbst zu den einigen, denen der Starez wunderbar geholfen hat!“

Lachend zog er sein Zigarettenetui heraus und wollte sich eine Zigarette anzünden. Frau Kostizina, die bei Barmanskijs Gespräch mit dem Juden dessen Erregung bemerkt und sich auf die Lippen gebissen hatte, zuckte zusammen, als Valentin Viktorowitsch ein Zündholz anstrich, und sagte:

„Valentin Viktorowitsch, wenn Sie rauchen wollen, bitte ich Sie hinauszugehen.“

Barmanskij antwortete anzüglich:

„Türkischer Tabak ist wohl nicht nach Ihrem Geschmack? Ich glaube, Sie ziehen englischen vor? . . .“

Er machte eine Verbeugung und verließ das Zimmer.

Frau Kostizina war über Barmanskijs Anspielung auf den Inge-

nieur Drakin empört. Sie kleidete sich um, warf einen Schlafrock über und legte sich auf das Bett.

Barmanskij war auf den Hof hinausgegangen, hielt den vorbeieilenden Krugwirt an und fragte ihn unverblümt:

„Sagen Sie, warum haben Sie eigentlich Ihren Glauben gewechselt? Glauben Sie denn an Christus?“

„Warum sollte ich nicht glauben an ihn? Er hat mir ja nichts Böses getan . . . An Gott glaube ich doch auch . . .“

„An euren Gott?“

„Auch an euren; ihr habt ihn ja nur von uns genommen und behauptet nun, er sei euer Gott, ebenso wie die Propheten, Moses und die anderen, die sind doch unsere Heiligen, Propheten unseres Gottes. Wenn ihr an unseren Gott glaubt, warum sollten wir nicht an euren glauben, da es ja ist ein und derselbe Gott? . . .“

Neueintreffende Gäste nahmen Matwej in Anspruch. Barmanskij rauchte seine Zigarette zu Ende, zertrat den Stummel und ging ins Haus. Dieser Krugwirt ist nicht weniger gewitzt als ein polnischer Jesuit, dachte er bei sich.

Auf Zehenspitzen trat er ins Zimmer, seine Lackschuhe knarnten. Frau Kostizina erhob sich.

„Ich schlafe nicht, Sie brauchen sich nicht anzustrengen.“

Die Kerze wurde ausgelöscht, Wera Alexejewna legte sich wieder hin, Barmanskij zog Rock und Schuhe aus und streckte sich auf das Bett. Er seufzte ein paarmal, sagte:

„Wera Alexejewna, stört Sie meine Anwesenheit nicht?“

Frau Kostizina war in ihre Gedanken an Drakin, an Sina, an ihr unerquickliches Leben zu Seiten des ungeliebten Gatten vertieft – immer lügen, täuschen, sich verstellen müssen! . . . Das zermürbte, rieb auf – sie antwortete unbefangen:

„Nein, Valentin Viktorowitsch, durchaus nicht; ich bin müde und möchte schlafen.“

„Aber stellen Sie sich das doch bloß vor: wir sind hier beide allein, zu zweien in einem Zimmer – das ist doch etwas ganz Außergewöhnliches!? Regt es Sie gar nicht auf? . . . Ein Verliebter, ein abgewiesener Verehrer ist allein mit der Frau, die er anbetet . . .“

„Lassen Sie das, Valentin Viktorowitsch. Wir sind auf dem Wege zu einem feierlichen Kirchenfest, das nimmt mich ganz in Anspruch. Es ist mir vollkommen gleichgültig, ob sich noch jemand in diesem Zimmer befindet.“

Sie suchte möglichst ruhig zu sprechen, doch Barmanskijs Worte

hatten sie erschreckt; sie fürchtete, ein Mann seiner Art könnte zu allem fähig sein, er könnte sie im Schlaf küssen, sie . . . Sie zuckte angewidert zusammen, und da ihre Befürchtung sich nicht bannen ließ, beschloß sie, trotz ihrer Müdigkeit nach der langen Fahrt die ganze Nacht wach zu bleiben. Im Schlaf überrumpelt, würde sie sich des starken Mannes nicht erwehren können, und schreien war unmöglich. Barmanskij warf sich lange unruhig hin und her, seufzte; schließlich begann er zu schnarchen. Sein bald pfeifendes, bald widerlich rollendes Schnarchen ging ihr auf die Nerven, sie stand auf, öffnete das Fenster, hielt es aber auch so nicht lange im Zimmer aus und ging hinaus auf den Hof.

In der Flechtscheune gegenüber der Haustür wurde gesprochen und durch die Torspalten drang schwacher Lichtschein. Hinter der Scheune rauschten leise die Kiefern in der Dunkelheit, es roch nach Harz und würziger Waldeskühle. Ein Uhu schrie dumpf – oder schien es nur so? –, dann wurde wieder alles still, doch nach einer Weile wiederholte sich derselbe dumpfe Schrei, ging über in ein unablässiges Wimmern, Stöhnen . . . Sie horchte gespannt in die Dunkelheit – es war ihr, als weine jemand dumpf in der Flechtscheune. Sie erschauerte, zog die Schultern ein, schritt auf das Holztor der Scheune zu.

Auf der Erde, neben einem dicken Stearinstummel saß ein zerlumpter, schwarzhaariger Bettler; seine blutunterlaufenen Augen unter der wirren schwarzen Mähne waren stier auf einen Knaben gerichtet, der an einen alten, zerhackten Baumstumpf gebunden war. Ein zweiter, mißgestalteter Mann mit einem leblos herabhängenden Arm, ausgemergelt und ebenso zerlumpt, brachte über der Kerze einen Eisenstab zum Glühen und brannte dem gefesselten Knaben Wunden in den entblößten Ellenbogen. Das Kind wimmerte nur dumpf – ein Lappen war als Knebel in seinen Mund gezwängt –, und aus seinen Augen rollten Tränen. Das eine Auge hatte der schwarze Bettler eben – als der Uhu zum ersten Male geschrien hatte – in der Augenhöhle gelöst, so daß die Pupille unter den Schädel gerollt war; die Tränen tropften unter den aufgerissenen, sich nicht mehr schließenden, blutunterlaufenen Lidern hervor; das Weiße, von dünnen roten Äderchen durchzogen, quoll halb aus dem Schädel heraus. Wenn das glühende Eisen in den kleinen Körper drang, zuckte der Knabe, krampfgeschüttelt, und wimmerte, dann versetzte ihm der schwarze Bettler mit der Kante der Hand kurze, harte Schläge in den Nacken.

„Still, du Hund! Meinst wohl, man hat sich deiner angenommen, um dich umsonst zu füttern! Und du da – brenne mit dem Eisen ein Loch zwischen die Sehnen – hast wohl Angst?! Dann fließen die Almosen reichlicher . . . Halt's Maul, du Hund!“

Frau Kostizina war an das Tor getreten und lugte durch eine Spalte; zuerst konnte sie gar nicht fassen, was vor sich ging, als aber das Kind schmerzlich aufwimmerte, sah sie plötzlich mit großer Deutlichkeit seine zusammengekauerte kleine Gestalt, das hervorquellende Weiße des Auges, aus dem nicht Tränen, sondern Blutstropfen zu sickern schienen, und an dem kindlich schmalen Ellenbogen die roten Brandwunden – dann auch den schwarzen Bettler und den mageren Buckligen mit dem glühenden Eisen.

Die Bettler zuckten zusammen – ein markdurchdringender Schrei gellte durch die Nacht.

„A-ah!“

Das Tor knarrte, schwer schlug ein Körper zu Boden.

Der schwarze Bettler lief an das Tor, lugte durch die Spalte.

„Mitja, binde ihn los, und fort! Man fängt uns noch ab!“

Frau Kostizina wußte nicht, wie lange sie ohnmächtig vor dem Scheunentor gelegen hatte; ihr war dumpf und wirr im Kopf, und als sie die Augen aufschlug, konnte sie sich nicht daran erinnern, was vorgefallen war – blaßgolden schimmerten die Stämme der Kiefern unter dem fahl gewordenen Himmel. Ihr Blick fiel durch das halb geöffnete Tor in die Scheune; sie schlug die Hände vor das Gesicht, ihr war, als hörte sie wieder das Wimmern drinnen, die Erinnerung brach auf sie ein, kalter Schweiß bedeckte sie, vor Entsetzen taumelnd, stürzte sie ins Haus. Die Bettler waren im Walde verschwunden.

Barmanskij lag auf dem Bett, die Hände unter dem Nacken verschränkt, die langen Beine gespreizt, und schnarchte; beim Schnarchen zuckte sein Körper, und sein Kopf, über dem ein Schwarm Sumpfmücken summte, torkelte hin und her.

Sie setzte sich ans Fenster und saß reglos, mit geschlossenen Augen, bis die Wallfahrer im Walde gegenüber zu erwachen begannen und ihr Kutscher auf dem Hof erschien. Als er Frau Kostizina am Fenster bemerkte, trat er heran.

„Ich gehe die Pferde tränken, und dann könnten wir aufbrechen – das Volk macht sich schon auf den Weg.“

Sie antwortete nicht. Der Kutscher wiederholte seine Worte – sie starrte ihn verständnislos an und blieb stumm. Er dachte, sie sei

noch nicht recht bei sich, wandte sich ab und schritt, ein Lächeln im Bart verbergend, in den Stall zu den Pferden.

Schließlich weckten die Mücken auch Barmanskij. Er riß die Augen auf, konnte zuerst gar nicht sehen, strich mit der Hand über sein von Mücken ganz zerstochnes Gesicht und sprang mit einem Satz aus dem Bett. Erstaunt sah er Frau Kostizina an.

„Durchs Fenster sind die Dinger hereingekommen!“

Frau Kostizina wandte sich um, blickte ihn an, aber antwortete nicht.

„Mein ganzes Gesicht ist geschwollen, welch ein Graus!“

Wera Alexejewna regte sich nicht.

„Sie Grausame, wo soll ich denn jetzt hin?!“

„Kehren wir zurück – bringen Sie mich nach Hause!“

Barmanskij stand vor dem windschiefen Spiegel und war ganz in den Anblick seines entstellten Gesichts vertieft. Er stammelte:

„Die Prinzessin hat mir ans Herz gelegt, Sie hinzubringen, und auch ihr Vater, der Herr Gouverneur . . . Gott, und der Großfürst wird da sein mit seinem Gefolge, vielleicht treff ich Freunde – und ich mit dieser . . . entsetzlich! Sehen Sie her, ganz zerbissen bin ich, entstellt – das Gesicht, auch die Hände . . . Geschwüre sind's geradezu! . . . Ach, Sie Grausame!“

Er lief auf den Hof hinaus, an den Brunnen. Frau Kostizina gab sich einen Ruck, nahm alle ihre Kräfte zusammen, legte den Haken vor die Tür, wusch sich, zog ein weißes Kleid an. Ihr Kopf schmerzte, im Nacken spürte sie einen Druck, einen zwiefachen Schmerz – sie mußte bei ihrem Sturz mit dem Kopf gegen etwas Hartes aufgeschlagen sein, und dazu kam die Erinnerung an das schauerliche Erlebnis der Nacht. Sie sah den wimmernden Knaben beständig vor sich . . . Die Erzählung der Frau des Bewahrers der Kirchengeräte fiel ihr ein, was ihr Entsetzen noch steigerte. Nur mühsam gelang es ihr, die Haken des Kleides zu schließen – ihre Hände waren so schwach, daß sie den Dienst versagten. Als sie ihr Haar ordnete, schaute sie in den Spiegel – ein zerquältes, durch das schiefe Glas verzerrtes, blutloses Gesicht mit eingesunkenen Augen starrte ihr entgegen.

Barmanskij klopfte, sie öffnete.

„Wissen Sie, ich habe mein Gesicht die ganze Zeit am Brunnen mit kaltem Wasser gebadet, eine Viertelstunde lang – ich glaube, es ist jetzt besser geworden.“

Sie antwortete nicht – die Worte drangen nicht in ihr Bewußtsein, sie hörte immer noch die Stimme des schwarzen Bettlers sagen:

„Dann fließen die Almosen reichlicher . . .“

In der Ferne, durch den Wald her, klang erzen und silbern vieltimmiges Glockengeläut, golden erglühete in der Sonne die Rinde der Kiefern. Der Kutscher trat ein.

„Gnädige Frau, die Glocken rufen bereits – der Wagen steht schon lange bereit.“

Im Fahren überholten sie Züge von Pilgern und Bettlern. Wera Alexejewna sah sich immerfort nach allen Seiten um, als suche sie unter den Menschen, die rollendes Glockengeläut ins Kloster rief, nach dem Knaben, dessen Wimmern ihr noch in den Ohren klang.

Die ganze Nacht durch brannten rings um das Kloster Lagerfeuer, bald halb erlöschend, bald hell aufflammend, und blaugrauer Rauch wallte in Schwaden die Chaussee entlang und verzog sich langsam; das dumpfe Stimmengewirr hatte nicht aufgehört; in den Fenstern der Herbergen flammte immer wieder Kerzenschimmer auf, und die Fenster blinzelten einander verschlafen zu.

Von der heiligen Pforte an bis zu den Herbergen standen Bettler und Karren mit mißgebildeten Krüppeln. Als der leichte Nebel sich zu zerstreuen begann und aus dem blassen Lichtstreifen im Osten die ersten Sonnenstrahlen warm hervorfluteten, erloschen die Feuer, das Menschenmeer geriet in Bewegung, die Leute, in Kitteln, bunten Röcken, Sarafanen, in Kattunkleidern und roten Kopftüchern, in farbigen Hemden, zogen zum Kloster; Bettler, Blinde, Krüppel hoben mit ihren Litaneien an, bemüht, ihre körperlichen Mängel möglichst sichtbar hervorzukehren: die Stummen gaben mit weit-aufgerissenem, zahnlosem Munde muhende Töne von sich, Krüppel entblößten die verunstalteten, mit bläulich-braunen Strähnen und Brandwunden bedeckten Arme und Beine, Bettler schnarrten heiser Gebete, auf den Karren reckten Schwachsinnige die Häse und stießen wüste, sinnlose Schreie aus. Am frühen Morgen waren neue Scharen solcher Unglücklichen hinzugekommen, mit verdrehten Augen, auf Krücken; auf einem Schubkarren wurde ein Rumpfmensch herbeigerollt, den man, unter unflätigem Schimpfen um den Platz kämpfend, in der Nähe der heiligen Pforte auf den Boden stellte, wo die Blinden mit Gusli in den Händen hockten. Mit heiserer Stimme sangen sie zum Klang dieser alten Saiteninstrumente Lieder von der sündigen Seele der Bauern: – diese Seele habe ihrem Kinde geflucht, bevor es auf die Welt kam, es schon im Mutterschoß verdorben, an der Brust darben lassen, auch außerdem noch gesündigt; Mann und Frau aufeinandergehetzt, die Ehe

zerrissen, das Land der Gemeinde zu Unrecht aufgeteilt, die Grenzen heimlich verlegt, die Mahd ungerecht verteilt, fremdes Korn heimlich geschnitten – und wegen all dieser Versündigungen vor Gott nicht Buße getan . . .

Die wogende Menge strömte auf das Kloster zu, mitleidige Weiber verteilten Gaben an die Blinden, die eintönig, wie psalmodierend, sangen:

„Einem Heimatlosen spendet eine Kopeke! . . .“

„Einem armen blinden Krüppel eine Kopeke! . . .“

„Einem Blinden spendet um Christi willen ein Almosen, der Herr wird es euch vergelten . . .“

Kupfermünzen sanken in die Holzschalen, die knochige Hände emporhielten, und wenn eine Münze zwischen zwei Bettler fiel, stürzten sich beide über sie her, einander im Flüsterton mit Schimpfworten bedenkend und verstohlen Püffe erteilend, bis einer die Münze erfaßte. Dann schritten die Städter aus den Herbergen vorbei, Mönche und Blöde tauchten auf, die Menge wurde dichter und unruhiger, strömte durch die heilige Pforte, die Pforte bei den Pferdeställen und durch die hintere zum Fluß hin gelegene Pforte ins Kloster; berittene Gendarmen und Kosaken sorgten für Ordnung.

Unbeirrt durch die Krüppel und Bettler, schritt aus der neuen Herberge die hohe Geistlichkeit in feierlich langsamem Aufzuge zur heiligen Pforte, und als der Sonderzug des Zaren auf dem Bahnhof eintraf und vor dem Großfürsten eine Abteilung Husaren durch den Wald heransprengte, erklang vieltöniges Glockengeläut; die Honoratioren der Gouvernementsstadt und die Geistlichkeit empfingen den Vertreter des Herrschers feierlich vor der heiligen Pforte, worauf sich der glänzende Zug in der Richtung nach der alten Kathedrale in Bewegung setzte.

Auf dem ganzen Wege durch den Wald fuhr Frau Kostizina fort, die Wallfahrer und Bettler zu mustern; mit verstörten Blicken streifte sie die verschwommenen Gesichter der Blinden und Krüppel, und ihr war, als trüge sie Schuld an all dem Elend. Als sie dem Wagen vor dem Kloster entstieg und durch die stöhnenden Reihen mit den emporgestreckten Armen schritt, sah sie nichts als die zittrigen Hände, die verkrampten Finger, die verrenkten Gliedmaßen – mit Brandwunden, blutigen Striemen bedeckt – tränende Lider und die verdrehten, vielleicht auch durchstochenen Augen von Greisen und Kindern; sie schritt vorüber, nach links und rechts Silbermünzen

verteilend, die oft nicht in die dargebotenen Schalen, sondern auf die Erde fielen, sah, wie die mißgestalteten Körper sich auf die glitzernden Scheiben stürzten, miteinander balgten, um den Besitz des Silbers rangen. Die Angst, sie könnte den unglücklichen Knaben und den schwarzen zottigen Bettler treffen, schnürte ihr die Kehle zu.

Plötzlich wandte sie sich an Barmanskij und sagte — es klang, als wären die Worte nicht an ihn gerichtet —:

„Gott, und das ist die rechtgläubige Kirche! . . . Wie grauenhaft . . .“

Als sie kurz vor der heiligen Pforte, wo die Blinden saßen und eintönige Lieder sangen, den Blick wieder senkte, erblickte sie den Knaben; er war ganz schwach, sein kleiner Körper zuckte, mit weinerlicher Stimme wiederholte er endlos den eingprägten Satz:

„Gebt einer Waise, einem blinden Krüppel, ein Almosen!“

Hinter ihm saß der schwarze Bettler und wiederholte die Worte in brummendem Baß.

Einen Augenblick dachte sie, sie würde es nicht überstehen und bewußtlos zu Boden sinken; mit geschlossenen Augen griff sie in ihr silbernes Täschchen und zog eine Handvoll Silbermünzen heraus, dabei streifte sich ihr Trauring vom Finger ab und fiel, ohne daß sie es bemerkte, zusammen mit den Münzen zu Boden.

Auf der anderen Seite jammerte eine alte blinde Bettlerin:

„Die Himmelskönigin segne dich, heiliger Starez!“

Hinter der heiligen Pforte im Klosterhof erblickte Frau Kostizina einen Verkaufsstand mit kleinen Heiligenbildern, Kreuzchen, Fläschchen, Tassen und dahinter feilbietende Mönche, die gierig nach dem Gelde der Käufer griffen. Sie wandte sich ab, ihr Auge suchte nach einem Ruhepunkt und wäre es auch nur auf einen Augenblick! In der Menge vor der Kathedrale bemerkte sie zwei Reihen Männer mit glänzenden Knöpfen, die einen engen Durchgang freihielten. Vor der offenen Kirchtür stand mit ausgebreiteten Armen der Polizeimeister, den Eintritt verwehrend. Als er Frau Kostizina und Barmanskij bemerkte, lächelte er zuvorkommend, ließ die Arme sinken und winkte mit den Augen einen Polizeioffizier heran, der sich den beiden anschloß, als sie in die Kirche traten. Da fiel ihr Blick auf einen hochgewachsenen schwarzen Mönch, der vor ihr stand und sie unter der herabhängenden Stirn hervor mit schwarzen harten Augen anschaute . . . Etwas Fernes, Vergessenes tauchte in ihrer Erinnerung auf, ihr Herz pochte laut und hohl, und ein Sehnen voll Schwermut und Bitterkeit überkam sie. Die Menge entschwand, sie fühlte sich wie emporgehoben, gedachte eines Abends, da sie

über die unbeholfene Liebe dieses in sich gekehrten Mannes gelacht hatte, und dann sah sie denselben Mann vor sich in hoher Mönchsmütze, mit gesenkten, schwarzumrandeten Augen, die streng und wie erstarrt blickten, wenn seine Lider sich flüchtig hoben. All das flog in einem Augenblick an ihr vorüber – er war es, er, einst Andrej Lasarew, dann Vater Polykarp! Hohl schlug ihr Herz, sank, sank in eine dunkle schauerliche Tiefe . . . Der zum Krüppel gemachte Knabe, der schwarze Mönch, die schlaflose Nacht, das Jammern der Blinden – es war zu viel, ihre Seele stöhnte auf, ein Schwächegefühl überkam sie. Sie wollte dem Polizeioffizier folgen, der vor ihr den Weg frei machte, doch in diesem Augenblick kam Bewegung in die Menge, ein Flüstern strich durch die Reihen „Der Heilige! Sie bringen ihn!“ Sie wurde von Barmanskij und dem Polizeioffizier getrennt, jemand stieß sie in die Seite, sie war von drängenden Menschen umringt, ihr Atem versagte. Sie konnte keine Bewegung machen, keinen Ton hervorbringen, fühlte sich emporgehoben, es war Andrej, der sie aus diesem Pfuhl rettete – sie gab sich mit geschlossenen Augen diesem Gefühl hin, wußte nicht, wohin sie getragen wurde . . .

Die Bruderschaft hatte in Erwartung der feierlichen Stunde, da die Reliquien des Klostergründers in die neue Kathedrale gebracht werden sollten, die ganze Nacht nicht geschlafen. Nach Sonnenaufgang hatten die Mönche sich unter das Volk gemischt; flüsternd verbreitete sich das Gerücht, daß die große Glocke herabstürzen werde, sobald man den Starez aus der alten Kathedrale trüge. Die Unruhe wuchs, je näher dieser Augenblick kam. Waßja irrte unter den Mönchen und Wallfahrern umher und murmelte das gleiche vor sich hin, was die Mönche raunten und die Wallfahrer zu raunen begannen, wobei sie verstörte Blicke nach dem Glockenturm warfen. Dann waren die Mönche in die neue Kathedrale gegangen, die Menge war ihnen nachgestürzt, der Eingang gesperrt worden, um für den Großfürsten und die Ehrengäste von nah und fern Raum frei zu halten. In dem großen Augenblick, da man den Sarg des Starez emporheben und zum ersten Male der Lobgesang zu Ehren des neuerstandenen Heiligen erklingen würde, würde auch das Fürchterliche geschehen – die große Glocke würde herabstürzen. Jetzt wußte man sogar schon, warum der Herr das Kloster mit seinem Zorn schlagen würde – wegen des unwürdigen Lebens eines Mönches, des Klostervorstehers, des Abtes und Archimandriten Gerwaßij, der heute zum ersten Male die goldene, mit Edelsteinen

geschmückte Mitra aufs Haupt gesetzt hatte, durch ein huldvolles Schreiben des heiligen Synods in die Würde eines Archimandriten erhoben. Die Liebesabenteuer des Abts waren wenig bekannt, davon wußten nur die Mönche, daß aber ein Unglück bevorstehe, der Zorn des Herrn sich über dem Kloster entladen würde, wurde im Volke allgemein erwartet. Zugleich aber hatte jeder das Empfinden, daß der Starez ein großes Wunder vollbringen würde, die Glocke würde trotzdem läuten, doch der Herr würde einen großen Sünder strafen – den Abt, wußten die Mönche.

Und als die Reliquien herausgetragen wurden und der schwere Eichensarg langsam die Treppe hinabschwankte, umgeben von Cherubsbildern an hohen Stangen, den brennenden Kerzen der zwei- und dreiarmigen Altarleuchter – die von Archidiakonen getragen wurden –, von goldenen Mitren, Ornaten und glänzenden Uniformen, als der Kopf des Zuges die alte Kathedrale bereits verlassen hatte, der Silberklang der großen Glocke durch die Lüfte schwebte und die vielen kleineren Glocken harmonisch einfielen, jubelnd und jauchzend – riß die allgemeine Spannung einen Mönch mit sich fort, und er rief auf den Treppenstufen der alten Kathedrale laut in die Menge: „Sie läutet! Sie läutet!“ Gleich darauf wogte ein Flüstern durch die Massen, das anschwell und immer lauter wurde und in den begeisterten Ruf ausbrach: „Ein Wunder, ein großes Wunder!“ Das Volk auf dem Hof und in der neuen Kathedrale kam in jähe Bewegung, alles stürzte nach vorn, nach der alten Kathedrale zu, um das große Wunder des Starez Simeon zu erschauen und zu erfahren, wen der Zorn des Herrn getroffen habe; die Menge drang auf die vorderen Reihen ein, in ihrem Strömen alles mit sich fortreißend.

In diesem Augenblick spürte Frau Kostizina, daß sie ganz in der Gewalt der Menge war, von der sie gehoben und geschoben wurde, ihre Füße stießen hier und da gegen etwas an, stolpterten, und als die Menge, in der sie eingekeilt war, die Kirchentreppe hinabdrängte, sah und hörte sie nichts mehr, fühlte nur ihr Herz immer dumpfer schlagen und sinken, immer tiefer sinken, und plötzlich war ihr, als sei wirklich ein Wunder geschehen – sie hatte Andrej wiedergefunden und versank in einer bodenlosen Tiefe . . . Da schrie sie auf, die Nächststehenden prallten jäh zurück, der Druck der Menge, der sie aufrecht gehalten hatte, wich plötzlich, sie stürzte zu Boden, die hinteren Reihen drängten ungestüm nach vorn, um den schreienden Sünder zu sehen, den der Herr geschlagen hatte, und die Menschen schritten über den zuckenden Körper der Frau

in Weiß dahin, die bereits mit Blut befleckt war und dumpf röchelte.

Gleich darauf aber spaltete sich die Menge, um die halb zertretene Frau auf der Treppe bildeten Mönche einen Kreis, sie schlug flüchtig die Augen auf und blickte in zwei große schwarze Augen, die todes-
traurig, doch still und gesammelt sich über sie neigten. Da wurde ihr ganz leicht und licht, sie wußte, er war bei ihr, und flüchtig kam ihr sogar der Gedanke, daß er sie retten, vom Tode retten würde, und dann würde ihr ein großes Glück erstehen und ein neues Leben beginnen . . . Sie verlor wieder das Bewußtsein, spürte nur noch, daß sie aufgehoben und getragen wurde. Sie wollte die Augen öffnen, um zu sehen, ob er es war, der sie trug, aber es ging nicht mehr, die Kräfte schwanden, doch die Gewißheit blieb, daß er es sei, der sie auf seinen Armen in sein Haus brachte.

Der schwarze Mönch hatte die Brauen gefurcht, so daß seine Stirn noch tiefer über die Augen herabhing, die langen schwarzen Haare unter der hohen Mütze fielen ihm von beiden Seiten ins Gesicht, so tief hatte er den Kopf gesenkt, und seine hohe Gestalt war gebückt und finster.

Hinter dem Speisesaal vorbei und an der hinteren Seite der Zellen vorüber wurde die Leblose in Vater Polykarps Zelle getragen.

Am Abend, als die Feierlichkeiten beendet waren, aber das Volk noch immer im Klosterhof lärmte und die Bettler noch jammerten und seufzten, kam sie noch einmal auf kurze Zeit zu sich. Wieder blickte sie in die großen schwarzen Augen über sich, öffnete die Lippen und glaubte zu schreien, doch mußte Vater Polykarp sich tief zu ihr hinabbeugen, um ihr leises Flüstern zu vernehmen.

„Rette mich – du kannst es, Andrej!“

Noch leiser und langsamer hauchte sie:

„Ich habe dich gesucht – auf dich gehofft – mein ganzes Leben; rette mich.“

Dann kam es tonlos, nur die Lippen bewegten sich noch:

„Dich allein habe ich geliebt . . . mein Leben lang.“

Der Mönch erstarrte, den Blick in ihr Gesicht gebohrt. Er hoffte, sie würde noch etwas sagen, aber er hoffte vergebens. Er richtete sich auf, sah Boris an, der an der Tür stand, und sagte – es war, als risse er die Worte aus seinem Innern –:

„Es ist zu Ende. Sie ist dahin.“

Man suchte im Kloster den Unglücksfall zu verschweigen; es war zwar bekannt, daß jemand niedergetreten worden sei, doch wußte

man nicht, wer es war. Erst als der Tod eingetreten war, wurde die Tochter des Gouverneurs, Prinzessin Rjasnaja, die Freundin der Verstorbenen, in Kenntnis gesetzt und die Leiche in der Nacht in die neue Herberge getragen. Ein Telegramm ging an ihren Gatten, der zusammen mit dem Gouverneur den Großfürsten nach Petersburg begleitete, und an den Ingenieur Drakin ab.

Im Morgengrauen schnarrte ein Auto vor der Herberge, ein glatt-rasierter, hochgewachsener Mann mit einem steinernen Gesicht, in einem englischen Mantel und Sportmütze, entstieg dem Wagen, trug die verhüllte Leiche auf den Armen heraus, bettete sie sorgsam auf das ausgezogene Polster, ließ den Motor an, drückte auf die Hupe und rollte davon.

6

Im Kloster hatte wieder Werktag eingesetzt. Die Mönche begaben sich jetzt an bestimmten Tagen zum Schatzmeister, um ihr Gehalt zu empfangen, besuchten nach festgelegter Ordnung die Andachten in der neuen Kathedrale; Vater Akindin handelte im Klosterladen mit Heiligenbildchen, Rosenkränzen, Löffeln, erzählte den Wallfahrern von den Wundertaten des Heiligen und drückte nach Möglichkeit jedem das Büchlein mit der Lebensbeschreibung des Starez in die Hand. Kaufmannsfrauen stellten sich wieder ein, doch hatten die Mönche gelernt, ihre Liebesabenteuer zu verbergen, führten die Besucherinnen in ihre Zellen zu erbauungsvoller Belehrung, verschmähten auch nicht die frischen Gurken, die Weintrauben, die Melonen, die man ihnen brachte, und stolzierten in seidenen Kutten und Soutanen einher. Der Abt hatte gestattet, daß Frauen, die ihren frommen Eifer dem Kloster beweisen wollten, in den Zellen die Fußböden aufwischen dürften, doch sollten die Mönche darauf achten, daß nichts von heimlichen Sünden nach außen dringe. Vater Polykarp und sein Freund Xenophont, der auch im Kloster geblieben war, sorgten für die Befolgung der nach außen hin strengen Klosterregel. Nikolkas Augen glänzten selig, wenn er in der Archimandritenmitra zusammen mit den gelehrten Hieromonachen vor den Reliquien des Heiligen stand. Einmal ging er auch auf das Vorwerk hinaus, um Arischa zu besuchen, segnete sie und sprach mit so unbeteiligter Stimme, als wäre niemals etwas zwischen ihnen gewesen, über Wirtschaftsangelegenheiten, und erst, als er schon im Begriff war zu gehen, fragte er nebenbei:

„Ist das Geld auch gut aufgehoben? . . . Gib acht!“

Nach dem Ergehen seines Kindes erkundigte er sich nicht, streifte es nur kurz mit einem flüchtigen Blick. Die junge Nonne fühlte sich verletzt, Schmerz und Bitterkeit überkam sie; ganz fremd war sie ihm geworden, um sein Kind kümmerte er sich nicht, bloß seines Geldes wegen machte er sich Sorgen! Sie gab dem Abt nicht das Geleit, erzählte dem Knaben den ganzen Abend über Märchen und dachte bei sich, es wäre besser, wenn der Abt sein Geld wieder an sich nähme.

Nikolka schritt würdig und gemessen durch den Wald; er zeigte sich jetzt nicht mehr in Kutte und Käppchen, sondern trug immer die Soutane und die hohe Mütze. Er kehrte in der Mühle ein, besichtigte geschäftig die Siebe, bemerkte, daß sie nicht ausgebessert waren, und machte dem alten Müller eine Bemerkung.

„Vater Mawrikij, es herrscht Unordnung bei dir. Sage mal deinen Novizen, sie möchten die Siebe nachsehen und sie zum Lüften an die Sonne hängen – sie verfaulen dir noch.“

Vater Mawrikij, in weißer Arbeitskutte, die langen Haare unter das Käppchen zurückgebogen, bärtig, kräftig und gewandt, lebte in Eintracht mit den Bauern von Polpenki und trank oft freundschaftlich ein Gläschen mit ihnen. Auf Vater Gerwaßijs Bemerkung hin warf er ihm einen Seitenblick zu und antwortete geharnischt, wobei er in einem Tone sprach, als entschuldige er sich wegen seiner Nachlässigkeit:

„Wie es hier zugeht, ist ja bekannt, Vater Abt; ein Mann kann nicht alles im Auge haben! Da haben wir eben eine ganze Woche lang gearbeitet, um das Wehr instand zu setzen; das Wasser sickerte durch. Einer allein kann die Augen nicht überall haben – früher schauten Sie ja auch selbst öfters nach dem rechten, wenn Sie vom Vorwerk kamen . . .“

Die Klosterglocken riefen zur Abendmesse, der Abt machte sich auf den Weg.

„Du weißt ja selbst, wieviel Sorgen jetzt auf mir lasten, Vater Mawrikij; ich kann nicht überall hinterher sein. Dazu bist du ja Herr hier und mußt das Eigentum des Klosters hüten. Wird dir das zu schwer, so kannst du dich ja ins Kloster versetzen lassen. Sieh den Novizen auf die Finger und treibe sie an.“

Vater Mawrikij krümmte sich ein bißchen und blieb die Antwort schuldig. Seit mehr als zwanzig Jahren befand sich die Mühle in seiner Obhut, noch als Vater Sawwa Abt war, war er, ein Bauer aus Polpenki, nach dem Tode seiner Frau Mönch geworden und hierher gekommen. Die Bäuerin war bei der Geburt des letzten

Kindes gestorben – er hatte die Schwangere arg verprügelt. Die Frau hatte Haus und Hof vernachlässigt, war immer auf die Beeren-suche gegangen, sie hatte sich mit den Mönchen eingelassen, im Sommer im Walde, im Winter in den Zellen – vor lauter Glaubens-eifer wischte sie ihnen die Fußböden auf – und der Bauer wußte nicht, ob seine beiden Jungen ihn oder Mönche zum Vater hatten. Darum wollte er sie zwingen, das letzte Kind abzutreiben, die Bäuerin aber war störrisch; da schlug er auf sie ein in einem heißen Augenblick, kurz vor der Geburt, und sie starb in den Wehen. Der Bauer gab die Kinder seiner Schwägerin in Obhut und ging ins Kloster zum Abt Sawwa; seine Frau war durch die Mönche zugrunde gegangen, nun mochten die für ihn sorgen. Um seinem Dorfe näher zu sein, bat er um die Erlaubnis, dem Herrn durch Arbeit auf der Mühle dienen zu dürfen. Er sagte sich einfach, wenn in früheren Zeiten die drei Dörfer, Groß- und Klein-Polpenki und Mylinka, dem Kloster gehört und die Mönche den Bauern Land und Wald genommen hatten, so müsse er sehen, den Gevattern zu helfen, einmal würde das alles den Bauern vielleicht doch wieder zufallen. Die Bauern waren ihm gewogen und brachten aus Polpenki und Mylinka ihr Korn auf die Klostermühle, wo Vater Mawrikij acht darauf gab, daß es sorgfältig gemahlen wurde. Und als seine Söhne herange-wachsen waren, griff er ihnen bei der Wirtschaft unter die Arme, durch Geld – er erhielt einen kleinen Prozentsatz vom Mahlgelde – und Mehl und Gemüse aus seinem Gemüsegarten auf Klosterland. Auch mit den Bauern schloß er bei einer Flasche Schnaps Geschäfte ab – sie zahlten ihm über das Mahlgeld hinaus eine Kopeke für jedes gemahlene Pud Korn. Er hatte es verstanden, im Laufe der Jahre die Leitung der Mühle ganz an sich zu bringen. Zum ersten Male hatte sich der Abt eine Bemerkung erlaubt, und Vater Maw-rikij hätte ihm schärfer geantwortet, wenn ihm nicht eingefallen wäre, daß der Abt jetzt an der Macht stand und bei der Kirchen-obrigkeit gut angeschrieben war. So gab er ihm stumm das Geleit, spuckte ärgerlich hinter ihm aus, rief aber dann den Novizen zu, sie möchten die Siebe ausbessern und in die Sonne hängen.

Als der Ingenieur Drakin die Leiche der Verunglückten aus dem Kloster abgeholt hatte, war Vater Polykarp in seiner Zelle geblieben, die er zwei Tage lang nicht verließ. Er schickte Boris auch nicht nach den Mahlzeiten und nahm in dieser Zeit nichts zu sich. Schließlich erschien Vater Xenophont, den Boris nicht abzuweisen wagte.

Vater Xenophont trat ein, blickte erstaunt auf seinen Kollegen,

der mit starren, schwarzumränderten Augen, die durch das Fasten und die schlaflosen Nächte noch tiefer in die Höhlen gesunken waren, auf dem Diwan lag, schlug die Hände zusammen und suchte ihn aufzurichten.

„Was ist mit dir, lieber Freund?! Siehst du, auch deine Nerven haben dich einmal im Stich gelassen!... Aber das ist gar nicht schön, man soll sich nicht gehen lassen, mein Teurer! Sieh mich an – was auch geschehen mag, nie lasse ich den Kopf hängen! Das Reich Gottes ist in uns, du aber wartest auf das kommende Reich und schaffst an ihm! Sollte es möglich sein, daß der Tod einer Frau dich wankend gemacht hat, mein Teurer? ... Ich dachte, du wärest stärker als das Leben...“

Es war nicht ganz klar, ob Vater Xenophont über seinen Freund lachte oder ob das unerschütterliche Lächeln auf seinem Gesicht nur ein Ausdruck seiner überströmenden Gutmütigkeit war. Er erinnerte sich der Verstorbenen als junges Mädchen, das in die Akademie gekommen war und ihn nach dem Studenten Lasarew gefragt hatte. Er hatte sie gleich wiedererkannt, als die Verunglückte fortgetragen wurde, war aber nicht auf Vater Polykarp zugetreten, sondern hatte nur gelächelt. Nun war er gekommen, um festzustellen, wie ihr Tod auf den Mönch gewirkt habe, doch ließ er nicht durchblicken, daß er Frau Kostizina erkannt hatte. In seiner Frage, ob der Tod einer Frau ihn wankend gemacht habe, lag ein Vorwurf – von dem verschlossenen, unnahbaren Mönch mit seiner Theorie von dem kommenden Reich hätte man erwarten können, daß er jedem Schicksalsschlag gewachsen sei, machte er doch den Eindruck, als würde er auf seinem Wege selbst vor christlicher Grausamkeit nicht zurückschrecken. Vater Xenophont entsann sich noch sehr gut, wie sein Kollege bei der Verteidigung seiner Magisterdissertation erklärt hatte – zum großen Befremden der geistlichen Obrigkeit –, daß das kommende Reich Christi nur für den Gläubigen, für seine Jünger und Anhänger bestimmt sei, ihnen bringe es ungetrübte Freude am Guten, am Nichtwiderstreben, vollkommene Liebe zum Nächsten, der Nächste sei aber nur derjenige, der sich zu der Lehre vom kommenden Reich bekannt habe, alle übrigen seien Feinde, Unkraut, das man mit den Wurzeln ausreißen und ins Feuer werfen müsse. Xenophont hielt Vater Polykarp für seinen Freund, weil er sich mit ihm beständig wegen seiner Lehre vom kommenden Reich stritt, die er für eine Jesuitenlehre innerhalb der griechischen Orthodoxie hielt. Vater Polykarp war überzeugt, daß Xenophont unrecht habe, denn das Jesuitentum bringe die Knechtung von Leib und Seele

mit sich, das kommende Reich hingegen Freiheit und Gleichheit im Geiste und im Leben. Und als Polykarp nach Erlangung der Magisterwürde Mönch wurde und dazu fanatischer Anhänger der Kirche, fast wie ein Asket lebte, konnte Xenophont ihn nicht mehr verstehen und suchte herauszubekommen, wieso kirchlicher Fanatismus und Polykarps kommendes Reich sich zusammenreime. Vater Polykarp erriet, daß Xenophont hierbei insgeheim seine eigenen, ihm feindlich gesinnten Absichten verfolgte, und hielt ihn seinerseits für einen abgefeimten Jesuiten besonderer Art, rein russischer Herkunft, für einen Jesuiten, der ein treuherziges, gutmütiges Wesen zur Schau trug, immer heiter, sorglos und guter Dinge war, vor jedem sein Inneres restlos auszuschütten schien, während im Grunde seines Wesens Lüge, Verrat und russisches, skrupelloses Strebertum nisteten. Er trat an jeden heran, der ihm über den Weg lief, nahm von anderen, was ihm selbst fehlte, war immer bereit, dem Nächsten, dem Freunde, etwa ihm, Polykarp, den Vortritt zu lassen, um im günstigen Augenblick, lächelnd und sich fröhlich die Hände reibend, dem Freund von gestern den Dolch in den Rücken zu stoßen und sich auf seinen Platz zu schwingen.

Vater Polykarp erhob sich schnell und wehrte Xenophonts Umarmung ab.

„Der Tod drückt dem Überlebenden immer seinen Stempel auf, der Sterbliche vermag nicht, ruhig an ihm vorüberzugehen. Er lenkt die Gedanken auf das eigene Ende.“

„Ja, ja, gewiß, bloß . . . Ich habe keine Zeit, um derartigen Gedanken nachzuhängen . . . Du hast es gut, mein Teurer, du gehörst dir selbst . . .“

„Was hindert dich daran?“

„Du bist frei und glücklich, lieber Freund, ich aber muß Predigten ausarbeiten, Aufsätze für geistliche Zeitschriften schreiben, bis zur Heiserkeit, bis zur Bewußtlosigkeit mit Sektierern streiten! Du hast es gut, hast deine Tätigkeit, ich muß reden und schreiben, das ist so ungeheuer verantwortlich! Du, lieber Freund, hast nur einmal geschrieben, deine Dissertation, und damit die Kirchenväter arg vor den Kopf gestoßen, und dann bist du zur Tat geschritten, während ich endlos schreiben, reden, streiten muß . . .“

„Ich verstehe und liebe nicht zu reden. Viele Worte machen, darin liegt nicht die Rettung.“

„Weißt du, weshalb ich zu dir gekommen bin? Ich würde gern in den Wald gehen, allein schickt es sich nicht recht, komm mit, sehen wir uns diese – wie nennen sie es doch gleich? – diese Königs-

tanne an . . . Jedes Kloster hat seine eigene Schönheit und Heiligkeit . . . Du warst gewiß noch nicht da?“

„Doch, ich kenne hier alles.“

„Verzeih, lieber Freund, verzeih, daran hatte ich nicht gedacht!“

Sie gingen zusammen nach der Einsiedelei des Starez, wo die Wallfahrer in langer Reihe vor dem Fensterchen anstanden, aus dem ein Mönch Holzspäne herausreichte, hinter ihm hobelten zwei Novizen, schweißbedeckt und rot im Gesicht, die Späne von Tannentrettern ab und tranken zur Erfrischung Kwas, der in einem Krüge neben ihnen stand.

„Väterchen, ich möchte noch welche haben, sei schon so gut, gib mir noch ein paar Späne . . .“

„Da mußt du noch einmal anstehen.“

Die Bäuerin stellte sich folgsam an das Ende der Reihe und wartete geduldig, bis die lange Kette vor ihr immer kürzer wurde, sie schließlich wieder vor dem kleinen Fenster stand und ein paar goldgelbe nach Harz duftende Holzringel erhielt.

„Fürwahr ein Wunder Gottes – unversehrt, wie neu!“

Ringsum scharrtten fromme Hände zwischen und unter den Wurzeln Sand hervor und schütteten ihn in kleine Säckchen als Heilmittel gegen Kopfschmerzen und sonstige Gebrechen.

Vater Xenophont war gerührt und entzückt über diesen einfachen kindlichen Glauben und sagte zu Polykarp:

„Ich sehe, ich sehe, lieber Freund, was du hier alles vollbracht hast – um des kommenden Reiches willen! Wie trüb ist mein Los dagegen – reden, streiten, überzeugen . . .“

Vater Polykarp schritt meist schweigend, mit gefurchten Brauen, neben ihm einher, hier und da einen kurzen Satz einwerfend. Er sah noch immer die Sterbende vor sich, hörte ihre letzten, eingehauchten Worte über ihre Liebe, die in sein erstarrtes Herz nicht eingegangen waren, wenn auch seine Seele in die Vergangenheit schwebte, in die Zeit der eigenen Qual. Auch der verachtende Blick des hohen, hageren Mannes mit dem glattrasierten Gesicht, der im Auto gekommen war und ihn um Freigabe der Leiche ersucht hatte, kam ihm in den Sinn: der war auf seine Weise vielleicht ein ebenso streng aufrechter Mann, der mehr von sich als von anderen forderte, wie er, Polykarp, einer zu sein bestrebt war.

Bis in den Herbst hinein besuchte Vater Xenophont oft den schwarzen Mönch, war von bezaubernder Freundlichkeit, redete ohne Ende, doch fehlte seinen Worten ehrliche Aufrichtigkeit. Vater

Polykarp schritt meist stumm an seiner Seite durch den Wald, er traute ihm nicht, schwieg sich über seinen Traum von dem kommenden Reich aus, antwortete auf alle Fragen des Vaters Xenophont:

„Du bist ja bereits unterrichtet . . .“

„Sage mir, lieber Freund, könnten wir nicht gemeinsam nach Wegen zu diesem kommenden Reich suchen? Ich sehe, du mißtraust mir, argwöhnst wohl gar, ich sei von höherer Stelle hergesandt, um dir ein bißchen auf die Finger zu sehen? . . . Sprich dich doch aus mit mir, erkläre mir, wie du es eigentlich meinst, ich bin sicher, daß du mich dann ganz für dich gewinnst! Mir hat der Herr die Gabe des Wortes verliehen, du weißt gar nicht, was wir beide zusammen alles machen könnten – wir würden viele Anhänger finden, viele zu deinem Glauben bekehren . . .“

Oft gingen sie zur Mühle. Vater Polykarp stand schweigend auf dem Wehr und blickte lange auf das Spiegelbild der Kiefern und Fichten im Wasser, auf die weißen Sandbänke, die Wasserrosen mit ihrem goldenen Herzstück, während Vater Xenophont sich neben ihm in lautem Entzücken erging.

Zur Abendmahlzeit kehrten sie ins Kloster zurück.

Sie näherten sich dem Kloster, als die Glocke zum Abendessen rief. Vor den Herbergen liefen Wallfahrer erregt hin und her, Weiber weinten, als hätte sie unerwartet großes Leid betroffen. Vor den Anfahrten der Herbergen standen mehrere Klosterwagen, die Mönche blickten verstört den Abfahrenden und Abziehenden nach, der Abt sprach mit dem Herbergsvater, wobei er mit den Händen fuchtelte und oft auf einen rosafarbenen Anschlag an der Herbergstür wies. Weiber stammelten weinend:

„Ich werde den Lieben gar nicht mehr sehen, während ich hier bin, zieht er von Hause fort! . . .“

„Wie ist das nur so plötzlich gekommen! . . .“

Die Bauern redeten auf die Weiber ein:

„Na, mach' fix – beten kannst du nachher, wir kommen nicht mehr in den Zug –, in Haufen ziehen sie zum Bahnhof . . .“

Vater Xenophont lief eilig auf den Abt zu und durchflog die Bekanntmachung. Erregt eilte er zu Vater Polykarp zurück, und selbst sein Gesicht blickte verstört.

„Was ist geschehen?“

„Mobilmachung, lieber Freund! Und wir sitzen hier und haben keine Ahnung . . . Ich muß auch fort, als Feldprediger in mein Re-

giment. Ich muß dich verlassen, mein Teurer, will gleich meine Sachen packen . . . Aber wir sehen uns wieder, ich spüre dich schon wieder auf, sicher . . .“

Vater Polykarp begleitete Xenophont zu seiner Zelle und dachte heimkehrend, daß er nun vor dem lieben Freunde nicht zu flüchten brauchte – mit diesem Gedanken hatte er sich getragen, um den Schnüffler los zu werden – und sein Werk im Kloster fortsetzen könnte.

In seine Zelle tretend, sagte er zu Boris – zum ersten Male sprach er zu ihm von seinen geheimsten Gedanken:

„Es wird sich empören ein Volk über das andere, und ein Königreich über das andere, und werden sein Pestilenz und teure Zeit. Das muß zum ersten alles geschehen, ehe denn gepredigt wird das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt . . . Es wird überantworten ein Bruder den anderen zum Tode, und der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empören wider die Eltern, und werden sie helfen töten. Und ihr werdet gehaßt sein von jedermann um meines Namens willen. Wehe den Schwangeren und Säugerinnen zu der Zeit! Und so der Herr diese Tage nicht verkürzt hätte, würde kein Mensch selig; aber um der Auserwählten willen, die er auserwählt hat, hat er diese Tage verkürzt. Und dann wird er seine Auserwählten versammeln von den vier Winden, von dem Ende der Erde, von dem Ende der Himmel. Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen. Sehet zu: wachet und betet!“

Der Novize sah den Lehrer verwundert an.

„Weißt du noch von nichts?“

„Nein, mein Lehrer.“

„Die Mobilmachung ist angeordnet, es gibt Krieg – in ganz Europa.“

„Gott! . . .“

„Klaget nicht, sondern freuet euch, denn solches bringt uns das kommende Reich näher.“

7

Die Novizen, die die goldenen Späne gehobelt hatten, und viele andere wurden als Dienstpflichtige eingezogen; ein Teil der Pferde des Klosters wurde requiriert; das Kloster lag wieder öde und verlassen da, die Wallfahrer blieben fort, die Mönche ließen die Köpfe hängen. Einsam stand in der Nische der neuen Kathedrale links vom

Altar der Silbersarkophag des heiligen Starez; in dumpfem Flüsterton sangen die Skimniki endlos Psalmen, die sie alle auswendig kannten. Vater Gerwaßij ging bedrückt einher, hatte er doch auf einen ununterbrochenen Zustrom glänzender Einkünfte gerechnet und gehofft, daß der Ruhm von den Wundertaten des Starez und seines Waltens als Abt über die Lande ziehen würde. Der Landeshauptmann traf ein und begab sich geradeswegs in die Abtei – die Novizen steckten erschrocken die Köpfe zusammen – vielleicht sollten wieder einige von ihnen eingezogen werden! Kostja öffnete die Tür, geleitete den Polizeioffizier ins Empfangszimmer und lauschte im Vorraum auf das Gespräch drinnen.

„Ich kann nichts machen, Vater Abt – Verordnung des Gouverneurs! Man kann ja die Leute auch nicht auf der Straße lassen . . .“

„Es wäre aber Ärgernis und Versuchung für die Bruderschaft, dies ist doch ein Kloster mit strenger Regel!“

„Ich habe den Befehl, Ihnen die Verordnung zu melden. Persönlich habe ich keinen Einfluß auf die Angelegenheit und erfülle nur meine Pflicht.“

„Wo sollen wir sie aber unterbringen?“

„In Ihren Landhäuschen, die ja leer stehen, und in den Baracken. . . Morgen trifft der erste Zug ein – die Mönche können den Unglücklichen behilflich sein!“

„Und wer soll für ihre Verpflegung sorgen? Unser Kloster ist arm, die Bruderschaft ernährt sich dürftig . . .“

Dem Polizeioffizier riß die Geduld, er sagte im Befehlstone:

„Senden Sie Wagen zum Zug und bringen Sie die Leute in den Landhäuschen und Baracken unter. Den Verfügungen der Militärbehörden ist widerspruchslos Folge zu leisten, Vorstellungen wären aussichtslos.“

Erregt eilte der Abt zu Vater Polykarp.

„Flüchtlinge aus der Kriegszone sollen hier untergebracht werden!“

„Das ergäbe viel Ärgernis für die Bruderschaft, Vater Polykarp. . . Reichen Sie ein Gesuch an den heiligen Synod ein, retten Sie unser Kloster . . . Die Leute werden uns arm essen, uns ausplündern . . .“

„Wir müssen uns fügen.“

Am frühen Morgen hielt ein Güterzug auf einem Nebengeleise, und die Ankömmlinge machten sich daran, Körbe, Säcke, Bündel aus den Wagen zu zerren, und musterten neugierig den kleinen Bahnhof und den Wald ringsum. Der leere Zug ging ab, die Leute warteten,

umringten den diensthabenden Mönch, der gewöhnlich die Züge abließ und, ein kleines Glöckchen schwingend, Spenden für das Kloster sammelte.

Die Flüchtlinge setzten sich auf ihr Gepäck in Familien zusammen, öffneten Körbe, aßen, tranken dazu Wasser aus Teekesseln; der Bahnsteig war bald mit Abfällen und Papierfetzen übersät. Militärzüge rollten vorüber, der Stationschef raste zur Lokomotive, verschwand wieder im Dienstraum, telegraphierte.

„Militärzug 269 ausgelaufen.“

Die Nachbarstation rief ihn aufs neue an den Apparat, er stürzte heraus, rief dem Weichensteller zu:

„Aus Mylinka ein Militärzug – aufs Nebengleis!“

Die Flüchtlinge streiften auf dem Bahnsteig umher, umringten den Stationschef.

„Wann wird man uns denn von hier abholen?“

„Das ist mir nicht bekannt. Verzeihung, ich habe keine Zeit! Das ist nicht meine Angelegenheit.“

„An wen sollen wir uns denn wenden? Wir sind bereits eine Woche unterwegs, Kinder sind da...“

Ein blondes junges Mädchen sagte mit heller Stimme in leicht singendem, polnischem Tonfall, wobei sie kokett mit den Augen spielte:

„Wie wenig zuvorkommend Sie sind! . . . Sagen Sie, wohin wird man uns bringen? Wo liegt das Kloster?“

Ein Pfiff schrillte vor dem Einfahrtsignal, der Stationschef fuchtelte verzweifelt mit den Armen und stürmte in das Dienstzimmer.

Der diensthabende Mönch starrte die Ankömmlinge erschrocken an und wußte nicht, was er tun sollte.

„Der Vater Abt hat mir gar keine Nachricht zukommen lassen . . . Ich weiß von nichts...“

„Aber hier können wir doch nicht ewig sitzen!“

„Ist es weit bis zu Ihrem Kloster?“

Der Mönch wackelte mit dem Kopf, breitete die Arme aus.

„Ja, bis zum Kloster ist es weit, sehr weit...“

„Vielleicht könnten wir zu Fuß hingehen?“

„Es geht an Sümpfen vorüber, Sie könnten einsinken . . . Wenn man den Weg nicht kennt, kann man sich leicht im Walde verirren...“

Ein Militärzug hielt auf dem Nebengleis, Soldaten sprangen aus den Wagen, liefen mit Feldflaschen nach Teewasser. Der Führer des Transportes schritt martialisch feierlich auf den Stationschef zu,

beide grüßten, der eine kurz, militärisch stramm, der andere mit komisch gespreizten Fingern und verdrehter Hand.

Zusammen begaben sie sich in den Telegraphenraum, der Apparat klapperte wieder, dann trat der Offizier eilig aus der Tür, schritt zum Zuge, winkte mit der Hand, der Hornist blies schrill das Signal zum Einsteigen – das Echo rollte lange klingend durch den Wald –, die Lokomotive pfiß, langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Die Soldaten blickten aus den Wagen auf die Flüchtlinge, schrien hurra und begannen zu singen.

Der diensthabende Mönch hatte einen Novizen ins Kloster gesandt und nahm an, daß der Abt selber erscheinen und erklären würde, das Kloster könne solch eine Menschenmenge nicht aufnehmen.

Der Novize kam schwer atmend im Kloster an.

Der Pförtner Vater Awraamij trat auf ihn zu.

„Wo kommst du her? Was ist geschehen?“

„Sie sind da!“

„Wer?!“

„Flüchtlinge, der ganze Bahnsteig ist voll – wo die bloß bleiben sollen!“

Schnell verbreitete sich die Neuigkeit im Kloster, die Mönche steckten die Köpfe zusammen . . .

Der Abt hatte die Flüchtlinge nicht so früh erwartet und eilte zu Vater Polykarp.

„Was sollen wir machen – sie sind schon da!“

„Senden Sie Wagen zum Bahnhof.“

Der Abt eilte zu den Pferdeställen, traf unterwegs Paißij, den Vater Haushalter, und befahl ihm, für Mittag zu sorgen.

„Sie werden wohl ausgehungert sein, sind vor den Deutschen geflüchtet – man muß ihnen was zu essen geben.“

Er schickte die Wagen, mehrere Mönche und den Herbergsvater Mißail zum Bahnhof.

Eine grauhaarige Dame, mit gebrannten Locken, in Hut und Handschuhen, setzte Vater Mißail zu; mit gekränkter Stimme und ausgeprägt polnischem Akzent sagte sie, zugleich an ihre Tochter und den Herbergsvater gewandt:

„Warte, Soßja – der Vater hier wird uns helfen.“

Das Gepäck nahm fast alle Wagen in Anspruch, nur die alten Leute und die Kinder konnten fahren, die jüngeren schritten zu Fuß nebenher.

Frau Karcevszkaja klagte die ganze Zeit, daß sie müde sei und nicht gehen könne; die spitzen Absätze sanken tief in den Sand, der in die offenen Schuhe drang; alle Augenblicke blieb sie stehen, lehnte sich an einen Baumstamm, schüttete den Sand aus und schrie ihrer Tochter schrill nach:

„Soßja, Soßja, warte doch auf mich – ich kann nicht, kann nicht mehr!“

Das junge Mädchen lächelte, winkte der Mutter mit der Hand, rief trotzig zurück:

„Ich muß beim Gepäck bleiben; ziehen Sie doch Schuh' und Strümpfe aus!“

Aufs neue ertönte die kreischende Stimme ihrer Mutter:

„Herrgott, Jungfrau Maria, das gibt mir den Rest! . . . Ich komme niemals hin! Soßja!“

Das junge Mädchen antwortete nicht, zuckte lässig die Achseln und schritt hinter dem Gepäckwagen weiter.

Der Abt empfing die Flüchtlinge und überwachte die Unterbringung. In dem letzten Landhäuschen wies er ein Eckzimmer, dessen Fenster nach dem Wald hin lagen, Frau Karcevszkaja und ihrer Tochter an und befahl Vater Mißail, für die Damen zu sorgen.

Die hellblauen Augen, blonden Haare, das kecke Stumpfnäschen und die kapriziöse, aufreizende Stimme des jungen Mädchens zogen den Abt an. Er warf ihr verstohlene Blicke zu und dachte, es sei wirklich ein herrschaftliches Fräulein, aber dann erinnerte er sich, daß er Abt war und daß es sich für ihn nicht geziemte, Soßja anzusehen und sich mit ihr zu unterhalten; er verabschiedete sich und widmete sich den übrigen Flüchtlingen.

Die Flüchtlinge, in die Weltabgeschiedenheit des Klosterwaldes verschlagen, plagten die Mönche mit Annäherungsversuchen, klagten über ihr schweres Los; früher hätten sie ruhig, in gesicherten Verhältnissen gelebt, nun müsse eine ganze Familie in einem Zimmer zusammengepfercht wohnen, die Unterstützung, die sie von der Regierung erhielten, reiche nicht aus, um auch nur das Leben zu fristen. Die Mönche zeigten den ungebetenen Gästen die kalte Schulter, der Abt ging wütend auf dem Klosterhof einher, sah er doch, daß die Flüchtlinge neugierig in die Zellen der Mönche einzudringen suchten und die Klosterregel unbekümmert verletzten. Er hatte die nach außen hin streng durchgeführte Wohlanständigkeit des Klosterlebens schätzen gelernt und war der Ansicht, daß er es dahin ge-

bracht habe; Vater Polykarp hatte nur geredet, gehandelt hatte er, der Abt, und er hatte die dabei entstandenen Unannehmlichkeiten, die Unzufriedenheit der Bruderschaft auf sich nehmen müssen. Ärgerlich sagte er zu Vater Mißail:

„Der sitzt in seiner Zelle mit seinem entlaufenen Studenten, ich aber muß den ganzen Tag herumrennen, habe keinen Augenblick Ruhe, nicht einmal zum Beten kommt man!“

Jeden Tag ging er zu den Landhäuschen hinaus, um nachzusehen, wie die Flüchtlinge sich eingerichtet hatten, ob sie in Frieden und Eintracht lebten; wie zufällig sprach er dann auch im Eckzimmer vor.

Die Mutter sagte mit weinerlich klagender Stimme:

„Sie wissen nicht, wie schwer, wie niederdrückend solch ein Leben ist! . . . Soßja, rücke dem Vater Abt einen Stuhl heran.“

Das junge Mädchen spielte geziert mit den Schultern und rückte herausfordernd lächelnd einen Stuhl näher.

„Könnten wir nicht Milch bekommen, Vater?“

„Ich will auf dem Viehhof Bescheid sagen; Milch können Sie haben . . .“

„Es ist für meine Tochter, Soßja ist so zart, sie kann vieles nicht essen . . .“

Soßja verzog den Mund hinter dem Rücken des Mönchs, und ihr Gesicht wurde böse, höhnisch. Den ganzen Tag zankte sie mit ihrer Mutter; wollte nichts tun, die Mutter mußte sie bedienen, aufräumen, die Wäsche waschen.

„Sie haben es nicht vermocht, mich an den Mann zu bringen, und nun wollen Sie eine Köchin aus mir machen!“

„Soßja, wenn du wenigstens deine eigenen Sachen in Ordnung halten, dein Bett machen wolltest . . .“

„Vergessen Sie nicht, daß ich ein Edelfräulein bin, Pan Gebun hat mir den Hof gemacht, und Sie, Sie allein sind schuld daran, daß es nicht zur Hochzeit gekommen ist! Und jetzt soll ich noch für Sie arbeiten – das will ich nicht und tu ich nicht!“

„Dein Pan Stanislaw Gebun war nach Geld aus, und du weißt doch, wir besitzen keins, Soßja . . .“

„Aber wie? Andere Mädchen haben doch eine Mitgift! Ihretwegen hat Pan Stanislaw mich verlassen.“

„Du bist selbst daran schuld, hast nicht verstanden, ihn an dich zu fesseln.“

„Wie hätte ich ihn denn an mich fesseln können?“

„Ein polnisches Mädchen weiß, wie man den Geliebten an sich

fesselt. Leider habe ich einen Russen geheiratet, und das gemeine Blut ist auf dich übergegangen. Ich habe die Männer an mich gefesselt, ich wußte, wie man das tut . . .“

„Ich habe mich ihm ja hingegeben . . . wie Sie mir rieten.“

„Du hast nicht verstanden, ihn zu halten, das ist es!“

Den ganzen Tag über saß Soßja am Fenster und reizte ihre Mutter; Zank entstand, der mit Weinkrämpfen endete. Frau Karcevsckaja, immer zerzaust und zerknüllt, immer in einem alten Morgenkleid, verstummte, machte sich im Zimmer zu schaffen, sprach nicht mit ihrer Tochter. Im Zimmer herrschte immer Unordnung, die Kleider lagen umher, nur das Auffälligste wurde husch-husch in einen Winkel gestopft, und das Aufräumen war beendet. Bloß nicht arbeiten! Soßja rekelte sich bis Mittag im Bett, träumte von Männern, von den schönen Zeiten, da Pan Stanislaw sie küßte, sie ihm Szenen machte, sich ihm aber trotzdem hingab. Sie streckte und dehnte sich, öffnete verschlafen die Augen, die matt und faul blickten, sank wieder in Schlummer, bis sie schließlich hungrig wurde, das Gesicht verzog und die Mutter anfuhr:

„Was geben Sie mir denn keinen Kaffee?“

„Aber so steh doch auf, zieh dich an!“

„Mich lassen Sie verhungern, Sie haben schon längst getrunken . . . Bloß für Ihre Patienten haben Sie immer Zeit!“

„Ich bin den ganzen Tag auf den Beinen, vom frühen Morgen an, eben erst habe ich mich ein bißchen hingesetzt.“

„Werde ich Kaffee bekommen oder nicht?“

Soßja sprang aus dem Bett und setzte sich im bloßen Hemd an den Tisch.

Die Mutter schenkte ihr Kaffee ein, Soßja trank einen Schluck, verzog das Gesicht und schob ihre Tasse klirrend zurück.

„Wieder ist der Kaffee ganz kalt . . . Sie haben heißen Kaffee getrunken, für mich ist diese Jauche gut genug! Das trink ich nicht, und essen werde ich auch nicht, lieber sterbe ich vor Hunger.“

Soßja brach in Tränen aus. Ihre Mutter zündete den Primuskocher an, machte den Kaffee heiß, stellte ihn der Tochter hin, die, das Gesicht ins Kissen gebohrt, auf ihrem Bett schluchzte.

„Nun, komm, trink deinen Kaffee, sonst wird er wieder kalt, und noch einmal mach ich ihn nicht heiß.“

Ihrer Mutter bitterböse Blicke zuwerfend, trank Soßja Kaffee. Der Hemdstreifen glitt von der Achsel, eine fraulich runde Brust schnellte hervor, ein paar verwühlte Haarsträhnen fielen über die Schultern auf das Tischtuch, ringelten sich um die Kaffeeeflecke, die

Soßja gemacht hatte, sie stand auf, warf das Haar zurück und trat ans Fenster, ohne das Hemd emporzustreifen; träge starrten ihre Augen in den Wald, über dem das feine Spinngewebe eines herbstlichen Sprühregens wie ein Schleier hing.

Die Mutter fuhr sie an.

„Schamloses Ding! Stellt sich nackt den Mönchen zur Schau!“

„Niemand ist da, keine Menschenseele – in eine Bärenhöhle hat man uns gestopft! Na und wenn mich die Mönche auch sehen sollten – haben Sie's mit dem Kszends Sawichowskij nicht ebenso gemacht? . . .“

Frau Karcevszkaja wurde über und über rot, und der Krach war wieder da.

„Wie wagst du es, so etwas zu sagen, du niederträchtiges Geschöpf! Der Pan Kszends Kasimir war ein heiliger Mann, ein Heiliger war er!“

„Seiner großen Heiligkeit wegen ließ er Sie wohl auch immer des Abends zur Beichte zu sich kommen – als ob ich ihn nicht kenne!“

„Ich habe mich geopfert, um dich vor seinen Nachstellungen zu retten . . . Und nun machst du mir Vorwürfe!“

„Habe ich Sie denn gebeten, mich vor ihm zu retten?! Nachdem Pan Stanislaw mich verlassen hatte, war mir alles eins – ich hätte gar nichts dagegen gehabt, Haushälterin beim Pan Kszends zu sein – und wäre glücklich gewesen! Und jetzt soll ich mir nicht einmal die Mönche ansehen dürfen – bin ich denn ein jungfräuliches Mädchen!“

Kurz vor dem Mittagessen begann Soßja sich anzukleiden, suchte lange nach ihren Strümpfen, die sie am Abend irgendwohin geworfen hatte. Frau Karcevszkaja mußte ihr suchen helfen, Soßja behauptete, ihre Mutter habe beim Aufräumen die Strümpfe verlegt, setzte sich, als die Strümpfe schließlich gefunden waren, mit untergeschlagenen Beinen aufs Bett, betrachtete die Strümpfe lange und eingehend, und brach in Klagen darüber aus, daß die Mutter sie nicht standesgemäß kleide, darum mache ihr jetzt niemand den Hof.

„So deck' dich doch zu, zieh wenigstens das Hemd herunter, schamloses Ding! Vor deiner Mutter wenigstens solltest du dich schämen, bist doch schon sechsundzwanzig Jahre alt . . .“

Frau Karcevszkaja ging nach der Herberge hinüber, um aus der Küche das Mittagessen zu holen, das aus einem gemeinsamen Kessel an die Flüchtlinge verteilt wurde. Soßja, halb angekleidet, löffelte die Kohlsuppe und verzog angewidert das Gesicht.

„Woraus das die Leute nur kochen! Schauerlich!“

Trotzdem aß sie und angelte sich die Stintstücke heraus.

Die Mutter räumte ab, stopfte die Sachen, die auf allen Stühlen herumlagen, in Ecken und Winkel, Soßja brannte sich das Haar, puderte sich, zog Brauen und Wimpern mit dem Schwarzstift nach, legte Karmin auf die Lippen, zog eine tief ausgeschnittene Bluse an und setzte sich ans Fenster, Ausschau haltend. Vielleicht sprach dieser bildschöne Mönch, der Abt vor . . . Ihre Mutter legte inzwischen endlose Patiencen, behutsam eine speckige Karte nach der anderen von dem Häufchen hehend. Schweigen herrschte.

Wenn der Abt kam, war die früh gealterte Polin ganz liebende Mutter, erzählte ihm mit polnischem dünkelfhaftem Stolz von ihrem imaginären Reichtum, von den Erfolgen ihrer Tochter, die ihren reichen Verehrer, den Pan Stanislaw längst geheiratet hätte und nun gleich einer Königin in Glanz und Luxus leben würde, wenn der Krieg mit den Deutschen nicht dazwischen gekommen wäre; beider Leben hätten diese Schwaben zertreten.

Nikolka warf der kleinen Soßja heimliche Blicke zu, wurde rot; seine Augen sanken unwillkürlich in den Blusenausschnitt, wenn das junge Mädchen sich vorbeugte und ihre Brüste weich und leise bebten, seufzte, sah die Mutter an, sagte, die Worte dehnend, in samtenem Bariton:

„Eine große Heimsuchung hat der Herr über die Menschheit geschickt, eine schwere Heimsuchung! . . . Aber verzaget nicht. Der Herr ist gnädig – er hat Ihnen das Glück beschert, Ihr einziges Töchterlein vor dem grausamen Feinde zu retten . . .“

Längere Zeit bei den Flüchtlingen zu bleiben, wagte Nikolka nicht; er besuchte alle der Reihe nach und erlaubte sich nur, im Eckzimmer einige Minuten länger zu verweilen.

Am Abend legte Frau Karcevsckaja wieder Patiencen, Soßja zog sich aus und ging zu Bett, um sich vor dem Einschlafen herumzurekeln und zu träumen. Mutter und Tochter plauderten friedlich. Frau Karcevsckaja hatte auf die verstohlenen Blicke des Abtes angespielt und fügte hinzu:

„Russische Mönche sind reich, Soßja!“

Das junge Mädchen biß sich die Lippen und sagte ärgerlich:

„Darum machen Sie sich wohl auch so niedlich, wenn der Abt da ist – wohl in Erinnerung an den Pan Kszends . . .“

„Schäm' dich, Soßja – um deinetwillen bin ich freundlich zu ihm, ein junges Mädchen kann sich doch nicht gleich einem Manne an den Hals werfen, mag er noch so reich und hübsch sein, und russische Mönche kennst du noch gar nicht . . .“

„Ach, alle Mönche sind sich gleich!“

Nikolka dachte auf dem Heimwege an Soßjas türkisfarbene Augen, an die Ringel und Locken ihres blonden Haares, die dunklen, gefärbten Brauen, die zarten Hände mit den billigen Ringen, ihre kecken Blicke und die rosigen, vibrierenden Nasenflügel. Er spürte den Duft eines schweren Parfüms, das dem Körper des jungen Mädchens zu entströmen schien, und erschauerte, ihres tiefen Brustausschnittes gedenkend. Aber Vater Polykarp war da und die Späheraugen der Mönche, neues Gerede könnte entstehen, er durfte es nicht einmal wagen, in das letzte Landhäuschen öfter einzukehren als in die anderen . . .

Die Mönche schüttelten die Köpfe über die Flüchtlinge und sagten finster:

„Ihr solltet dem Allmächtigen danken, daß er euch aus der Hand der grausigen Feinde gerettet hat . . . Ihr Wilhelm, das ist der Antichrist, über ihn und seine Heerscharen heißt es ja in der Heiligen Schrift: ‚Und ich sah Rosse, und die darauf saßen, hatten feurige und bläulichte und schwefelichte Panzer; und die Häupter der Rosse waren wie die Häupter der Löwen, und aus ihrem Munde ging Feuer und Rauch und Schwefel . . .‘ Doch der Herr ist gnädig und wird den Antichrist vernichten, und das rechtgläubige Heer wird seine Heidenscharen schlagen! . . .“

Zu Beginn des Frühjahrs traf eine Militärkommission im Kloster ein und besichtigte die leerstehenden Herbergen. Die Offiziere gingen zum Abt und erklärten:

„Die Herbergen sind zur Aufnahme eines Kriegslazarets herzurichten.“

Vater Gerwaßij sah die Offiziere ergeben an und fragte zag:

„Die Herbergen sind doch für Wallfahrer bestimmt, von denen das Kloster lebt . . . Was soll aus der Bruderschaft werden?!“

„Die Mönche können Sanitäter werden, barmherzige Brüder.“

Vater Polykarp trat ein – zum ersten Male seit langer Zeit kam er in die Abtei –, in hoher Mütze und Soutane, das Abzeichen der Akademie am schwarzen Kragen. Er segnete kurz die Offiziere, ließ sich die Sache noch einmal vortragen und sagte ruhig und sicher:

„Gestatten Sie, daß sich die Bruderschaft aus Menschenliebe an dem christlichen Werk beteiligt.“

Der Chefarzt wiederholte, daß sich die Mönche als Sanitäter nützlich machen könnten.

„Was sollten sie auch weiter tun!“

„Ich denke, das Kloster könnte den Transport der Verwundeten vom Bahnhof übernehmen, wenn Sie gestatten; wir haben noch genug Pferde da.“

Der Hauptmann nickte erfreut.

„Ein ausgezeichneter Gedanke, Vater, so sparen wir an Leuten. Wer würde die Sache leiten?“

„Ich und der Vater Abt.“

Nikolka nickte zustimmend und sagte in singendem Bariton:

„Die Bruderschaft wird sich freuen, dem Vaterlande nützlich sein zu dürfen.“

Der Hauptmann wandte sich an Vater Polykarp:

„Wenn wir das Mehl liefern, könnte das Kloster vielleicht auch Brot backen für die Verwundeten und das Personal?“

„Sowohl das Brotbacken als auch die Zubereitung der Speisen nimmt das Kloster gern auf sich. Außerdem sind hier Flüchtlinge untergebracht – es werden sich unter ihnen viele Frauen finden, die als Krankenschwestern nützlich sein könnten . . .“

Zusammen mit der Kommission ging Vater Polykarp in die Herbergen hinüber, um zu bestimmen, welche Räume für die Verwundeten, welche für das Personal herzurichten seien. Der Abt stand schweigend daneben, war mit allem einverstanden und dachte, der Schwarze werde auch hier wieder den Herrn spielen.

Am Abend ließ Vater Polykarp den Abt zu sich kommen.
„Die Arbeit wird die Mönche von der Versuchung ablenken, und wenn sich jemand auch einmal versündigt, selbstvergessene Arbeit macht es wieder gut. Das Kloster hat jetzt keine Einkünfte, wie Sie wissen, darum heißt es arbeiten. Die Kranken werden viel Milch brauchen, sorgen Sie dafür, daß die Milchwirtschaft auf dem Vorwerk verständigt geführt wird. Mutter Arefia ist zu alt dazu. Milch und Milchprodukte werden an das Lazarett verkauft werden. Die Vorsteherin des Vorwerks soll die Wirtschaft in die Hand nehmen und über die Lieferungen Buch führen.“

Nikolka zuckte, doch Vater Polykarp nannte Arischas Namen nicht.

„Unsere Pferde werden also auf Kosten der Heeresleitung gefüttert werden. Das Übergewicht beim Brotbacken verbleibt dem Kloster, das heißt, daß die Hälfte der Bruderschaft dadurch mit Brot versorgt sein wird. Die im dienstpflichtigen Alter stehenden Novizen wird das Kloster in Zukunft behalten dürfen – als Sani-

täter –; wer will, kann aber auch unverzüglich eingekleidet werden.“

Vater Gerwaßij verließ den Schwarzen schweigend und dachte bei sich: Der Satan, fürwahr der leibhaftige Satan – Gott vergebe mir! Da hat er wahrhaftig die ganze Kommission sich um den kleinen Finger gewickelt!

Der Novize Boris hatte hinter dem Abt die Tür geschlossen, trat in Vater Polykarps Zelle, kniete nieder und verneigte sich vor dem Mönch.

„Was hast du?“

„Ich möchte die Weihen empfangen und bitte um Ihren Segen dazu, Vater.“

Vater Polykarp sah Boris lange und aufmerksam an und sagte schließlich mit ernster, tiefer Stimme:

„Vergiß aber nie – du gehörst dem Leben und das Leben gehört dir!“

Er erhob sich und fuhr in seinem gewöhnlichen, strengen Tone fort:

„Sei es denn; sollst mir ein Helfer sein.“

Vom nächsten Tage an kamen viele Novizen, einer nach dem anderen, zu Vater Polykarp und baten um seinen Segen zur Einkleidung, doch sandte er alle zum Abt.

„Das ist Sache des Vaters Abt, bittet ihn um seinen Segen.“

Der Tag der Einkleidung blieb Boris sein Leben lang im Gedächtnis. In langem weißem Hemd, mit glattgekämmt herabhängendem Haar, äußerlich durch ein Bad, innerlich durch Fasten und Gebet gereinigt, wurde er von den alten Mönchen in Soutanen, die ihn wie schwarze Todesflügel streiften, umringt und zum Altar geleitet, wobei sie ein Lied von Unbeflecktheit und von Entsagung sangen, von Entsagung der Erde und dem Leben. Verzückt flüsterte er:

„Ich gehe zu dir, auf immer zu dir!“

Er wagte nicht, den Namen des Herrn zu nennen, doch jeder Atemzug, jeder Gedanke, jeder Blutstropfen in ihm empfand die Nähe des Allmächtigen.

Ein weißes zellenartiges Zimmer; weiße Klostermauern und das Etrübselige Läuten der Totenglocke in den Wald hinaus; der Wald, der kleine Bahnhof, der Weg in die Stadt, zu den Fabriken mit den

rauchenden Schloten; und jeden Tag in einem Kiefernarsarg der verstümmelte Körper eines Soldaten, der nach dem Klosterfriedhof bei der Einsiedelei gebracht wird. Und Mönche, schwarz wie Tote, die eintönig und langgezogen wie das Grabgeläut, das ewige Seelenheil singen. Feuchte Erde, die in Klumpen von den Spaten der Mönche in die offene Gruft fällt und gleichmäßig und hohl aufschlägt; und in geraden Reihen Grabhügel, Glied an Glied – zur himmlischen Heerschau.

Ein weißes Zimmer, ein weißer Tisch, ein eisernes Bett, ein Korb mit Sachen, und alles so fremd – und auch das junge Mädchen sieht fremd aus in dem weißen Häubchen, die struppigen Augen scheinen noch größer und tiefer, noch sinnender und träumerischer geworden.

Vom frühen Morgen an hört man die Stimme der Oberschwester.

„Schwester Belopolskaja, zählen Sie die Milchrationen für die Kranken mit besonderer Kost zusammen.“

Mit dem Notizbuch in der Hand geht Schwester Belopolskaja in den zum Lazarett verwandelten Herbergen von Stube zu Stube und läuft dann nach dem Vorwerk zu Mutter Arischa, der Vorsteherin des Viehhofes.

Die junge Nonne begrüßt Sina in singendem Tonfall:

„Grüß Gott, liebe Schwester . . .“

In dem unteren Stockwerk der neuen Klosterherberge, wo Ärzte und Schwestern wohnen, liegt neben der Kammer für die Samoware die Zelle des Vaters Boris-Jewtichij; neben dem Kopfende des Bettes steht ein Telephon, das ihn mit dem Bahnhof verbindet, und um Mitternacht oder in dämmernder Morgenfrühe wird angerufen: „Bitte die Wagen, ein Transport Verwundeter . . .“

Vater Jewtichij läuft zu den Pferdeställen, treibt die Mönche zur Eile an, fährt mit den Sanitätsbrüdern und dem diensthabenden Arzt auf den Bahnhof, um die Verwundeten abzuholen. Er hilft mit, die Kranken aus dem Wagen zu heben, läßt an klaren Tagen die Schwerverwundeten auf Tragbahren durch den Wald ins Lazarett tragen. Am Abend tritt Schwester Belopolskaja mit ihrem Notizbuch in seine Zelle, bestellt: Brot für fünfzehnhundert Mann, für die Schwachen Weihbrot, übergibt ihm den Küchenzettel für den nächsten Tag.

Ohne die Augen zu der Schwester zu erheben, schreibt Vater Jewtichij das Angeforderte in die Listen, während die struppigen Augen des jungen Mädchens forschend auf ihn blicken.

„Sie sind Boris Smoljaninow, ich erinnere mich Ihrer gut . . .“

Der Mönch zuckt zusammen – Barmanskijs Ohrfeige ist wieder da, und seine Tränen, und die Tränen des jungen Mädchens.

Er antwortet nicht; sein Kopf sinkt noch tiefer auf das Papier.

Unerwartet trat der schwarze Mönch ein, hoch und hager; unter seinem durchdringenden Blick schauerten die beiden wie ertappt zusammen. Sina stand rasch auf und wollte gehen. Vater Polykarp sagte:

„Ich komme nur auf einen Augenblick, ich will nicht stören. Hafer für die Pferde muß angefordert werden.“

Er nickte stumm und ging.

Boris war rot und verlegen geworden, er fürchtete, der Lehrer könnte an ihm zweifeln. Sina sagte beim Fortgehen:

„Ich fürchte mich vor seinem Blick, er denkt . . .“

In ihrem weißen Zimmer mit der Aussicht auf die wie ein Leichentuch weißen Klostermauern schritt Sina auf und ab, dachte an einen Brief Petrowskijs, las in ihm:

„Ich will mich nicht in Unschuldsbeteuerungen über meine Beziehungen zu Fenja Grakina ergehen. Wir sind einander ganz fremd, sind bloß Kameraden, sie und Kirill Kirillowitsch haben mich aus der Verbannung befreit. Ihr Kind ist nicht von mir. Sein Vater ist der Student Smoljaninow, der vor ihr geflohen ist . . .“

Wieder kam ihr der Gedanke, Boris dem Kloster zu entreißen, um ihn ins Leben zurückzuführen; an der Wahrheit von Petrowskijs Worten zweifelte sie nicht.

Ein Klingelzeichen ertönte im Gang, sie verbarg eilig ein paar Ringellöckchen, die unter dem weißen Häubchen hervorlugten, rückte das Häubchen zurecht und ging ins Eßzimmer.

Ihr Platz bei Tisch war neben dem des Chefarztes, der, süßlich liebenswürdig, ihr aufdringlich den Hof machte. Ihr gegenüber saß Soßja Karcevsckaja, mit geschminkten Lippen und Lidern, kokett unter dem Häubchen hervorguckenden Goldlöckchen, und lachte ausgelassen über jeden Scherz der Ärzte.

Am Abend suchte der Chefarzt Schwester Belopolskaja im Dienstzimmer auf, in dem Halbdunkel und lauschende Stille herrschte. Das Weiße seiner Augen glänzte, mit gedämpfter Stimme, die ihr widerlich und klebrig schien, gurrte er:

„Sinaida Nikolajewna, Sinotschka, sagen Sie mir nur ein kurzes

Ja, nur dies kurze Wörtchen! Und ich lasse Sie in Ruhe! Ich will nichts von Ihnen als nur dieses eine kleine Wörtchen . . .“

Das junge Mädchen wich erschrocken in eine Ecke zurück und erwiderte schroff:

„Herr Doktor, Sie vergessen sich. Ich bin Krankenschwester; flößt Ihnen der Dienst am Nächsten so wenig Achtung ein?“

Wütend über die Zurechtweisung zischte der Arzt:

„Vater Jewtichij scheint sich größerer Gunst zu erfreuen als ich – es ist ja auch so romantisch, einen Mönch zu verführen!“

„Verlassen Sie sofort das Zimmer, oder ich lasse alles im Stich und reise fort – so wie ich hier stehe.“

Der Arzt warf zornig die Tür hinter sich zu und dachte beim Auskleiden: Mir machst du nichts weis, ich glaube deiner hoheitsvollen Unnahbarkeit nicht – alles Theater, Fräulein Rührmichnichtan! So'n kleines Luder . . . Beim Einschlafen, die Zigarette im Munde, träumte er von ihr. Dann beschrieb der glimmende Stummel einen Bogen, fiel zischend in die Waschschüssel; Schnarchen setzte ein.

Die dunkle Treppe mit qualmender Nachtlampe, der Geruch von Kampfer, Karbol; unten am Treppenabsatz die schwarze Silhouette des im Dunkel versteckten Herbergsvaters Mißail. Gierige Hände umklammern Sina und ziehen sie ins Dunkel der Ecke. „Schwesterchen, erlösen Sie mich von der Versuchung, von der teuflischen Versuchung! . . . Ich sende Ihnen ein gebratenes Hähnchen, ein zartes, knuspriges Hähnchen! Retten Sie einen gequälten Mönch aus dieser Not . . .“

Seine Augen glänzen ölig, aus seinem Gesicht schlägt ihr ein Geruch von Zwiebeln und Buchweizengrütze mit ranzig gewordener Butter entgegen.

Vor Empörung zitternd, löst sie sich aus seiner Umklammerung, stößt seine Hände zurück. Ein Flüstern gurgelt ihr nach:

„Zu Jewtichij, dem Lüstling, gehen Sie . . .“

Tränen in den Augen, sucht sie Zuflucht in ihrem Zimmer. Hinter der dünnen Zwischenwand im Nebenzimmer klingt das girrende Lachen der kleinen Soßja, Getümmel, dumpfe Geräusche, dann ihre brechende Stimme:

„Nicht mehr, nicht mehr! Ich kann nicht mehr, ich sterbe, so hör' doch – ich sterbe bestimmt!“

Aufs neue Geraschel, girrendes Lachen, Getümmel, dann das behutsame Knarren der Tür, ein Schlürfen von Lazarett pantoffeln in der Richtung nach den Zimmern der Offiziere.

Am nächsten Morgen hatte die Nachtschwester, Schwester Soßja aber an jedem Morgen tiefe Schatten unter den Augen.

Die Soldaten, die zu gesunden begannen, wurden in die Kathedrale geführt, um sich vor den Reliquien des Heiligen zu verneigen; Messen wurden zelebriert; die Mönche redeten auf die Verwundeten ein: „Ohne daß man es sieht, ganz im stillen, wirkt der Starez unablässig Wunder; wie viele Verwundete und Kranke, die hoffnungslos daniederlagen, hat er nicht schon gesunden lassen, dem Tode entrissen. Betet zu ihm, betet eifrig zu unserem Heiligen!“

Der Abt sprach im Lazarett vor und bat, man möchte die rechtgläubigen Krieger veranlassen, regelmäßig zu den Andachten in die Kirche zu kommen.

„Wir haben da Bänke an den Wänden, wer sich noch siech und schwach fühlt, kann sich hinsetzen – der Herr wird seinen kranken Kriegern darob nicht zürnen . . .“

Wenn die Oberschwester in die Krankenstuben kam und die Soldaten, die bereits aufstehen durften, nachdrücklich, im Befehlstone, aufforderte, sich in die Kirche zu begeben, murrten die Ermahnten:

„Aber warum denn? Wir sind doch keine Mönche! Sind schon mal in der Kirche gewesen, haben gebetet – das reicht doch aus für einige Zeit! . . . Wozu soll man jeden Tag in die Kirche gehen . . . Die haben nichts zu tun, da denken sie sich was aus!“

„Nicht mal an der Front haben wir gebetet, da vergißt man den lieben Gott, und nun sollen wir hier andauernd auf den Knien liegen und mit der Stirn gegen den Boden schlagen!“

Beim Verlassen der Kirche flüsterten sie:

„Den Heiligen da möchte ich mal mit den Händen berühren – weiß der Himmel, was da in dem Sarge steckt . . .“

Die Mönche beklagten sich beim Abt über den Unglauben der Soldaten. Vater Gerwaßij ging zum schwarzen Mönch, um sich Rat zu holen. Vater Polykarp saß am Schreibtisch, hatte Rechnungen vor sich und klapperte auf der Rechenmaschine. Er hörte den Abt schweigend an und begann über den Bäcker und Müller zu reden.

„Statt die Bruderschaft auf müßige Gedanken zu bringen, sollten Sie sich der Wirtschaft eifriger annehmen: bei Vater Mawrikij ergibt sich ein beim Mahlen ungebührlicher Fehlbetrag.“

Der Abt fuhr auf, errötete, wagte zum ersten Mal einen Widerspruch:

„Wollen Sie damit vielleicht sagen, er stehle? . . . Über zwanzig Jahre ist Vater Mawrikij auf der Mühle.“

„Kontrollieren Sie ihn. – Das Brot wird nicht gut ausgebacken, der Bäcker liefert unausgebackenes Brot an das Lazarett – es wiegt schwerer.“

Durch die kleine Nebenpforte bei den Pferdeställen schlichen sich des Abends aus den Zellen des Haushalters und des Bäckers Bäuerinnen aus Polpenki, deren Männer eingezogen waren, Säckchen mit Mehl und Brotendchen auf dem Rücken.

„Umsonst geben sie uns kein Krümchen, zuerst muß man ihnen den Fußboden der Zelle aufwischen . . .“

„Mußt es wohl sehr oft tun, wenn du dich darüber beklagst! . . . Gib acht, daß du da die Bohlen nicht durchscheuerst!“

Die erste Sprecherin antwortete zornig, indem sie den Weg nach der Mühle einschlug:

„Ihr seid wohl sündlos?!“

„Darüber haben wir uns nicht zu beklagen.“

Nikolka wußte und sah alles, fürchtete sich aber, der Bruderschaft ein Wort zu sagen – Getreide und Hafer kaufte er selbst ein, mit Hilfe eines vorgeschobenen Kaufmanns, der junge Krugwirt spielte den Strohmann. Und dann – der Schwarze hatte ihn in Soßjas Zimmer im Lazarett überrascht, als er auf einen Augenblick bei ihr eingekehrt war; der Schwarze hatte zwar nichts gesagt, aber finster die Stirn gefurcht.

Soßja war Krankenschwester geworden, in der Hoffnung, sich unter den verwundeten Offizieren einen Mann zu ergattern; als Krankenschwester hatte sie auf ihre Vorstellungen hin vom Chefarzt ein Zimmer im Lazarett zugewiesen erhalten. Ihre Mutter wohnte nach wie vor in dem Eckzimmer des Landhäuschens.

Der Abt besuchte oft das Lazarett und sprach gelegentlich auch bei Soßja vor, was er aber nur selten wagte.

Soßja leckte zusammen mit der Schokolade – Offiziere, ihre „Verlobten“, pflegten ihr Pralinen aus der Stadt mitzubringen – die Pomade von ihren Lippen ab und sagte:

„Bedienen Sie sich, Vater Abt – Schokoladenpralinen . . .“

Nikolka lehnte demütig ab.

„Wir fasten gerade, Schwester; Schokolade ist keine Fastenspeise.“

„Ach, das bißchen Milch, das darin ist . . . Und Milch dürfen Sie doch trinken.“

Mit zwei Fingern entnahm sie der Schachtel eine Praline, trat

nahe an ihn heran, so daß ihr Busen ihn berührte, und steckte ihm mit der parfümierten Hand die Süßigkeit in den Mund. Unter der Berührung ihrer Finger begannen seine Lippen zu glühen, ihm wurde heiß, ein Beben strich durch seinen Körper.

Soßja sprang lachend beiseite.

„Nicht wahr, es schmeckt gut? Wollen Sie noch ein Stückchen? Aber verschlucken Sie mich nicht dabei – ich bin keine Fastenspeise . . .“

Nikolka schnaufte, erinnerte sich, daß er Abt sei, hatte Angst, daß jemand hereinkommen könnte, lehnte ab und verabschiedete sich fluchtartig; er fühlte, daß er nicht länger an sich halten könnte, sie aber spielte wohl nur mit ihm, würde am Ende gar schreien . . .

Vater Polykarps Bemerkungen über das Brot und Mehl hatten den Abt beunruhigt: ob der Schwarze wohl die Dienste von Angebern benutzte? Vielleicht steckte dieser Duckmäuser, Jewtichij, dahinter . . . Er ging wieder zu dem schwarzen Mönch.

„Die Soldaten zweifeln an der Heiligkeit des Starez und der Unversehrtheit der Reliquien . . .“

Vater Polykarp sagte mit einem Seitenblick auf Gerwaßij, ohne sich von der Durchsicht der Rechnungen ablenken zu lassen:

„Sie sind der Abt, Sie müssen selber wissen, was zu tun ist.“

„Ich werde die äußere Hülle zurückschlagen.“

Der schwarze Mönch sah ihn durchdringend an, und sein Gesicht blickte noch finsterer:

„Sie sind der Abt.“

Vor den Zweiflern und Spöttern wurde in Gegenwart der alten Mönche und der Krankenschwestern nach einer feierlichen Messe die äußere Hülle der Reliquien zurückgeschlagen. Unter der schwarzen Soutane mit den aufgenähten Totenschädeln ertastete der Blick etwas Plumpes, Ungefüges. Sina prallte zurück, und mehrere Nächte lang träumte sie von den Reliquien: ein weißes Skelett, in eine Soutane gehüllt, erschien ihr; auf Beinen, steif wie Stöcke, schwankte ein Knochenleib, ein schwarzer Totenschädel heran. Unter der Kutte eines jeden Mönches meinte sie nun solch ein Skelett zu sehen, und währte, sie sähe auch das schwarze Loch des klaffenden Mundes.

Wenn sie an Vater Jewtichijs Zelle vorüberging, blieb sie oft stehen und sah durch das kleine, unverhängte Guckfenster in der Tür; er betete, lag auf den Knien, machte tiefe Verneigungen, mit der Stirn den Boden berührend, und wenn sein Oberkörper sich wieder

aufrichtete, blickten seine Augen, klar und entrückt, in die Ferne. Sie sah ihn bei ihrem Klopfen zusammenzucken, hastig wandte er sich ab, setzte das Käppchen auf, und dann schien er ihr wie ein Toter mit schwarzem Schädel.

Ihre struppigen Augen blickten ihn an, sie trat auf ihn zu, ergriff seine Hand, sagte bewegt, aus ihrem Gedankengang heraus:

„Warum sind Sie hier? Wollen Sie zu einem lebenden Leichnam werden? . . .“

Er schob ihre Hände ruhig zurück und fragte mit gleichmäßiger, tonloser Stimme:

„Wieviel Milch soll ich heute anfordern?“

Sina blätterte in ihrem Notizbuch, sah den Mönch an, dachte an Frau Kostizinas Tod, fragte:

„Sie waren Dienstbruder bei Vater Polykarp?“

Boris antwortete leise:

„Ja.“

„Sie haben Wera Alexejewna gesehen? Sie waren zugegen, als sie starb? Ich fühle mich schuldig an ihrem Tode, ich wollte nicht mitkommen; wenn ich dabei gewesen wäre, wäre das Fürchterliche nicht geschehen . . . Sagen Sie mir, wie ist sie gestorben?“

„Friedlich . . .“

„Worüber hat sie zuletzt gesprochen? Oder war sie bewußtlos?“

Der Mönch schwieg, fürchte die Stirn, blickte über das weiße Häubchen hinweg in die Ferne.

„Erinnern Sie sich noch – damals wollten wir beide Sie von hier retten? . . . Lieben Sie Kinder?“

Verständnislos blickte der Mönch sie an; seine großen Augen schienen noch klarer.

„Was würden Sie sagen, wenn man ein Kind zu Ihnen brächte? . . .“

Und unerwartet entfuhr es ihr:

„. . . Ihr Kind!“

Eine Erinnerung schien den Mönch zu überkommen; er erschauerte, seine Knie wankten, er sank auf den Stuhl, schlug die Hände vor das Gesicht, lehnte die Stirn an die Tischkante. Nach einer kleinen Weile, noch immer vor Entsetzen und Erregung bebend, stieß er irren Auges hervor:

„Lassen Sie mich! Gehen Sie! Peinigen Sie mich nicht . . .“

Die ganze Nacht lag er betend auf den Knien; das schwanke, rötliche Flämmchen der Kerze war wie ein Zucken in seiner Seele, ein fahles Grau überzog sein verstörtes Gesicht.

„Herr, laß diesen Kelch an mir vorübergehen! Erleuchte mich,

Allmächtiger! Ich fühle mich schuldlos am Leben dieses unschuldigen Wesens. Du siehst und weißt alles – strafe mich mit deinem Zorn und deinem gerechten Gericht!“

Die Kerze flackerte, und in dem Halbdunkel verklang sein Gebet, voll Bitterkeit und Weh, und fand keinen Widerhall. Er mühte sich, die Gestalt des verstorbenen jungen Mädchens, der einst so heiß Geliebten, in sich auferstehen zu lassen, lief an den Tisch, holte ihr Bild und die aschblonde Locke hervor, doch alles in ihm blieb stumm – das Bild schien ihm tot und fremd, die Haare, ein armseliges, lebloses Bündelchen, rochen nach staubigem Spinnweb. Er brach aufs neue vor dem Gebetpult in die Knie, die heiße Stirn an den Pultrand gepreßt.

„Nur du, Herr, nur du allein bleibst mir! Auf immer bin ich dein!“

Aber auch dieser Schrei fand keinen Widerhall in seiner Seele. In ihr bebte und glühte ein anderes – der unablässige Gedanke an das Kind – sein Kind –, er wagte es nicht, es zu denken, und an sie, die andere, vor der er geflohen war, die er vergessen wollte und nicht konnte, so heiß er auch mit sich kämpfte und rang . . .

Ein grauer Morgen erwachte, malte auf die befrorenen Scheiben das flimmernde Farbenspiel eines Pfauenschweifs; durch den oberen klaren Teil des Fensters sah man kleine feine Schneeflocken herabrieseln. Da träumte er, das kristallene Gefieder an den Scheiben seien Flügel von Engeln, der Schnee darüber – der Heiligenschein um ihr Haupt . . .

Als der Morgen anbrach, erinnerte sich Vater Jewtichij, daß er gestern vergessen hatte, das Verzeichnis der vom Lazarett angeforderten Lebensmittel aufzunehmen, ja Schwester Sina geradezu hinausgeworfen hatte. Er ging an ihre Tür, sang mit schwacher Stimme das Eintrittsgebet:

„Um der Fürbitte unserer Heiligen willen sei uns gnädig, o Herre Jesu Christ!“

„Herein!“

Sina band gerade ihr Häubchen um, als sie Vater Jewtichijs todblaues, gelbfahles Gesicht erblickte; sie schrie auf und lief auf ihn zu.

„Gott, wie Sie das mitgenommen hat – und ich bin schuld!“

Das Häubchen war herabgeglitten, ihr Ringelhaar zitterte, Tränen traten in ihre struppigen Augen, sie ergriff seine Hand, und bevor er sie hätte zurückziehen können, hatte sie diese Hand geküßt und bat – wobei sie ihn unversehens bei seinem Kosenamen anredete –:

„Vergeben Sie mir, Borja, vergeben Sie mir! Ich weiß selbst nicht, wie ich darauf kam, es Ihnen zu sagen. Verzeihen Sie mir!“

Mit tonloser Stimme bat er um das Verzeichnis und ging, ohne die Augen zu ihr erhoben zu haben.

Die klare, frostkalte Luft und des Tages Last und Mühe wirkten erfrischend auf sein verstörtes Gemüt.

Draußen traf er Mutter Arischa, die auf die Herberge zuschritt, und erwiderte stumm ihren Gruß.

Ich konnte es heute nicht abwarten, Schwester, Sie Schöne, da bin ich herübergekommen“, sagte Arischa, als sie in Sinas Zimmer trat.

Sie sah das junge Mädchen an, ließ ihre Blicke durchs Zimmer schweifen, erzitterte plötzlich und griff sich mit der Hand ans Herz – über dem Bette hing der Wandteppich, den sie einst gestickt hatte: ein junger Held hoch zu Roß, vor einem Stein am Kreuzweg.

„Was haben Sie, Mutter?“

Sie faßte sich mit Mühe, sagte in singendem Tonfall:

„Es kommt wohl von dem vielen Hin- und Herlaufen; mir ist plötzlich schlecht geworden; es war so wie ein Stich ins Herz . . .“

Ihre Augen wanderten von der Schwester zum Teppich und wieder zurück, in der Kehle spürte sie ein trockenes Glühen . . . Das junge Mädchen war gewiß seine Braut. Seiner Braut hatte der Geliebte ihre Gabe geschenkt, an der sie einst unter heißen Tränen mit so viel Liebe und Zärtlichkeit gearbeitet hatte; an jedem Stich haftete ein Tropfen ihres Herzblutes! . . . Nun wußte sie wenigstens, wen ihr Wladimir erwählt hatte, wem die Liebe des Geliebten galt . . .

Je länger sie Sina ansah, desto zärtlicher und inniger wurde ihre Stimme. Er hatte sie gewiß geküßt, dieses schöne Fräulein, und da wollte auch Arischa sie küssen, aus Liebe zu dem Unvergeßlichen die Erwählte seines Herzen küssen, und sie auch lieben . . .

„Da bin ich denn; geben Sie mir die Ordre, Schwester, ich nehme sie gleich mit, dann brauchen Sie nicht erst auf das Vorwerk zu laufen.“

„Wie geht's dem Kleinen? Ist er wohl und munter?“

Die Frage nach dem Kinde tat Arischa in diesem Augenblick weh, entriß sie der Vergangenheit, führte sie wieder in die schmerzliche Gegenwart zurück. Teilnahmslos antwortete sie:

„Danke, Schwester, er springt herum, rodel.“

Wieder fiel ihr Blick auf den Teppich.

„Sie brauchen sich hinfort nicht die Mühe zu machen, nach dem Viehhof zu kommen, Schwester. Bei dem gräßlichen Frost könnten

Sie sich leicht erkälten. Mir macht das nichts aus. Sagen Sie mir nur, wann ich nach der Ordre kommen soll – am Abend oder am Morgen, was ist Ihnen lieber?“

Sie dachte bei sich: Vielleicht erfahre ich etwas über ihn, vielleicht erzählt sie mir von ihrem Verlobten, ihrem Erwählten . . .

„Warum wollen Sie sich so bemühen, Mutter Arischa, und herkommen? Das ist doch meine Pflicht.“

„Es fällt mir nicht schwer, Schwester, ich tue es gern; ich freue mich darauf, Sie hier in Ihrem Zimmer zu sehen, wo man doch ein paar Worte wechseln kann; bei uns auf dem Viehhof ist es ein ewiges Gerenne, man wird immer hin- und hergezerrt – Sie wissen es ja . . .“

„Gut denn, Mutter Arischa, wenn Sie durchaus wollen . . . Der Abend wäre mir lieber, damit Sie gleich am Morgen beginnen können. Aber vielleicht überlegen Sie sich's noch . . .“

Arischa ließ sie nicht zu Ende sprechen, trat auf Sina zu und küßte sie auf die Schulter.

„Gott, was machen Sie denn da, Arischa?!“

„Schwester, liebe Schwester, ich habe Sie lieb . . . Sie sind so freundlich zu mir.“

„Du bist freundlich, Arischa . . .“

Sina erwiderte mit einem Kuß auf Arischas Lippen. Die junge Nonne wurde ganz rot und brach eilig auf.

„Also heute abend komme ich vor, Schwesterchen! Und vielen Dank, Sie Liebe – ich bin so glücklich! Jetzt habe ich doch einen Menschen, mit dem man ein Wort sprechen kann – da wird's einem leichter ums Herz!“

An dienstfreien Tagen liebte es Sina, in den Dämmerstunden still dazusitzen; sie nahm das Häubchen ab, dessen festgeknüpfte Bänder auf den Kopf drückten, ihre Locken rieselten frei um Stirn und Gesicht, stiller wurden die Gedanken. Dann ließ sie den Fenstervorhang herunter, zündete eine Kerze an und holte Nikodims Briefe hervor, um ihn um sich, in sich zu fühlen, ganz nah und traut. Sie griff zur Feder, um sich die Seele frei zu reden, fand nicht die rechten Worte, zerriß die wenigen Zeilen, vertiefte sich wieder in seine Briefe; weit ausholend, aufrecht, gleichmäßig war seine Handschrift, etwas derb in den Grundstrichen, einfach die Worte.

Vater Jewtichij kam ihr in den Sinn. Sie hatte ihm weh getan, Aufruhr in seiner Seele geweckt, und wußte nicht, wie sie die bittere Wahrheit, die sie ihm gesagt hatte, wieder gutmachen könnte.

„Vielleicht rettet ihn das . . . führt ihn ins Leben zurück . . . Ich quäle die Menschen, Nikodim hat recht!“

Die Tinte hatte sich ins Papier eingefressen, tiefdunkel, wie geprägt, schienen die Worte.

„Sina, Sie haben mir Ihren Ring gegeben – ich bin kein Eigentumsfanatiker, aber was mein geworden ist, das halte ich fest. Vergessen Sie das nicht. Ich erkenne die Romantik der Adelsnester im zwanzigsten Jahrhundert mit ihrer exaltierten Degeneration nicht an. Sie haben eine große, heiße Seele, aber es spuken Gespenster in ihr herum, die Sie daran hindern, frei und unbefangen dem Leben in die Augen zu schauen, das Leben so zu nehmen, wie es ist. Ihre Seele in ihrer Aufrichtigkeit, in ihrem Ungestüm bricht Breschen in diese Schranken, Sie aber schließen sie wieder ein. Ich bin ein einfacher, derber Mann, mein Leben ist – Gefängnis und Verbannung, und so wird es immer sein. Ich verberge mich nicht vor mir selbst und anderen! . . .“

Hinter der Wand in Soßjas Zimmer klang Lachen und der singende Bariton einer Mönchsstimme.

Soßja hatte nach einem Bräutigam unter den verwundeten Offizieren geangelt, und dann war der Erwählte in seine Truppe zurückgekehrt. Sie schrieb ihm Briefe an die Front, wie Frauen eben Briefe schreiben, voll Erinnerungen an einstige Liebkosungen und Anspielungen an zukünftige, die seiner harreten. Als sie keine Antwort erhielt, richtete sie, der Abwechslung halber, ihre Blicke auf den Abt, lud ihn ein, einmal auf den Abend zu ihr zu kommen.

Nikolka kam, zog eine Flasche aus der Kutte, stellte sie mit demütiger Gebärde auf den Tisch.

„Damit Ihnen die Pralinen noch besser munden, Schwester.“

„Haben Sie sich doch endlich entschlossen! – Nehmen Sie Ihre Ofenröhre ab . . . Ich kann Ihnen Bohrmann-Schokolade anbieten.“

Der Abt stellte die hohe Mütze verlegen auf einen leeren Stuhl, strich die lange Lockenmähne zurück.

Aus Kaffeetassen schlürftten sie Kognak, tranken einander zu, Soßjas Augen und Brauen lockten ihn neckisch; unter dem Einfluß des Weinbrands glänzten ihre Lippen rot und saftig wie Beeren.

Er brach ein Stückchen Schokolade in zwei Teile; seine Hände zitterten.

„Sie verstehen das nicht . . .“

Er sah sie verständnislos an.

„Ich will Ihnen zeigen, wie man das macht!“

Sie nahm ein längliches Stückchen Schokolade zwischen die Lippen.

„Bedienen Sie sich!“

Nikolka begriff nicht.

„Nicht mit den Händen! . . .“

Sein Herz machte einen Sprung, ihn schwindelte. Zaghaft näherte er sein Gesicht dem ihren. Unter den schwarzen Brauen lachten in Soßjas blauen Augen tausend Teufelchen, ihre weichen Lippen berührten leicht die seinen und entschwebten, lachend entflatternd wie rote Schmetterlinge; seine ausgreifenden Hände faßten in die Luft.

„Schmecken Ihnen meine Süßigkeiten? . . .“

Verlegen und schwer atmend, setzte sich der Abt wieder an den Tisch.

„Trinken Sie ein Schnäpschen auf den Schreck!“

Sie stieß mit ihm an.

Im Nebenzimmer sagte Mutter Arischa, auf den Bariton nebenan lauschend, mit klagender Stimme zu Sina:

„Ich habe Sie lieb gewonnen, Schwesterchen – gleich als ich Sie zum ersten Male sah . . .“

Sie blickte auf Sina, auf den Wandteppich, und wie glühende Hammerschläge trafen sie die Worte nebenan: er war es, Nikolka, die Stimme ihres Peinigers war es! Hastig fuhr sie halblaut fort, um den Schmerz in der Brust zu betäuben:

„Darf ich Sie Sina nennen, mein liebes Fräulein . . . Ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen mein Herz auszuschütten, Schwester. Sie sind so rein und unschuldig wie ein Engel vom Himmel, und ich . . .“

Ungestüm ergriff sie Sinas Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Lassen Sie mich, Schwester, nehmen Sie Ihre Hand nicht fort! Ich bin schlimmer als eine reuelose Sünderin, Sie kennen mich noch nicht . . . Ich bin es nicht wert, auch nur Ihre Hand zu küssen, Sie aber haben mich auf den Mund geküßt.“

„Was ist mit Ihnen, Arischa, was haben Sie?“

„Ich bin ja eine Verlorene, Fräulein! Sie denken, der Junge sei mein Neffe?! Mein Kind ist er, ich habe ihn geboren, in Schande und Schmach, ihm und mir zum Verderben. Sie aber sind rein wie eine Braut, Sie muß jeder lieben; beten könnte man zu Ihnen, Sina, Sie Liebe, Schöne! Das Kloster hat mich zur Sünde verleitet. Ich wußte aber, was ich tat, wußte, wohin das führen mußte, aber

meiner Liebe entsagen, das konnte ich nicht, das wollte ich nicht. Nur einmal im Leben blüht wirkliche Liebe . . .“

„Ja, Arischa, nur einmal im Leben.“

Die rotblonden Haare der jungen Nonne guckten unter dem Kopftuch hervor, das Tüchlein und mit ihm der warme Wollschal glitten ihr auf die Schultern herab. Sina hatte ihr die Hand nicht entzogen, aber Arischas Küsse abgewehrt; nun drückte die Nonne Sinas Hände an ihre heißen Augen, lauschte auf den saftigen Bariton nebenan, der gedämpft herüberklang, und beichtete der Schwester mit geschlossenen Augen, die Tränen zurückdrängend.

„Und wie ich geliebt habe, wie ich ihn geliebt habe – selbstvergessen vor lauter Glückseligkeit! Auch Sie werden einst so glücklich sein, Fräulein . . . Mich hat man dann um meiner Liebe willen . . . Ach, das kann man ja so in armen Worten nicht sagen . . .“

Hinter der Wand sagte die Baritonstimme in singendem Tonfall: „Ich möchte gern noch ein Stückchen Schokolade!“ Soßja trat wieder auf ihn zu, eine Praline zwischen den Lippen. „Bitte!“

Ein Stuhl fiel um. Nikolka hatte Soßja umschlungen, bog sie zurück, ihr Gesicht mit Küssen bedeckend. Soßja lachte, suchte sich frei zu machen, flüsterte:

„Laß das! . . . Lassen Sie das, Vater . . . Was fällt Ihnen ein – geben Sie mich frei!“

Wieder fiel etwas mit lautem Gepolter um.

Arischa stand hastig auf, sagte: „Ich erzähle Ihnen das lieber ein anderes Mal, mein liebes Fräulein; draußen tobt ein Schneegestöber, man sieht die eigene Hand nicht vor den Augen . . .“

Nikolka, durch Soßjas Abwehr und den polternden Fall des Stuhles erschreckt, stülpte die hohe Mütze auf den Kopf und stürmte in den Gang hinaus, wo er mit Mutter Arischa zusammenstieß, die im gleichen Augenblick aus Sinas Tür getreten war.

Er fuhr zusammen; vor Erregung zitterte er noch am ganzen Leib; sein Gesicht war rot, seine Augen blutunterlaufen; schwer atmend, mit bebender Stimme zischelte er:

„Was hast du hier zu suchen?“

Arischa blickte ihn erschrocken, wie erstarrt, an, mit dem Rücken

an die Wand gelehnt, an der sie sich mit den Händen anklammerte, um nicht umzusinken; Entsetzen sprach aus ihrem Blick.

„Um an Türen zu lauschen, bist du hergekommen? Um zu schnüffeln, um mich zu belauern?!“

Arischa stieß flüsternd hervor:

„Peiniger!“

Nikolka fuhr auf, stürzte sich im halbdunklen Gang mit erhobenen Fäusten auf sie und schob sie mit Puffen der Haustür zu, wobei er zischte:

„Ich jage dich fort, ich jage dich fort aus dem Kloster! . . .“

Arischa blieb stehen, wandte sich ungestüm um und sagte in zornigem Flüsterton:

„Morgen bring ich dein Kind zu dir und gehe fort von hier – alle Welt weiß, daß es dein Kind ist.“

Der Abt sah sie einen Augenblick wie versteinert an, dann schlug er die Hände über dem Kopf zusammen, schwenkte sie abwehrend durch die Luft und lief eilig dem Ausgange zu; den Kopf zurückgewandt stammelte er halblaut:

„Untersteh dich, untersteh dich nur!“

Am anderen Ende des Ganges trat Vater Jewtichij aus seiner Zelle, klopfte an die Tür der Oberschwester und sagte, als die Tür spaltbreit geöffnet wurde:

„Schwester, lassen Sie alles bereitmachen – ein Zug mit Verwundeten ist auf dem Bahnhof eingetroffen.“

9

Den ganzen Tag über war Vater Jewtichij wie verloren seiner Tätigkeit nachgegangen. Die Eröffnung, die Sina ihm gemacht hatte, verfolgte ihn unablässig, leise Worte über sein Kind formten sich in ihm, dann dachte er still an die Verschiedene. Sie war gekommen und wieder gegangen, er wollte ihr Bild in sich zurückrufen, es auferstehen lassen in seinem Innern, aber statt seiner Lina erstanden die trüben winterlichen Straßen Petersburgs, seine Erkrankung, die Gesichte der weißen Nacht . . . Er wollte zu Vater Polykarp gehen – in seine Zelle treten, niederknien und sagen: „Lehrer, rette mich!“ Doch er wußte, Vater Polykarps Augen würden ihn streng anblicken und seine Worte kurz sein – sie klangen ihm in den Ohren: „Du gehörst dem Leben und das Leben gehört dir.“

Er brachte eine Ordre auf Hafer in die Pferdeställe, und als er

durch den Klosterhof zurückkehrte, sah er Vater Polykarp in seine Zelle treten. Er hätte ihm nachstürzen, ihn anhalten mögen, um ihm zuzurufen: „Lehrer, ich kenne dich nicht, ich weiß nicht, wer du bist. Sage es mir! Erschließe mir die Wahrheit, die du kennst. Ich bin blind und hilflos. Befreie meine Seele, reinige mich!“

Dann ordnete er an, man solle zwei Gräber ausheben; zusammen mit einigen Novizen schaufelte er auf dem Friedhof an der roten Ziegelmauer der Einsiedelei den Schnee fort. Auf den Fichtenzweigen lagen dicke, weiße Ballen. Er sah, wie ein Eichhörnchen auf solch ein Daunenkissen sprang, große, weiße Flocken rieselten herab, das kleine Tier drehte das Steuer, stieß sich mit den Pfötchen ab, und von der Tanne nebenbei sanken weiße Schneebälle knisternd von Zweig zu Zweig. Lange folgte er mit dem Blicke dem buschigen Pelztierchen und freute sich über die Unerschrockenheit und die Zierlichkeit des kleinen Geschöpfes.

Der schneereiche Winter hatte rings um das Kloster alles mit weißen Daunenpfühlen bedeckt; auch das Kloster schien ein riesiges weißes Pfühl, aus dem verschlafen die Kirchenkuppeln hervorlugten und nach der schwingenden Glocke blinzelten, deren Läuten eintönig durch die weiße Stille zog.

Der Sonnenuntergang malte orangefarbene und blutig rote Flecken an den niedrigen Himmel, unter dem Dohlenschwärme kreisten und dann als schwarze Wolken auf die Klosterdächer sanken. Feinflockiger, spitznadeliger Schnee begann zu fallen.

Vater Jewtichij kehrte in seine Zelle zurück, kniete am Betpult nieder, wollte beten und fand keine Worte. Ihm war, als sei er in einem Sarg eingemauert, aus dem es kein Entrinnen gab. Er dachte: Warum habe ich den Lehrer nicht gebeten, mir Blindem die Augen zu öffnen, mich Törichten Weisheit zu lehren . . .

Das Telephon klingelte. Erschrocken hob er den Hörer ans Ohr. Eine Stimme sagte summend und stotternd:

„Ein Transport Verwundeter ist eingetroffen, schickt Fuhrwerke.“

Geschäftig lief er im Zimmer hin und her, zog eine wattierte Kutte an; und plötzlich schlich ihm eine unbestimmte Unruhe ins Herz, die ihm unheimlich dünkte. Er lief zu den Pferdeställen, hieß Wagen und Schlitten anspannen, trieb zur Eile an. Daß er nach der schlaflosen Nacht den ganzen Tag nichts zu sich genommen hatte, daran dachte er nicht.

Die Samaritermönche baten ihn, beim Bahnhof anzurufen und zu bitten, man möge die Überführung der Verwundeten wegen des

Schneetreibens auf den nächsten Morgen verlegen. Vater Jewtichij ging zum Chefarzt. Das ganze Lazarett war bereits mit den Vorbereitungen zum Empfang der Verwundeten beschäftigt; das Verbandzimmer und der Operationsraum wurden instand gesetzt. Vom Hofe her klang das Rattern der Dynamomaschine.

„Es läßt sich nicht machen, Vater, ich habe zum Bahnhof telephonierte, es sind Schwerverwundete dabei; übrigens scheint das Schneegestöber nachzulassen.“

Im Gang traf er Schwester Sina, die nach oben eilte. Er senkte die Augen und merkte, daß seine innere Unruhe noch zugenommen hatte.

Man hatte Laternen mitgenommen; tastend suchten sich die Fuhrwerke den Weg durch das einförmig weiße Dunkel. Die Pferde schritten schwer und behutsam aus. Klagend klang das Gebimmel der Schellen. Auf dem Bahnhof wurde gewartet, bis das harte Wehen des Windes ein wenig nachließ; der Schnee sank in großen Flocken herab. Zum Zuge wurde ein Pfad geschaufelt, aus den Wagenfenstern drang warmer Lichtschein, als aber die Verwundeten herausgebracht wurden, erklang Stöhnen und es schien, als dringe das Licht aus der Hölle.

Vater Jewtichij hatte in der Eile vergessen, seine hohen Filzstiefel anzuziehen; in den Lederstiefeln froren ihm heftig die Füße. Wie ein Automat ging er zwischen den Fuhrwerken und dem Zuge hin und her, die Unterbringung der Verwundeten überwachend. Als alle Wagen und Schlitten besetzt waren, gab er den Befehl zur Abfahrt.

Vater Jewtichij ging auf den Bahnsteig, um auf die Rückkehr der Fuhrwerke zu warten. Die Schwestern aus dem Zuge forderten ihn auf, in ihren Wagen zu kommen, um sich zu erwärmen und ein Glas Tee zu trinken; er lehnte ab und ging ins Bahnhofsgebäude in die Zelle des diensthabenden Mönches. Es war ein stickiges überheiztes Zimmer; ohne sich auszukleiden, setzte er sich auf einen Stuhl und lauschte in die Nacht hinaus in Erwartung des Schellengeläutes der zurückkehrenden Fuhrwerke. Seine Füße schmerzten nicht mehr, ihm war heiß geworden. Er ging auf den Bahnsteig hinaus. Unter dem überhängenden Dach piffte der Wind und wehte ihm Schneewolken ins Gesicht . . .

Die Fuhrwerke kehrten zurück; es gelang ihm, alle Verwundeten unterzubringen.

„Alles fertig, fährt ab!“

Schlitten und Wagen setzten sich in Bewegung. Die Schellen verlangten in der Ferne.

Aus dem Zuge ertönte eine helle Stimme, die im Winde erlosch: „Halt, wartet! Einer ist noch zurückgeblieben – ein Schwerverwundeter!“

Da war guter Rat teuer. Vater Jewtichij trat heran.

„Nehmen Sie noch einen Mann und bringen Sie ihn auf einer Tragbahre hin. Er muß unverzüglich operiert werden.“

Vater Jewtichij überredete den Mönch, der Bahnhofsdienst hatte, ihm zu helfen. Sie wollten den Spuren der Fuhrwerke folgen, deren Schellengeläut zuweilen noch leise herüberklang.

Vater Jewtichij streifte den Lederriemen über die Schulter; durch den von Pferdehufen aufgewühlten Schnee stampften sie mit der Trage in den Wald hinein.

Der Verwundete, in seinen Mantel gehüllt – über die Decke hatte man auch noch seinen warmen Pelz geworfen – stöhnte dumpf.

An den Griff der Trage hatte Vater Jewtichij eine Laterne gehängt; das rote ovale Lichtauge der Laterne warf blutrote Flecke auf den Schnee. Kaum noch vernehmbar tönte das Schellengeläute in der Ferne, verstummte, erklang aufs neue. Ein Gedanke beherrschte die Tragenden – daß nur die Laterne nicht erlösche und das Schellengeläute nicht ganz verstumme.

Die roten Flecken auf dem Schnee zuckten und schwankten, aus einer Waldschneise fuhr pfeifend ein Windstoß; die Laterne erlosch.

„Vater Jewtichij, hast du Streichhölzer? . . .“

„Nein.“

„Warte, ich will mal nachsehen . . .“

Die Bahre sank tief in den Schnee, während der Mönch in seinen Taschen kramte.

„Keine da! Das kann schlimm enden!“

„Wir schaffen's schon . . .“

Sie hoben die Trage wieder auf. Bei der Erschütterung stöhnte der Verwundete . . .

„Wo sind wir jetzt wohl?“

„Die Schneise liegt nun schon weit hinter uns, bald müssen wir links abbiegen.“

Im Vertrauen auf ihren Ortssinn bogen sie nach einer Weile links in den Wald; weder war Schellengeläut zu hören, noch blinkten die Lichter des Lazaretts. Hände und Arme wurden starr, die Füße schwer und steif, mühsam schleppten sich die beiden vorwärts, das Empfinden der Zeit entschwand . . .

Im Lazarett stellte inzwischen der Chefarzt bei der Durchsicht der Listen fest, daß ein Mann fehlte, ein Schwerverwundeter.
„Der Leutnant Wladimir Belopolskij fehlt. Soll operiert werden!“

Sina hörte den Namen ihres Bruders; sie waren einander entfremdet, aber die Blutsbande und das Mitgefühl mit dem Leidenden erhoben ihre Stimmen.

„Herr Doktor, um Gottes willen, schicken Sie Leute hin, um ihn holen zu lassen . . .“

„Ist Leutnant Belopolskij Ihr Bruder?“

„Ja, aber es handelt sich nicht darum, es handelt sich um einen Schwerkranken.“

Erregung bemächtigte sich der Schwestern, alle erboten sich, Sina zu begleiten.

Auf einem zweirädrigen Wagen, mit Laternen ausgerüstet, hastete Sina mit einigen Mönchen nach dem Bahnhof. Hier erklärte ihnen der diensthabende Beamte:

„Sie haben ihn auf einer Bahre fortgetragen, der Arzt des Zuges wollte es so. Der Leiter der Sanitäter und der Mönch vom Bahnhof trugen die Bahre.“

Zurück ging's, im Schritt, zu beiden Seiten des Weges wurde der Schnee mit den Laternen nach Spuren abgesucht; über den roten Lichtstreifen dunkelten die schwarzen Kutten der Mönche und Sinas schmale Gestalt. Ihr Bruder und Vater Jewtichij befanden sich in Lebensgefahr – da waren sie ihr nah und teuer wie nichts anderes auf der Welt.

Die Spuren waren halb verweht, es sah aus, als wären die Tragenden auf den Knien gekrochen und oft gestürzt.

„Macht schnell, macht schnell! Sie können erfrieren.“

Fast unmittelbar am Kloster, hinter den Herbergen, hörten sie ein Stöhnen. Die Bahre war kaum noch sichtbar im Schnee. Der Mönch und Vater Jewtichij hatten erschöpft haltgemacht, um sich zu erholen, sich vor Müdigkeit in den Schnee gesetzt. Stunden waren vergangen, der Wind hatte sie in Schneemassen gehüllt.

„Tragt die Bahre ins Lazarett, die Mönche auf den Wagen!“

Die Laternen warfen schwanke Lichtstreifen ins Dunkel, die Bahre wurde emporgehoben; der Verwundete stöhnte wieder.

„Tragt ihn dem Wagen nach . . . Den Wagen her!“

Wie Weiberweinen knarrten die Räder im Frost, die Pferde versanken bis an den Hals im Schnee . . .

Sinas schmale Finger rissen behutsam dem Bewußtlosen die Schweißdurchnäße und dann hartgefrorene Wäsche vom Leibe, mit Spiritus rieben ihre Hände lange, unermüdlich den abgezehrten Körper des Mönches, bis seine Augen sich halb öffneten und das Bewußtsein zurückkehrte. Vater Jewtichij zuckte zusammen, in Stößen jagte das Blut durch seine Glieder, sein Körper bekam einen rosigen Hauch.

Unter dem weißen Häubchen war ihr eine Locke in die Stirn gefallen, schwebte über den struppigen Augen, die ihn heiß und selbstvergessen anschauten.

Er erkannte sie und wandte den Kopf ab in quälender Scham.

Die Stimme des schwarzen Mönches ertönte neben ihr.

„Lieg still! Gehen Sie, Schwester.“

Sina wußte nur eins: Sie mußte ihn retten, dem Leben zuführen, wünschte es so heiß, daß ihre Augen glühten; sie sah in ihm weder den Mönch Vater Jewtichij noch den Studenten Boris, sie fühlte nur, es war ein Kampf um Leben und Tod; selbst die Sorge um ihren Bruder trat im Augenblick zurück.

Vater Polykarp zog ihm frische Wäsche an, heizte den Ofen, ließ Wein und Tee bringen.

In der Nacht klapperten ihm die Zähne, er konnte sich nicht erwärmen, zog die Decke bis ans Kinn. Scham und Verzweiflung quälten ihn. Erst am Morgen schlief er ein, warf sich im Schlaf im Bette hin und her, redete irr, kam flüchtig zu sich, sank wieder in Fieberdelirien. Die Vergangenheit erstand, zog heran aus weiter Ferne, erwachte in verborgenen Winkeln des Hirns zu phantastischem Dasein, daß sein Herz aufzuckte wie unter Nadelstichen.

„Bringt meinen Sohn, bringt mir meinen Sohn her... Sie soll ihn bringen... Zu dem Weisen! Werft nicht mit Steinen nach meiner sündigen Seele... Sie hat die Weihen empfangen... und ist gestorben, gestorben!...“

Vater Polykarp lauschte auf die Worte des Fiebernden, warf Sina finstere Blicke zu; er selbst hatte sie wieder geholt, nachdem er dem Kranken frische Wäsche angezogen hatte.

Er sah ihr durchdringend in die Augen, fragte:

„Er hat ein Kind? Sind Sie...?“

Sina verstand nicht, sah ihn fragend an.

„... die Mutter, von der er spricht?“

Ihr war, als hebe er die Hand, die einen Stein hielt, zuckte zusammen, flüsterte, die Hände über der Brust gefaltet:

„Nein, o nein, ich bin es nicht! . . . Ich bin verlobt . . . Fragen Sie ihn nachher selbst, quälen Sie mich nicht! Er wird es Ihnen selbst sagen. Wir müssen ihn retten, retten . . .“

„Bestellen Sie: ich ließe den Arzt noch einmal bitten. Wachen Sie über sein Leben.“

Mehrere Tage lang lag Vater Jewtichij bewußtlos in seiner Zelle. Sein Gesicht war spitz und hager geworden, seine Augen riesengroß; wachsbleich, hilflos lag er da. Am Tage saß Vater Polykarp oft bei ihm und wurde von Sina abgelöst. Sie schlief fast gar nicht mehr; wenn sie durch Soßja am Bett ihres Bruders abgelöst war, eilte sie an das Lager des Mönches, wachte die Nächte durch, bald hier, bald dort. Sie atmete auf, als sich herausstellte, daß es nicht nötig sein würde, das Bein ihres Bruders abzunehmen, und widmete sich jetzt noch eifriger der Pflege des kranken Mönches . . .

Schließlich kehrte das Bewußtsein zurück, Vater Jewtichij bewegte die ausgetrockneten, blutlosen Lippen; sie richtete seinen Kopf auf, gab ihm zu trinken, er blickte sie an – wiedererwachendes Leben sprach aus seinem Blick –, kraftlos schloß er die Augen, fragte, schon wieder halb bewußtlos:

„Du, Fenja?!“

Dann sank er in Schlaf, in den langen traumlosen Schlaf des Genesens.

Am nächsten Morgen erkannte er Vater Polykarp, streckte ihm die Hand entgegen.

„Mein Lehrer . . .“

Vater Polykarp segnete ihn, zog seine Hand zurück, die der Kranke küssen wollte.

„Du gehörst dem Leben, und das Leben gehört dir . . .“

Vater Jewtichij stellte keine Fragen, sprach nicht, nur langsam schritt seine Genesung vorwärts. Am Tage besuchte ihn Vater Polykarp, am Abend kam Sina.

„Soll ich Ihnen nicht etwas vorlesen?“

„Bitte, das Evangelium . . .“

Er lauschte aufmerksam, vieles empfand er anders. Zuweilen war ihm, als lese die kleine Fenja ihm vor, dann machte er sich Vorwürfe, dachte: Darum hat mich der Herr gestraft . . .

Am Abend des Unglückstages fand Arischa Schwester Sina nicht in ihrem Zimmer. Im Gang trat der Herbergsvater Mißail auf sie zu.

„Was willst du hier?“

„Ich komme wegen der Milch zu Schwester Sina . . .“

„Mach', daß du fortkommst, hast hier nichts zu suchen. Wenn was nötig ist, wird man zu dir kommen . . .“

Der Abt hatte ihm vertraulich zugeflüstert: „Wirf sie raus, stört hier nur und bringt Schande über einen . . .“

Nikolka hoffte Soßja zu gewinnen. Infolge der langen Enthaltsamkeit garte sein Blut, wollüstige Bilder verfolgten ihn, das blonde Mädchen neckte ihn im Traum und im Wachen, aber nun durfte er sich in der Herberge gar nicht blicken lassen, da ja Vater Polykarp immer bei diesem Jewtichij hockte.

Er fragte Vater Mißail:

„Was macht der Schwarze in der Herberge?“

„Sitzt immer bei Jewtichij, und des Nachts wacht die Schwarze bei ihm, starrt ihn an. So'n schamloses Geschöpf – reibt seinen nackten Körper mit Spiritus ein und wird nicht einmal rot dabei – keine Spur!“

„Hast du das gesehen? . . .“

„Das Fenster ist ja nicht verhängt.“

Nikolka rieb sich vergnügt die Hände.

„Wenn du was bemerkst, so sag' es mir . . .“

„Jewtichij hat ja ihren Bruder vom Bahnhof hergebracht, jetzt heißt es, er habe ihm dadurch das Leben gerettet. Die Soldaten reden begeistert von ihm, dem Lüstling, nennen ihn einen Helden . . . Die Karcevsckaja macht sich jetzt bei diesem, dem Bruder der Schwarzen, niedlich . . .“

Der Abt ballte heimlich die Fäuste – da hatte sie ihn entflammt, mit ihm gespielt, und jetzt machte sie sich noch mit diesem Offizier über ihn lustig!

Das Gerücht verbreitete sich im Kloster:

„Den entlaufenen Studenten zieht die Schwarze nackt aus und reibt ihm den Leib mit Spiritus ein, hast du schon gehört, Vater?“

„Und der Schwarze ist auch dabei, der Scheinheilige! Welch ein Ärgernis! . . .“

Auf das Vorwerk kam Schwester Karcevsckaja mit der Ordre. „Schwester, sagen Sie mir bitte, ist es wahr, daß Schwester Sina etwas zugestoßen ist?“

„Der Schwester Belopolskaja? Ihr Bruder liegt schwer verwundet im Lazarett, er wäre um ein Haar im Walde erfroren.“

Ariskas Knie wankten, sie fragte im Flüsterton:

„Belopolskij ist ihr Name? Er . . . ist ihr Bruder?! . . .“

„Wußten Sie das denn nicht?“

Arischa sagte gleichgültig, als ginge sie die Sache nicht viel an:

„Es sind ja viele Schwestern da, und ihr alle lauft in Weiß herum, eine sieht aus wie die andere . . . Ich habe immer Schwester Sina gesagt, ihren Familiennamen kannte ich nicht . . .“

Arischa verbrachte bange Tage; sie hätte jeden fragen mögen, wie es ihm, ihrem Wladimir, gehe, ob er wohl mit dem Leben davonnekomme, hätte jeden anflehen können, sie zu ihm zu bringen – nur einmal wollte sie ihn wiedersehen, nur einen kurzen Blick auf ihn werfen . . . Schlaflos lag sie die Nächte in ihrem Bett, das Kind wurde ihr zur Qual. Seine Streiche, sein Lachen, sein Lächeln – alles erinnerte an seinen Vater, sie mochte ihn gar nicht ansehen. Die alte Mutter Arefia machte ihr Vorwürfe:

„So nimm dich doch deines Jungen an . . . Ganz verwahrlost läufst er umher! . . . Was kann denn das unschuldige Kind dafür . . .“

„Nimmt sich sein Vater denn meiner an?! Kommt er auch nur einmal her? . . .“

„Er ist Abt, Mönch . . . Du hast ihn durch das teuflische Blendwerk deines Leibes verführt . . .“

„Eine Qual ist das alles, eine Qual! . . .“

„Bist selbst daran schuld, meine Liebe, bist selber schuld daran . . .“

Die Alte wackelte seufzend mit dem Kopf, ging in ihre Zelle, nahm auch das Kind mit.

Das große Frühlingsstauen hatte die weißen Mützen von den Fichtengestreift, im Sonnenschein rieselten Bächlein, braune Inselchen blickten hervor und krauses Moos. Frühmorgens war alles in Nebel gehüllt, gegen Mittag stiegen aus dem Walde Wolken zum Himmel wie weiße Vogelschwärme. Unter den warmen Sonnenstrahlen dunstete die Erde, glänzte golden die Rinde der Kiefern, strömte Harzgeruch durch die Luft.

Aus der Tür der Herbergen humpelten Genesende an Krücken, graue Soldatenmäntel und ein Mönch in schwarzem Käppchen hockten auf den Treppenstufen und wärmten sich an der Sonne, und das Grabgeläut, das die entschlafenen Kameraden zur letzten Ruhe geleitete, klang den Überlebenden wie das Jubellied des Lebens. Auf den Bänken an der Mauer glitzerten die Achselstücke von Offizieren und in diesen goldenen Strahlen schmolz das Herz der Schwester Karcevskaia und ihrer Freundinnen.

Schwester Sina führte Vater Jewtichij in den Sonnenschein hinaus. Der schwarze Mönch kam vorüber, setzte sich zu ihnen.

Gegen Abend lebte es sich lustiger im Lazarett. Wenn die Oberschwester nicht da war, guckten in den Offizierszimmern kecke Löckchen unter den Häubchen hervor – blonde Ringellöckchen an Wladimirs Bett . . . Wie, wenn dies endlich Soßjas langersehnter Bräutigam wäre?!

Vater Jewtichij flüsterte in seiner Zelle hilflos dem Lehrer zu: „Nehmen Sie mich zu sich in meine alte Zelle, fort von hier . . .“

„Du willst vor dem Leben fliehen?“

„Der Herr hat mich gestraft!“

„Er wies dir den Weg!“

„Ich will meinem Gelübde treu bleiben, auch wenn es ein Opfer ist! . . . Beten will ich . . . und büßen . . .“

„Wenn du die Hilfe der irdischen Ärzte verschmähst, wird dir der himmlische nicht helfen, dein Opfer nicht annehmen! Werde zuerst wieder gesund!“

Schwester Sina ging wieder mit der Milchordre zu Arischa auf das Vorwerk hinaus.

Die junge Nonne war ganz schmal geworden, hatte Sommersprossen um die Augen, die dunkel leuchteten, und das rotblonde Haar unter dem Tuch schimmerte wie Sonnenstrahlen.

Arischa bat Schwester Sina in ihre Zelle und brach in Tränen aus.

„Arischa, was haben Sie?“

„Sie sind in Sorge, Schwesterchen; ich habe davon gehört . . . Ihr Bruder soll so schwer krank sein.“

„Es geht ihm jetzt besser. Aber warum nehmen Sie sich das so zu Herzen?“

„Ich habe Sie so lieb gewonnen, Sina, als wären Sie mein leibliches Schwesterchen, Ihr Leid lastet schwerer auf mir als mein eigener Kummer, darum bin auch ich um Ihren kranken Bruder in solcher Sorge . . . Gern würde ich seine Qualen auf mich nehmen . . .“

Weinend griff sie nach Sinas Händen, um sie zu küssen; Sina wehrte ihr ab.

„Dürfte ich ihn nicht einmal sehen? . . . Damit ich doch weiß, wie Ihr Bruder aussieht . . .“

„Kommen Sie doch einen Abend zu mir, Arischa . . . Aber mein Bruder ist ganz anders als ich. Wir sind uns fremd . . .“

„Ach nein, Schwesterchen – Sie merken es wohl nur nicht immer,

wie teuer er Ihnen ist . . . Ich soll aber nicht in die Herberge kommen, der Vater Abt hat es verboten.“

„Dann komme ich einmal am Abend her, wenn es ihm besser geht, und hole Sie ab.“

„Ich danke, ich danke Ihnen, Schwesterchen, liebes Schwesterchen!“

Sina dachte bei sich: Da sagen die Menschen, ich sei sonderbar, aber auch diese junge Nonne ist zuweilen sonderbar, und so wird es wohl mit jedem stehen – die Menschen scheinen uns immer sonderbar, wenn sie ungehemmt der Stimme ihres Herzens folgen . . .

Ihren Bruder liebte sie nicht, traute ihm nicht, haßte ihn sogar, seit sie einmal Andeutungen darüber gehört hatte, daß er als Student ein junges Mädchen verführt und dann treulos verlassen habe. Sie war auch nach dem Tode der Eltern zuweilen in ihr Vaterhaus eingekehrt, aber das Zusammenleben mit ihrem Bruder hatte niemals lange gewährt.

„Na, was für Hirngespinnsten hängst du jetzt nach, Sinotschka?“ pflegte er spöttisch zu fragen.

„Du hast nichts als Hohn und Spott für die leidende Menschheit übrig, Wladimir!“

„Was sollte ich denn deiner Meinung nach tun – Vorlesungen von Sozialisten besuchen, oder mich über das Schicksal der Verbannten aufregen? Die werden dich einst bis auf die letzte Kopeke ausrauben, unseren Landbesitz unter den Bauern aufteilen, dann werden wir uns als Knechte bei ihnen verdingen müssen. Und Euer Gnaden gibt sich redlich Mühe, das mit hoheitsvoller Miene mit herbeizuführen! Zum Dank wirst du dich einst bei den sauberen Genossen als Aufwartefrau betätigen dürfen!“

„Wenn es wirklich so kommt, will ich auch das tun.“

„Ja, ja, du bist zu allem fähig! Verrücktes Mädel!“

Verletzt war Sina nach solchen Zusammenstößen wieder zu Frau Kostizina übergesiedelt und dann, nach dem Tode der unglücklichen Frau, Krankenschwester geworden.

Schwester Karcevsckaja führte den Leutnant Belopolskij in den Sonnenschein hinaus, plauderte lustig und ohne Unterlaß, klappte mit den Augen, suchte ihn zu berühren, leise und zärtlich ihre gefärbten Lippen glühten warm und aufreizend wie Mohn.

Sie lief zu Sina ins Zimmer, umarmte sie, sagte erregt:

„Wie bezaubernd Ihr Bruder ist! . . . Seien Sie mir nicht böse Sina, aber ich bin bis über die Ohren in ihn verliebt!“

Sina schwieg.

Als der Frühling kam, machte Wladimir seine ersten Gehversuche, ohne Krücken – in Soßjas Zimmer. Durch die dünne Zwischenwand hörte Sina Lachen, Küsse, Getümmel, floh aus ihrem Zimmer in Vater Jewtichijs Zelle und blickte stumm auf das in Andacht versunkene Gesicht des Kranken.

Eines Abends warf Sina einen warmen Schal um ihr Häubchen und lief zu Arischa auf das Vorwerk.

Der Himmel schimmerte in mattem Grün, im Walde duftete es köstlich nach Tannen, die Mondsichel hatte sich in einer Baumkrone verfangen, kam nicht mehr los und blickte hilflos herab.

Die Kühe brüllten, Milcheimer prallten rasselnd aneinander, es roch nach kuhwarmer Milch und Dung.

„Ich komme Sie abholen, Arischa, wie ich versprochen habe . . .“

Sie nahm Arischa an die Hand . . .

Der jungen Nonne war, als ginge sie auf einen Friedhof. Und es ging doch zu ihm, zu ihrem Wladimir! Sie wollte ja nichts von ihm, wollte ihn nur noch einmal sehen – mehr konnte sie ja jetzt auch nicht wollen. Die Erwartung machte sie schwach und hilflos. Sie wußte nicht, wie sie vor ihn hintreten sollte, wie ihn ansehen; er sollte nicht denken, sie käme, um ihm Vorwürfe zu machen! Sie wußte aber, warum sie hinging, sie wollte einmal noch ihr entschwendenes Glück wieder auferstehen lassen, sich auf einen Augenblick von allem befreien, alles von sich streifen, was nachher gekommen war! Ihr schien, daß sie ihn nur anzusehen brauchte, und ein Gefühl erlösender Freude und warmer Dankbarkeit für das Einst würde sie ihr Leben lang nicht mehr verlassen. Zum letzten Mal im Leben würde sie ihn sehen und diesen Augenblick festhalten auf immer . . .

Der kleine Wandteppich lebte plötzlich – aus jedem Fädchen blickte ihr ihre Jungmädchenseele entgegen.

Sie sah ihn mit einem verlorenen Lächeln an, richtete scheu die Augen auf Sina, kämpfte einen Augenblick mit sich, sagte:

„Da hängt noch immer mein kleiner Teppich! Ich hatte zuerst gemeint, Sie hätten ihn von Ihrem Verlobten zum Geschenk erhalten . . . Ich freute mich darüber – ich liebe ja nicht nur Sie, Schwesterchen, ich liebte einst auch den, dem ich diesen Teppich gestickt habe . . .“

„Sie, Arischa, Sie haben diesen Teppich für meinen Bruder gestickt, Sie waren das?!“

„Ja, Sina, ich . . . Ich brachte ihm das Sticken bei und habe dann die Arbeit beendet . . .“

Sina erinnerte sich – sie war damals noch ein kleines Mädchen gewesen –, wie ihre Mutter Wladimir Vorwürfe gemacht, ihn beschworen hatte, „die Arme“ durch seine Liebe nicht unglücklich zu machen.

Dem jungen Mädchen schoß das Blut in die Wangen, ihre Augen funkelten böse.

„Auch das Kind ist sein?“

Bitter und weh stieg es in Arischa auf – die Freundin, Blut, Kindeswimmern und die Nacht der Bewußtlosigkeit . . . Sie brach in Tränen aus. Hinter der Wand erklang Soßjas Lachen und eine Männerstimme.

„Nein, Fräulein, das Kind ist nicht von ihm . . . Jenes starb gleich nach der Geburt, nur einen Augenblick habe ich sein schuldloses Weinen gehört . . . Dieser ist hier geboren, jener im Nonnenkloster, und dort ist mein Kleiner auch gestorben . . .“

Sina wandte sich um, hämmerte ungestüm gegen die Wand, rief:

„Wladimir, komm her!“

Das Lachen brach ab, eine unzufriedene Stimme sagte mißmutig:
„Wieder Hirngespinnste!“

Leutnant Belopolskij trat ein.

„Was willst du von mir?“

„Weißt du, wer das ist?“

In seinem Gedächtnis tauchte ein Gesicht auf, er löschte es aus, furchte die Brauen und sagte mit derselben mißmutigen Stimme:

„Was willst du von mir, Schwester?“

„Du kennst sie nicht mehr? Wer hat dir den Wandteppich gestickt? Du weißt es nicht mehr? Wo ist dein Kind? Das weißt du auch nicht? Frage sie! Arischa, sagen Sie ihm, wo sein Kind ist!“

„Fräulein, Schwesterchen, quälen Sie sich nicht! Ich wollte ihn ja nur einmal wiedersehen, ihn nur einmal anblicken! Ich wußte damals, was ich wagte, ich wollte es aber so, ich wollte einmal im Leben glücklich sein! . . . Jetzt brauche ich nichts mehr von ihm. Nur sehen wollte ich ihn noch einmal!“

Arischas Stimme klang bittend und klagend. Sie hatte den Leutnant wirklich nur einmal angesehen und darauf den Kopf gesenkt.

„Er kommt von dem feinen Fräulein nebenan, sie ist jung und hübsch – ich werde mich freuen, wenn er mit ihr glücklich wird.“

„Hm, ich hätte eigentlich nicht erwartet, in einem Männerkloster eine Nonne zu finden . . .“

„Wladimir! Ich bin deine Schwester nicht mehr. Geh!“

„Wieder mal Hirngespinnste, Sinotschka!“

Hinter der Zwischenwand flüsterte es: „Sie ist verrückt, war es Himmer – setzt sich was in den Kopf und glaubt nachher selbst an den Unsinn . . .“

„Schwester, aber weinen Sie doch nicht! Ich bin ja schuld an allem, es war so töricht von mir, Sie um diese Zusammenkunft zu bitten . . .“

„Für ihn ist der Mensch ein Insekt, und sein Herz ist wurmstichig. Warum ist er gerade hierher gebracht worden! . . .“

„Um meinetwillen quälen Sie sich jetzt – daß es Ihnen nicht leid tut um Ihre samtenen Augen, um Ihre lichte Schönheit . . . Ach, ich schamloses Ding! Herkommen mußte ich, sehen mußte ich ihn! . . . Vergeben Sie mir, verzeihen Sie mir! . . .“

Beruhigend sprach Arischa auf Sina ein, schlicht und innig, ja sie ging erst, als Sina, ihrem Drängen nachgebend, sich entkleidet hatte und ins Bett geschlüpft war.

Als Vater Mißail die Tür hinter Arischa schloß, zischelte er:

„Alles will ich dem Abt erzählen, alles – in allen Einzelheiten!“

Schwester Sina war zusammengebrochen. Sie lag in ihrem Bett und hörte nichts mehr von dem Lachen, dem Getümmel, dem Geflüster nebenan. Seit dem Tage, da man Wladimir ins Lazarett gebracht hatte und Vater Jewtichij erkrankt war, hatte sie vergessen, daß auch sie nur ein schwacher Mensch war, ihr eigenes Leben war entwichen, entschwunden, ohne daß sie es empfunden hatte . . . Wochenlang hatte sie fast nicht geschlafen, wochenlang an zwei Krankenbetten gewacht und gebangt . . . Nun hörte sie nicht mehr, daß der März klingend durch den Wald zog, duftendes Harz von den Bäumen tropfte . . .

Dann stand sie wieder auf, schwach und verloren, bemerkte nicht, daß die Mönche im Kloster scheu und still geworden waren, sich in ihre Zellen zurückgezogen hatten.

Nikodims Briefe wurden immer kürzer, er schrieb, daß er in einer Kriegsschule sei, keine Zeit habe, ausführlicher zu schreiben. Dann hörten seine Briefe ganz auf. Sina half jetzt im Verbandzimmer, tat automatisch ihre Pflicht, sah nicht die veränderten Gesichter der Soldaten, bemerkte nicht, daß im Lazarett ein Soldatenrat waltete und daß immer seltener der Grabgesang der Mönche einen Entschlafenen auf den Friedhof geleitete.

Schwester Karcevsckaja – ihre Augen waren verweint – brachte Sina einen Zettel von ihrem Bruder:

„Du kannst dich freuen und noch verrückter werden – ich habe

Urlaub erhalten und fahre auf unser Gut. Deine Sozialisten haben eine Revolution vom Stapel gelassen, bei der du wohl bald Aufwartefrau sein wirst.“

Sie verstand nicht, was er meinte; verletzt fragte sie Soßja mit müder Stimme:

„Ist es wahr, daß er fortgefahren ist? Nun wird er mich nicht mehr quälen!“

Auf Anordnung des Chefarztes widmeten die Oberschwester und Schwester Karcevsckaja der kranken Sina besondere Aufmerksamkeit. Der Arzt wiederholte immer wieder:

„Bitte sorgen Sie dafür, daß Schwester Sina möglichst viel an der frischen Luft ist!“

Soßja führte sie im Walde spazieren, ging geduldig neben ihr einher, wußte nicht, worüber sie mit der Schweigsamen reden sollte.

Die Mönche flüsterten:

„Die ist verrückt geworden, total verrückt!“

„Hat sich in den ausgerissenen Studenten verliebt, den Lüstling!“

„Ihren leiblichen Bruder hat sie aus dem Lazarett hinausgeworfen um der Viehmagd willen . . . So sind sie, die Weiber, so sind sie alle . . .“

„Ja, ja, die Studenten stecken überall dahinter – unserer hat sich jetzt wieder bei dem Schwarzen eingenistet . . .“

„Bei den Reliquien hockt er jetzt – man darf gar nicht an ihn heran . . . Sitzt da mit der Miene eines Heiligen – in Stücke müßte man ihn zerreißen – Herr, vergib!“

Aus der Stadt wurden Schwerverwundete herübergeschafft, die eine lange Kur brauchten; hier draußen lagen sie ruhiger.

Die Zeitungen kamen unregelmäßig und mit großer Verspätung im Lazarett an. Die Mönche fingen sie auf dem Bahnhof ab und verbargen sie; sie meinten, es sei alles nur ein kurzer Zwischenfall, der Zar hatte gewiß nur zum Schein dem Thron entsagt, um nachher die Gottesleugner, die sich gegen ihn erhoben hatten, mit seinem Zorn zu schlagen und mit seinem gerechten Gericht zu strafen.

Vater Polykarp schwieg und verfolgte eifrig die Wirtschaft. Dem Abt erklärte er:

„Wir wissen nichts; wir wissen weder Tag noch Stunde, da des Menschen Sohn kommen wird; wir müssen zu allem bereit sein und wachen wie die klugen Jungfrauen. Und die Bruderschaft muß für sich selbst sorgen.“

„Was wird denn nun werden?“

„Die Bruderschaft muß mit eigenen Kräften einen großen Gemüsegarten anlegen. Vor allem geben Sie gut acht auf die Wirtschaft: Sie sind der Hausvater, auf mir ruht die Sorge um das Lazarett.“

Die Klostertore wurden des Abends früh geschlossen; hinter den Steinmauern liefen die schwarzen Ameisen geschäftig umher. Wieder wurden ununterbrochen Andachten gehalten, und die alten Mönche verließen fast nicht mehr die Kathedrale.

Während der Messen wurde wie früher für die Gesundheit des Zaren Nikolai gebetet, und erst als der Soldatenrat des Lazarett's gemeinsam mit dem Chefarzt dem Abt Vorstellungen gemacht hatte, wurden statt der Fürbitte „für das Wohl des Herrscherhauses“ die Worte „für das Heil des Russischen Reiches“ gesungen.

Als die Maisonne einsetzte, warme Hauche durch den Wald zogen und die Wipfel der Fichten leise rauschten, erholte sich Sina wieder und half aufs neue der Oberschwester.

Noch ein Zettel kam von Wladimir, wurde aber auf Anordnung des Arztes dem jungen Mädchen nicht ausgeliefert; auf dem Zettel stand:

„Freue dich – die Bauern haben unser Gut zerstört und niedergebrannt –, du kannst dir jetzt eine Stelle als Aufwartefrau suchen.“

Sina gedachte des jungen Mönches; lange hatte sie Vater Jewtichij nicht gesehen; sie fragte Soßja nach ihm.

„Wo ist Vater Jewtichij?! Ist er jetzt wieder ganz gesund? Wo ist er geblieben?“

„Er wohnt bei dem schwarzen Mönch . . .“

Eine Schwester fügte hinzu:

„Am Tage sitzt er in der Kathedrale bei den Reliquien.“

Die mittlere Glocke rief zur Abendmahlzeit. Sina ging ins Kloster, sie wollte Vater Jewtichij sehen. Als sie durch die heilige Pforte schritt, warf der Pförtner Vater Awraamij einen mißmutigen Blick auf das weiße Häubchen der Schwester und murmelte zornig:

„Bis um Mitternacht treiben sich die hier umher!“

Aus der Kirchentür trat ein Skimnik, ein hochgewachsener Mönch, rasselte mit einem Schlüsselbund, schloß, als Sina gleich wieder herauskam, die gußeiserne Tür. Im Gänsemarsch zogen die Mönche aus ihren Zellen über den Klosterhof nach dem Speisesaal.

Sina kehrte zurück. Soldaten standen auf den Stufen vor den Herbergstüren. Sangen Lieder. Tief in den Wald hinein rollte das Echo, die Fichten warfen es von Stamm zu Stamm und rauschten mit den Wipfeln.

Sina seufzte und sagte leise:

„Warum ist er hier?!“

9. BUCH

Im feurigen Ofen

I

Wenn Petrowskij das Haus verließ, war es noch dunkel; er bewohnte ein Zimmer im Innern der Stadt. Die ersten, verschlafenen Wagen der Straßenbahn kamen in schwankender Hast aus dem Wagenpark herangepolt, der Schaffner in hohen Filzstiefeln auf der Plattform tänzelte hopsend hin und her, um sich zu erwärmen; Streckenarbeiter säuberten die Geleise, denn der Wind wirbelte den weißen trockenen Schneestaub durcheinander, überschüttete einem damit Gesicht und Bart, der Atem erstarrte zu kleinen Eiszapfen und überzog die Haare mit Rauhref.

Petrowskij stieg in die Straßenbahn und fuhr nach den Militärbaracken draußen vor der Stadt; der ganze Wagen füllte sich allmählich mit Fähnrichen. Er horchte auf die Gespräche; der Krieg schien weit entfernt und unbestimmt, das eigene entwurzelte Leben und der laufende Tag nahmen alle Gedanken in Anspruch.

Im Gebäude des geistlichen Seminars war ein Lazarett eingerichtet worden. Krüppel mit verbundenen Armen oder auf Krücken und Krankenschwestern mit weißen Häubchen und Ringellöckchen an den Schläfen wurden sichtbar. Hier in der Vorstadt wohnten in möblierten Zimmern viele Fähnriche neuformierter Reserveregimenter; des Abends sah man zärtliche Pärchen und hörte heißes Lachen, das von Küssen erstickt wurde. Das Heute gehört dem Fähnrich und der Krankenschwester, morgen kommen Laufgräben und Tod, und Tränen der jungen Witwe, der Braut, der Geliebten.

Hinter dem Seminar beim Nonnenkloster hielt die Straßenbahn. Endhaltestelle. Die Fähnriche sprangen aus dem Wagen; über die Überführungsbrücke der Eisenbahn ging's nach den Baracken.

„Na, was macht deine Kleine?“

„Ich bin der Feldkompanie zugeteilt worden – sie wird sich mit einem anderen trösten!“

Kläglich schluchzte die Klosterglocke, und aus den Zellen schlüpfen die Mäuschen in schwarzen Kutten hervor, um für die siegreiche Heerschar zu beten, des Abends aber verbargen sie in ihren Zellen die genesenden Vaterlandsverteidiger, die über den Zaun zwischen Kloster und Seminar kletterten, wie ehemals die Seminaristen.

An frostkalten Morgen knirschte der harte Schnee unter den Füßen; bis zu den Baracken mußte man noch eine Werst laufen. Weitausholend schritt Petrowskij, auf die Gespräche seiner Kame-

raden lauschend, über das Feld, die hohe Mütze aus Schafsfell über die Ohren gezogen.

„Es ist eine Niedertracht, daß wir jetzt flüchtige Soldaten abfangen sollen, meine Herren! Wir sind doch schließlich keine Schutzleute!“

„Der Kompanieführer ist total verrückt . . .“

Petrowskij ging allein, an die neuen Kameraden noch nicht gewöhnt. Er gab sich nicht mit Krankenschwestern und Schulmädchen ab, kletterte nicht über den Zaun zu den Nonnen, lief nicht auf die Straße unten am Fluß zu den Mädels; man mied ihn darum und begegnete ihm mit Schweigen.

In einem kleinen Zimmer warteten die Fähnriche auf den Kompanieführer.

„Ob sie wohl auch heute die Leute in den Frost hinausjagen?“

„Mit Bastsandalen an den Füßen!“

Der Hauptmann, in der Etappe hängengeblieben, trat händereibend ein, grüßte und befahl, die Leute in Zügen zum Fußexerzieren hinauszuführen.

Bärtige Bauern und achtzehnjährige, schnurrbartlose Burschen stellten sich vor den Baracken in Reih und Glied auf. Der Feldwebel rief:

„Antre-e-ten!“ Und warf dem Gliede, in dem ein endloses Gestoße vor sich ging, barsch zu: „Richt’ euch! Stillgestanden!“

Petrowskij trat aus der Baracke, band die Schnüre der Ohrenklappen unter dem Kinn zu und begrüßte seine Leute. Alle antworteten mißtönig durcheinander. Petrowskij hob die Hand, der Feldwebel kommandierte:

„Rechts um!“

Petrowskij fiel ein:

„Rechts um! Abteilung ma-arsch!“

Bauern und Burschen – in Stiefeln, Filzstiefeln, Bastsandalen – liefen über das weiße Feld, marschierten in geschlängelten, brechenden Reihen hin und her. Der Feldwebel schrie sich vor Aufregung heiser.

„Richtung, wo ist denn die Richtung – die reinen Hammel!“

Halb ärgerlich, halb gleichgültig folgte Petrowskij der Übung, merkte sich die Worte des Feldwebels und kommandierte auch selbst – bei der hastigen Absolvierung der Militärschule war er nicht zum Kommandieren gekommen, für Exerzierdienst hatte er mit Mühe „genügend“ bekommen; bloß wegen des „Ausgezeichnet“ in allen übrigen Fächern war er bei der Prüfung nicht durchgefallen.

Die Fähnriche lugten nach der Uhr, stellten das Fußexerzieren ein, befahlen andere Übungen, wobei auf Befehl des Regimentskommandeurs gesungen werden mußte: die Leute sollten fesch und munter aussehen.

Petrowskij merkte, wenn die Bauern vom Üben und Laufen müde wurden, und rief dann:

„Rührt euch! . . . Dürft rauchen.“

Die Soldaten, die bemüht waren, die Kommandoworte richtig aufzufangen, rechtzeitig zu schwenken, in Gliedern, in Gruppen aufzumarschieren oder abzubrechen, horchten auf; in die ausdruckslosen Gesichter kam Leben; steife frosterstarrte Finger drehten Zigaretten aus Zeitungspapier und billigem Tabak, und ein undeutliches Stimmengewirr erhob sich. Petrowskij trat heran.

„Na, Karassew, hast du einen Brief von Hause erhalten?“

„Zu Befehl, nein, Euer Wohlgeboren! . . . Wenn ich bloß selbst hinkönnte . . . Ein Unglück das mit den Weibern, wenn der Bauer nicht da ist, sind sie nicht mehr zu halten! . . .“

Die Soldaten lachten über den schwarzseherischen Landsmann.

„Du solltest sie an die Kette legen!“

„Würde auch nichts helfen! . . .“

Die Gesichter der verheirateten Bauern blickten besorgt und nachdenklich; es zog sie nach Hause, ins Dorf zurück.

Andere Leute traten an den Fähnrich heran.

„Euer Wohlgeboren, Sie wollten mir einen Brief nach Hause schreiben . . .“

„Morgen habe ich Innendienst bei der Kompanie – da schreib ich, wenn's jemand braucht . . .“

Die Übungen begannen aufs neue. Die Bauern bemühten sich, Schritt zu halten, ihre Kameraden nicht aus dem Konzept zu bringen, das Kommando rechtzeitig auszuführen. Ihren Fähnrich hatten sie gern und sprachen über ihn des Abends auf den Pritschen.

„Wenn alle so wären wie unserer, so hätten wir den Deutschen wohl längst bewältigt.“

Die Vorgesetzten begannen, Petrowskij schiefe Blicke zuzuwerfen, und sein Kompanieführer machte ihm in aller Gegenwart Bemerkungen.

„Fähnrich Petrowskij, Sie erlauben Ihren Leuten, sich gehen zu lassen, Sie behandeln die Soldaten wie Ihresgleichen – es ist eine Entwürdigung der Offiziersehre der russischen Armee. Wenn das weitergeht, werde ich genötigt sein, dem Herrn Regimentskommandeur Meldung zu machen.“

In Petrowskij stieg es heiß auf, er errötete und antwortete, mit Mühe an sich haltend:

„Herr Hauptmann, ich bemühe mich, an Leben und Leiden meiner Untergebenen teilzunehmen, das widerspricht dem Reglement nicht.“

„Statt des Unterrichts führen Sie Unterhaltungen mit den Soldaten, das ist nicht zulässig.“

Es blieb ihm keine Zeit für sich selbst übrig. Vom frühen Morgen bis fünf Uhr war Petrowskij in seiner Kompanie beschäftigt, am Abend im Kasino gab es Ausbildungskurse und taktische Aufgaben für die Offiziere unter Beteiligung des Kompanie- und des Bataillonführers – die Sache war sinnlos und langweilig, man mußte aber mitmachen. Einmal wöchentlich hatte man Wachtdienst bei der Kompanie. Auf Veranlassung des Garnisonskommandanten pflegte der Kompanieführer in der Nacht plötzlich in den Baracken aufzutauchen, um die Leute zu kontrollieren. Durch die halb dunklen, kalten Baracken schritten dann der wachthabende Offizier mit einer Laterne, der Kompanieführer und der Feldwebel; verschlafene Gesichter fuhren empor, riefen: „Hier!“ und sanken wieder wie tot zurück. Wenn Petrowskij, der gutmütige Fähnrich, Dienst hatte, gab es die meisten Ausrücker.

„Naumenko, schreib an!“

Der Feldwebel kritzelte mit einem Bleistiftendchen mühsam die Namen der Fehlenden hin. Auf Befehl des Kompanieführers erhielten die Schuldigen Arrest und Fähnrich Petrowskij nach Abschluß der Ronde einen Verweis.

„Wenn Sie Dienst haben, Fähnrich Petrowskij, gibt es die meisten unerlaubten Entfernungen – Sie gehen morgen außerhalb der Reihe an die Straßenbahn.“

An freien und Festtagen zog Petrowskij seinen alten Studentenumantel an, setzte die Studentenmütze auf, schlug den Kragen hoch und ging – die Hände in die Manteltaschen versenkt, um sich durch das Schlenkern der Arme nicht zu verraten – nach der Vorstadt Penji zum Ingenieur Drakin . . .

Niemand hatte den Schuß gehört, noch das Aufschlagen von Rasputins Körper auf das Wasser im Newa-Kanal, aber ein Flüstern, ein Widerhall eilte durch das Land – es sei längst an der Zeit gewesen, von dem Manne befreit, würde Rußland wieder aufatmen. Der Widerhall zog durch die Städte, die zuckten zusammen, lächelten und harrten stumm, bloß die Vorgesetzten in den Kasernen wurden strenger und untersagten jede Beurlaubung der Eingezogenen aufs Dorf.

Als Petrowskij sich von dem Ingenieur Drakin verabschiedete, sagte er freudig erregt:

„Die erste Kugel hat ihr Ziel gefunden, es werden weitere folgen – das reinigt die Luft.“

Der Ingenieur drückte Petrowskij kräftig die Hand, sein glattrasiertes Gesicht zuckte, die Pfeife glitt in den anderen Mundwinkel, und Drakin sagte:

„Es geht nicht anders. Mit einer solchen Regierung siegen wir nie! . . . Eigentlich haben wir den Krieg bereits verloren und brauchen Frieden! . . .“

Nach Frau Kostizinas tragischem Tod lebte der Ingenieur als Asket, sein Gesicht sah noch vertrockneter aus, in den Augen blühte kein Lächeln mehr, unter den rasierten Wangen zuckten die Muskeln, und nur selten fing die Pfeife im Munde lustig an zu hüpfen.

Die Riesenfabrik stand beinahe ganz, die Kriegsaufträge wurden bei einschichtiger Arbeit erledigt, und Drakin wartete ungeduldig auf den Augenblick, da Arbeiter wieder in Scharen beschäftigt sein, Taue und Stricke heranwachsen würden; über den Schuß in der Hauptstadt freute er sich.

Die Flüchtlinge in den Baracken, die ohne Urlaub auf nächtliche Abenteuer auszogen, wickelten auf den Pritschen Matratzen und Kissen in ihre Mäntel, um ihre Anwesenheit vorzutäuschen, und der Kommandeur befahl daher, bei Beginn der Kontrolle die Leute zu wecken und in Reih und Glied vor den Pritschen aufzustellen, um so alle Anwesenden nach den Listen feststellen zu können. Legten sich die Soldaten wieder hin, so murrten sie finster:

„Selbst des Nachts lassen sie einen nicht mehr in Ruhe . . .“

„Menschen kann man nicht an die Kette legen.“

Im Februar 1917 erhielt Fähnrich Petrowskij für Verletzung der Disziplin Stubenarrest und wurde der Feldkompanie zugeteilt.

Über den Stubenarrest freute sich Petrowskij – sein unbeendeter Brief an Sina kam ihm in den Sinn, er las ihn durch, begann einen neuen. Des Abends kam, hinkend und mit dem knorrigem Stock gegen den Boden klopfend, der Werkmeister Ignat zu ihm von der Fabrik.

„Das ist schlimm, daß Sie an die Front müssen, Nikodim Alexandrowitsch.“

„Kämpfen werde ich ja doch nicht. Im übrigen gibt's an der Front Arbeit genug, und viele haben schon damit begonnen! In Moskau halten sich in den Museen und Bildergalerien immer Studenten in Bereitschaft, um den Soldaten die Bilder zu erklären – dabei agieren sie gegen den Krieg.“

Schneegestöber fegten dahin, verschütteten die Vorstädte der Gouvernementsstadt, die Züge blieben stecken, Truppenabteilungen wurden zur Freilegung der Bahngleise hinausgeschickt, aufjauchzend summten die Telegraphendrähte: Ein Telegramm, von unbekannter Hand aus Petrograd abgesandt, wand sich schlangengleich auf die Rolle im Telegraphenamt, und mit dem Schneesturm und dem Summen der Telegraphendrähte drang eines Nachts das Gerücht in die Stadt – woher stammte es, von wem kam es? – daß die Reichsduma sich aufgelöst habe, die Arbeiter durch die Straßen zögen, die Truppen zu den Revolutionären übergingen.

Ignat humpelte über die Schneehaufen, klopfte beim Gehen mit seinem knorrigen Stock gegen den Boden und kam nach Mitternacht atemlos bei Petrowskij an; lange donnerte er gegen die Haustür. Erschrocken führte die Zimmerwirtin den Mann im Soldatenmantel zu Petrowskij ins Zimmer.

Er brachte Kälte mit sich, Schnee und Unternehmungslust. Erregt weckte er den Fährnich.

„Nikodim Alexandrowitsch! Nikodim Alexandrowitsch! . . .“

Beim Anblick des Soldatenmantels wußte Petrowskij nicht gleich, wer es sei und was man von ihm wolle.

„Stehen Sie doch endlich auf! . . . Die Revolution ist da! . . .“

In der gleichen Nacht eilte, blindlings durch den Schnee tappend, der Gendarmerie-Rittmeister in Zivil zum Vorsitzenden des Bundes „Erzengel Michael“, dem privaten Rechtsanwalt Iwan Matwejewitsch Lossew, in dessen eigenes Haus, das fünf Fenster zur Straße hinaus hatte. Er schlug lange dröhnend gegen die Fensterläden, was im Torweg wütendes Hundegekläff weckte. Schließlich glitt ein Lichtschein durch die Ladenspalte, eilig schlürften Pantoffel heran, eine erschrockene Mädchenstimme fragte:

„Wer ist denn da?!“

„Ich muß Iwan Matwejewitsch sprechen – sofort.“

Das junge Mädchen lief ihn wecken, dann knarrte eine verschlafene Stimme mißmutig, böse:

„Wer ist da?“

Die antwortende Stimme wurde gleich erkannt, die Tür ging auf.

Das junge Mädchen hatte einen Pelzmantel übergeworfen, in der einen Hand hielt sie eine Kerze, mit der anderen zupfte sie immerfort am Mantel über der Brust, die runden schwarzen Augen blickten zu Boden; der Schnauzbart des Eintretenden zuckte, aber dann erinnerte sich der Rittmeister an den Zweck seines Besuches.

„Ein Unglück – Revolution ist ausgebrochen! In der Hauptstadt meutern die Soldaten!“

Lossew zwinkerte mit den Äuglein, er war fassungslos, gab sich aber gleich einen Ruck und sagte, mit den übergestreiften Galoschen unter dem Tisch hin und her rückend, zum Rittmeister:

„Die Beschützer von Thron und Vaterland werden das nicht zulassen . . . Wir müssen das besprechen, Iwan Karlowitsch, sofort besprechen . . .“

Im dunklen Arbeitszimmer Lossews, bei Kerzenlicht, begann ein Geflüster.

„Streng vertraulich, Ihnen . . . als wirklich treuergebenem Untertan Seiner Kaiserlichen Majestät . . . Ich habe ein chiffriertes Telegramm erhalten – an alle völlig Zuverlässigen . . . auf ihren Treueid hin . . . Es wird uns befohlen, in alle radikalen Revolutionsparteien einzutreten, um ihre Tätigkeit zu diskreditieren, so zu paralysieren – und dadurch die Revolution zu untergraben . . .“

Ein glucksendes Kichern . . .

„Hä-hä-hä-hä! Eine weise Verordnung, genial ist das . . .“

„Ist Ihnen klar, was zu tun ist?!“

„Also, Iwan Karlowitsch – von innen her soll die Sache untergraben, in die Luft gesprengt werden . . . Zuerst sozusagen ein kleiner Wurmstich – Innengänge – und wenn dann alles vorbereitet ist, genügt ein Knips – und alles bricht zusammen! Wenn unser Herrgott uns über die ersten Tage hinweghelfen wollte, Iwan Karlowitsch, nachher, da tauchen wir schon wieder empor, tauchen von unter der Erde hervor . . . mit sieghaften Truppen . . . Da können Sie ganz ruhig sein! . . .“

Papiere raschelten, im Ofen flammte ein Feuer, dünner Rauch kräuselte über schwarzer Asche.

Der Rittmeister riet, alles bis zum kleinsten Fetzen zu verbrennen.

„Das geht nicht, Iwan Karlowitsch, das geht wirklich nicht; man weiß dann nicht mehr genau, wer drin war, man braucht plötzlich jemand, und weiß nicht recht, wer dazu am besten taugt . . . Und alles ist verbrannt! Hat man aber die Listen da, so braucht man nur einen Blick hinzuwerfen und weiß gleich, wer und was . . . mit allem drum und dran . . .“

„Vergessen Sie nicht, daß der schlimmste Feind der Regierung die Intellektuellen sind, gegen die muß vor allem vorgegangen werden . . .“

„Die Herren Ingenieurchen . . . und Rechtsanwältlein . . . und all die lieben Liberalen . . . Hä-hä-hä!“

Lossews schwarzäugige Tochter Manja – das junge Mädchen, das die Tür geöffnet hatte – trat ein.

„Papa, im Eßzimmer ist Tee serviert . . .“

Lossew winkte erschrocken mit der Hand ab und schob seine Tochter zur Tür hinaus.

„Nachher, nachher, jetzt haben wir keine Zeit, warte dort! . . .“

Am Frñhmorgen bewirtete Lossew den Rittmeister mit Tee und flüsterte im Gang, während er ihm das Geleit gab:

„Also sehen wir uns wohl so bald nicht wieder! . . . In einer anderen Stadt werden Sie bestimmt ruhiger leben . . . Da erkennt man Sie nicht . . . Mir aber stehen Prüfungen bevor . . . Nichts zu machen – habe Familie – das ist wie eine Schlinge um den Hals: man kommt nicht mehr los . . .“

Lange noch machte er sich in seinem Arbeitszimmer zu schaffen, verbarg in seinem türkischen Diwan ein kleines Päckchen Papiere und blickte sich händereibend im Zimmer um.

„Mit der eigenen Brust will ich die verteidigen, mit der eigenen Brust! Als Köder aber . . . ist auch was da, bitte schön! . . .“

Beim Morgentee sprach er besorgt auf Frau und Tochter ein:

„Paßt mir gut auf, verschnappt euch nicht, das würde euch und Vater das Leben kosten. Niemand war in der Nacht bei uns. Von meinen Angelegenheiten wißt ihr nichts, ihr habt genug eigene Sorgen, Weibersorgen!“

Den ganzen Morgen rollte die rundliche Frau Lossewa wie eine Kugel hinter ihrem Gatten her, seufzte und murmelte:

„Zugrunde hast du uns gerichtet, Wanja . . . Was sollen wir denn jetzt tun? . . . Und wenn dir plötzlich was zustößt . . .“

„Gar nichts wird mir zustoßen, ich weiß schon, was ich tue . . . Ich bin also krank, verstanden? Ich lege mich in meinem Zimmer zu Bett. Manja aber mag ruhig in ihre Semstwo gehen und auf der Maschine tippen, sie soll aber gut auf die Gespräche achten.“

„Manja, hörst du, was Vater sagt!?“

Eine unzufriedene Stimme antwortete aus dem Nebenzimmer:

„Ja doch! Ich bin doch kein Kind! . . .“

„Tschapygin macht dir den Hof – stoß ihn nicht vor den Kopf – ein nützlicher Mann das, Liberaler, großer Herr, jetzt wird er hier wohl die erste Geige spielen . . .“

Um den zottigen Wuschelkopf wand er sich ein rotes Tuch, zog einen verschlissenen Schlafrock an, befahl seiner Frau, ihm auf dem türkischen Diwan ein Bett zu richten und begann durch alle

Zimmer zu wandern; er schritt ruhelos von Ecke zu Ecke und blickte oft durch die Fenster auf die Straße hinaus.

„So leg' dich doch hin, Wanja – vor Aufregung wirst du nur noch nervöser – geh, leg' dich hin!“

Er schritt auf und ab, rieb sich die Hände . . .

„Was schaust du denn immer zum Fenster hinaus? . . .“

„Ich erwarte Gäste, Mascha, lie-be Gäste . . .“

Während des Mittagessens sagte Manja zum Vater:

„Wir hatten heute in der Semstwo eine Versammlung!“

Lossew fuhr auf, blinzelte mit den Augen.

„Na, na, so sprich doch endlich, quäle mich nicht, ich sitze hier wie die Maus in der Falle – sprich.“

„Tschapygin hat eine Rede gehalten, er ist als Vertreter der Semstwo in den Ausschuß gewählt worden.“

„Ausschuß? Was für ein Ausschuß?“

„Der öffentlichen Sicherheit!“

„So, so, so . . . Der Sicherheit . . . Tja!“

„Er nimmt mich als Typistin zu sich.“

„Dafür küß' ich dich ab, mein Töchterchen – bist mir ein gescheites Mädel! . . . Ein blitzsauberes Mädel dazu! . . . Halte dich an diese Stellung, halte sie fest, mit beiden Händen klammere dich an, meine kleine Manja, und die Durchschläge der Schriftstücke, die bringst du deinem Vater zur Einsichtnahme . . .“

In den Sicherheitsausschuß waren gewählt worden: Korenew, Rechtsanwalt und Schwätzer; Drakin, Ingenieur; Tschapygin, Gutsbesitzer mit sozialrevolutionären Bestrebungen.

In jungen Jahren, als Student, wurde Tschapygin der Anteilnahme an revolutionären Umtrieben überführt, kam aber glimpflich davon: seine Mutter bürgte für ihn und durfte ihn zu sich aufs Gut nehmen. Als er schließlich sein Universitätsdiplom doch noch erhielt, glaubte Tschapygin nicht mehr an Revolution, sondern an Evolution und wurde zu einem jungen Liberalen mit sozial-revolutionären Sympathien. Er lebte auf großem Fuß und war bereit, seinen stark belasteten Grundbesitz an die Bauern abzutreten – gegen eine angemessene Entschädigung. Das Leben des Junggesellen ist ja so eine Art Spatzendasein – Tschapygin flatterte hin und her, trillerte vergnügt, entwickelte sich zu einem großen Mädchenjäger, und als er ein rundliches Bäuchlein bekam, ließ er sich einen Bart stehen, und sein breites Gesicht eines großen Herrn wurde noch gutmütiger. Um seines Lächelns und seiner freundlichen Augen willen wurde er in die Semstwo gewählt; sein verpfändetes Gut hatte er

zu jenem Zeitpunkt von Schulden befreit. Zwei Neffen, Söhne seiner verwitweten Schwester, ließ er in der Technischen Hochschule für Eisenbahnbau studieren und war verschämt stolz auf sein gutes Herz; während des Krieges traten die beiden jungen Leute auf seinen Rat freiwillig in die Kavallerieschule ein. Bei der Wahl seiner Sekretärin waren naiver Augenaufschlag und himbeerfarbenes Mündchen der Bewerberin bestimmend, und bei der Niederschrift seiner Vorträge machte sein beständig auf ihr ruhender Blick die Sekretärin verlegen. Als man im Klub von Fräulein Manja Lossewas Ernennung hörte, riet man ihm ab.

„Der können Sie doch nicht trauen, sie ist doch Lossews Tochter!“

„Bei mir wird sie bald zur Demokratin. Sie dürfen nicht vergessen, daß Väter und Kinder sich immer bekämpfen – die junge Generation wird durch die eigene Umwelt erzogen.“

Seingutmütiges Lachen rollte sanft durch die Räume der Semstwo; für jeden hatte er einen Scherz, jedem drückte er die Hand, mit dem kleinsten Schreiber konnte er freundschaftlich verkehren, jedem Antragsteller versprach er, seine Lage zu berücksichtigen, der Angelegenheit auf den Grund zu gehen, nur daß es nachher niemals zur Ausführung kam – Semstwo-, Klub- und Herzensangelegenheiten traten immer dazwischen, er vergaß seelenvergnügt seine Versprechungen und rief bei einer Begegnung mit dem Betroffenen bedauernd aus:

„Ach Gott, Iwan Iwanowitsch! Warum haben Sie mich nicht rechtzeitig an die Sache erinnert! . . . Sie wissen doch, wie sehr beschäftigt ich bin – zuweilen vergißt man selbst das Essen darüber.“

Der Gendarmeriewachtmeister hatte denn auch zum Diener des Herrn Tschapygin ein Mitglied des Bundes „Erzengel Michael“ bestellt, der spionieren und Bericht erstatten mußte. (Die Berichterstattung bestand zwar meist in der Mitteilung, der Betreffende habe am Abend ein Mägdelein oder ein kleines Frauchen in sein Junggesellenheim gebracht und mit ihr bis zum Morgen Liebe erörtert.)

Nach seiner im Jahre 1905 vor einer Angestelltenversammlung im Sitzungssaale der Semstwo gehaltenen Rede über die „angefaulte Regierung und Staatsform“ und darüber, daß die Intellektuellen die einzige Rettung des Landes seien, war Tschapygin zum drittenmal in die Semstwo gewählt worden.

Zu seinem Diener Akim sagte er, aus dem Sicherheitsausschuß nach Hause zurückgekehrt, freudig – ja, er küßte ihn sogar –:

„Hast du gehört, mein Lieber, in Petrograd ist Revolution?! . . .“

Akim spreizte vor Verwunderung bloß alle seine Finger.

Im Sicherheitsausschuß beglückwünschten die Mitglieder ein-

ander zum „Fest der Revolution“, hielten freiheitliche Reden, und als der Ingenieur Drakin, dessen Pfeife im Mundwinkel ungeduldig auf und ab kippte, den Vorsitzenden Tschapygin fragte:

„Was gedenkt der Ausschuß zu allererst zu tun?“

antwortete Tschapygin ohne Zögern:

„Wir erlassen einen Aufruf an die Bevölkerung über Innehaltung von Ruhe und Ordnung und restlose Hingabe an das Gemeinwohl in dieser Zeit schwerer Prüfungen – um den Krieg zu dem ersehnten siegreichen Ende zu führen.“

Drakin zog den Rauch noch tiefer ein, blies eine blaue Wolke vor sich hin und fragte aufs neue:

„Was gedenkt der Ausschuß Reales zu tun?“

Der Rechtsanwalt Korenew blickte Drakin verblüfft an:

„Was verstehen Sie unter etwas Realem?“

In Drakins Gesicht zuckte es, seine Pfeife hopste.

„Wenn ihr die Gendarmerieverwaltung nicht verhaftet, kann es zum Lynchgericht kommen.“

Korenew hub an zu reden; Worte über Macht und Verantwortlichkeit, über bürgerliche und staatsmännische Pflichten sprudelten hervor, die verhafteten Minister wurden mit beißenden Bemerkungen bedacht, und zu guter Letzt stellte er den Antrag, der Ausschuß solle, um die neue Macht zu konsolidieren, beschließen, die Gendarmerieverwaltung zu verhaften.

Man wußte nicht recht, wen man mit der Ausführung dieses Beschlusses betrauen sollte. Die Gymnasiasten der oberen Klassen, die in gedrängten Haufen im Rathaus umherstanden, rote Schleifen an der Brust und rote Milizbinden um den Arm, boten ihre Dienste an, verhafteten sie doch die Schutzleute auf den Straßen und bewachten die Verhafteten. Tschapygin ging begeistert zu ihnen hinaus, umarmte alle der Reihe nach, feuerte sie an, redete von staatsbürgerlichen Pflichten und schlug, in den Ausschuß zurückgekehrt, an den Ingenieur gewandt, strahlend vor:

„Senden wir unsere Jugend hin. Welche Begeisterung sie be-seelt!“

Darauf richtete Drakin wieder eine Frage an Tschapygin.

„Sie meinen also, daß Gymnasiasten befähigt sind, Haussuchungen vorzunehmen?“

„Haussuchungen?! Wieso? Im freien Rußland soll es also wieder Gendarmen, Gefängnisse, Haussuchungen geben? . . .“

„Bei den Mitgliedern des Bundes ‚Erzengel Michael‘! Haben Sie vergessen, wie das Käseblättchen dieser Leute uns alle beständig

mit Unflätigkeiten übergießt? Werden jetzt diese Gesellen nicht aus allen Kräften bemüht sein, unserer Arbeit entgegenzuwirken? Wissen Sie nicht, daß unsere Stadt ein Brutherd der ‚Schwarzen Hundertschaft‘ war?“

Man stritt, geriet in Erregung, fürchtete, durch Verhaftungen die lichten Tage der Revolution zu beflecken. Es war wieder Drakin, der dem Gerede schließlich ein Ende machte:

„Meine Herren, ich bürgе nicht dafür, daß die Flachsschwinger von meiner Fabrik nicht schließlich Abrechnung halten, falls wir den Feind von gestern in Freiheit lassen. Würden Sie es denn vorziehen, daß Blut fließt?“

Tschapygin blickte den Rechtsanwalt Korenew verwirrt an und fuhr sich vor Aufregung mit dem Taschentuch über die breite Stirn in der Erwartung, daß der Jurist einen Ausweg aus dieser schwierigen Lage finden würde. Doch der Rechtsanwalt, mit allem einverstanden und zu allem bereit, was der Ingenieur vorschlug, nickte diesem bloß befriedigt zu.

„Wir haben drei Reserveregimenter in der Stadt liegen, die Offiziere sind meist Studenten, und ich weiß, daß sich Sozialisten unter ihnen befinden. Die erschrockenen Schutzleute zu verhaften, war keine Kunst, das haben auch Kinder tun können . . .“

Der Garnisonskommandant, Oberst Dubinin, erschien in Galauniform, mit allen seinen Orden geschmückt, um sich der neuen Macht vorzustellen. Der Ingenieur ersuchte ihn im Namen des Ausschusses, der sein Einverständnis durch Schweigen ausdrückte, der neuen Macht den Fähnrich Petrowskij und eine Handvoll Soldaten zur Verfügung zu stellen, möglichst unverzüglich. Dubinin rief in Drakins Gegenwart bei Petrowskij's Regiment an, mußte lange auf die Antwort des Kompanieführers warten, teilte sie mit gesenkter Stirn dem Ingenieur mit:

„Fähnrich Petrowskij hat Stubenarrest, gestatten Sie jemand anders zu senden.“

Der Ingenieur dachte an die Ursache der Stubenhaft und gab nicht nach.

„Fähnrich Petrowskij ist den Mitgliedern des Ausschusses persönlich bekannt.“

Telephonisch wurde angeordnet, daß Fähnrich Petrowskij auf Befehl des Garnisonskommandanten unverzüglich in Freiheit zu setzen sei und sofort in den Sicherheitsausschuß zu kommen habe. Die Stimme des Kompanieführers schnarrte aus dem Hörer: „Zu Befehl.“

Ein Gefreiter aus der Kompanie eilte zu Petrowskij. Zusammen mit ihm begab sich der Fähnrich zum Kompanieführer. Ohne ihm die Hand zu reichen, teilte ihm dieser den Befehl des Kommandanten mit, sich sofort im Rathause zu melden, und schloß giftig:

„Obwohl ,persönlich bekannt‘, kommen Sie doch an die Front!“

Petrowskij antwortete darauf nicht und dachte bei sich, daß seine Dienste jetzt wohl überall erwünscht wären.

Drakin sprach kurz wie immer und saugte an seiner Pfeife. Nach der schlaflosen Nacht und dem ziellosen Hin und Her des Tages war seine Stimme schroffer, das Gesicht spitziger geworden, und die Augen blickten hart und spöttisch. Petrowskij antwortete zurückhaltend; der Auftrag erregte ihn. Er entwarf selbst die Verordnung des Ausschusses, und Tschapygins schwarzäugige Typistin tippte den ersten Erlaß der neuen Gewalthaber ab. In einer Droschke holte sich Petrowskij die Unterschrift des Kommandanten, übergab den Befehl dem diensttuenden Offizier im Regiment und führte am Nachmittage eine Abteilung Soldaten aus der Baracke, um die Haussuchungen und Verhaftungen vorzunehmen. Unterwegs erklärte er dem Gefreiten, weshalb das nötig sei. Ein Gedanke quälte ihn: er, ein Sozialist, sollte Haussuchungen vornehmen – in fremden Sachen, fremdem Leben herumstöbern, als wäre er ein Gendarm! Er suchte Rechtfertigung in der Überlegung, daß es sich um Feinde der Freiheit und Revolution handle und daß ja doch jemand die Sache machen müsse, wenn nicht heute, so morgen. Ein Wort aus der Zeitung – „unsere ,blutlose‘ Revolution“ – hatte in ihm einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen; er gedachte der Sansculotten, lächelte – hier war er der erste. Ein Zeitungsjunge stürmte heran, schwenkte eine Zeitung in der Hand, schrie schrill: „Thronentsagung des Zaren! Abendblatt!“ Petrowskij kaufte die Riesenfahne des „Russkoje Slowo“. Es ging sich jetzt leichter, zuversichtlicher. Die Eishäutchen über den Wasserrillen im Boden klirrten hell, darunter glucksend das Wasser unter den Absätzen. –

Lossew, sein rotes Tuch um den Kopf gebunden, irrte durch das Haus. Seine Tochter hatte ihm erzählt, daß es Gymnasiasten seien, die Schutzleute verhaftet hatten, und da war es Lossew wieder fröhlich ums Herz geworden; er wartete auf weitere Neuigkeiten, hatte keine Furcht vor einer Verhaftung, hing seinen Gedanken nach . . .

„Ich zeige ihnen alles selbst . . . Hier . . . Nehmt das man ruhig mit, Kinderchen . . .“

Seine Augen funkelten böse auf, er schloß:

„Säuglinge, junge Hunde! . . .“

Im Flur schrillte die Glocke scharf und kurz und zuckte krampfhaft. Lossew sprang mit einem Satz vom Fenster zurück – „sie“ waren von der anderen Seite gekommen, er hatte es gar nicht bemerkt – lief in sein Arbeitszimmer, rief seiner Frau im Vorbeieilen zu: „Halte sie auf mit Erzählen!“ zündete die Kerze auf dem vor den Diwan gerückten Nachttischchen an, das mit Arzneiflaschen und Moosbeerlimonade überladen war, zog die Steppdecke bis ans Kinn hinauf und machte ein klägliches, weinerliches Krankengesicht. Er lauschte – die Klingel schrillte aufs neue,⁸ das Schloß schnarrte. Im Gang dröhnten schwere Stiefel – Frau Lossewa riß beim Anblick der Soldaten den Mund auf, erblaßte und lief aufgeregt hinter dem Fähnrich her. Sie hatten doch bloß Gymnasiasten mit roten Schleifen erwartet!

Petrowskij hatte Wachtposten mit Gewehren an die Pforte und Haustür gestellt – in der ganzen Straße hingen Augen an den Fenstern, neugierige Gesichter; Torriegel wurden überall krachend vorgeschoben.

„Soldaten, seht Soldaten! . . .“

„Sie wollen ihn verhaften . . .“

„Das hat er reichlich verdient, der Schnüffler! Man war ja seines Lebens nicht mehr sicher . . .“

Vorgereckte Köpfe wiesen mit fröhlichem Nicken auf Lossews Pforte, Augen zwinkerten, Münder weiteten sich zu vergnügtem Grinsen.

„Niemand wird herein- oder hinausgelassen!“

„Zu Befehl!“

Ohne die hohe Pelzmütze abzunehmen, trat Petrowskij ins Zimmer. Frau Lossewa wies auf das Arbeitszimmer ihres Gatten und bat im Flüsterton, die Hände flehend auf die Brust gepreßt:

„Er ist todkrank, todkrank . . . Erschrecken Sie ihn nicht, rühren Sie ihn nicht an! . . .“

Vor Schreck bebte ihre Stimme – sie log, glaubte aber im Augenblick selbst an ihre Worte.

„Er ist herzleidend, schwer herzleidend. Der Schlag könnte ihn rühren . . .“

„Auf Befehl des Ausschusses der öffentlichen Sicherheit habe ich hier eine Haussuchung vorzunehmen. Lassen Sie mich Herrn Lossews Papiere sehen.“

Aufgeregt führte sie ihn ins Arbeitszimmer ihres Mannes. In dem dunklen Zimmer, dessen Fenster auf den Garten blickten, roch es

nach Kirschlorbeertropfen, Arzneien; Lossew, in eine alte Steppdecke gewickelt, funkelte die Eintretenden mit seinen kleinen Äuglein an und schloß sie dann stöhnend. Im Schreibtisch stak ein Schlüsselbund, die Stearinkerze qualmte flackernd, und das dunkle Zimmer, der türkische Diwan, das rote Tuch mit den Hasenohren um Lossews Kopf – das alles machte einen widrigen, klebrigen Eindruck; der Arzneigeruch weckte Übelkeit. Der bärtige Soldat mit dem Gewehr an der Tür ließ seine Augen im Zimmer umherschweifen, der Gefreite blickte neugierig bald auf den Kranken, bald auf den Fähnrich.

Lossew stöhnte, öffnete die Augen, kniff die Lider zusammen, erkannte in dem Fähnrich den Studenten Petrowskij und fragte wehleidig mit knarrender Stimme:

„Sie wollen eine Haussuchung bei mir vornehmen?“

Und er wiederholte wie abwesend:

„Eine Haussuchung?“

„Wo sind Ihre Papiere?“

„In meinem Tisch, im Schreibtisch . . . Herr Fähnrich!“

Petrowskij machte sich daran, die Schubladen herauszuziehen, häufte alles kunterbunt auf den Tisch, alte Briefumschläge ohne Inhalt, verdorbene Briefbogen des Bundes „Erzengel Michael“, unausgefüllte Mitgliedskarten, einige Bundesabzeichen aus Aluminium – es war ihm unangenehm, in den Sachen herumzustöbern, die Papiere zu berühren, als bliebe etwas Unsauberes an seinen Händen haften. Er spürte, daß sowieso nichts Verfängliches mehr vorhanden war, das war verbrannt oder versteckt worden. Die unteren Schubladen enthielten Werbeschriften. Petrowskij trat an den alten niedrigen Bücherschrank.

Lossew stieß hervor:

„Es sind nur Bücher drin . . .“

Auf den unteren Sims lagen Bündel von Papieren und Zeitungen.

„Redaktionsmaterial . . .“

Den Fähnrich irritierte Lossews Stimme, er unterbrach ihn dumpf:

„Da befinden sich wohl auch die Adressen Ihrer Zeitungsabonnenten?“

Lossew zuckte vor Überraschung zusammen – in der Hoffnung, daß niemand an die Abonnenten denken würde, hatte er es unterlassen, die Listen zu verbrennen. Er warf sich unruhig auf seinem Lager hin und her, bekam sogar einen Hustenanfall.

„Es ist nichts drin!“ Er hustete. „Nichts, nichts . . .“

„Kowaltschuk, bitte die Hausfrau um einen Sack für die Papiere.“

Der Gefreite kehrte in gehobener Stimmung mit einem Sack zurück, kniete vor dem Bücherschrank nieder und begann die Papiere in den Sack zu stopfen.

Petrowskij stand am Tisch und wartete. Lossews Stimme knarrte:

„Ich glaube, wir sind bekannt? So also gestaltet sich unser Wiedersehen, Nikodim Alexandrowitsch . . .“

Wieder hüstelte er kläglich. „Sozusagen . . . machen Sie . . . eine Haussuchung bei mir! Tja, tja . . .“ Ein neuer Hustenanfall.

„Die wichtigen Papiere haben Sie verbrannt?“

„Habe sie nie bei mir gehalten . . . Also auf Befehl des Sicherheitsausschusses?! Des Herrn Ingenieur Drakin . . . Tja, tja . . .“

Den Fähnrich ekelte es vor dem beständigen Hüsteln, der heiseren Stimme – er fühlte, daß Lossew nicht krank war, und der türkische Diwan, riesig und schwarz wie ein Sarg, irritierte ihn, er hätte ihn von der Wand wegschieben, öffnen mögen, aber dann sah und spürte er wieder das Schleimtier da unter der roten Decke, wandte sich angewidert ab und antwortete Lossew nicht.

„Kowaltschuk, bist du endlich fertig?“

„Gleich, noch die letzten Bündel.“

Ohne sich zu verabschieden, verließ Petrowskij das Zimmer, warf noch einen letzten Blick auf den Diwan, war plötzlich beinahe sicher, daß dort alles versteckt lag.

„Kowaltschuk, hole den Posten aus der Küche.“

An der Haustür im Flur fragte er den Posten:

„Kalt, was?“

„Zu Befehl, nein, Euer Wohlgeboren!“

Fuselgeruch schlug dem Fähnrich ins Gesicht; Petrowskij fuhr zusammen, fragte – seine Stimme klang jetzt barsch –:

„Wie kommt es, daß du nach Branntwein riechst?“

In seiner Verwirrung antwortete der Soldat die Wahrheit.

„Die Hausfrau hat uns allen ein Gläschen gespendet . . .“

Das Dienstmädchen hatte einen Vierteleimer verdünnten Holzsprits aus der Vorratskammer im Hofe geholt – in Anbetracht der bevorstehenden Bewirtung hatte der Posten sie durchgelassen.

„Sagt bloß eurem Offizier nichts davon . . .“

Frau Lossewa handelte unter der Hand mit Holzsprit, tauschte ihn gegen Weizenmehl an die Bauern aus, um nicht mit der Brot- und Mehlkarte vor dem Bäckerladen anstehen zu müssen.

Petrowskij's Herz machte einen Sprung, eine heiße Blutwelle stieg in ihm auf.

„Kowaltschuk, mit zwei Mann mir nach!“

Lossew riß die Augen auf – eine Rückkehr kam ihm unerwartet; er hatte sein Kranksein bereits vergessen, faßte sich aber schnell und begann wieder zu stöhnen.

„Sind Sie imstande, vom Diwan aufzustehen?“

„Oh, oh, mein Herz . . . mein He . . . e . . . rz!“

„Hebt ihn auf, Leute – vorsichtig! Tragt ihn ins Schlafzimmer hinüber.“

Frau Lossewa brach in Tränen aus.

„Mein Wanja, was tut man dir an! Mein Wanja!“

Lossew schüttelte erschrocken den Kopf.

„Rührt mich nicht an . . . Oh, oh, rührt mich nicht an.“

„Kowaltschuk, tut, was ich befohlen habe.“

Zwei Soldaten traten auf Lossew zu.

„Packt ihn unter die Achseln, das geht leichter.“

„Ich will . . . oh . . . selbst . . . auf-stehen . . .“

„Laßt ihn, er steht selbst auf . . .“

Lossew setzte sich, in die Decke gewickelt, in den Sessel am Schreibtisch und beobachtete den Fähnrich mit weitaufgerissenen Augen. Petrowskij befahl, die Polsterrollen abzunehmen und den Diwan zu öffnen. Kowaltschuk holte ein Päckchen Papiere und in einer kleinen Holzkiste mehrere Pistolen und Patronen hervor. Frau Lossewa war aus dem Zimmer entfernt worden; ihr Weinen, mit krampfhaftem Schlucken verbunden, drang aus dem Nebenzimmer.

„Na, fühlen Sie sich jetzt wohler, Herr Lossew? Vielleicht versuchen Sie mal, schnell ganz gesund zu werden?“

Die Tuchzipfel über Lossews Kopf bewegten sich, seine Augen blinzeln eilig, er zog die Decke fester an.

„Verstellen Sie sich nicht. Auf Befehl des Sicherheitsausschusses sind Sie verhaftet. Wenn Sie sich nicht allein ankleiden können, werden Ihnen meine Soldaten behilflich sein.“

Einen Augenblick verlor Lossew die Fassung, stand auf, machte ein paar kurze Schritte, sank wieder auf seinen Sitz zurück, stöhnte, stand wieder auf. Petrowskij hatte schließlich genug von dem Komödienspiel.

„Wer hat Ihre Gattin veranlaßt, meine Soldaten mit Fusel betrunken zu machen?“

Lossew ächzte, schluckte vor Wut und Ärger, aber nicht über den Fähnrich oder die Haussuchung, sondern über seine Frau, und ging, zuerst langsam, dann schneller, sich ankleiden.

Petrowskij nahm die Pistolen an sich, zündete sich eine Zigarette an und schritt auf den Flur hinaus, um hier zu warten. Vom Schlafzimmer her klang durch die halboffene Tür:

„Du bist schuld daran, du hast mich zugrunde gerichtet . . . Deinetwegen komm ich jetzt ins Gefängnis. Verdammte! . . .“

Petrowskij lächelte; der war schnell gesund geworden.

Der Fähnrich fühlte sich plötzlich müde und abgespannt.

Als Lossew abgeführt wurde, flüsterten die Nachbarn an den Gartenpforten hinter ihm her:

„Wohin bringen sie ihn wohl?“

„Gewiß ins Gefängnis . . . Jetzt hat er, was er wollte, das Lästermaul! . . .“

Gleichgültig übergab Petrowskij den Verhafteten dem Gefängnis-aufseher gegen eine Empfangsbescheinigung und kehrte mit seinen Soldaten und dem Sack in das Rathaus zurück; hier steckte er zwei der Pistolen, einen funkelnden Smith und einen Browning, zu sich; eine der Waffen wollte er dem Werkmeister Ignat schenken.

Es war schon nach Mitternacht, als Michail Iwanowitsch Tschapygin sich schließlich aus dem Sicherheitsausschuß rettete und in den Stadtklub zum Abendessen ging. Dem Klub war nur die Hälfte seiner Räumlichkeiten und das Lesezimmer belassen worden, in der anderen Hälfte war ein Lazarett untergebracht. Tschapygin fand noch einige Freunde vor, die, Zeitungen in der Hand, die Lage erörterten. Als Tschapygin nach dem Abendessen nach Hause aufbrach, um wenigstens ein paar Stunden zu schlafen, sagte er jovial und zufrieden:

„Meine Herren, obwohl ich nicht zur Partei gehöre, bin ich doch ein alter Sozialrevolutionär, ein Volksfreund. Immer habe ich gesagt, unsere Rettung liege in der Revolution; jetzt kriegen wir die Deutschen nieder!“

2

Tage kamen, die waren wie Schneegestöber, wenn der Mond als trüber Fleck verstört herabschaut, Freude und Angst in den Runzeln.

Truppenabteilungen wurden zum Rathaus geführt, Tschapygin trat hinaus und hielt feurige Reden im Namen des Sicherheitsausschusses, wischte sich vor Erregung die breite Stirn mit dem Taschentuch und sank, in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt, aufgelöst in einen Sessel.

In den ersten Tagen hörten sich die Soldaten jede beliebige Rede schweigend an, so als blickten sie sich zuerst vorsichtig um, ob die Herrschaften sich nicht zum Vergnügen bloß einen Scherz mit ihnen machten . . .

Als Petrowskij nach den Haussuchungen in seine Kompanie zurückkam, starrten ihn die Soldaten verständnislos an; was eigentlich los war, war ihnen noch nicht ins Bewußtsein gedrungen; nur eins haftete fest im Gedächtnis: es gab keinen Zaren mehr. In den Augen flimmerte ein Glimmen auf – und erlosch wieder, be rauschend in die Tiefe sinkend. Das freiheitliche Wort „Genosse“ fraß sich ins Innere, sprengte jahrhundertealte Fesseln.

Petrowskij war der erste, der den Bauernsoldaten den „Armeebefehl Nr. 1“ erklärte. Er wurde in den Kompanieausschuß gewählt, in der Offiziersversammlung reichte ihm der Hauptmann darauf nicht mehr die Hand, der Regimentskommandeur aber trat mit dem jungen Manne beiseite und riet ihm, vorsichtig zu sein. Aus dem Kompanieausschuß kam Petrowskij bald in den Regimentsausschuß, dessen erste Forderung war: besseres Essen und Urlaub heim aufs Dorf.

Die bei der Haussuchung bei Lossew beschlagnahmten Dokumente hatte Tschapygin zu sich nach Hause genommen, um sie durchzusehen und zu bearbeiten, da er aber Tag und Nacht so beschäftigt war, daß er sich immerzu den Schweiß von der Stirn tupfte, vergaß er sie bald, und auch der Ausschuß hatte an andere Dinge zu denken. Die Papiere lagen auf Tschapygins Schreibtisch herum. Sein Diener Akim studierte sie und ließ sie allmählich verschwinden, neue Papiere häuften sich auf dem Tische – schließlich verschwand auch Lossews Redaktionsmaterial. Lossew, nach einiger Zeit aus dem Gefängnis entlassen, tauchte wieder in seiner Wohnung auf. Am gleichen Abend, als es dunkel geworden war, sprach Akim bei ihm vor.

Beim Teetrinken sagte der herrschaftliche Diener im Flüsterton: „Wissen Sie übrigens, Iwan Matwejewitsch, die Papierchen habe ich an mich gebracht.“

„Was für Papierchen?“

„Die Papiere unseres Bundes! Mein Gnädigster hatte sie auf seinen Schreibtisch geworfen, andere Papiere darüber gehäuft; anfangs wagte ich mich nicht heran, dann aber sah ich, daß niemand sich um sie kümmerte, da habe ich sie denn für Sie aufgehoben. Ich habe das Bündel in ein Tuch geknüpft und mitgebracht . . .“

„Die frohe Botschaft hättest du mir altem Manne auch gleich mitteilen können!“

„Sie sollen ein alter Mann sein?!“

„Im Gefängnis wird auch der Frischeste alt . . . Hä-hä-hä!“

Lossew verbarg die Papiere wieder im türkischen Diwan und brummte dabei: „Liegt nur ganz still, meine Wertesten, ganz still – einmal kommt auch euer Tag.“

Akim sprach oft vor, erzählte von Tschapygin.

„Beständige Hetzjagd, Dauerbetrieb, die Weste schlottert ihm nur so um den Leib.“

„Bringt er noch Weiber mit in seine Wohnung?“

„Hat sich was!“

Lossews Töchterchen, die kleine Manja, kehrte des Abends spät nach Hause zurück. Die Mutter begegnete ihr mit besorgtem, der Vater mit mißtrauischem Blick. Er fragte sie über den Ausschuß, über Tschapygin aus.

„Ich habe dir doch gesagt, du möchtest die Durchschläge nach Hause bringen, die Durchschläge!“

„Was für Durchschläge meinen Sie, Papa – wieviel Mehl die Stadt braucht?“

„Durchschläge der Geheimpapiere, verstehst du, mein Töchterchen?“

„Geheimpapiere gibt's bei uns gar nicht – jedes Papier wird an die Presse gesandt.“

Lossew glaubte seiner Tochter nicht, fürchtete, daß Tschapygin sie in seine Netze gefangen habe oder ihr auf die Finger sähe.

Beim Diktieren lächelte Tschapygin seiner Typistin zärtlich zu, beugte sich über die Schreibmaschine, um das Niedergeschriebene zu lesen. Die weiße Bluse des jungen Mädchens berührte weich seine Wange, kitzelte sein Ohr, die Kleine bog sich errötend zurück, und Tschapygin war entzückt über ihre Schämigkeit. Er war immer freundlich, beurlaubte sie während der Arbeitsstunden, und eines Abends, als die Arbeit sich bis spät hingezogen hatte, sagte er mit müder Stimme zu ihr und zwei anderen Maschinenschreiberinnen:

„Also endlich sind wir fertig! . . .“

Die jungen Mädchen sprangen auf, stülpten krachend den Holzdeckel über die Schreibmaschinen.

„Dürfen wir jetzt gehen, Michail Iwanowitsch?“

„So hungrig laß ich Sie nicht fort, wir essen zusammen Abendbrot.“

Er brachte die Mädchen in den Klub und setzte ihnen ein Abendessen vor. An Stelle des Kwas wurde an seinem Tische – dem Tische des Klubvorsitzenden und also des Hausherrn hier – Wein in dunk-

len Limonadenflaschen gereicht. Die Stimmung hob sich, es wurde ein lustiger Abend, die Mädels wollten gar nicht mehr fort. Im Eilschritt ging's schließlich durch die dunklen Straßen nach Hause. Es roch nach jungen klebrigen Birkenblättchen, was einem berauschender als Wein zu Kopf stieg. Tschapygin, so lebensfroh, erschien der kleinen Manja als etwas Besonderes, ein Haß gegen ihren Vater, der sie mit knarrender Stimme immer nach Geheimnachrichten und Papieren ausfragte, erwachte in ihr.

Am ersten Mai wogten riesige rote Fahnen über den Köpfen der Soldaten und Arbeiter, die Lieder singend nach Tschapygins Wäldchen vor der Stadt hinaus zogen. Im Namen des Soldaten- und Arbeiterrats sprach Petrowskij; er schloß seine Rede mit dem Ausruf: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!“

In der Menge bemerkte er Lossew, gedachte der Haussuchung, der bei Lossew beschlagnahmten Papiere und ging am Abend zu Drakin. Der Ingenieur war in nervöser Stimmung, ein Zucken lief immerfort über sein Gesicht.

„Was machen Sie da, Nikodim Alexandrowitsch? . . .“ wandte er sich an Petrowskij.

„Revolution, mein Herr!“

„Über Ihre Rede im Wald spricht die ganze Stadt. Sie reißen nieder!“

„Ein neues Haus errichtet man nicht auf altem Fundament; bloß in Ihrem Sicherheitsausschuß werden Trümmer gesammelt und mit Sand zusammengeleimt.“

„Es kann nicht zwei Machtzentren nebeneinander geben! Die provisorische Regierung sagt . . .“

„Jawohl, sie sagt, sie redet, sie handelt aber nicht. Wart ihr es nicht, die das Ende des Krieges herbeiwünschten? Jetzt aber, da auch die Soldaten dasselbe wünschen, sagt ihr ihnen: „Es wird weitergekämpft!“ Dabei ist der Krieg aber bereits zu Ende!“

Petrowskij übernachtete bei Drakin.

Die Fabrik stand. Die geringe Hanfernte vom Herbst war vor Frühlingsanbruch verarbeitet worden. Drakin hatte niemand entlassen, das Fabrikkontor zahlte noch immer regelmäßig jede Woche die Löhne aus. In der Teehalle der Fabrik saß der Arbeiterrat. Ignat, in seiner Soldatenbluse, stieg hinkend und mit seinem Stock auf den Boden klopfend, auf das Podium und schwang die Glocke, um die Ruhe wieder herzustellen, wenn es in den Versammlungen gar zu ungestüm herging.

Am nächsten Tage fragte Petrowskij den Ingenieur:

„Was ist übrigens aus den Papieren geworden, die ich bei den Haussuchungen beschlagnahmt habe?“

„Welche Papiere meinen Sie?“

„Lossews. Ich bin deshalb hergekommen.“

„Ach so, ich entsinne mich. Die hat Tschapygin zu sich genommen, er versprach, sie zu bearbeiten.“

„Es waren Namenlisten darunter, und die brauche ich. Sie müssen wissen, dieser Lossew und seine Helfer – ich bin überzeugt, daß alles von ihm ausgeht – entfachen überall sinnlosen Haß und Erbitterung unter den Arbeitern und Soldaten. Ich möchte diese Listen haben. Ignat behauptet, Lossew wiegle auch Ihre Arbeiter auf. Solche Leutchen müssen entfernt werden; es sind Feinde!“

Harzfeuchte Knospen, junges klebriges Laub und das flinke Fahrzeug mit Traber und Gummireifen, das Tschapygin vor dem Rathaus erwartete, das alles vereinigte sich zu einer Frühlingsflut, die die kleine Manja dahinriß, hinaus aus der Stadt. Ihr schwindelte ein wenig, ihre Lippen wurden heiß, und durch den Körper strömte es willenlos, ergeben, zwingend. Erst nach Mitternacht kehrte sie heim. Lossew kam in schlürfenden Pantoffeln zur Tür, öffnete seiner Tochter, Manja schlüpfte hastig in ihr Zimmer, um seine knarrenden Worte nicht zu hören.

„So lange schreibst du Papiere ab?! Die müssen wohl sehr dringend sein . . . Wo bist du gewesen? . . . Wo? Paß du mir auf – ich jage dich zum Hause hinaus, auf die Straße . . .“

Unruhig erkundigte er sich bei Akim, als dieser ihn aufsuchte.

„Wie geht es dir? Was gibt es Neues? Bringt Tschapygin niemand zu sich nach Hause?“

„I wo . . . Der ist immer in allen möglichen Ausschüssen . . .“

„Stimmt das auch wirklich?“

„Na, ich muß es ja wohl wissen, Iwan Matwejewitsch!“

Mit Gesang zogen Truppen durch die Straßen, die vor dem Abmarsch an die Front standen; die Bäuerlein in den feldgrauen Mänteln knackten Sonnenblumensamen und feixten in den Bart. Zu den Übungen erschienen sie in aller Gemächlichkeit, und der Gedanke an die schwarzen Ackerstreifen ausgefallener Frühlingsaat zog sie nach Hause, aufs Dorf.

Tschapygin erschien auf dem Balkon des Rathauses und gab den abziehenden Truppen schöne Worte mit auf den Weg, redete sich heiß, spornte zum Kampf „bis zum siegreichen Ende“ an.

Kurz lohte der Sommer dahin.

Die langen Wahllisten der Sozialrevolutionäre brachten Tschapygin einen Sitz in der Stadtverwaltung ein.

Auf Lastautos, unter flatternden roten Fahnen, ratterten Soldaten und Arbeiter durch die Stadt, überschütteten die Straßen mit einem roten Regen bolschewistischer Proklamationen.

Die trägen Bürger, von so viel Worten und Versprechungen betört, steckten diese fertigen Kandidatenlisten in die dunklen Holzkisten, die Wahlurnen.

Drakin bat Tschapygin um Lossews Papiere und erklärte ihm kurz, wozu er sie brauche. Tschapygin schlug sich an die Stirn und versprach, demnächst über die Angelegenheit Bericht zu erstatten. Auf seinem Schreibtisch durchwühlte er alle Papiere, brachte alles in Unordnung.

„Akim, hast du nicht die Papiere des Bundes „Erzengel Michael“ gesehen?“

„Ich rühre auf Ihrem Schreibtisch nichts an, das wissen Sie doch, Herr . . .“

„Vielleicht Erinnerst du dich, wo ich sie hingelegt habe?“

„Haben Sie sie denn hergebracht, Michail Iwanowitsch? Ich kann mich gar nicht entsinnen, Sie haben mir nichts davon gesagt . . .“

Tschapygin durchstöberte Tische und Bücherschränke.

„Vielleicht haben Sie die Papiere im Ausschuß liegenlassen?“

Tschapygin schritt suchend von Zimmer zu Zimmer – als Jungeselle bewohnte er bloß die üblichen vier Zimmer.

Mit schuldbewußter Miene ging er seitdem in die Duma, wickelte dem Ingenieur aus. Dieser erinnerte ihn an die Sache auf einer Sitzung, wurde hartnäckig, und als Tschapygin erklärte, die Papiere müßten wohl im Ausschuß sein, riß dem Ingenieur die Geduld.

„Meine Herren, Sie wissen ja, weshalb wir die Haussuchungen vornehmen ließen, Sie wissen, daß es sich um Feinde der Revolution handelt! . . .“

Rechtsanwalt Korenew unterbrach ihn und suchte den Ingenieur und den Ausschuß zu beruhigen.

„Wozu die Aufregung! Die russische Revolution hat alles hinweggefegt, was vom zusammengebrochenen Regime übriggeblieben war, und alle versöhnt. Jene betrogenen Bürger, die durch Drohungen der Monarchisten einst für die Sache des „Erzengel Michael“ gewonnen wurden, stehen heute auf unserer Seite, sie sind nicht mehr Gegner der Herrschaft des Volkes, nein! Die russische Revolution hat alle

ihre Feinde verschlungen und aufgelöst in dem großen Meer ihrer Freiheit!“

Drakin antwortete nicht, verließ schweigend die Sitzung und kehrte nicht wieder in den Ausschuß zurück, und in den Wahllisten blieb der Platz vor seinem Namen leer.

Des Morgens pflegte er einen Rundgang durch die Fabrik zu machen, paffte seine Pfeife, sprach im Fabrikausschuß des Arbeiter rats in der Teehalle vor, fragte Ignat über die Arbeiter, über die herrschende Stimmung aus, suchte ihm klarzumachen, daß er keine weitere Lohnerhöhung gewähren könne, sagte:

„Die Fabrik erzeugt nichts mehr, ich verausgabe die Lebenssäfte des Betriebs, ihr wißt selbst, daß wir in diesem Jahr auch kein halbes Pfund Hanf hereinbekommen – der Bauer kommt nicht mehr dazu, Hanf zu bauen –, und ich zahle die Löhne nur darum noch weiter, um mir den Grundstock der gelernten Arbeiter, die Betriebskräfte, zu erhalten und die Fabrik wieder in Gang bringen zu können, sobald sich die erste Möglichkeit dazu bietet. Das alles wissen Sie, Ignat!“

Ignat entgegnete ruhig:

„Jawohl, ich weiß das, Kirill Kirillowitsch, aber trotzdem ist eine Zulage notwendig: es reicht nicht mehr zum Leben aus.“

„Dann übernehmt selbst die Fabrik, bringt sie in Gang, ich bin mit allem einverstanden, aber richtet die Fabrik und dadurch euch selbst nicht zugrunde. Ich bin bereit, als euer Verwalter, als einfacher Meister zu arbeiten, aus Liebe zur Sache . . . Glaubt ihr mir denn nicht?“

Der Meister wandte sich ab und begann aufs neue von einer Zulage zu sprechen.

„Also ihr glaubt mir nicht? Ich werde doch nicht selbst mein Lebenswerk vernichten wollen?“

„Ich glaube Ihnen ja, der Arbeiterrat aber nicht . . .“

Ignat schob den lahmen Fuß vor und schloß gesenkten Blicks:

„Es wird behauptet, Sie hätten viel Geld auf die Seite geschafft, der Fabrik, den Arbeitern, so das Blut ausgesaugt, und wollten sich nicht von dem Gelde trennen, das Sie im Auslande in Sicherheit gebracht hätten . . .“

„Wer behauptet das? Wer?“

Ignat zuckte die Achseln.

„Die Arbeiter reden so untereinander . . .“

Am Abend ließ Drakin Petrowskij kommen, drückte ihm seinen Ärger über den Arbeiterrat der Fabrik aus, saugte finster an seiner Pfeife.

„Die Leute glauben mir nicht, verstehen Sie? Sie wollen mir nicht glauben!“

„Und sie werden Ihnen niemals glauben, solange Sie nicht mit ihnen gehen. Treten Sie in die Partei ein. Sie sind aus eigenem Antrieb aus dem Sicherheitssauschuß ausgetreten, haben es abgelehnt, an den Stadtverordnetenwahlen teilzunehmen. Sie trauen den Leuten nicht, verlangen aber, die Leute sollten Ihnen trauen...“

„Man würde mir nicht trauen, selbst wenn ich mich euch an-schliesse...“

„Das hängt ganz von Ihren Handlungen ab.“

Drakin antwortete nicht, begann von seiner Nichte Fenja zu sprechen.

„So eine Verrückte! Ich habe ihr geschrieben, telegraphiert – sie kommt nicht... Ihr Kind ist hier, ihre alte Mutter ist in Sorge um sie.“

Gegen Ende des Sommers, als die Bauernsoldaten bei Tarnopol nicht zum Angriff übergehen wollten, sandte die Regierung, die nicht mehr ein noch aus wußte, ihre Vertreter an die Front, um die Soldaten durch gute Worte zu überreden. Die Soldaten hörten den Reden zu, grinsten – und gingen nicht zum Angriff vor, sondern strömten auf den Dächern der Eisenbahnwagen, auf Tendern, Puffern, Trittbrettern in Scharen nach Hause, um das Land der Gutsbesitzer unter sich aufzuteilen. Selten einmal krachten gewohnheitsmäßig des Morgens Geschütze, verschlafene Abteilungen schafften Munition herbei, verlegten die Stapel der Geschosse von einer Stelle zur anderen. Die Offiziere machten in den kleinen Landgütern der Nachbarschaft Besuche, aus den Kellern wurde Wein geholt, man spielte Karten, Geldscheine knisterten – „Zarennoten“ –, denn das Kerenskijgeld war nicht beliebt. In Bauernhäusern und Erdhütten spielten auch die bärtigen Soldaten Karten, bis in die Nacht hinein, kochten sich in Feldflaschen Tee, tranken dickflüssigen säuerlichen Fusel – Hausbrand – aus Gerste und Mais. Vorsichtige Fähnriche und Offiziere kehrten aus dem Urlaub und von Dienstfahrten nicht mehr zurück.

Trockene, schöne Herbsttage kamen. In den Lazaretten hinter der Front herrschte Stille und Heiterkeit, die Schwestern empfingen Besuche, die welkenden Wälder luden zu selbstvergessenen Spaziergängen ein. Des Morgens durchschritten die Höhlenbewohner die Stacheldrahtverhaue, um sich mit dem Feinde zu „verbrüdern“, die Artillerie schoß auf die eigenen Leute, die danach wieder in ihre Laufgräben krochen, bereit, mit dem Bajonett dem eigenen Heer

in den Rücken zu fallen. Beim Feuerschein der brennenden Gutshöfe, hoffend und gläubig, warfen sie die Wahlzettel zur verfassunggebenden Versammlung in die Urnen.

Im Herbst, als stämmige, wind- und wettergebräunte Matrosen mit flatternden Mützenbändern, wiegenden Ganges, durch die Straßen der Hauptstadt zogen, als der Kreuzer „Aurora“ im Hafen von Kronstadt die Anker lichtete, um seine Geschütze gegen Petersburg zu richten, nahmen verkleidete Gardeoffiziere, Fähnriche, verzweifelte Damen, Gemeine auf Bahnhöfen und Nebengeleisen die Züge im Sturm.

Ein rothaariger, hinkender Riese mit durchbrochenem Nasenbein stieß die drängelnde Menge unbekümmert auseinander.

„Bleiben Sie nicht hinter mir zurück, Fjokla Timofejewna, geben Sie gut acht!“

Schon mehrere Male war die kleine Fenja auf den Bahnhof gefahren und wieder in das leerstehende Lazarett zurückgekehrt – es wollte ihr nicht gelingen, in den Zug zu kommen; sie wußte nicht mehr aus noch ein.

Afonka Kaljabin sprach oft des Abends auf ihrem Zimmer vor, klopfte freudig erregt an die Tür der Schwester.

„Ach, Fjokla Timofejewna, was sitzen Sie immer hier im Lazarett, sehen Sie sich doch mal an, was da auf den Straßen vor sich geht.“

„Ich wage mich nicht auf die Straße hinaus, Kaljabin.“

„Wenn ich dabei bin, haben Sie nichts zu fürchten.“

Er bemerkte ihre gepackten Koffer.

„Sie wollen nach Hause reisen?! . . .“

„Sie haben gut reden, Kaljabin, Sie rührt niemand an. Auch ich habe keine Angst, ich will mich aber keinen Erniedrigungen aussetzen – ich habe das nicht verdient.“

„Sie allein am Abend auf dem Newskij – ja, da haben Sie recht, das geht nicht, das geht jetzt nicht, das geht ganz und gar nicht. Mit mir zusammen aber haben Sie nichts zu fürchten, mit mir kommen Sie jetzt bis ans Ende der Welt! . . .“

Er machte mit dem Arm eine weitausholende Bewegung, als wollte er die ganze Welt umfassen. Die kleine Fenja lächelte – es sah so komisch aus. Ihr wurde wieder fröhlich zumute, sie bekam Lust, sich das Treiben auf den Straßen anzusehen; tief drinnen erstand die Erinnerung an den Tag, da Kaljabin sie mit seinem Leibe vor der Kosakenpeitsche beschützt hatte – sie war überzeugt, daß er auch jetzt getreuer als ein Ritter sein würde.

„Kommen Sie, sehen Sie sich die Sache an! Sie gehören ja zu uns. Es soll nur jemand wagen, Ihnen zu nahe zu treten . . . Wenn ich dabei bin, versucht es niemand. Nach Hause kommen Sie noch immer früh genug. Wir reisen zusammen – wohin Sie gehen, da komme ich hinterher; ich lasse Sie in dieser Zeit nicht allein.“

„Gehen Sie jetzt schlafen, morgen wollen wir sehen; ich will mir's überlegen.“

Afonka ging zu Bett, streckte sich, ließ die Muskeln spielen und spürte, wie Müdigkeit ihn allmählich umfing und das Blut in verlangsamtem Kreislauf still wurde.

Den ganzen Tag irrte er durch die Straßen; aus dem Arbeiterrat kommend, setzte er sich auf ein mit Soldaten angefülltes Lastauto und rollte durch die Stadt, atmete tief und freudig, murmelte vor sich hin: „Das Leben gehört jetzt uns, nicht mehr den Herrschaften – wir sind jetzt selber die Herren! . . . Das ist jetzt unser Leben!“

Am Spätnachmittag eilte er auf den Newskij, um die Luft der Menge zu atmen, die sich in wildem Freiheitstaumel erging; wenn er an der Passage vorüberkam, spuckte er aus, er mußte an vergangene Zeiten denken.

An Straßenecken, in Torwegen standen Damen in alten Astrachanpelzen, Holztablette mit hausbackenen Pastetchen in den Händen; Matrosen mit ihren Mädchen, Soldaten traten heran, warfen verächtlich Kerenskijscheine hin und gingen, an den Pastetchen kauend, grinsend weiter.

„Sie mögen es jetzt mal am eigenen Leibe kennenlernen, das Leben, das wir bisher haben führen müssen! Die hochnasige Bande!“

Afonka musterte prüfend die Verkäuferinnen, ganz darauf erpicht, wenigstens eine jener Damen unter ihnen zu entdecken, die ihn in das „Haus der Zusammenkünfte“ in der Wladimirskaja Straße zu bestellen pflegten, und er lachte zufrieden, wenn Mädchen, die gestern noch arme Straßendirnen waren, feinen Damen witzelnd Pastetchen abkauften.

„Das ist euch nicht mehr die Wladimirskaja, Luder!“

„Was sind Sie denn so allein, Genosse, ohne Dame? Fahren wir irgendwohin.“

Er wandte sich ab, fluchte.

„Hol' euch der Teufel, ich will nichts mehr von euch wissen, habe jetzt meine eigene!“

Er traf Shenja, seine ehemalige Freundin, mit einem Matrosen. Sie erkannten einander, das Mädchen war hochofregut, lief auf ihn zu. Der Matrose blieb stehen und wartete.

„Afonja, Liebster! Wie viele Jahre haben wir uns nicht gesehen!“

Kaljabin sah sie an wie etwas Entrücktes, Vergessenes, sagte:

„Lebst also noch?“

„Komm mit . . .“

„Du hast ja schon einen Kavalier – da wartet er – schau hin!“

Shenjas Augen blitzten fröhlich auf, sie rief ihrem Begleiter zu:

„Verzeihung, Genosse, ich habe einen alten Freund getroffen, drei Jahre haben wir uns nicht gesehen!“

Der Matrose machte kehrt, Afonka rief ihm nach:

„Genosse, wohin? Gehen wir doch zusammen, zu dritt ist's lustiger!“

Shenja schmiegte sich an Kaljabin, blickte ihm flehend in die Augen, flüsterte:

„Afonja, Liebster, wir haben uns doch so lange nicht gesehen . . .“

Er entriß ihr seine Hand und schritt auf den Matrosen zu.

„Dumme Trine, zu dritt ist's doch lustiger! Weshalb den Genossen kränken – hak ein, Shenja.“

Zu dritt gingen sie weiter, Afonka hinkend, wodurch er seine Freundin und den Genossen aus dem Gleichschritt brachte. Shenja erzählte über ihr Leben seit ihrer Trennung, prahlte mit ihrem Verdienst; es fuhr ihr etwas durch den Sinn, sie lachte.

„Weißt du, deine Fettmadame hat mal nach dir gefragt . . .“

„Welche?“

„Die Gräfin, die in der Wladimirskaja verkehrte . . . Jetzt verkauft sie Pastetchen, ist ganz mager geworden, man kann sie kaum erkennen!“

„Wo handelt sie?“

„Am Litejnj.“

„Die will ich mir mal ansehen; gehen wir hin!“

Er gedachte der telephonischen Anrufe, der hartnäckigen Anforderungen des Hausverwalters, der ihn zu überzeugen suchte, daß er, Afonka, nicht das Recht habe, seine Dienste zu verweigern und dadurch eine gut zahlende Klientin vor den Kopf zu stoßen, gedachte der Worte, die er über diese Dame seiner Freundin Shenja gesagt hatte – daß er der Gräfin am liebsten die Gurgel aufschlitzen möchte, von unten angefangen –, und schritt hastiger aus. Als sie auf den Litejnj Prospekt kamen, stieß Shenja ihn mit dem Ellenbogen an und wies mit den Augen auf eine Dame. Afonka hatte unterwegs dem Matrosen von der Gräfin erzählt und freute sich, sie wiederzusehen, vergangener Zeiten zu gedenken; es schien ihm ein Hauptspaß.

Shenja wählte Pastetchen aus, der Matrose zog den Geldbeutel, um zu zahlen, und sah Kaljabin erwartungsvoll an, Afonka trat heran, grüßte und feixte herausfordernd.

„Meine Hochachtung, Gnädigste! . . . Sie wollen einen alten Bekannten wohl nicht erkennen?“

Die Dame im Astrachan fuhr zusammen, errötete.

„Sie wünschen Pastetchen, Genosse? . . .“

„Die Wladimirskaja haben Sie wohl vergessen?! Ha, Luder!“

Neugierige blieben stehen, sahen zu, kicherten . . . Ein Soldat lachte ermunternd. Shenja ließ fröhlich die Augen blitzen und wartete begierig darauf, was weiter folgen würde.

„Also an Ihren Afonka erinnern Sie sich nicht mehr?!“

Der Astrachanmantel begann zu zittern, zwei erschrockene Augen weiteten sich und blickten hilflos, auf dem Tablett hopsten die Pastetchen; die Zuschauer grinsten. Und plötzlich hob sich Afonkas Hand – die Rächerhand für ein ganzes trübes Leben – und griff langsam nach der Gurgel der Dame. Der Matrose packte ihn am Ellenbogen.

„Laß dich nicht ein mit dem Aas, Genosse!“

Afonkas Hand zuckte, streifte einen Ohrring, zwei Finger erfaßten diesen Ring, und im gleichen Augenblick preßte Afonka in unbewußter, quälender Wut den Ohrring zwischen den Fingern zusammen und zog ihn mit einem Ruck nach unten, dabei schrie er: „Luder!“ Mit dem Goldstreifen riß das Ohrläppchen aus, an Afonkas Fingern klebte Blut, er schüttelte die Hand, so daß die Finger schnalzend gegeneinander schlugen und der goldene Ohrring weit davonflog, wandte sich gleichzeitig um und schritt, mit den Stiefeln auf die verstreuten Pastetchen tretend, ohne sich umzusehen nach dem Newskij zurück; im Gehen wischte er die Blutflecke vom Mantel.

Kurze Bemerkungen wechselnd, zerstreuten sich die Zuschauer.

„Ha, so'n Luder! Gräfin dazu!“

„Das hat er fein gemacht – Abrechnung für früher . . .“

Man ging wieder zu dritt; Afonka war die kleine Fenja in den Sinn gekommen; er schwieg finster. Shenja schleppte die beiden zu sich und setzte ihnen alten Kognak vor – der am Tage vorher aus irgend jemandes Keller geholt worden war – und sah bald Kaljabin, bald den Matrosen an. Afonka trank sein Glas aus, räusperte sich und stand auf.

„Bleibt nur sitzen; ich will nicht stören.“

Shenja suchte ihn zurückzuhalten – zu dritt sei es doch lustiger, wegen des freudigen Ereignisses müsse man sich doch einen guten

Tag machen, das Wiedersehen feiern, doch Afonka setzte die Mütze auf und schob seine Freundin beiseite.

„Ich habe keine Zeit, keine Zeit, verstehst du!“

„Afonka, wir verkehren ja bloß aus Liebe miteinander, der Genosse und ich; da wird er mir nicht böse sein . . .“

„Na, wenn es aus Liebe geschieht, so soll ein Dritter nicht stören!“

In Gedanken an sein vergangenes Leben versunken, wanderte er wieder durch die Straßen Petersburgs. Durch eine enge dunkle Gasse kam er hinten an der Kasaner Kathedrale heraus, und wieder mußte er an die kleine Fenja denken, an ihren Kuß – so unverhofft –, sein für sein ganzes Leben. Den Newskij entlang ging er bis zur Michailowskaja, erblickte im Park vor dem Museum ein Feuer, schritt darauf zu, setzte sich zu den Landsleuten, hörte schweigend ihren Gesprächen zu, schlief schließlich ein, einen fremden Rucksack unter den Kopf geschoben; am Morgen fuhr er in das Lazarett zurück.

An der Einfahrt stand eine Droschke, die kleine Fenja schleppte ihre Sachen heraus.

Afonka gab sich einen Ruck – ihm war, als erwachte er aus tiefem Schläfe – und sagte zu Fenja:

„Sie reisen? . . . Es geht also nach Hause?“

„Ich will es zum dritten Male versuchen; bisher konnte ich nicht in den Zug kommen.“

„Das hätten Sie mir längst sagen sollen . . . Ich hätte das schon eingerichtet. Warten Sie, ich bin gleich wieder da . . .“

Er hinkte die Treppe hinauf, packte seinen Rucksack, blickte ängstlich zum Fenster hinaus – ob sie nicht am Ende fortgefahren sei –, und eilte zur Droschke zurück.

„Ich komme mit, Fjokla Timofejewna! Wo Sie sind, da bin ich auch . . . Leb' wohl, Petersburg!“

Auf dem Bahnhof schleppte er Koffer und Kissen des jungen Mädchens, an einen Riemen geknüpft und über die Schulter geworfen, drängte die Menge mit Schultern und Koffer auseinander und hatte bald heraus, auf welchem Nebengeleise der wartende Zug stand. Immerfort wandte er sich nach der kleinen Fenja um und rief aufmunternd:

„Mir nach, Schwester, bleiben Sie bloß nicht zurück!“

Vor dem Eisenbahnwagen schob er die herandrängenden Menschen auseinander, versperrte die Wagentür mit seiner Riesengestalt und rief:

„Fjokla Timofejewna! Schwester, hier herauf!“

Unzufriedene Stimmen schrien:

„So geh doch weiter, gib den Weg frei!“

Böse, herausfordernd schrie er zurück:

„Laßt die Schwester durch, Satansbrut – wir kommen von der Front!“

„Von da kommen wir auch – ein seltener Schafskopf!“

Der kleinen Fenja wurde ganz fröhlich zumute; man hatte sie in den Wagen hereingelassen, Afonka zwängte sich in das Abteil und machte sich daran, einen Soldaten herunterzuzerren, der sich auf der oberen aufgeschlagenen Bank, der Nachtpritsche, ausgestreckt hatte.

„He, Onkel, räume den Platz da oben . . .“

„Ha, was bist du denn für eine vornehme Persönlichkeit?!“

„Die Schwester hier muß da hinauf, also rede nicht viel.“

Die Soldaten starrten den Langen mit dem rothaarigen wirbeldurchfurchten Schopf und die Krankenschwester verdutzt an.

„Was sperrt ihr die Mäuler auf? Die Schwester da hat mehr als einem von uns das Leben gerettet, das ist eine von der rechten Sorte, auch mich hat sie dem Tode entrissen.“

Die kleine Fenja lächelte beim Anblick von Kaljabins Eifer, ihr Lächeln entwaffnete die Soldaten, die Blicke der grauen Bauernaugen wurden gutmütig. Der Landsmann auf der oberen Pritsche kletterte herunter, der auf der unteren Bank liegende richtete sich auf, so hatten der von oben und Afonka einen Sitzplatz.

Afonka sagte, zufrieden lachend:

„Da hätten wir uns nun häuslich eingerichtet, haben feine Plätze, Fjokla Timofejewna! So fahren auch wir Bäuerlein jetzt zweiter Klasse – die anderen haben das lange genug getan; jetzt sind wir an der Reihe.“

Der Zug stand noch lange auf dem Nebengleise, gegen Abend fuhr er, ganz besetzt, in den Bahnhof ein; es wurde versucht, die eingedrungenen Menschen aus den Wagen zu entfernen, Afonka schrie zum Fenster hinaus:

„Hier ist alles voll, wo wollt ihr hin!“

Durch die Fenster wurden Gepäckstücke gereicht, weitere Fahrgäste zwängten sich herein; der Zug war überfüllt, und Stickluft herrschte in den Wagen, als man endlich, mit Verspätung, abfuhr. An den Haltestellen brachte Kaljabin es fertig, siedendes Wasser, Wurst, Brot herbeizuschaffen. Er nahm ohne weiteres Geld von der kleinen Fenja entgegen, kehrte im Triumph, scherzend und lachend, zurück und blickte Fenja mit glücklichen Augen an. Die Soldaten holten ihre Becher hervor, öffneten die kleinen Zuckerpäckchen aus

grober Leinwand und tranken, winzige Stückchen Zucker im Munde, ihren Tee. Afonka sorgte für die Krankenschwester, war in Unruhe über ihr Befinden, erkundigte sich angelegentlich:

„Liegen Sie da auch bequem, Fjokla Timofejewna? Vielleicht wollen Sie lieber nach unten?“

Er wandte sich an seinen Nachbarn:

„Genosse, lei mir mal deinen Becher, die Schwester will mit uns Tee trinken.“

Mit heißem Wasser aus dem Teekessel spülte er den Becher, schnellte das Wasser über die Köpfe der Leute hinweg zum Fenster hinaus, tat säuberlich Zucker hinein und füllte den Becher mit Tee. Mit Vergnügen sah er der frischen kleinen Fenja beim Trinken zu und erklärte seinem Nachbarn im Flüsterton:

„Das ist dir nicht irgendwelche – nee, eine von der rechten Sorte ist sie, die gehört zu uns, verkehrt mit unsereinem, ohne die Nase zu rümpfen!“

Es war lustig, diesen einfachen Leuten zuzuhören, und dankbar empfand die kleine Fenja ihre Fürsorge und Hilfsbereitschaft, die so ungekünstelt, so aufrichtig zutage trat. Zuweilen blieben ihre Gedanken an Afonka haften, sie wußte, weshalb er mitkam, wußte, daß er sie jetzt nicht mehr lassen würde, und spürte zugleich ihre Macht über ihn, was ihr Sicherheit und Ruhe gab; wirklich, sie könnte jetzt bis ans Ende der Welt mit ihm fahren, wenn es nötig wäre.

Als der Zug sich ihrer Heimatstadt näherte, wurde Afonka lebhaft, scherzte, gedachte plötzlich Petrowskijs und fragte Fenja, ob er wohl in der Stadt sei; Fenja antwortete, sie wisse es nicht. Als sie am Nonnenkloster vorüberfuhren, sagte Kaljabin zu Fenja:

„Das ist auch so eine Spelunke – die müßte man ausheben! . . .“

Als ein Telegramm mit der Nachricht über die gewaltsame Auflösung der verfassungsgebenden Versammlung im Rathause eingetroffen war, hatte der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat die Macht ergriffen. Der Gouvernementskommissar der provisorischen Regierung – ein schwächlicher Militärarzt, der jeden Tag die Ämter besuchte und beliebige Verordnungen unterzeichnete – verschwand schweigend aus seinem Arbeitszimmer, als ein Lastauto mit Soldaten auf der Bildfläche erschien; wußte er doch, daß er eine Regierung vertrat, die sich auf niemand im Lande stützen konnte. Seinen Platz nahm Nikodim Petrowskij ein. Die Bürger merkten diese Ablösung gar nicht, als ungewöhnlich berührte sie

nur, daß die Beamtenschaft plötzlich streikte. Der Direktor der städtischen Abteilung weigerte sich, Petrowskij die Schlüssel zur Stahlkammer der Bank auszuhändigen und erklärte, daß er vor Volk und Reich für die Sicherheit der Gelder der öffentlichen Hand verantwortlich sei, solange sich in der Hauptstadt keine anerkannte Regierung gebildet habe. Das Bezirksgericht beurlaubte sich; es fand keine Rechtsprechung mehr statt.

Petrowskij jagte auf einem mit Soldaten besetzten Auto durch die Stadt. Die Bolschewistengruppe hier war nicht groß, man haschte nach jedem willensstarken Mann, mußten doch unverzüglich die Nervenzentren der Stadt – Schatzamt, Privatbanken, Post, Lebensmittel-, Versorgungsausschuß – besetzt werden. Die Arbeiter kamen den Bolschewisten zu Hilfe und bildeten eine Volkswehr, die durch Soldaten verstärkt wurde. Die neuen Wachtposten hielten das Gewehr in ungeübten Händen, doch wäre es schwer gewesen, ihnen die Waffe zu entreißen, auch war niemand da, der es hätte versuchen wollen. Fähnriche und Offiziere irrten verloren durch die Straßen und blieben des Abends unsichtbar. Die meisten waren ohne Achselstücke; solche, die die Ehre ihrer Uniform wahrten, sahen die Soldaten herausfordernd an, die Soldaten traten heran, die Offiziere wurden angehalten, ihre Achselstücke abgerissen, ein Auflauf entstand, bis ein Milizdienste vershender Arbeiter beruhigend auf die Menge einsprach und die Schuldigen vor einem Lynchgericht rettete. In den Druckereien stampften die Maschinen und warfen Verordnungen der neuen Macht in die Welt hinaus: Wer seinen beruflichen Pflichten nicht nachkommt, wird entlassen, auf den frei gewordenen Posten werden Arbeitswillige eingestellt, Saboteure werden verhaftet und im Namen der Revolution zur Verantwortung gezogen.

In überströmendem Freudetaumel krachten des Abends Schüsse auf den Straßen, die Einwohner schlossen Pforten, Tore, Türen, Fenster, Fensterläden, schoben ein Dutzend Riegel und Haken vor, und wagten es nicht, die Nase auf die Straße hinauszustecken. Man saß da ohne Petroleum, ohne Kerzen beim Schimmer eines mit Hanföl gefüllten Nachtlämpchens. Bei Antritt der neuen Macht hatte jemand gleich am ersten Tage die Schwerverbrecher aus dem Gefängnis befreit, worauf unter dem Deckmantel von Haussuchungen überall Plünderungen und Raubüberfälle einsetzten. Zur Abwehr wurde schleunigst eine „Rote Garde“ gebildet, in der jeder Arbeiter oder Soldat willkommen war, auf die Verbrecher wurde eifrig Jagd gemacht, und bald füllte sich das Gefängnis aufs neue mit wüstem Stimmengewirr.

Arbeiter bewachten die Lagerstellen für Lebensmittel; Mehl wurde nur auf Ordres des Sowjets ausgeliefert, die Zufuhr von Lebensmitteln hatte gänzlich aufgehört, jedes Krümchen wurde sorgfältig aufgehoben, die Tagesration des Bürgers war auf ein Achtel Pfund Brot aus Hafermehl herabgesetzt worden.

Petrowskij kam tagelang nicht zum Schlafen, hielt sich nur durch die Nervenanspannung aufrecht.

Eines Tages gedachte er des Ingenieurs Drakin und fuhr zu ihm in die Vorstadt Penji hinaus – im requirierten Auto des Ingenieurs.

Drakin pendelte in seinem Arbeitszimmer auf und ab und blickte immer wieder auf seine stillgelegte Fabrik hinaus; über Petrowskijs Besuch freute er sich.

„Na, sagen Sie mir, was haben Sie durch dieses Vorgehen erreicht?“

„Alles, Kirill Kirillowitsch.“

Petrowskijs tief in den Schädel gesunkene Augen glühten, seine Stimme klang barsch, das Befehlen aus dem Stegreif – zu langen Überlegungen fehlte die Zeit – hatte sie gehärtet. Er handelte, gestützt nur auf seine Vernunft und die Notwendigkeit zu handeln; Entgegnungen und bedächtige Ausführungen konnte man aus Zeitmangel nicht dulden – Brot mußte beschafft werden und Geld, immerfort Geld, um all die Löcher zu stopfen.

Petrowskij warf sich in einen Lehnssessel und atmete zum erstenmal seit dem Umsturz ordentlich auf, langsam und tief; dabei strich er sich mit der Hand über die Stirn.

Drakin blieb vor ihm stehen, fragte – und sein trockenes, glatt-rasiertes Gesicht, die zuckenden Muskeln an der rechten Wange, die Pfeife, jetzt mit einfachem Bauerntabak gefüllt, die großen knöchigen Hände schienen mitzufragen:

„Und Sie meinen, Sie können die Macht halten?“

„Wir werden sie halten, Kirill Kirillowitsch! Meinen Sie denn etwa, die provisorische Regierung hätte die Macht halten können? Sie kam zur Macht und hat nichts für ihre Erhaltung getan, sie taumelte zusammen mit der Revolution nach dem Gesetz der Trägheit widerstandslos dahin, sie tat nichts als reden. Sie übernahm den alten Regierungsapparat, der sich längst überlebt hatte, der mit zentrifugaler Kraft auseinanderbarst, sie sah untätig zu, unfähig, die Zersetzung aufzuhalten, und so beschleunigte sie sie nur.“

„Was hätte man denn Ihrer Meinung nach tun sollen?“

„Keine Doppelmacht aufkommen lassen. Das revolutionäre Volk hatte seine Macht in den Sowjets verkörpert, die Bourgeoisie aber

und die Landbesitzer, zusammen mit der von ihnen abhängigen sogenannten Intelligenz, der Schicht der Gebildeten, wandten sich von dem revolutionären Volke ab. Sie hatten außer acht gelassen, daß bereits im Jahre 1905 der Arbeitersowjet in Petersburg nach der Macht strebte – jetzt hat das Volk dies Ziel erreicht, es hat die Macht in Händen, sein Hirn aber, eben jene Intelligenz, ist schreckgelähmt.“

„Aber ihr habt ja die verfassunggebende Versammlung auseinandergejagt, sie war daran, die Macht des Volkes in sich zu verkörpern! Ihre erste Tat war die Erklärung, daß der Grundbesitz den Bauern gehören sollte!“

„Warum hat dann das Volk diese Versammlung nicht verteidigt, wenn sie seinen Erwartungen und Wünschen entsprach? Wo war denn dies vielköpfige Volk, das in jenem Augenblick alle Waffen in Händen hatte? War es denn nicht eben dieses Volk, das die verfassunggebende Versammlung davonjagte?! Meinen Sie, im Arbeiter- und Soldatenrat, der die verfassunggebende Versammlung sprengte, habe sich kein einziger wirklicher Bauer befunden?“

„Man hätte . . .“

„Man hätte sofort und ohne Umschweife den Bauern über die Agrarfrage beruhigen müssen, statt ihn mit schönen Redensarten abzuspeisen und zur Fortsetzung des Krieges anzuspornen – bloßen Versprechungen traute er nicht. Nachdem der Bauer das hundertjährige Joch der Unfreiheit abgeschüttelt hatte, wollte er auch frei aufatmen, wollte über sein zukünftiges Los beruhigt sein; ihr aber erklärtet ihm: Marsch in den Krieg! Versuchen Sie nur, ihm das Land, das er an sich gerissen, wieder wegzunehmen oder ihm die Last einer Entschädigungszahlung für die Enteignung aufzudrücken, dann würden Sie es wahrhaftig erleben, daß der Bauer bis „zur vollständigen Vernichtung“ seines Feindes, bis „zum endgültigen Siege“ kämpfen würde – ohne daß es dazu schöner Redensarten bedürfte.“

„Ihr unterstützt die üblen Instinkte der Masse, macht euch ihre Habgier zunutze! . . .“

„Wir haben das Geschehene als Tatsache anerkannt. Was hat die provisorische Regierung unternommen, als die Bauern die Staatsdomänen, also Volkseigentum, Kultur- und Wirtschaftswerte zu vernichten begannen? Als die Anarchie im Lande immer mehr um sich griff, hat eure Regierung, die das Hirn der Nation verkörperte, ihre Emissäre aufs flache Land gesandt, die den Bauern überreden sollten, auf eine gerechte Regelung der Grundbesitzfrage zu warten! Hätte die Regierung nicht Emissäre, sondern Landvermesser ins Dorf gesandt, so hätte sie die Anarchie überwunden. Das ist es, was

wir getan haben; wir haben das Reich vor Zerfall und Anarchie gerettet, wir haben seine Werte gerettet, indem wir den gordischen Knoten der Agrarfrage durchhieben: Nehmt das Land, das ihr braucht, ohne zu warten, sagten wir; richtet euch selber eure eigene Macht an Ort und Stelle auf, seid Hausherrn in eurem Hause. Sonst wäre Rußland in Blut untergegangen. Dadurch, daß wir die verfassunggebende Versammlung sprengten, haben wir den Staat gerettet, und haben vielleicht eine Heldentat vollbracht, indem wir uns im Namen der Volksbefreiung entschlossen, die Macht auf uns zu nehmen, sie den Händen der von fortschreitender Paralyse betroffenen Intellektuellen und der Bourgeoisie zu entreißen.“

Drakin schritt wieder im Zimmer auf und ab und atmete den Rauch des Bauerntabaks ebenso tief ein, wie früher den des englischen. Er hörte zu, ohne zu widersprechen, war sich irgendwo tief innen der Wahrheit von Petrowskijs Worten bewußt; er empfand, daß Entgegnungen unwahr geklungen hätten, wollte sich aber seiner Hilflosigkeit nicht eingestehen.

„Sie, Kirill Kirillowitsch, haben sich von den Intellektuellen abgewandt, was aber haben Sie getan, um sich dem einfachen Volk anzuschließen?! Es ist schmerzlich, sich seine Fehler einzugestehen, doch es wäre besser, dies jetzt zu tun als nachher, wenn das Volk sich von Ihnen abwendet, Sie über Bord wirft, erklärt: Unsere Macht, unsere Macht und Freiheit läßt neue Menschen erstehen, Menschen einer neuen Kultur, unnützen Ballast brauchen wir nicht . . . Sabotieren nicht die Intellektuellen, die die Revolution herbeigesehnt haben, diese Revolution, nun sie da ist, und nehmen dadurch teil an der Vernichtung von Werten, die Buckel und Hände des Volkes geschaffen haben? Sie, Kirill Kirillowitsch, haben die Leute, die heute an der Macht sind, finanziell unterstützt: Warum gehen Sie denn jetzt nicht hin und arbeiten zusammen mit ihnen?!“

Der Ingenieur klopfte seine Pfeife am Kaminsims aus. Die weiße Asche fiel in einem Klümpchen zu Boden; seine Blicke folgten dem Fall, und als das weiße Klümpchen ohne zu zerschellen über den Fußboden rollte, richtete Drakin sich auf und begann zu sprechen, als hätte alles davon abgehangen, ob das Aschenklümpchen zerschellen würde oder nicht.

„Sie kennen das Gefühl der Bitternis nicht, das mich in diesen Tagen erfüllt, Petrowskij. Ja, ich habe unsere Revolutionäre, die Emigranten, bewußt unterstützt, um der Zukunft willen, als aber diese Zukunft Gegenwart wurde, überkam mich ein quälendes Gefühl. Wenn man einem lichten Ziele zustrebt, so sieht man vor aller

das Endergebnis, das verwirklichte Traumbild, und denkt nicht an den Weg, der dazwischenliegt, der durchschritten werden muß – vielleicht über Trümmer und durch scheinbare Vernichtung von Werten hindurch . . . Und vielleicht liegt gerade hierin die Tragik unserer Intellektuellen. Die Endziele der Revolution, die revolutionäre Demokratie, ihre Rolle beim Neuaufbau, das alles stand ihnen klar vor Augen, und sie dachten, man brauche diese Gedanken, die ihr eigentlicher Lebensinhalt waren, vor dem revolutionären Volke bloß zu entwickeln, damit dieses sie sich zu eigen mache und hinter den Intellektuellen als folgsame Hammelherde hertrabe, endlos zu geduldiger Langmut und edler Selbstbeschränkung bereit. Wenn aber diese Herde einmal vom lebendigen Wasser genossen hat, läßt sie sich nicht mehr von der Quelle drängen, sie fordert, sofort und unverzüglich, das Unmögliche, Unerfüllbare und zieht, Hunger und Durst stillend, wie eine Hunnenhorde durch das eigene Land, alles, worauf sie auf ihrem Wege stößt, ohne Bedenken und hemmungslos zerstampfend und vernichtend.“

„Und da haben Sie einen Schreck gekriegt vor dem Volk, vor seinem mit Elementargewalt dahinbrausenden Zug nach Endzielen?“

„Ja, als nur diese Endziele vor Augen lagen, war alles klar und deutlich, als nun aber die Bewegung dahin und die Vernichtung von allem und allen einsetzte, da versagte einem die Kraft, dies anzuerkennen, sich damit als einer unabwendbaren Notwendigkeit abzufinden, und hierin liegt das tragische Los unserer Intellektuellen. Ich laufe all diese Tage endlos in meinen vier Wänden auf und ab und suche mir das alles zurecht zu reimen. Ich habe mich von den Intellektuellen, die immer nur träumen und idealisieren, abgewandt; aber ich vermag diese Bewegung nicht von innen heraus zu durchdringen, sie mir zu eigen zu machen, diese Bewegung des revolutionären Volkes, das blindlings zerstört, was ich gestern durch meine Arbeit geschaffen habe und was heute von jenen vernichtet wird, um derentwillen es geschaffen wurde! Ich verstehe, daß sie heute die Herren sind, aber meiner alten Rolle entsagen, die mich zu dem gemacht hat, was ich bin, kann ich nicht . . . Ich will das nicht leugnen, ich fürchte mich nicht, das einzugestehen, kann aber diese Last noch nicht abschütteln.“

„Wird es aber für Sie und unsere Intellektuellen überhaupt nicht noch viel schwerer und tragischer sein, wenn diese Elementargewalt, diese Herde, die gierig an den Quellen eines neuen Lebens saugt, aus sich heraus neue Männer hervorbringt, sie an die Spitze stellt und nun mit Vorbedacht jenen Zielen zustrebt, während Sie und andere,

umgangen, mit leeren Händen zurückbleiben, hilflos und untätig, unfähig, diese Elementargewalt, diesen neuen Vormarsch zu verstehen? Wenn ohne euch an dem neuen Leben gebaut wird, neue Werte geschaffen werden, ihr aber wie Gelähmte nutz- und tatenlos dahinsiecht, dem Volke fluchend, das euch umgangen hat, obgleich ja das Volk gar nichts dafür kann? Hierin liegt die Tragik der Intellektuellen, auch Ihre. Je früher Sie sich uns anschließen, desto besser für Sie. Eigentlich bin ich deshalb heute zu Ihnen gekommen. Heute nehmen wir willig jeden auf, der die revolutionäre Bauarbeit mit uns teilen will. Ich schätze Sie hoch und will es darum vor Ihnen nicht verheimlichen, daß wir nur wenige Helfer haben und darum jeden willkommen heißen, der bereit ist, aufrichtig unserer Idee zu dienen und sie zu verwirklichen. Sie müssen sich die Bürde und Verantwortlichkeit unserer Stellung einmal richtig vorstellen. Wir sind jetzt an der Macht, und unsere Macht muß wirklich eine sein, wir schrecken darum vor nichts zurück; morgen aber, wenn wir erstarkt sind, dann finden wir schon genug Leute, schaffen, erziehen sie uns, und dann ist es für Sie zu spät!“

Drakin ging auf und ab und blickte Petrowskij finster an.

„Man würde mir nicht trauen, ich bin Kapitalist, Fabrikbesitzer . . .“

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, alles hängt von Ihren Taten ab . . .“

Im Speisezimmer erklang laut eine grobe, polternde Stimme; das Gespräch der beiden brach unbeendet ab.

Afonka trug das Gepäck der kleinen Fenja herein.

Drakin und Petrowskij traten auf den Lärm hin ins Speisezimmer. Erfreut erblickte der Ingenieur seine Nichte, rief:

„Bist du endlich da, du kleine Verrückte!“

„Onkel Kirja! . . . Weißt du, ohne Kaljabins Hilfe hätte ich es nicht geschafft! . . .“

„Kaljabin? . . .“

Etwas regte sich im Hirn des Ingenieurs, ein Bild erstand – Nacht, ein Wechsel, ein Brief . . . Drakin sah Kaljabin an und reichte ihm die Hand.

„Kaljabin . . . guten Tag. Ich erinnere mich Ihrer.“

Mit soldatischer Ungezwungenheit streckte Afonka dem Ingenieur seine riesige Hand hin.

„Sie erinnern sich meiner?! Schicksalsfügung, wissen Sie . . .“

Scharf, prüfend musterte ihn Petrowskij – was Kaljabin jetzt war, wußte er im voraus, aber nicht, wie es in ihm aussah.

„Und Sie, Kaljabin, erinnern Sie sich meiner?!“

Da erst erblickte Afonka den Fähnrich und trat vor Überraschung einen Schritt zurück; dann hob sich seine Hand, schwer, langsam, unsicher.

„Sie sind es, Nikodim Alexandrowitsch ?!“

„Jawohl, Kaljabin!“

In diesem Augenblick trat Fenja mit ausgestreckten Händen auf Petrowskij zu und drückte ihm fest und herzlich beide Hände.

„Nun, Nikodim, Sie unverbesserlicher Revolutionär, sind Sie jetzt glücklich ?!“

Afonka stand mit ausgestreckter Hand da, seine Miene verdüsterte sich. Petrowskij riß seine Hände aus Fenjas und tauschte mit Afonka einen kräftigen Händedruck, wobei er halblaut sagte:

„Was gewesen ist, ist gewesen und vorbei! . . . Wenn ich nicht irre, ziehen wir jetzt an einem Wagen ?“

Freude überkam den Rothaarigen, über sein verunstaltetes Gesicht zog ein breites Lächeln, und er begann lebhaft zu erzählen, wie er Fjokla Timofejewna hergebracht, eine Bank für sie freigemacht, sie mit Tee erfrischt habe; er wandte sich dabei an den Ingenieur, doch waren alle seine Worte für Petrowskij bestimmt.

„Weißt du, Onkel Kirja, mit Kaljabin kommt man jetzt bis ans Ende der Welt!“

„Sie gehören ja zu uns, Genossin Fjokla Timofejewna! . . . Die Landsleute von vorhin haben Sie auch gleich als Genossin anerkannt . . .“

Die kleine Fenja lief zu ihrer Mutter hinüber, die in der alten Hälfte des Hauses wohnte, um sie und ihr Kind, den kleinen Boris, zu begrüßen.

Petrowskij sah sich Afonka an, der Ingenieur schritt stirnrunzelnd auf und ab.

Afonka begann zu sprechen – langsam, mit seinen Worten Petrowskij abtastend.

„Nikodim Alexandrowitsch, ich hätte schon in Petersburg gern mit Ihnen gesprochen, als ich noch im Lazarett lag. Ich hatte Fjokla Timofejewna gebeten, bei Ihnen vorzusprechen.“

„Sie hat mir nichts davon gesagt . . .“

„Ich war damals ganz in der Gewalt der Gendarmen, an Händen und Füßen gebunden . . .“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, lassen wir die Vergangenheit ruhen . . . Jetzt . . .“

Als hätte er nur auf diese Worte gewartet, stürzte Afonka auf Petrowskij zu.

„Jetzt lassen Sie uns zusammen arbeiten.“

„Also Sie . . . sind jetzt auf unserer Seite ?!“

„Und Sie – gehören zur Partei ?“

„Ich hatte noch keine Zeit, mich aufnehmen zu lassen, aber auch ohnedem bin ich treuer als das treueste Mitglied! Immerhin, ich werde der Partei beitreten.“

Das Dienstmädchen brachte den Samowar herein, ihr folgte Fenja, um sich als Hausfrau zu betätigen.

Petrowskij ließ seine Blicke auf ihr ruhen, ein Gedenken überkam ihn, da berührte er mit den Fingern Sinas Ring an seiner Hand, leerte sein Glas und stand schnell auf.

„Ich habe jetzt keine Zeit mehr, muß wieder fort. Nur auf einen Augenblick wollte ich vorsprechen, ich werde erwartet.“

Auch Afonka erhob sich.

„Genosse Petrowskij, ich gehe mit Ihnen.“

Drakin bat Petrowskij in sein Arbeitszimmer und zog die Tür hinter sich zu. Petrowskij fragte ihn:

„Sie sind also einverstanden, Kirill Kirillowitsch ?“

„Nein, nicht darum handelt es sich; ich wollte Sie nur fragen, Nikodim Alexandrowitsch –“

„Über Kaljabin ?“

„Ja, über Kaljabin . . . Würden Sie es denn wirklich zulassen, daß ein Kaljabin in die Partei eintritt ?!“

„Ja, die Partei braucht solche Leute – sie sind zu allem bereit, was auch nötig sein mag! Proletarier durch und durch.“

„Der zertrümmert . . .“

Die kleine Fenja wollte Petrowskij und Kaljabin nicht gehen lassen. Im Vorzimmer fragte sie noch einmal:

„Sagen Sie mir, Nikodim, ob Sie jetzt glücklich sind ? Sie haben mir vorhin nicht geantwortet.“

„Sie sehen ja selbst! Und Sie, Fenja ?“

„Ich liebe das Leben und bin immer glücklich.“

„Das ist keine Antwort . . .“

Afonka warf ein:

„Von wegen der Revolution . . .“

Die kleine Fenja hob die Hände, auf Petrowskij und Kaljabin weisend, und antwortete lachend:

„Mit euch beiden habe ich keine Furcht, und ginge es bis ans Ende der Welt! . . .“

Afonka schloß freudig:

„Also ist es wohl Schicksal, Fjokla Timofejewna – nicht wahr, Genosse Petrowskij?!“

„Jawohl, Kaljabin, Schicksal!“

Drakin schritt unruhig im Speisezimmer auf und ab und sprach Erregt auf Schwester und Nichte ein.

„Also, sucht eure sieben Sachen zusammen und macht, daß ihr fortkommt, solange das noch möglich ist! Ihr reist nach England.“

Seine Schwester, Antonina Kirillowna, sträubte sich hartnäckig.

„Ich bin zu alt, Kirill, um im Auslande herumzukarriolen . . . Ich will auch mein Hab und Gut nicht allein lassen; da habe ich alles zusammengehalten, damit meine Tochter was hat, und nun soll ich das alles im Stich lassen . . .“

„Nach fünf Jahren kehrt ihr zurück. Ich gebe euch einen Scheck auf London mit . . .“

„Mag Fenja mit dem Kleinen reisen, ich will nicht in der Ferne sterben.“

„Ich will auch nicht fort, Onkel Kirja. Das Leben ist jetzt so interessant!“

„Ach, du bist ja verrückt!“

„Warum wollen Sie mich denn ins Ausland schicken? Was soll eine Verrückte unter all den Normalen? Für die Verrückten ist hier gerade der richtige Ort.“

„Mädel, ich meine es ernst – reise fort. Du hast ein Kind, es hat ein Recht auf seine Zukunft . . .“

„Gut, Onkel Kirja, ich reise, wenn Sie mitkommen; dann kommt auch Mutter mit.“

Drakin nahm wieder seinen Gang durch das Zimmer auf, blickte zum Fenster hinaus – im Dämmerlicht zeichneten sich schwarz die Umrisse der Fabrikgebäude ab; der Ingenieur zuckte zusammen, dann antwortete er fest und bestimmt:

„Du weißt, ich . . . ohne das da bin ich ein toter Mann!“

„Nun, Onkel Kirja, also ich will auch nicht in der Fremde dahinsterben.“

„Verrückte!“

„Den Verrückten gehört jetzt die Welt!“

Die ersten Geiseln, welche die den Bürgern auferlegte Kontribution nicht bezahlt hatten, füllten das Gefängnis.

Im Hause der ehemaligen Akziseverwaltung hat die außerordentliche Kommission, die „Tscheka“ ihren Sitz; man sieht Rotgardisten Patronengürtel quer über die Schulter; am Gurt hängt die Nagarpistole im Lederfutteral, dazu Handgranaten. Zitternd bekreuzigen sich die Bürger beim Vorübergehen – nur nicht da hinein kommen! – es gibt keine Rückkehr! Auf der hohen Freitreppe vor der Tür stehen, die bissigen Schnauzen auf den Platz gerichtet, Maschinengewehre, stählerne Hunde, und ein Posten in lederner Joppe.

Des Abends sind die Fenster der Bürgerhäuser verhängt, Tür und Tor geschlossen, zum Abendessen gibt es nichts als Pastetchen aus Kartoffeln und roten Rüben, mit Hanföl gebacken, dazu Mohrrübentee. Im Flüsterton, voll zitternder Freude, versichert man einander, „sie“ würden sich bestimmt nicht länger als höchstens vierzehn Tage halten . . .

An den Ausläufen der Stadt werden des Morgens alle eintreffenden Wagen mit Lebensmitteln requiriert. Die Märkte stehen leer, alte Überreste von Pferdemit und Stroh sind die einzige Erinnerung an frühere Herrlichkeit. Auf weiten Umwegen, durch verlorene Gäßchen stehlen sich – nur zu Bekannten und aus alter Anhänglichkeit – Bauernwagen heimlich in den Hof; heimlich, unter Stroh oder Mantel verborgen, werden Grütze, Mehl, Kartoffeln herangeschafft. Wichtig kommt der Bauer ins Zimmer, den Soldatenmantel über den Bauernkittel geworfen, wird zum Tee aufgefordert, erhält den Ehrenplatz, man reicht ihm die Hand, redet ihn mit Sie an, summt ihm die Ohren voll über den bevorstehenden Sturz der Sowjetmacht.

Der Bauer trinkt Tee, spricht, hört zu und sieht sich geschäftig im Zimmer um.

„Die Kommode da würde ich schließlich nehmen, meine Tochter heiratet bald – einen Städtischen.“

Hausherr und Hausfrau denken: Wohl einen Kommissär . . .

„Wieviel Mehl würden Sie wohl für die Kommode geben?“

„Was könnte man schon dafür geben? Drei Pud Mehl bringe ich Ihnen vielleicht . . .“

„Aber sehen Sie sich doch die Kommode ordentlich an – Nußholz und fast ganz neu . . .“

„Mehr gebe ich nicht, hier in der Nachbarschaft habe ich schon mit anderen Herrschaften gesprochen, deren Kommode ist vielleicht

nicht ganz so schön, ich bekomme sie dafür aber für anderthalb Pud . . . Tut Ihnen das Stück leid, so behalten Sie's nur.“

Ein Familienrat wird im Nebenraum im Flüsterton abgehalten, erregt erscheinen die Herrschaften wieder vor ihrem Gast.

„Also, Iwan, Sie können die drei Pud Mehl bringen, geben Sie aber einen Sack Kartoffeln dazu.“

So holten sich des Abends, wenn es dunkel geworden war, die Bauern Ruhebetten, Lehnstessel, Kommoden, alles, was sie gerade mochten, aus der Stadt heraus. Eisenbeschlagene Truhen wurden geöffnet, Seidenschals, Kleider ausgeklopft und gegen Mehl, gegen Kartoffeln ausgetauscht. Für eine Flasche Holzspiritus erhielt man ein ganzes Pud Mehl oder gar Salz – das war Goldes wert.

An Pfosten und Zäunen in der Stadt lasen die Beamten auf ihrem Wege in die Kommissariate: Wer Lebensmittel hamstert . . . Da wurden die Vorräte – Grütze, Mehl – im Garten vergraben, auf dem Dachboden in Ecken und Winkeln verborgen und Erde darüber geschüttet.

Adlige Offiziere ohne Achselstücke schlichen sich als Boten nach Süden – zu Kornilow, zu Alexejew –, kehrten als Werber der weißen Gegenbewegung zurück, wirkten durch Überredung und Geld.

Drakins enteignete Fabrik stand schläfrig da, die müßigen Schlote schienen dem Ingenieur nach ihrem täglichen Brot zu schreien. Düster war die Stimmung hier in der Vorstadt Penji. Die Schwinger liehen jeglichem Gerede ein offenes Ohr.

„Hä-hä-hä, Genossen, ihr solltet doch euren Ingenieur, den Herrn Drakin, mal fragen, weshalb wohl er sein Geld im Auslande hält? Tja-tja . . .“

„Unsinn, Iwan Matwejewitsch – das sind grundlose Verleumdungen.“

„Nicht so hastig, Genosse, nicht so hastig: fragen Sie ihn mal, sicher ist sicher.“

Die Hetzreden des privaten Rechtsanwalts Iwan Matwejewitsch Lossew weckten bohrende Zweifel. Drakin wurde in den Ausschuß des Arbeiterrats geholt, Ignat fragte ihn aus. Drakin antwortete, er habe kein Geld mehr, es sei alles auf die Kontribution draufgegangen und auf die Löhne, die er bis zur Enteignung der Fabrik seinen Arbeitern ausgezahlt habe. Aus den hinteren Reihen schleuderte man Worte wie Steine gegen ihn:

„Und wieviel hast du in England in Sicherheit gebracht?!“

„Verfluchter Bourgeois!“

Drakins steinernes Gesicht wurde noch ruhiger, seine Augen blickten starr, stahlhart durchschnitt seine Stimme den Raum:

„Die Regierung hat unsere Auslandsanleihen annulliert, die Westmächte haben die Beziehungen zu Rußland abgebrochen; ich kann mein Geld nicht aus dem Auslande erhalten; ihr mögt mich festnehmen.“

Tschapygin wurde als Geisel verhaftet, aber nach einer Woche wieder freigelassen. In seiner leeren, zur Hälfte demolierten Wohnung pfiß der Wind. Tschapygin bewohnte nur sein Arbeitszimmer; sein Diener Akim, den er hatte entlassen müssen, war zu Lossew gezogen. Tschapygin borgte sich Geld von guten Freunden, verbubelte es sorglos mit der kleinen Manja Lossewa, nahm sie mit sich nach Hause in sein einziges Zimmer. Dann wurde sie in einem geheimen Nachtlokal verhaftet – sie tanzte gerade, ein bißchen angeheitert, in rotem Röckchen und Trikot auf dem Tisch –, Tschapygin und seine Freunde küßten ihre Schuhchen. Jemand hatte im letzten Augenblick Wind von der bevorstehenden Razzia der Tscheisten bekommen, warnte flüsternd, und als die Tscheisten erschienen, fanden sie nur einen betrunkenen verarmten Fürsten vor – den früheren Direktor des Kameralhofs – und die weinende Manja, die die Eintretenden verwirrt und hilflos anschaute.

Der Fürst erhob sich mit Mühe, sagte aber voll Würde:

„Fürst Sokolninskij.“

Auf einem Lastauto brachte man sie in die Tscheka. Im roten Seidenröckchen, vor Kälte zitternd, wurde Manja in Kaljabins Arbeitszimmer geführt.

Während des Verhörs erweckte sie sein Wohlgefallen.

„Was haben Sie früher getan?“

„Ich war Maschinenschreiberin, zuerst in der Gouvernementssemstwo, nachher im Sicherheitsausschuß.“

„Jetzt sind Sie stellunglos? Und da gehen Sie auf leichten Verdienst aus? . . .“

Manja war wieder warm geworden, ihre Augen blitzten auf, sie streifte alle Scheu ab.

„Verschaffen Sie mir doch eine Stelle, Genosse – ich will gern arbeiten. Sie können mich ja als Ihre Maschinenschreiberin anstellen.“

Sie wollte scherzen, ihn zum Lachen bringen, Kaljabin aber musterte sie prüfend, klingelte und befahl:

„Die Lossewa bleibt über Nacht hier in Haft und wird morgen früh freigelassen. Stellen Sie sie als Maschinistin ein.“

Seitdem fuhr Manja des Abends im Auto spazieren und empfing Geschenke – Ringe mit Edelsteinen.

Ihr Vater wollte sie aus dem Hause jagen, als er erfuhr, wo und in welcher Gesellschaft sie verhaftet worden war, doch als sich herausstellte, daß man sie als Maschinenschreiberin in der Tscheke angestellt hatte, war er hoch erfreut.

„Und wer ist dein Vorgesetzter?“

„Der Genosse Kaljabin – so ein schauerlicher, rothaariger Geselle . . .“

„Der Name klingt mir bekannt, ich kann mich aber eben nicht recht entsinnen, Manja . . . Halt – am Ende ist's jener Kaljabin, der bei dem Kaufmann Klimow Vertrauensmann war?! Sollte er das wirklich sein? Den kenne ich, den kenne ich gut . . . Bring ihn doch mal her, das ist besser als sich in Nachtlokalen herumtreiben – bloß aus Gutmütigkeit verzeih ich dir, du bist kein kleines Kind mehr, wählst dir selber deinen Weg – aber bring ihn nur her, wir trinken zusammen Tee, und ich sehe mir den Mann an, vielleicht kann er mir nützlich sein.“

Afonka wütete – sein Name wurde im Flüsterton genannt. Die Haussuchungen leitete er persönlich, ließ ganze Keller umgraben, durchsuchte alle Kammern von oben bis unten, sah seinen Tschekisten auf die Finger, daß sie nicht stahlen, und wenn Waffen gefunden wurden, kehrten die Verhafteten nicht mehr zurück.

„Er knallt sie selbst nieder . . . Den Lauf an die Schläfe, und Schluß.“

Pflichtgemäß begab sich Afonka, nachdem Drakin die ihm auferlegte Kontribution entrichtet hatte, auch zu ihm nach Penji. Fenjas Mutter, Antonina Kirillowna, stöhnte, als die Tschekisten in Truhen und Schränken herumwühlten; Afonka folgte ihnen auf den Fersen, und als ein Tschekist einen Gegenstand in seiner Tasche verschwinden ließ, packte er ihn an der Hand.

„Genosse Kaljabin, nur eine Kleinigkeit . . . Es gehört doch bloß diesen Bourgeois . . .“

„Zurückgelegt!“

Afonkas rechte Hand sank auf seine Naganpistole.

Die kleine Fenja hatte sich im Speisezimmer hingesezt und rührte sich nicht vom Fleck, bis Afonka mit seinen Helfern an ihr Zimmer kam; er hatte nicht durchblicken lassen, daß er sie kenne und seelisch litt.

„Ich muß dieses Zimmer durchsuchen.“

Fenja lief hin und stellte sich vor die Tür ihres Zimmers.

„Ich habe nichts Unerlaubtes . . .“

„Das ändert die Sache nicht!“

„Mein Kind schläft, ich lasse niemand hinein . . .“

„Dann will ich allein nachschauen!“

Er schickte seine Rotgardisten ins Vorzimmer und befahl ihnen zu warten, dann kehrte er zurück. Der Ingenieur saß während der ganzen Haussuchung unbeweglich im Speisezimmer in einer Ecke des Diwans und beobachtete Afonka stumm. Kaljabin ging wieder auf Fenja zu – ruhig sah sie ihn an –, faßte sie mit seiner riesigen Hand am Oberarm, schob sie langsam beiseite und trat leise in ihr Zimmer; ihr Blick, haßerfüllt, traf ihn; sie folgte ihm nicht. Afonka sah sich im Zimmer um, wußte nicht, was beginnen; er hatte gemeint, sie würde ihm folgen. Er setzte sich auf den Rand des Sofas, lauschte, überlegte; ihm kam in den Sinn, daß sie das Kind von Petrowskij habe . . . Immerhin, die Haussuchung hatte er ja vornehmen müssen, es waren ja Bourgeois, der Ingenieur war ein richtiger Bourgeois . . . die kleine Fenja innerlich ja auch . . . das war so störend . . . Er ärgerte sich über sich selbst, daß er nicht jemand anderes mit der Haussuchung hier betraut hatte; um möglichen Zufälligkeiten schützend vorzubeugen, hatte er es selbst übernommen.

Stumm beobachtete Drakin seine Nichte, die aufgeregt vor der Tür ihres Zimmers stand. Hartnäckig sagte sie sich immer wieder: Ich gehe nicht hinein! Nie und nimmer gehe ich hinein! und bangte doch um ihren Jungen. Da hörte sie ihren Onkel flüstern: „Wenn Boris erwacht, erschrickt er . . .“ Das war stärker als sie.

Afonka saß finster da, betrachtete, vornübergeneigt, seine Hände; er fuhr zusammen, als Fenja eintrat, fürchte wieder die Brauen und begann leise, mit dumpfer Stimme:

„Fjokla Timofejewna . . .“

„Verlassen Sie dies Zimmer!“

„Sie wissen doch selbst, es ist meine Pflicht . . . Absichtlich bin ich selbst gekommen . . . Zu Ihnen konnte ich niemand anders lassen.“

„Ich verachte Tschekisten!“

„Ja, meinen Sie denn, wir sollten es ruhig zulassen, daß die Bourgeois sich uns wieder auf den Hals setzen?“

Die kleine Fenja stellte sich vor das Bett ihres Kindes und sah Kaljabin haßerfüllt an. Sie wußte, daß er es nicht wagen würde, in ihrem Zimmer etwas zu berühren, auch nur die Stimme zu heben; er kam ihr lächerlich vor.

Kaljabin saß hartnäckig da, reglos.

„Fjokla Timofejewna, Sie wissen ja . . . seinem Schicksal . . . es hat uns zusammengebracht . . . Sie haben mich vom Tode errettet . . .“

Sie gedachte des rothaarigen Mönches mit dem Zottelschopf, ihres Angstgefühls – jetzt rief diese Erinnerung nichts dergleichen hervor, sie war ihrer Macht über diesen riesigen, grausamen Menschen sicher, über diesen Mann, der blindlings und gleichgültig Menschen niederschloß, dabei aber von dem Recht und der Gerechtigkeit der Rache tief überzeugt war. Seine Worte im Lazarett kamen ihr in den Sinn: „Zertreten sollte man dieses Gewürm!“ und seine unbeholfene Erklärung über den „Stern von Bethlehem“.

„Was wollen Sie von mir, Kaljabin?“

„Sagen Sie mir, was ich tun soll – ich tue alles, was Sie wollen!“

Er erhob sich, trat bärengleich, mit hinkenden Schritten, ganz nah an sie heran, die Augen verzehrend auf sie gerichtet – er forderte, verlangte sie, und wagte doch nicht, sie zu berühren.

„Sie müssen sich zuerst meine Achtung verdienen.“

Afonka schoß das Blut zu Kopf, sein Gesicht wurde dunkelrot, finster.

„Bin ich denn ehrlos?“

Sie trat beiseite und sagte mit gleichgültiger Stimme:

„Wenn es nötig ist, durchsuchen Sie das Zimmer.“

Afonka wehrte mit einer ärgerlichen Handbewegung ab.

„Nicht dazu bin ich in Ihr Zimmer gekommen! . . .“

Er wollte gehen, kehrte aber wieder zurück und ergriff ihre Hand.

„Ich erreiche mein Ziel, merken Sie sich das!“

Er streckte die andere Hand nach ihr aus, Fenja riß sich los, lief an den Tisch, ein Revolver blitzte in ihrer Hand.

„Mit Gewalt nehmen Sie mich nur als Tote! Solange ich aber am Leben bin, fürchte ich Sie nicht.“

Sie lächelte und trat beim Sprechen an ihn heran.

„Durchsuchen Sie mein Zimmer oder gehen Sie; ich habe nichts mehr zu sagen.“

Afonkas Wallung hatte sich gelegt, er wollte dem Gespräch eine scherzhafte Wendung geben.

„Sieh da! Eine Waffe! Das ist aber nicht erlaubt, Fjokla Timofejewna – die werde ich Ihnen fortnehmen müssen.“

Im gleichen Ton erwiderte sie:

„Wenn ich tot bin, können Sie sie nehmen, solange ich aber lebe, soll sie mich beschützen – vor wem es auch sei. Versuchen Sie nur, mir den Revolver zu nehmen . . .“

„Das ist mir ein Mädel!“

„Mißfällt sie Ihnen?!“

„Sie sollten mit uns arbeiten – wären ein richtiger Kommissär und Genosse.“

„Ich habe Ihnen bereits erklärt: das muß erst verdient werden.“

Afonka verließ das Haus, ohne den Ingenieur eines Blickes gewürdigt zu haben; Drakins Arbeitszimmer hatte er nicht durchsuchen lassen, war nicht einmal hineingegangen. Als von der Einfahrt her das Rattern des abfahrenden Autos erklang, fragte Kirill Kirillowitsch seine Nichte:

„Hat er dein Zimmer durchsucht? ...“

Sie spürte, daß in seiner Frage etwas anderes lag. Drakin hatte gleich am Tage von Fenjas Ankunft einen auf sie gerichteten Blick Afonkas aufgefangen.

„Dazu reichte seine Willenskraft nicht aus.“

„Ein edler Ritter?!“

„Solange ich meinen Revolver bei mir habe, wird er wohl Ritter sein.“

Afonka war über sich selbst ärgerlich, wütend. Er bemerkte die höhnischen Blicke der Rotgardisten seiner Abteilung, wütete bei den weiteren Haussuchungen und gab nicht darauf acht, was seine Helfer taten. Die kleine Manja Lossewa ließ er eine Stunde über ihre Zeit arbeiten, dann in sein Arbeitszimmer rufen und befahl ihr, die Geisellisten abzuschreiben. Als ihre Finger schließlich vor Müdigkeit übereinander zu stolpern begannen, lehnte sie sich in ihrem Stuhl zurück, schloß die Augen, verschränkte die Arme hinter dem Nacken, wobei ihre Ringe aufblitzten, und sagte:

„Ich kann nicht mehr, Genosse Kaljabin.“

In dem gemeinsamen Zimmer, in dem die diensthabenden Tscheisten schliefen und sich aufhielten, trank er zusammen mit ihnen einige Gläschen Kognak aus, ohne etwas danach zu essen, befahl, den Motor eines Lastautos im Hofe anzulassen, um den Lärm der Schüsse zu übertönen, und kehrte nach Vollstreckung der Hinrichtungen angeregt in sein Arbeitszimmer zurück. Die ganze Zeit über hatte er die kleine Fenja vor sich gesehen – ihr Lächeln, ihr Lachen –, sich gierig ihre Gestalt vorgestellt, und als er nun die kleine Manja erblickte, die, die Hände im Nacken verschränkt, auf ihrem Stuhle eingenickt war, taumelte er wie trunken. Er warf seine Naganpistole und die Ledermütze auf den Schreibtisch – die kleine Manja wehrte sich nicht, hatte schon lange auf einen schwachen Augenblick des Vorsitzenden der Tscheka gewartet, dann würde es noch mehr Ge-

schenke des allmächtigen Tschekistenhauptes, Geld und Wertgegenstände geben. Afonka wurde noch trostloser zumute, Ekel überkam ihn und zugleich das Verlangen, sich zu betrinken, auszutoben – vor lauter Verzweiflung.

Die kleine Manja auf den Knien, jagte er mit einigen Freunden im Auto in das einzige, noch nicht geschlossene Café, deckte statt des Tischtuches unzerschnittene Bogen von Vierzigrubelscheinen, Kerenskijgeld, über den Tisch, darüber bald verschüttete Spirituosen rannen, und ging schließlich allein mit der kleinen Manja fort, um im Auto durch die Stadt zu rasen.

Gleich am zweiten Tage nach ihrem Dienstantritt bei Kaljabin war Manja in Tschapygins Wohnung geeilt, hatte mit dem ihr zur Verfügung gestellten Hausschlüssel die Tür geöffnet und war durch die leeren Räume in Tschapygins Arbeitszimmer gegangen. Hier waren alle Schubladen herausgezogen, die Papiere durcheinander gewühlt, der Kleiderschrank gähnte ihr leer entgegen, und an der Tür hing ein mit Reißstiften befestigter Zettel mit der Aufschrift: „Mein Herzlieb Mußja, vergib mir!“

Sie wußte, daß er an jenem Abend, als sie in rotem Röckchen auf seine Bitten hin auf dem Tisch getanzt und er gerufen hatte: „Meine Salome, meine Schöne!“ – schmähsch durch die Toilette geflüchtet war, um einer Verhaftung zu entgehen. Ihre erste Liebe – das hatte Tränen gekostet, hatte er doch auch versprochen, mit ihr fortzureisen, sie aus diesem Sumpf zu reißen, vor ihrem Vater zu retten, vor den Bolschewisten, sie von dem Hungerleben zu erlösen, ja, sie vielleicht später einmal, wenn sich die Verhältnisse gebessert hätten, sogar zu heiraten. Die Tränen waren längst versiegt, dann kam die Tipparbeit in der Tscheka, kamen Verhaftungen, Haus-suchungen, Requirierungen, Hinrichtungen. In ihrem Kopf war ein wüstes Durcheinander, des Nachts aber schrieb sie heimlich, die Augen oft fasziniert auf ihre Ringe gerichtet, sehnsüchtige, trunkene Gedichte, bis ihre Seele in jähem Weh aufschluchzte und das bittere Wogen des Mitleids mit ihrem verlorenen Leben und seiner Leere langsam verebbte. Am Morgen schleuderte sie dann das Heft zornig in die Schublade und ging in die Tscheka, um zuckende, hüpfende Buchstaben hinzutippen.

In den leeren, nicht mehr von Laternenlicht erhellten Straßen fegte der Schnee, krachten träge Flintenschüsse, heulte die Auto-sirene, und ihr Rausch verflög allmählich.

„Genosse Kaljabin?“

„Ja, Maria Iwanowna?“

„Mußja sollen Sie mich nennen, Sie abscheulicher Bär.“

„Die Bourgeois mögen dich so nennen, sie machen's nicht ohne Mätzchen, ich aber spreche einfach.“

„Fahren wir zu mir nach Hause! Wir trinken Tee, um uns zu erwärmen.“

Afonka gefiel der Vorschlag, es lockte ihn, sich einmal richtig auszuruhen – Fenjas Zimmer kam ihm in den Sinn, er preßte die Zähne zusammen, so daß sie knirschten, warf den Kopf zurück.

„Abgemacht!“

Erschrocken und verschlafen öffnete Lossew, in seinen verschlissenen Schlafrock gehüllt, die Tür.

„Ich bin es, mit dem Genossen Kaljabin, wir wollen Tee trinken.“

Also hatte sie an die Bitte ihres Vaters gedacht! Er sah sie an, doch Manja wandte sich von ihm ab, wie sie immer tat, um dem Blick seiner Augen auszuweichen und nicht die ewige Litanei zu hören, daß ein junges Mädchen rein und unschuldig sein müsse, daß Eltern solche Leichtfüße wie sie gar nicht über die Schwelle des Vaterhauses lassen sollten, daß bloß seine Gutmütigkeit ihn daran hindere, Strenge zu gebrauchen, was freilich jetzt auch nicht an der Zeit sei, da ja die Menschen wilden Tieren gleich geworden seien, sonst würde er sie selbst auf die Polizei bringen und ihr den gelben Ausweis einer Straßendirne ausstellen lassen – aber unter diesen Umständen vergebe er ihr, und vielleicht werde auch der liebe Herrgott ihr vergeben, ernähre sie doch durch ihre Arbeit ihre alten Eltern, Vater und Mutter, und er wisse ja, daß sie es nicht leicht habe . . . In diesem Ton ging es stundenlang weiter, bis er endlich schloß:

„Du mußt deinem alten Vater nicht böse sein, mein Mädelchen, er ist nun mal ein Brummbär, ein alter Brummbär ist er, meine kleine Manja, aber er brummt ja nur, Manja, damit dein Gewissen nicht einschlummere, um der Rettung deiner jungfräulichen Seele willen, du weißt ja nichts von ihr und siehst sie nicht, ich aber sehe und spüre sie – wie ein Kind freust du dich an deinen Ringlein und Broschen, mein Mädelchen, und hebe sie nur gut auf, hebe sie sorgsam auf, du kennst ja ihren Preis noch nicht, vielleicht haben deine Vorgesetzten, die Genossen, Finger ausgebrochen, die goldenen Dingelchen zusammen mit der Haut abgestreift, heilig sind diese Ringlein, unschuldig wie du, mein Mädelchen, das sich am Spiel der Steine ergötzt und nicht weiter über ihre Herkunft nachdenkt . . .“

Dann sprang die Tochter wohl vom Mittagstisch auf, schob den noch vollen Teller weg und rief:

„Warum quälen Sie mich so! Mein Leben lang haben Sie mich gequält, haben mein Leben zerstört, mich veranlaßt, an Türen zu horchen, zu spionieren, Ihnen zu hinterbringen, was meine Schulfreundinnen sprachen, dachten, zum Frühstück aßen, was für Bücher sie lasen! Sie haben mir befohlen, Tschapygin nicht abzuweisen, und jetzt ergehen Sie sich in Freudenausbrüchen über meine Unschuld! Ja, Sie haben recht – solche Mädchen, wie ich eins bin, jagen die Eltern überall zum Hause hinaus, ich aber lasse mich nicht hinauswerfen, ich bleibe absichtlich da, Ihnen zum Trotz!“

Währenddessen war die Mutter aufgestanden und hatte stumm das Zimmer verlassen, auf ihre Weise voll Mitleid für Gatten und Tochter und sich selbst; sie weinte lange, bis ihres Mannes knarrende Stimme nach Tee rief.

So spät in der Nacht hatte Lossew Kaljabins Besuch nicht erwartet.

Seine Pantoffel schlürften über die Bohlen, er zündete die Lampe an und sprach vor sich hin:

„Afanassij Timofejewitsch, wenn ich nicht irre... Afanassij Timofejewitsch!... Da sieht man, was es heißt: Schicksal! Wie man so sagt: das Schicksal spielt mit dem Menschen... Hä-hä-hä! Niemals werde ich Ihre Pasteten vergessen, Ihre Bewirtung damals... Tja... Die Sache damals ist ja nicht ausgekommen... Was soll man machen, so geht's schon zu in der Welt!... Aber ich habe ja immer gesagt – erinnern Sie sich noch? – habe den Aufstieg Ihres Sternes vorausgesehen... habe vorausgesagt, daß Sie einst ein großer Mann sein würden... Tja, Afanassij Timofejewitsch, seinem Schicksal entgeht man nicht... In einem Augenblick der Erleuchtung habe ich Ihr Schicksal vorausgesehen... tja... tja...“

Afonka hatte nicht gleich erfaßt, wohin er gekommen war, hatte den alten Mann an der Tür mit einem Gefühl des Ekels kurz betrachtet und ihn erst erkannt, als Lossew beim Anzünden der Lampe zu sprechen begonnen hatte.

Die Vergangenheit brach jäh auf ihn ein, das Klimowsche Haus erstand vor ihm, seine Vorbereitungen zu der Brandstiftung, Lossew, Dunja und Marja Karpowna. Er dachte daran, wie er der kleinen Fenja den Wechsel ausgeliefert hatte – und da war sie wieder, sie, sein Stern von Bethlehem, und der Stern winkte und lockte – und entschwand – und erschimmete aufs neue.

Er stützte die Ellenbogen auf den Tisch und sah Lossew schweigend an.

„Meine kleine Manja, was sorgst du nicht für Tee, meine Liebe, für schönen heißen Tee, damit wir unserem Gast was vorsetzen können? Geh, sag' es Mütterchen, macht dort alles zurecht, inzwischen wollen wir beide, der Genosse und ich – jetzt sind wir ja alle Genossen, Afanassij Timofejewitsch, alle miteinander – wir wollen inzwischen alte Erinnerungen auffrischen, mein Mädelschen, wir haben ja sozusagen zusammen an der Schüssel des Lebens gegessen... Geh mal und Sorge für den Samowar, meine kleine Manja...“

„Das ist also Ihre Tochter?!“

„Die kleine Manja? Aber gewiß doch... Afanassij Timofejewitsch, sozusagen unser einziges Kind, die Stütze unserer alten Tage – ohne sie wäre es aus mit uns. Und für mich war es immer eine so große Freude, daß mein Töchterchen bei einem alten Bekannten angestellt ist, habe ich sie doch gefragt, wie er aussieht, ihr Vorgesetzter; beschreibe ihn mir mal, habe ich gesagt, und sie hat geantwortet–„So ein Schauerlicher, weißt du!“ – Ach was, habe ich erwidert, er sieht wohl bloß streng aus! Wie oft habe ich ihr gesagt, lade ihn doch mal zu uns ein... Sie muß wohl große Angst vor Ihnen haben, ein strenger Mann sind Sie ja, haben ja auch früher die Kellner in Klimows Wirtshaus nicht gerade verwöhnt, erinnern Sie sich noch?...“

Afonka trank in kleinen Schlucken starken Tee und wurde allmählich nüchtern. Er sah bald den Vater, bald die Tochter an – mit ihren runden Augen und dem schwarzen Haar erschien sie ihm jetzt geradezu schön und erinnerte ihn an Dunja; er wußte nicht recht, wieso.

„Nun und Sie?... Was haben Sie inzwischen getrieben?“

„Gearbeitet, Afanassij Timofejewitsch, gearbeitet, zum Nutzen unseres Vaterlandes. Übrigens, Sie hätten mich um ein Haar in die Tinte gesetzt... mit jenen Papierchen... wissen Sie...“

„Keine Ahnung! Was für Papierchen?“

„Da waren doch Quittungen, tja... Quittungen... und die sind dem Ingenieur Drakin in die Hände gefallen.“

Als Afonka den wohlbekannten Namen hörte, horchte er interessiert auf, fragte:

„Was hat denn der Ingenieur damit zu tun?...“

„Die kleine Sache damals bezog sich doch gerade auf den Ingenieur...“

„Die kleine Sache lassen Sie mal ruhen, erzählen Sie mir lieber vom Ingenieur!“

„Ah, Sie interessieren sich für den Ingenieur! . . . Eine beachtenswerte Persönlichkeit das, sehr beachtenswert . . . Man kann wohl sagen, der erste Bourgeois in unserem Gouvernement . . . Das stimmt doch, Afanassij Timofejewitsch, nicht?! Und der spaziert in Freiheit herum! . . . Ich bin nämlich ein Proletarier, was Sie ja selber wissen. Sie erinnern sich ja wohl noch, wie ich – hör’ mal ordentlich zu, meine kleine Manja – wie ich im Wirtshaus von Klimow einzukehren pflegte, um mich ein bißchen zu wärmen, für einen Groschen einem Bauern ein Gesuch auszufertigen, und wie ich glücklich war, daß ich mir mit diesen Groschen mein Mittagbrot verdient hatte, wenn Sie geruhten, mir irgendwelche Speisereste dafür zu überlassen! . . . Ein echter Proletarier war ich schon damals und bin es noch heute . . . Die Herren Ingenieure dagegen, die fahren in eigenen Autos spazieren, machen Auslandsreisen, bauen riesige Fabriken – und eine Teehalle dazu, tja, und dazu noch eine Konsumgenossenschaft, tja, und des weiteren eine eigene Bank und Sparkasse – damit also das Geld, das sich der Arbeiter im Schweiß seines Angesichts verdient hat, nicht auf die Seite geht, sondern hübsch in dieselbe Tasche wieder zurückfließt . . . Und das alles geht den Herren Ingenieuren glatt ab, sie spazieren frei in der Welt umher, haben ja ihre Kontribution bezahlt – als ob ihnen das etwas ausmachte! Die könnten noch ganz andere Summen bezahlen, trotz Revolution und Proletariat und allem Drum und Dran . . . Das Geld des Ingenieurs ist nämlich heil und ganz.“

„Wieso heil und ganz?“

Lossew beugte sich zu Afonka hinab und flüsterte:

„Im Auslande ist’s, Afanassij Timofejewitsch, im Auslande – heil und ganz.“

„Im Auslande? Wo?!“

„In England . . . tja, tja . . . Bei unseren Herren Verbündeten . . . Da braucht man sich denn weiter keine Sorgen zu machen . . .“

Die Worte strömten endlos dahin, er sprach bald in Andeutungen, bald gerade heraus; daß der Ingenieur ihm damals durch den Arzt gedroht und ihn zum Schweigen gezwungen hatte, hatte er ihm nicht vergessen – nun war er über die unverhoffte Gelegenheit, sich rächen zu können, entzückt, um aber seine Absichten nicht gar zu offen durchblicken zu lassen, suchte er durch sein Gerede Afonka mit Hilfe von Seitensprüngen und allerlei Mätzchen wirr zu machen, ihn in ein Spinngewebe einzuspinnen, wobei er aber

durch wiederholte Anspielungen immer wieder auf den Ingenieur hinzielte.

„Ich bin doch ein Proletarier, Afanassij Timofejewitsch, ein rechter Proletarier . . . tja . . . und die ganzen Geheimnisse unserer Bourgeois, die liegen offen vor mir, wie auf der flachen Hand – jeden einzelnen von ihnen kenne ich ja genau; lange genug habe ich gedient und den Rücken vor ihnen gekrümmt und ein Hungerleben geführt! Dabei habe ich – das kann man ja wohl sagen – eine ganz anständige Bildung erhalten und gehofft, ich würde es schaffen; aber solche Herren Ingenieure, die haben mir den Weg verlegt, tja . . . Übrigens, da kommt mir gerade dieser Tschapygin in den Sinn, ein ganz liberaler Herr, nicht wahr? Die Bäuerlein aber haben ihm seinen Gutshof niedergebrannt, trotz Liberalismus und allem, und grundlos werden sie das ja wohl nicht gemacht haben . . .“

„Das stimmt, ohne Grund geschieht das nicht . . .“

„Ich meine das nur so über Tschapygin,“ er warf seiner Tochter einen Blick zu, „aber nun schauen Sie: wo ist denn dieser Herr Tschapygin jetzt bloß geblieben? Verschwunden ist er, spurlos verschwunden, tja . . . Vielleicht stellt sich nachher heraus, daß er sich im Auslande befindet, tja . . . Einen unglücklichen Mann hingegen, den – verhaften Sie sozusagen . . .“

„Wen meinen Sie? Was für einen unglücklichen Mann?“

„Den Fürsten Sokolninskij meine ich . . . Tja, tja, gewiß . . . ein großer Name . . . Fürst, tja . . . aber er hatte ja nichts, keinen Heller, arm wie eine Kirchenmaus . . . Zwar nahm er ja eine hohe Stellung ein, aber was will das sagen . . . Fragen Sie mal nach, wieviel Gutes der Mann getan hat, tja . . . Allererste Bourgeois aber spazieren frei umher . . .“

„Na, über den Fürsten brauchen wir weiter keine Worte zu verlieren, dazu ist's jetzt ein bißchen zu spät . . .“

„Ganz richtig, hä-hä, ein bißchen zu spät . . . Ach, Afanassij Timofejewitsch, wie es doch so zugeht im Leben! Da sind wir nun wieder zusammengekommen, und nun erzählen Sie mir doch, wo Sie diese lange Zeit über waren, machen Sie einem alten Manne diese Freude . . .“

„Ich war Arbeiter in Petersburg, nachher saß ich dann im Schützengraben.“

Lossew goß seinem Gast Tee ein, zog seinen Schlafrock fester zu, und als irgendwo im Hause eine Uhr dumpf drei schlug, fuhr er auf, sah seine Tochter an, sah ihre geschwellenen, von dunklen Ringen umzogenen schwarzen Augen, entschied, daß er Kaljabin wieder be-

ruhigen müsse, ihm nicht gleich beim ersten Male gar zu viel zumuten dürfe, zumal ja Kaljabin über den schlimmsten Gegner jetzt unterrichtet war, über diesen Drakin, dem er es zu verdanken hatte, daß der Vorsteher der Kanzlei des Gouverneurs ihn damals angeschnauzt und auf Drängen desselben Drakins das Erscheinen seiner treu-russischen Zeitung verboten hatte! Er sah seine Tochter wieder an, rutschte, mit den kleinen Augen blinzeln, auf seinem Stuhle hin und her und suchte durch Anspielungen zu verstehen zu geben, daß er von nichts wüßte und von nichts wissen wollte.

„Du solltest mal unserem Gast etwas vorsingen, mein Töchterchen! In der guten Stube da haben wir ein kleines Klavier, Afanassij Timofejewitsch, damit mein Mädelchen auch ihr Vergnügen hat . . . Zeige ihm doch auch dein Zimmerchen, meine Liebe . . . Ich alter Mummelgreis aber will mich zurückziehen, euch jungen Leuten macht eine schlaflose Nacht ja nichts aus, mir Altem aber geht so was auf die Knochen, da möchte man denn in seine Koje kriechen . . .“

Afonka streckte ihm seine riesige Hand hin, Lossew verzog das Gesicht, blinzelte heftig mit den Augen, als fürchtete er, die knorrigen Finger könnten am Ende nicht nur seine Hand, sondern ihn selbst zerdrücken, den verschossenen, geflickten Schlafrock mitsamt seinem Inhalt wie eine Zitrone auspressen.

„Vergessen Sie uns nicht, Afanassij Timofejewitsch, besuchen Sie uns öfter . . .“

„Dazu habe ich keine Zeit . . .“

„Das weiß ich, Afanassij Timofejewitsch, das weiß ich sehr wohl – bei den Zeiten! Aber hier und da einmal geht’s vielleicht doch, und dann kommen Sie und plaudern ein bißchen mit mir altem Manne . . . auch meiner kleinen Manja wird es eine Freude sein . . .“

Seine Pantoffel schlürften, knarrend schloß sich die Tür – die Schultern des jungen Mädchens zuckten, sie streckte sich und sah Kaljabin mit ihren großen, noch immer weingetrübten Augen an.

„Ich habe keine Lust zu singen, Genosse! . . . Wollen Sie sich mein Zimmer ansehen? . . .“

„Na schön, zeig’ mir dein Zimmer, Manja . . .“

Er blickte finster vor sich hin. Die ganze Zeit über hatte er die kleine Fenja vor sich gesehen und neben ihr wie ein Steinbild den glatt rasierten Ingenieur, der ihn verächtlich musterte. Und ihm war der Gedanke gekommen, daß wenn der Ingenieur Drakin nicht mehr da wäre, er Fenjas Widerstand gewiß eher brechen, sie leichter erobern könnte. Dann würde er nicht mehr auf dem Diwan in seinem

Arbeitszimmer in Kleidern die Nächte durch herumliegen müssen, würde einfach ein Zimmer im Drakinschen Hause requirieren, neben ihr wohnen, sie jeden Tag sehen und bestürmen, bis sie ihm nachgäbe. Solange aber der Ingenieur im Hause lebte, der ja noch dazu mit Petrowskij befreundet war, ließ sich gar nichts machen. Er hatte Lossew nur mit halbem Ohre zugehört, in Gedanken unablässig mit Fenjas Erklärung beschäftigt, daß man sie gewinnen, erobern müsse, und das nicht mit Gewalt, sondern so, daß sie ihren Widerstand freiwillig aufgab. Wie das zu erreichen sei, war ihm noch nicht klar, aber es würde sich schon alles finden, wenn sie erst zusammen unter einem Dache wohnten. Er hatte schon damals im Lazarett herausgebracht, daß zwischen ihr und Petrowskij nichts mehr war, sie waren bloß gute Freunde, also nicht Petrowskij, sondern allein der Ingenieur stand ihm im Wege.

Manja führte ihn in ihr Zimmer. Es roch hier scharf und aufreizend nach billiger Eau de Cologne und süßlichem Puder, an der Wand hingen Ansichtskarten, das Bett war noch nicht hergerichtet. Sie hieß ihn sich abwenden . . .

„Ach was, abwenden! Ich kenne ja schon die Bescherung . . .“

Sie entkleidete sich vor ihm, schlüpfte in ihren Schlafrock, und wartete, halb schlummernd, halb trunken. Afonka wurde durch sie plötzlich an Shenja erinnert, und es widerte ihn, doch dann gemahnten ihn Manja's entblößte Arme an die kleine Fenja mit zurückgestreiften Ärmeln im Lazarett – er sah es ganz deutlich vor sich, wie sie ihm einen Verband anlegte.

„Genosse, ich langweile mich . . .“

„Geh schlafen; ich muß nachdenken!“

Sie legte sich ins Bett, blickte ihn schlaftrunken an, merkte nicht, wie sie einschlummerte. Afonka saß und sann. Schritte knirschten vor dem Fenster, ein Schatten glitt vorüber, Afonka dachte: Sieh mal an, der wagt sich so spät auf die Straße, wohl einer von uns! Sitzend nickte er ein. Zum ersten Male seit dem Ausbruch der Revolution hatte er sich – vor Ärger – fortreißen lassen, war mit der Lossewa ins Bummeln hineingetaumelt, und erst heute hatte es ihn gepackt, das würgende Verlangen, sein Ziel zu erreichen, die kleine Fenja zu gewinnen. Ein Kälteschauer überrieselte ihn, er erwachte – durch die geschlossenen Fensterläden brach erster Dämmererschein –, er weckte die kleine Manja, verließ das Haus, schritt über Schneehaufen durch die ganze Stadt. Mit unbeholfener Feder füllte er Verhaftungsbefehle aus, kritzelte den Namen des Ingenieurs Drakin und einer Reihe anderer Geiseln aufs Papier – wahllos entnahm er die

Namen der Liste noch nicht verhafteter Bourgeois – und warf sich auf den Diwan.

In grauer Morgendämmerung schnarrte ein Auto vor dem Drakinschen Hause – der Ingenieur erhielt die Erlaubnis, seine Pfeife und den Gummibeutel mit Bauerntabak mitzunehmen. Die kleine Fenja, in heller Entrüstung, wollte es nicht zulassen, daß man ihren Onkel verhaftete, sie rief Petrowskij im Gouvernements-Vollzugsausschuß an, doch war er nicht da. Da zog sie – um einem Genossen ähnlich zu sehen – ihre Lederjoppe an, stülpte die Lederkappe über den Kopf – Geschenke ihres Onkels –, steckte ihre Smithpistole in die Tasche und eilte aus der Vorstadt durch die ganze Stadt nach der Adelsstraße, jetzt Straße des 25. Oktober genannt, in die Stadtvilla des Rechtsanwalts Korenew.

Die Klingel ertönte irgendwo weit hinter der Doppeltür, ein Sekretär des Vollzugsausschusses, der Jude Karassik, öffnete, steckte den Kopf heraus – ein bleiches, schwindsüchtiges Gesicht, scharfe, heisere Stimme und riesige Augen.

In der Lederjoppe erkannte er das junge Mädchen nicht, dachte, sie komme von auswärts.

„Wen wünschen Sie zu sprechen, Genossin?“

„Nikodim Alexandrowitsch Petrowskij.“

„Treten Sie ein, rechts, die erste Tür. Petrowskij, zu dir.“

Im Jahre 1905 waren hier in Korenews Haus Gymnasiasten und Lyzeistinnen zusammengekommen – der Streikausschuß –, Primaner die Leiter; auf Vervielfältigungsapparaten wurden damals Proklamationen und eine „Allgemeine Dekadentenzeitschrift“ gedruckt, Verordnungen ausgearbeitet. Korenew hatte an allem lebhaften Anteil genommen, seinen Sohn und die übrigen jungen Leute beraten. Später hatten sich hier die Verfolgten vor den Pogromleuten verborgen, sogar eine Bürgerwehr war hier gebildet worden, Metzger und sonstige Raufbolde von der „Schwarzen Hundertschaft“ hatten Steine in die Fenster geworfen. Jetzt waren die Kleiderhalter im Flur halb zerbrochen, unter der Last der übereinander getürmten Soldatenmäntel die Kleiderhaken wackelig geworden. Die ganze Zeit über seit Korenews Flucht hatte man die Fußböden nicht aufgewischt, es gab keine Dienstmädel mit weißer Stirnkrause mehr, die den jungen Herrschaften die Überschuhe reinigten. Namenlose Leute aus Fabriken, Kasernen, von der Straße, die bisher in diesem Hause unbekannt waren, stapften in schweren Stulpenstiefeln mit Schmutzklumpen an den Sohlen durch die Zimmer. Jugendliche Gäste sangen nicht mehr in wohlgeübtem Chor, um den Flügel ge-

schart, auf dem Frau Korenewa – sie hatte das Petersburger Konservatorium nicht ganz absolviert, die Liebe zu Korenew war dazwischen gekommen – sie begleitete, sondern ungeschlachte, schwerfällige Körper setzten sich auf zierliche Stühle und Sofas Louis XIV. Die feingeschweiften Stuhlbeine ächzten, schwellende Lehnssessel flogen als Ausschuß krachend an die Wand, wurden als Brennholz gebraucht, freudig durch wackelige, durchgesessene Flechtstühle, Küchenschemel, im Schuppen aufgestöberte Kisten ersetzt, aus Zeitungspapier gedrehte, mit Bauerntabak gefüllte Zigaretten geraucht, auf die Fußböden gespuckt, mit der Mütze auf dem Kopf Beschlüsse des Parteiausschusses verfaßt und die Internationale gesungen, so daß die Fensterscheiben klirrten: das Innere dieser Menschen brannte loh.

Die Zimmer sahen wüst aus, der schwarze Flügel stand aufgeschlagen da, die staubbedeckten Tasten trugen deutliche Fingerabdrücke; die Stimme hallte in den halb geleerten Räumen – aller Kleinkram, wie Etageren, Ziertischchen, Wand- und Kaminschirme, waren in die Scheune oder in den Ofen gewandert; so war mehr Platz da – mehr Genossen konnten an den Sitzungen teilnehmen.

Genosse Karassik mit dem schwindsüchtigen Gesicht hatte an die Tür geklopft.

„Herein!“

Petrowskij hauste im ersten Zimmer rechts, dem zweifenstrigen ehemaligen Arbeitszimmer des geflüchteten Rechtsanwalts. Auf dem Schreibtisch an der Wand lagen Bücher und Schriftstücke kunterbunt durcheinander, es war aber eine geordnete Unordnung – alles lag gleich zur Hand; daselbst bemerkte man auch ein halb geleertes Teeglas, ein angebrochenes Achtelfund Brot – die Tagesration des Bürgers –, in ein Stückchen Kattun gehüllt, auf einer Unterschale aneinandergeklebte Fruchtbonbons an Stelle von Zucker – Zucker auf seine Zuckerkarte konnte er sich nicht holen, er hatte keine Zeit dazu, ebensowenig wie irgend jemand hier – und ein Viertelfund mageren Specks mit umgebogener Schwarte.

Petrowskij, der am Schreibtisch saß, wandte den Kopf; auch er erkannte das junge Mädchen in der Lederjoppe nicht gleich.

„Nikodim, Onkel Kirja ist verhaftet worden, als Geisel fortgeschleppt.“

„Hat er die Kontribution bezahlt?“

„Bis auf die letzte Kopeke.“

„Ich will gleich anrufen.“

Eine knarrende Stimme antwortete, es sei auf Verordnung des Vorsitzenden geschehen; Veranlassung? – Der erste Bourgeois in der Stadt.

„Formell sind sie im Recht, aber da in dieser Zeit ein Menschenleben nichts ist, muß man schnell sein, um ihn zu retten. Warte hier, ich rufe Kaljabin an, oder machen wir es besser so – Karassik, auf einen Augenblick!“

Petrowskij berichtete dem Sekretär über den Fall Drakin und schickte ihn in die Tscheka mit der Weisung, daß der Gouvernements-Vollzugsausschuß und der Parteiausschuß über die Angelegenheit beschließen würden.

„Sage dort, sie sollten eigenmächtig nichts gegen ihn unternehmen.“

Fenja wollte auf Karassiks Rückkehr warten.

„Ich werde für Drakin bürgen.“

„Aber die ganze Sache ist doch eine Niedertracht, Nikodim! Man weiß doch, daß er die Revolution gefördert hat . . .“

„Das genügt nicht – man muß tätig an ihr mitarbeiten. Selbst vor dem Tode kann einen die Vergangenheit nicht retten, wenn diese Vergangenheit tot und begraben und nicht lebendige Gegenwart geworden ist.“

„Aber Nikodim, solcher Männer wie Onkel Kirja gibt es in ganz Rußland vielleicht zehn oder zwölf!“

„Nur deshalb will ich ja auch für ihn bürgen.“

Tag für Tag sprach Fenja bei Petrowskij vor; er suchte ihren Fragen auszuweichen, beteuerte aber, daß ihr Onkel lebe.

„Warum gibt man ihn denn nicht frei?!“

„Das hängt nur von ihm ab; wenn er will, kann er morgen frei sein.“

„Ihr wollt ihn zwingen, sich euch anzuschließen?!“

„Nicht zwingen – überzeugen.“

Petrowskij besuchte den Ingenieur täglich in seiner Zelle. Die ersten Male reichte Drakin ihm nicht die Hand und schwieg auf alle seine Fragen, Rauchwolken vor sich hinblasend; am fünften Tage konnte Drakin nicht mehr an sich halten und fragte Petrowskij verächtlich:

„Was soll das? Ist diese Handlungsweise auch eine eurer Regiemethoden?!“

„Der Beschluß des Ausschusses ist Ihnen bekannt. Ihr Leben ist nicht bedroht, es liegt in Ihren eigenen Händen!“

Im Drakinschen Hause wurde ein Beschlagnahmeschein des Wohnungsamtes abgeliefert; Fenjas Mutter Antonina Kirillowna empfing ihn – ein Zimmer sei zu räumen; die alte Dame rang die Hände.

„Kirill ist nicht mehr da – jetzt machen sie mit uns, was sie wollen!“

Fenja war an diesem Morgen selbst in die Tscheka gegangen, um sich nach dem Schicksal ihres Onkels zu erkundigen. Die Rotgardisten traten ehrfürchtig vor der Lederjoppe zurück, der Sekretär wollte sie veranlassen, auf den Gehilfen des Vorsitzenden zu warten.

„Zum Vorsitzenden selbst kann ich Sie nicht vorlassen, er ist viel zu stark in Anspruch genommen, um Auskunft zu erteilen.“

Fenja beschloß, zu einer List Zuflucht zu nehmen; sie setzte sich ruhig auf eine Bank an der Wand und wartete. Türen wurden auf- und zugeschlagen, Flintenkolben krachend auf den Boden gesetzt, ein ganzer Haufe Verhafteter vorbeigeführt, die ohne Ausweis nach Ablauf der Polizeistunde auf dem Heimwege aus dem Theater aufgegriffen worden waren. Die jungen Damen, die zusammen mit ihren Begleitern in einer kalten Steinscheune auf Stroh hatten übernachten müssen, waren in großer Aufregung, kamen sie doch ohne ausreichenden Grund zu spät in ihre Ämter; ihre Begleiter schmunzelten verstohlen. Man nahm ihre Adressen auf, um Erkundigungen einzuziehen, dann wurde die ganze Gesellschaft freigelassen. Stille trat ein. Der Sekretär rauchte, machte sich Notizen, wühlte in den Papieren herum, rief die Wache an. Der kleinen Fenja riß die Geduld, sie stand auf, begann im Zimmer auf und ab zu gehen; der Sekretär gab nicht acht auf sie. Langsam näherte sie sich immer mehr der Tür zu Kaljabins Arbeitszimmer, machte plötzlich eine halbe Wendung, schlüpfte seitlings an dem Sekretär vorbei, riß geschwind die Tür auf und lief ins Zimmer hinein. Der Sekretär sprang auf, zog seine Pistole und stürzte ihr nach.

Afonka, der auf dem Diwan saß, fuhr in die Höhe, rieb sich die Augen und starrte seinen Sekretär und das junge Mädchen verständnislos an, erkannte aber sogleich die kleine Fenja und schrie dem Sekretär zu:

„Was willst du hier?“

„Sie ist mit Gewalt eingedrungen; ich habe ihr gesagt, sie soll auf Ihren Gehilfen warten.“

„Schafskopf!“

Der Sekretär fuhr auf, machte dann aber eine wegwerfende Handbewegung – um eines Weibes willen finge er halt keinen Streit an – und verließ das Zimmer.

Kaljabin sagte, als wisse er von nichts:

„Fjokla Timofejewna! Welch unerwarteter Besuch! . . .“

„Wo ist Onkel Kirja?“

„Der Ingenieur Drakin? – Gestern nach Moskau befördert worden.“

„Nach Moskau?! Das hätte Petrowskij mir doch gesagt! Welche Niedertracht! Was soll dies Theater?“

„Es ist kein Theater, es ist die Wahrheit.“

Afonka zog fröstelnd die Schultern hoch, öffnete die Tür halb und rief:

„Selesnjoff!“

Der Sekretär trat ein.

„Warum ist hier nicht geheizt? Wie oft muß ich euch Satansbrut das sagen? Soll ich erfrieren?“

„Sie werden ja doch nicht mehr hier wohnen, Genosse, was soll man denn da unnütz heizen – das Holz reicht so schon nicht für unsere Leute . . .“

„Ordne an, daß hier unverzüglich geheizt wird!“

Fenja stand vor Afonka und konnte nicht begreifen, warum man ihren Onkel Kirja nach Moskau geschickt hatte. Sie wollte gehen. Afonka vertrat ihr den Weg, schloß die Tür ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Die kleine Fenja preßte die Lippen zusammen und sah ihm fest in die Augen.

„Was soll das heißen? . . .“

„Petrowskij braucht den Ingenieur Drakin, Fjokla Timofejewna, und ich brauche Sie! Wenn ich will, lasse ich Sie jetzt verhaften!“

Während er sprach, hielt er sie scharf im Auge, fing eine verstohlene Handbewegung auf, machte sich sprungbereit, und als sie nach ihrem Revolver langte, packte er ihre Hand.

„Lebend soll ich Sie nicht haben?! Seien Sie ruhig, nicht mit dem kleinen Finger rühre ich Sie an, mit diesem Spielzeug aber machen Sie mir nicht bange – wir haben hier selber Haufen von diesen Dingerchen.“

Vor Überraschung verlor Fenja die Fassung; seine eiserne Tatze war wie ein Schraubstock um ihr Handgelenk gepreßt; der glitzernde Smith entfiel ihr, Afonka trat mit dem Stiefel darauf, ließ ihre Hand los, bückte sich ruhig, hob die Waffe auf und steckte sie in seine Tasche – sah Fenja an und weidete sich an ihrem haßerfüllten Blick, der, glühend und unverhüllt, in ihm die Erinnerung an jenen Tag im Kloster weckte, an die Mühle, die Balken, den Sonnen-

schein und an die kleine Fenja, die jetzt so stark und willensfest in ihrer Lederjoppe vor ihm stand, ein richtiger kleiner Genosse.

„Wenn nötig, gebe ich Ihnen die Waffe zurück. Warten Sie ein bißchen, ich bin gleich fertig! . . .“

Vor sich hinlächelnd kramte er seine Sachen zusammen, steckte sie in seinen Soldatensack und einen fremden Lederkoffer, verknüpfte beides mit einem Strick und rief dann wieder zur halb geöffneten Tür hinaus:

„Selesnjoff, sage, daß man den Motor anläßt, ich fahre fort. Und nun, Fjokla Timofejewna, gehen wir . . .“

„Geben Sie mir meinen Revolver zurück . . .“

„Doch nicht hier – im Auto sollen Sie ihn haben; ich bringe Sie nach Hause.“

Ihre Verwirrung war vorbei, Neugierde war erwacht. Sie setzte sich ins Auto; neben ihr, die Lederkappe in den Nacken geschoben, nahm Afonka Platz.

„Nach Penji!“

Er holte den Smith aus der Tasche hervor und reichte ihn der kleinen Fenja.

„Da haben Sie Ihr Spielzeug, vergnügen Sie sich damit!“

Afonka war während der Fahrt durch die Stadt fröhlich und guter Dinge, streifte grüßend die Kappe vom Kopfe, wenn er Genossen sah, der rote Haarschopf wogte im Winde. Die kleine Fenja empfand ihre Lage zugleich als ärgerlich und belustigend und wollte es selbst nicht glauben, daß es Kaljabin gelungen war, sie ins Auto zu locken und an ihrer Seite durch die Stadt zu fahren.

Offiziere ohne Achselstücke, verängstigte Bürger sahen sich nach dem Auto um, flüsterten:

„Eine neue Kommissarin!“

„Bildschönes Weib! . . .“

„So'n Luder! Läßt sich mit einem Tschekisten ein!“

Durch die Vorstadt Penji raste das Auto hupend und Schneestaub hinter sich aufwirbelnd blindlings dahin. Der Chauffeur bog in die Einfahrt zum Drakinschen Hause ein, bremste, fragte, sich umwendend:

„Wann soll ich Sie abholen, Genosse Kaljabin?“

„Morgen früh.“

Die kleine Fenja starrte Afonka, der seine Sachen bereits die Freitreppe hinauftrug, verblüfft an, fragte ihn:

„Aber . . . wo wollen Sie denn hin?“

„In Ihre Wohnung – ich habe mir ein Zimmer requiriert.“

Fenja blieb vor Überraschung stehen und machte große Augen – Verschlagenheit und List hatte sie von Kaljabin nicht erwartet. Afonka lachte fröhlich und gutmütig auf und fügte hinzu:

„Ich will mir Ihre Hochachtung verdienen – und mein Ziel erreichen!“

4

Draußen vor der Stadt im früheren geistlichen Seminar saß der Stab der roten Garde. Vom frühen Morgen an kochten hier Teekessel, wurden Gewehre klirrend gegeneinander gestellt; in den Wandelgängen standen zu beiden Seiten Maschinengewehre in Schutzhüllen, die grau-grünen Mäuler stumpf und gleichgültig vor sich hin gerichtet; Kisten mit Bomben, Haufen von Gewehren, Patronenbänder lagen umher. Posten standen an allen Toren, Türen, auf der Haupttreppe. Der Stabskommandant war der stämmige, gedrungene, sehnige Soldat Titoff, Frontsoldat von altem Drill, dessen breite Kinnbacken die Faust so manchen Unteroffiziers, Feldwebels, Kompanieführers gespürt hatten – einmal hatte er zwei untere Zähne ausspeien müssen. Sein Schreibtisch – aus der Wohnung des ehemaligen Rektors herbeigeschafft – war aus massivem Eichenholz, alt und zuverlässig, der würde noch drei Generationen überleben.

„Genossen, von neun Uhr an werden die Offiziere vorgelassen. Und acht gegeben, daß sie sich im Hof nicht in Gruppen versammeln!“

In den breiten Rachen des gartenähnlichen Hofes des Seminars strömten Fähnriche, Rittmeister, Oberste, eine folgsame Herde, um sich von dem roten Kommandanten Titoff registrieren zu lassen.

„Ohne Durchlaß wird niemand hinausgelassen!“

Ein Schreiber der früheren Militärkanzlei ist Titoffs Sekretär; aus zahllosen Blättern besteht die lange Namenliste eingezogener ehemaliger Studenten, Rechtsanwälte, Bankangestellten und der aktiven Berufsoffiziere aller Stufen und Ränge. Auf den Gesichtern spiegelt sich edle Entrüstung und hündische Ergebenheit. Aus der ganzen Stadt haben sie kommen müssen, bei zweitausend Mann. In langen Reihen stehen sie an.

Unter ihnen fielen auf ein Oberst des Generalstabes mit gestutztem Schnurrbart, ein hochgewachsener Mann in wattiertem, elegantem Halbpelz, und seine Gattin, eine brünette Dame in hoher Kosakenpelzmütze, dazu trug sie Tscherkessenkittel und Baschlyk, einen die Taille eng umspannenden Silbergürtel mit Patronen und

Dolch, lange Reitstiefel mit englischen Absätzen, und über dem Herzen am üppigen Busen das Bändchen des Georgenkreuzes; die kriegerische Dame galt als Zierde und Gegenstand der Verehrung des Armeestabes und war der Stolz des Schlachtenleiters – ihres Vorgesetzten und Gemahls.

Fröhlich pflegte die unternehmungslustige Dame altadligen Geschlechts auf ihrem eigenen rassigen Paßgänger dahinzujagen; sie grüßte militärisch, polierte des Abends ihre rosigen Fingernägelchen, blickte bewundernd zu ihrem stattlichen Gemahl auf und kippte Gläschen auf Gläschen duftigen schwerflüssigen Likörs hinunter. An Herbstabenden, wenn ein Stillstand in dem Schlachtengetümmel eintrat, schrieb sie erhabene patriotische Gedichte, die ihr Gatte seinen Kriegsaufsätzen beifügte und die in Anerkennung seiner militärischen Verdienste in den vornehmsten Zeitschriften erschienen; das Honorar verwandte sie als Nadelgeld und zu Tabak für die „prächtigen Soldaten“.

„Habe die Ehre, Herr Oberst!“

Die Dame im Tscherkessenanzug erhielt einen ehrerbietigen Kuß auf das schmale Händchen.

„Ah, auch Sie sind erschienen, Leutnant Belopolskij?“

„Zu Befehl, Herr Oberst! Welches Affentheater!“

Am Tisch des Kommandanten Titoff drückte der Oberst dem roten Befehlshaber freundschaftlich die Hand.

„Ah, Genosse Oberst?! Lassen sich auch registrieren?“

Der Oberst lächelte schlicht und verbindlich.

„Selbstverständlich, Genosse.“

„Und sogar mit der Gnädigsten?“

„Ist an Disziplin gewöhnt – Soldatenweib.“

Der Oberst erhielt einen Registrationsschein, der ihm Bewegungsfreiheit sicherte.

„Vergessen Sie nicht, Genosse Oberst – heute abend zur Sitzung des Sowjets!“

Der Oberst nickte zustimmend, nahm seine Frau unter den Arm und schritt in Begleitung des Leutnants Belopolskij in den Wandelgang hinaus.

„Sie, Herr Oberst, geben diesem Kerl die Hand? . . . Der Bandit! Wenn Sie wüßten, was er aus unserem Gutshof gemacht hat . . .“

„Läßt sich nicht umgehen, Herr Leutnant – Sie sind noch sehr jung.“

So besuchte der Oberst denn auch die Sitzungen des Soldatenrats – als Vertreter der linken Sozial-Revolutionäre –, um über die be-

vorstehenden Maßnahmen unterrichtet zu sein und sie nach Möglichkeit zu beeinflussen.

Seine Gattin lud Leutnant Wladimir Belopolskij auf den Abend ein.

„Besuchen Sie uns heute, Herr Leutnant, nach der Sitzung.“

Im Salon seiner Frau, den Felle selbsterlegter Tiere und zierliche Kunstgegenstände schmückten, ging der Oberst, in einem neuen, seidig glänzenden French, schneidig auf und ab, blickte seine Frau in ihrem Tscherkessenanzug, ihre blitzenden Ringe an und sagte selbstsicher und nachdrücklich – den Ton hatte er sich im Stab angewöhnt –:

„Wir müssen auf dem laufenden bleiben, Herr Leutnant; meine Beteiligung an den Sitzungen dieser Bande bringt uns große Vorteile. Unsere Organisation muß streng konspirativ aufgebaut werden, in kleine Gruppen von je drei Mann eingeteilt, die voneinander nicht wissen. Wir müssen aus der Erfahrung lernen.“

Der Leutnant antwortete mit einem dienstbeflissenen Blick.

„Der Mittelpunkt hier“ – er sah seine Frau an – „sind wir drei; jeder von uns spinnt das Netz weiter. Die Base liegt im Süden, von dorthier erhalten wir Weisungen. Die Mittel kommen aus Moskau. Wir müssen die Verbindungen zwischen Süd und Nord aufrechterhalten; die Intellektuellen werden ans Gängelband genommen; ideelle Grundlage für sie – jene der ersten, der Februarrevolution. Zwischen hüben und drüben – konspirativer Nachrichtendienst. Neuer Zustrom wird in kleinen Gruppen nach Süden abgeschoben. Jede lokale Gruppe muß jederzeit schlagbereit sein. Verbindung mit hier ansässigen vaterlandstreuen Elementen ist herzustellen.“

Inzwischen wurden alle Männer von den Roten registriert, Haus-suchungen fanden statt, alle Waffen mußten abgeliefert werden; die Gefängnisse füllten sich.

Auf dem flachen Lande brachen Aufstände aus; die roten Abteilungen, die Lebensmittel und Waffen requirierten, wurden überfallen und vernichtet; diese Abteilungen bestanden aus hungernden Jugendlichen, Gymnasiasten, Arbeitern, ihrer Heimstätten durch den Krieg beraubten Soldaten.

Als der Frühling mit Tauwetter und Schmutz einsetzte, dekretierten die Roten die allgemeine Mobilmachung in die rote Armee. Büroschreiber, Ärzte aus all den leer gewordenen Lazaretten, alle möglichen Kommissionen wurden dazu herangezogen. Im Hofe des ehemaligen Seminars drängten sich, ihrer Achselstücke beraubt, die

eingezogenen Offiziere der alten Armee von neun Uhr morgens bis spät in die Nacht.

Die Ärzte suchten vorsichtig, die ihnen bekannten Offiziere zu befreien oder ihnen wenigstens einen Aufschub auszuwirken – auf sechs Monate – oder sie zur Nachprüfung ins Hospital zu bestellen; Krankheit, Kontusion, Wunden – kaum war jemand wirklich gesund.

Im Hofe, im Gedräng, flüsterten Erschrockene und Schreckende:

„Seht ihr denn nicht, in welcher Aufregung sie sich befinden?! Wenn wir alle nach Süden flüchten, halten sie sich keine zwei Monate mehr!“

„Wer in die rote Armee eintritt, geht seiner Orden, seines Titels und Rangs verlustig . . .“

Leutnant Belopolskij wanderte von Gruppe zu Gruppe, warf Bemerkungen ein, suchte Gesinnung und Zuverlässigkeit festzustellen.

„Verhöhnung der Offiziers- und Menschenwürde! . . . Niemand darf sich fügen, hört doch nur, was sie in Moskau anstellen!“

Aus Moskau über Tula war ein Fähnrich geflüchtet – auf dem Puffer eines Eisenbahnwagens – und am Abend vorher eingetroffen; er war zur Registration gekommen, um hier zu agitieren.

„Kaum kamen wir noch fort – in Moskau haben sie eine allgemeine Razzia nach Offizieren gemacht und die abgefangenen in die Manege gesperrt.“

„Da sehen wir es in Tätigkeit, das freie Volksregiment!“

Obdachlose Flüchtlinge trafen von überallher ein, ganze Familien wohnten in einem einzigen Zimmer, der Bürger saß auf einer Hungerration, und alles wartete auf ein Wunder, das Erlösung bringen sollte. Um nicht Hungers zu sterben, arbeiteten alle – Männer, Frauen, Kinder – in den zahllosen Kommissariaten, Kommissionen, Verteilungspunkten, saßen über Haufen von Papieren, und jeder dachte – sinn- und zwecklosen Papieren, die zu nichts führten, und nach höchstens zwei Monaten würde ja doch alles zu Ende sein – von Süden her nahten ja die Erlöser!

Die Flüchtlinge waren nur auf eins bedacht – sich still zu verhalten und zu warten; man dürfe auch der Mobilmachung Folge leisten und in die rote Armee eintreten, müsse sich aber stets bereit halten . . .

Verbitterte Menschen – aus den Adelsnestern, aus eigenen Steinhäusern an den Hauptstraßen, Besitzer von Geschäften, Fabriken, Werken, zogen als neuzeitliche Nomaden flüchtend von Haus zu Haus, von Dachboden zu Dachboden, von Kammer zu Kammer,

auf Belopolskij bauend, von zahllosen Drei-Mann-Gruppen angetrieben – verkleidet, oder sie hatten sich den Bart stehen lassen, oder Schnurrbart und Brauen rasiert, trugen schäbige Soldatenmäntel, besaßen Soldatenpässe – die eigenen Ausweispapiere waren irgendwo in der Kleidung eingenäht. So flohen sie bei der ersten Gelegenheit weiter nach Süden, Ritter des Leidens.

Männer aus vornehmen Häusern mit liberalen Anschauungen, Anhänger von Demokratie, Kultur, Fortschritt, Evolution, suchten zu entkommen, um gegen die entfesselte Bestie, den Terror, die Tscheka zu kämpfen, im Namen eines einheitlichen, in seinem Territorium ungeschmälerten Rußland.

Wer nicht fort konnte, mußte wehen Herzens vor die Kommission am Sammelpunkt; zuweilen bot ein bekannter Arzt die rettende Hand.

„Was fehlt Ihnen? . . .“

„Sechs Monate zur Erholung.“

„Ihre Nummer?“

„985.“

„Der Nächste.“

In die Kommission am Sammelpunkt zur Arbeit und zur Registrierung durch diese Kommission begab sich Petrowskij im Auto, das ein goldlockiger Chauffeur mit großen blauen Augen, in Lederjoppe und Lederkappe, geschickt führte. Gewandte Hände drehten das Steuer, die Hupe fauchte, und der Wagen rollte in den Hof des Seminars. Die anstehenden Scharen der Mobilisierten traten auseinander, und ein Flüstern rann durch die Reihen.

„Der war Fähnrich im Reserveregiment – hängen müßte man solche Bürschchen!“

Der ehemalige Hauptmann von Petrowskijs Kompanie wandte sich ab, als dieser vorüberfuhr und flüsterte:

„Fährt überall mit seiner Konkubine herum – übrigens Drakins Nichte, des Ingenieurs!“

„Den Onkel haben sie als Geisel verschickt, und die Nichte fährt mit eben denselben Kommissaren im Auto spazieren!“

„Sie hat ihn wohl auch angegeben! Ein bildschönes Weib – und so ein gemeines Luder!“

Von den Ärzten und der Kommission wurde Petrowskij freundschaftlich begrüßt.

„Kommen Sie in die Kommission, Genosse?“

„Nein, heute vor die Kommission – ich bin ehemaliger Fähnrich. Sie brauchen mich aber nicht zu untersuchen, meine Herren, ich bin gesund und habe zum Kranksein keine Zeit.“

Kaljabin hatte sich in Drakins Arbeitszimmer einquartiert und gestattet, die Möbel – „Meinetwegen alle“ – auszuräumen. Um ihn zu ärgern, hatte die kleine Fenja das auch wirklich getan und ihm bloß einen Küchentisch, einen Schemel und ein einfaches Holzbett mit einer Strohmattatze hineinstellen lassen. Afonka sah lächelnd zu.

„Wie eine Mönchszelle richten Sie mir das Zimmer ein.“

„Das sind Sie ja gewohnt – Sie waren ja Mönch.“

Ihre Mutter Antonina Kirillowna sprach warnend:

„Gib acht, Fenja, daß du die Sache nicht noch verschlimmerst . . .“

„Ach, Mama – Sie haben ja keinen Schimmer! . . .“

„Du hast recht, ich bin schon zu alt, um mich in diesen Dingen zurechtzufinden und Ratschläge zu geben, ich meine bloß so – ihr seid ja jetzt die Herren hier.“

Afonka begegnete der alten Dame mit Ehrerbietung, er erinnerte sich ihrer noch vom Kloster her als einer ruhigen, strengen, zuweilen etwas geschwätzigen Frau, die den Mönchen aber niemals irgendwelche Freiheiten gestattet hatte. Er strebte danach, von ihr einer menschlichen Behandlung gewürdigt zu werden, und suchte sogar ihr entgegenzukommen. Es war eine harte Zeit, die Bürger saßen ohne Tee, ohne Zucker da, auf ihre Hungerrationen angewiesen – da brachte er hin und wieder requirierten Zucker, Speck, Weizenmehl. Die kleine Fenja fragte zuweilen:

„Wo hast du das her, Mama? . . .“

Das listige Lächeln alter Leute, den alles besser wissenden Jungen ein Schnippchen geschlagen zu haben, spielte um die Lippen der alten Dame.

„Afanassij Timofejewitsch bringt mir zuweilen eine Kleinigkeit . . .“

„Die Tschekisten haben jemand vielleicht den letzten Bissen fortgenommen, und Sie machen sich das zunutze!“

„Ja, sollen wir denn hungern? . . . Du verdienst nichts, und Kirill haben sie nach Moskau geschafft . . .“

Fenja ließ empört ihr Mittagessen im Stich, irrte durch die Zimmer, vernahm voll Ekel schwere Schritte auf der Treppe, Kaljabin kehrte zurück – sie flüchtete in ihr Zimmer. Ihren Jungen hatte sie wieder bei der Mutter untergebracht, um ihn vor Überraschungen zu schützen und weil das Kind so quälende Fragen zu stellen begann:

„Wo ist mein Vati?“

Die kleine Fenja zog das Medaillon aus dem Busen und zeigte ihm das Bild seines Vaters.

Beim Einschlafen dachte sie immer an ihn, an ihren Boris – wo mochte er jetzt wohl sein in diesen harten Tagen? Vielleicht weilte er gar nicht mehr unter den Lebenden . . . Wenn sie dann Kaljabin im Nebenzimmer rumoren hörte, gedachte sie des Klosters und ihrer ersten Universitätsjahre in Petersburg. Und die ganze Zeit, all diese Jahre verfolgte sie immer und überall, hartnäckig und unablässig, ohne sie je aus den Augen zu lassen, jener rothaarige, lange, verunstaltete Mann, mit dem sie sich wahrhaftig ungefährdet bis ans Ende der Welt wagen könnte; doch war der Weg dahin schauerlich und blutüberströmt, ging über Leichen hinweg.

Zuweilen tauschte sie ein paar Worte mit Kaljabin. Dann gedachte er immer der Zeit, da er im Hospital lag und von ihr gepflegt wurde.

„Fjokla Timofejewna, da bin ich ja erst zum Menschen geworden – und das verdanke ich Ihnen allein; Sie haben mich aus dem Sumpf gezogen, sozusagen.“

Sie blickte auf seine Hände, und zusammenschauernd mußte sie daran denken, wieviel Menschen diese Hände hingeschlachtet hatten, ihr wurde unheimlich, sie wagte sich nicht zu rühren, hörte ihm stumm zu.

„Ist es denn nicht Schicksal – meinen Stern von Bethlehem nannte ich Sie, und nun trage ich selbst diesen Stern!“ Er lächelte, schob den lahmen Fuß zurecht. „Und allen leuchtet er jetzt, allen Ländern der Welt, dieser Stern von Bethlehem, und in meinem Herzen – da lebt er. Sie, Fjokla Timofejewna, leuchten mir und führen mich . . .“

An den Tagen, an denen die kleine Fenja sich mit Kaljabin unterhielt und, von Grauen erfaßt, wie hypnotisiert seinen Worten – immer denselben Worten – zuhörte, wurde Afonka heiterer, weicher, kehrte früher nach Hause zurück, und in der Tscheka wurde es stiller. Das Gefängnis atmete auf und wartete in Angst und Grauen auf den Tag, da Kaljabin aufs neue wüten würde.

Eines Tages schien es ihm, daß die kleine Fenja ihm freundlich zulächelte; er streckte die Arme nach ihr aus – Fenja prallte zurück, jäh pochte ihr Herz in heißem Haß, sie sprang auf. Er faßte ihre Hand, zog sie schwer atmend zu sich heran, sein Körper erzitterte vor Anspannung, stumm, mit eiserner Tatze zog er sie immer näher zu sich, langsam die andere Hand hebend, um sie zu umschlingen, in krampfgeschüttelter Gier den Ring zu schließen, aus dem es kein Entrinnen gab, nie mehr. Blitzschnell, noch bevor die Bärenatze sie ergriffen hatte, steckte Fenja die freie Hand in die Tasche und riß den Revolver heraus.

Ihre körperliche Nähe verschlug ihm den Atem, seine Augen, blutunterlaufen, hingen mit verzehrendem Verlangen an den ihren, und je heißer der Haß aus den Blicken des jungen Mädchens sprühte, um so ungestümer begehrte er sie; in heiserem Flüsterton stieß er hervor:

„Na, na, Fenja!...“

Vor seinen Augen blitzte die Waffe, und Fenja flüsterte haßerfüllt:

„Lieber erschieß ich mich!“

Ihre Worte, ihr Blick entfachten sein Blut noch stärker; stieren Auges beobachtete er sie, lauerte mit allen Sinnen in gespanntester Wachsamkeit auf ihre geringste Bewegung, den Blick in wilder, tierischer Verzückung auf ihr Gesicht gerichtet. Langsam bog er die Hand mit der Waffe zurück, führte sie ihr hinter den Rücken und umschlang jäh ihre Taille. Ihr war, als hätten seine knorrigen Finger ihre ganze Gestalt umklammert, sich in eisernem Griff geschlossen und als würde sie nun gleich zerdrückt, zerquetscht, zerfleischt werden – gleichzeitig aber fühlte er ein Zucken ihrer halb freigelassenen Hand; ein Stoß, und diese Hand fuhr hilflos empor, ein Schuß krachte, und die Waffe fiel zu Boden.

In diesem Augenblick, da Fenja sich ihm schutzlos ausgeliefert fühlte, schlug ihr Haß noch mächtiger empor, und zugleich durchströmte sie eine ungeahnte Kraft – ihr ganzer Körper wurde hart wie Stahl. Die Bärenatzen schlossen den Ring um sie – vor ihren Augen flimmerten rote Kreise, Haare kitzelten sie –, er küßte sie, löste einen Arm, um sie emporzuheben, eine Bärenklaue schlang sich um ihren Hals... Da grub sie die Zähne hinein und preßte sie langsam zusammen, fühlte Blut auf ihren Lippen; er hielt es nicht aus, stöhnte schwer auf und ließ sie los. Das alles hatte nur eine Minute gewährt – eine dumpfe, lautlose, endlose Minute voll animalischer Spannung von Begierde und Haß in jeder Bewegung, in jedem der Blicke, die sich ineinander verbissen und sich nicht mehr auseinanderlösen konnten, in lauernder Wachsamkeit die leiseste Regung im Gesicht des Gegners verfolgend.

Afonka sagte nur – es war ein heiseres Ächzen –:

„Verdammt!“

Sie wandte den Blick von ihm ab und starrte auf den Revolver. Kaljabin verließ, an der Wunde saugend, schweren Schrittes das Zimmer.

Fenjas Mutter stürzte aufgeregt herein.

„Fenja, Kind, was geht hier vor, was ist geschehen?!“

„Nichts, Mama, ich lud meinen Revolver, und zufällig ging ein Schuß los.“

„Wozu brauchst du das Ding, es geschieht noch ein Unglück; gib es weg, hör' doch einmal, was deine Mutter sagt!“

„Lassen Sie, Mama, ich weiß, was ich tue.“

Antonina Kirillowna ging hinaus, und gleich darauf stürmte Afonka wie ein wildes Tier aus seinem Zimmer, schlug krachend die Tür zu, und sein schwerer Körper humpelte die Treppe hinab. Da erst verließen Fenja nach der großen Anspannung jäh die Kräfte; mit Mühe hob sie den Revolver auf, betrachtete ihn, ließ ihn in die Tasche gleiten und trat ans Fenster. Sie sah seine riesige, vornüberhängende Gestalt sich hinkend entfernen; vor Schwäche ließ sie die Arme müde hängen, ihre Füße schienen zentnerschwer, und schlaff und träge kreiste das Blut. Das kalte Fensterglas erfrischte ihre Stirn; irgendwo tief innen regte sich zum ersten Male die Empfindung, daß vielleicht weniger Blut fließen würde, wenn sie ihm nachgegeben hätte, ja, es überkam sie plötzlich, als sei sie mit schuld an seinen Grausamkeiten – kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn . . . Dann aber dachte sie wieder daran, was soeben geschehen war, zuckte schauernd zusammen und trat vom Fenster zurück. Der Gedanke kam ihr, Schutz bei Petrowskij zu suchen. Da lebte sie wieder auf, zog sich rasch an, tastete gewohnheitsgemäß nach ihrem Revolver in der Tasche und ging in die Stadt.

In Petrowskijs Zimmer stritten sich die Genossen.

„Man muß gleichzeitig in der ganzen Stadt eine Razzia veranstalten!“

„Ihr habt ja gesehen, wie viele ihrer da waren zur Registrierung – und alle im Schafsfell.“

Titoff schlug lachend vor:

„Eine Bartholomäusnacht – das wäre das richtige, um mit der ganzen Bande aufzuräumen!“

Petrowskij bemerkte die kleine Fenja, die schweigend an der Tür stehengeblieben war, nickte ihr zu und sagte:

„Warte, wir sind gleich zu Ende.“

Er wandte sich den Streitenden zu.

„Genossen, wenn wir keine militärischen Fachleute haben, können wir kein Heer aufstellen, und nicht alle Offiziere der alten Armee sind Feinde der Revolution, viele von ihnen können sich als nützlich und unersetzbar erweisen. Heute müssen wir ihre Dienste zur Ausbildung der roten Armee benutzen; später, wenn das Proletariat aus seinen Reihen Generalstäbler und Militärinstructoren heran-

gebildet hat, befreien wir uns allmählich von allem unnützen Ballast. Heute dürfen wir uns ihrer Dienste nicht berauben; wir werden sie zwingen, mit uns zu arbeiten, und ihnen streng auf die Finger sehen. Die politische Leitung und Überwachung muß systematisch eingeführt werden, neben dem militärischen Instruktor steht der politische Instruktor – er ist unser Auge und Ohr im Heer. Wer sich als unser Feind erweist, wird isoliert. Daß von Süden her Gefahr im Anzug ist, dürfen wir nicht außer acht lassen; im Gegenteil, wir müssen zu allem bereit sein. Ihr sprecht von einer gegenrevolutionären Offiziersorganisation, die aus dem Süden geleitet wird – auch ich zweifle nicht daran, daß dem so ist, und befürworte darum den Antrag, Verhöre und Haussuchungen vorzunehmen, ich beharre aber auf der Forderung, nur die verdächtigsten Leute zu isolieren, den anderen darf keine Gefahr drohen. Wenn wir eine Bartholomäusnacht veranstalten, so durchsägen wir den Zweig, auf dem wir sitzen, denn wir brauchen eine Armee; wer sich in dieser als Freund oder Feind erweist, werden wir bald merken und die schädlichen Elemente rechtzeitig entfernen.“

Die Sitzung war zu Ende; vor dem Aufbruch wurde noch von der Aufteilung der Stadt in Bezirke gesprochen; an Hand der Registrationslisten sollten gleichzeitig in allen Bezirken Haussuchungen vorgenommen werden.

Petrowskij kehrte ins Zimmer zurück und öffnete das Fenster; die frostkalte Luft wirkte erfrischend.

„Kommst du in Geschäften? Von deinem Onkel habe ich einen Brief erhalten, den Zettel darin an dich hatte ich noch nicht Zeit dir abzuliefern – er ist frei und bleibt in Moskau, um mit uns zu arbeiten.“

Die kleine Fenja fühlte, daß es lächerlich wäre, über ihre eigenen Angelegenheiten zu reden, wo hier doch jede Minute zählte und Nikodim mit großen, für ihn und seine Partei wichtigen Dingen beschäftigt war. Ihm mit dem Anliegen zu kommen, er möchte sie vor Kaljabins Liebe schützen – das schien ihr jetzt eine Zumutung, über die sie sich schämte.

Verlegen sagte sie obenhin:

„Nein, ich wollte mich bloß nach Onkel Kirja erkundigen.“

Petrowskij spürte ihre innere Unsicherheit und warf ihr einen scharfen, prüfenden Blick zu.

„Sprich, ist zu Hause etwas geschehen?“

Unerwartet kam ihr ein Gedanke, über den sie sogar lächeln mußte; sie sagte:

„Nikodim, ich will kein Tagedieb sein, ich möchte eine Stelle annehmen.“

„Nun, wo hapert es denn? Soll ich für dich bürgen?“

„Hast du einen Chauffeur?“

„Chauffeur willst du werden? Was sind das für Phantasien?!“

„Ich möchte immer in deiner Nähe sein, das ist sehr wichtig für mich.“

„Sprich offen, was ist los?“

„Ich möchte Kaljabin aus dem Wege gehen! . .“

Zur ersten Mobilmachung der roten Armee brachte Fenja Petrowskij zum Sammelpunkt in den Ausschuß. Jeden Tag vom frühen Morgen an in der frischen Luft sein, ein Leben führen, gedankenlos, nur dem heutigen Tag geweiht, essen, wo es gerade kommt, in einem leeren Raum neben Petrowskijs und Karassiks Zimmern auf einem Sofa schlafen, immerfort das vertraut gewordene Wort „Genosse“ hören, und Afonkas schweren Blick nicht mehr auf sich ruhen fühlen – das alles empfand Fenja als Glück und Freiheit. Zu Hause tauchte sie zu unvorhergesehenen Stunden auf. Von ihrer Mutter erfuhr sie, daß Kaljabin mehrere Tage nicht nach Hause gekommen war, auch nicht des Nachts, und jetzt zuweilen nach Mitternacht ins Haus her-eintobe, die Türen krachend ins Schloß schmettere und, in seinem Zimmer eingeschlossen, lange vor sich hin murmele. Unversehens traf sie einmal mit ihm zusammen. Er blieb stehen, fragte dumpf:

„Versteckspiel?!“

„Ich will nicht sterben, Kaljabin; ich liebe das Leben, Sie aber stören mein Leben.“

„Sie fürchten sich?!“

„Ich habe nichts zu fürchten, aber ich will leben.“

„Zum Genossen Petrowskij sind Sie geflüchtet? . . .“

Sie antwortete nicht, ging stumm, mit eiligen Schritten, in die Dämmerung hinaus.

Afonka ballte die Fäuste, tobte und raste in der Tscheka, dachte während der Verhöre an die kleine Fenja – die hatte ja auch Bourgeoisblut in den Adern! – wagte es aber nicht, sie anzurühren, und hoffte doch, sie noch zu gewinnen. Selbst der Gedanke kam ihm, sie zu verhaften, durch Hunger zu schwächen, durch Drohungen einzuschüchtern, vor allem zuerst ihren zähen Willen zu brechen – und sie dann mit Gewalt zu nehmen.

Er dachte immer an sie, und je deutlicher er ihren abweisenden Blick vor sich sah, um so wütender tobte er während der Verhöre, und ein jeder dieser Wutausbrüche kostete Menschenleben, schuldige

und unschuldige; wer ihm gerade in die Hände fiel, um den war es geschehen.

In der Razzianacht flüsterten ihm seine Kameraden zu:

„Im Nonnenkloster müßte man mal nachschauen, bei den Nonnen verbergen sich welche . . .“

Der Gedanke gefiel ihm, er ballte vergnügt die Fäuste und schüttelte sich.

Es war nach Mitternacht, als die Pförtnerin, das Kreuz schlagend und den Namen des Herrn vor sich hermurmelnd, das Tor einem Lastauto mit Rotgardisten öffnete.

Afonka sprang herunter, befahl die Zellen zu umzingeln und ließ den Nonnen durch die Pförtnerin sagen, daß jeder, der während der Haussuchung im Hofe erscheinen oder einen Fluchtversuch wagen sollte, an Ort und Stelle erschossen werden würde.

Seit den ersten Tagen des Umsturzes war es still geworden im Kloster; ängstlich hielt alles den Atem an.

Während des Krieges hatten die Nonnen Wäsche für die Intendantur genäht und ihren Gönnern und Gönnerinnen wie immer Besuche abgestattet.

Mutter Jewdokia, rosig und pausbäckig, früher Dunja genannt, hatte nach Arischas Abzug deren Freundin Warenka als Dienstschwester zu sich genommen. Warenka war sich ihrer Vorzüge bewußt und hielt Mutter Jewdokia fest in der Hand und ihre sinnlichen Gelüste in den Grenzen der Mäßigkeit, und für jede „Labung“ mußte Dunja die kleine Warenka mit in die Stadt nehmen, ihr Geschenke machen, Süßigkeiten kaufen – Fruchtarmelade und Pfefferkuchen vom Krämer Kalaschnikow.

So machten sie denn zusammen Besuche, und Mutter Jewdokia sprach in salbungsvollem und zugleich weinerlichem Tone:

„Ich komme mit Schwester Warenka, um mich nach dem Befinden unserer Gönner zu erkundigen.“

In den Häusern, die sie besuchte, nannte man sie die Kaufmannsfrau und spöttelte, wenn sie wieder fort war:

„Die hat ein Vermögen auf der Bank liegen, klagt aber immer . . .“

Unter ihren verschwimmenden, blauumrandeten Augen hingen Säckchen, sie hatte ein Doppelkinn, und die üppigen Brüste drängten aus ihrer Umschnürung, aber sie jammerte immer:

„Bin ganz herunter – mein Rheuma setzt mir so zu, ich kann gar nicht schlafen.“

Und endlos wiederholte sie:

„Gott steh uns bei!“

Sie aß alles, was ihr die Hausfrau vorsetzte, ob es nun Fastenzeit war oder nicht, legte sich ausgiebig Fruchtkonfitüre auf den Teller und trank, sich die Arme oft in dem faltigen Überwurf verwickelnd, stark gezuckerten Tee von der Unterschale; sie schwitzte, ächzte, fächelte sich Luft zu, trank aber ihre sechs Tassen glatt hinunter. Der kleinen Warja häufte sie Konfitüre auf den Teller, wußte sie doch nur zu gut, daß Warenka sonst tagelang maulen und sich des Nachts in ihr Kämmerlein einschließen würde.

In jedem Frühjahr erging sich Warenka mit Seminaristen auf dem Klosterfriedhof. Mutter Jewdokia nahm gottergeben diese Fastenzeit auf sich und schwieg, bis die Seminaristen endlich in die Sommerferien gingen und Warenka trauerte. Im Frühherbst wiederholte sich dasselbe Spiel, wenn es aber dann täglich zu regnen begann und das ausgedörrte Gras auf dem Friedhof, wie ein Bastbesen durchnäßt, sich auf die Seite legte, erinnerte Mutter Jewdokia Warenka an einige dunkle Flecke in ihrer Vergangenheit, kaufte ihr Süßigkeiten und „labte“ sich an der jungen Novize.

Während dieses erzwungenen Fastens im Frühjahr gedachte Dunja ihrer Vergangenheit, holte aus der erinnerungsreichen Truhe das Kistchen mit Ringen und anderen Geschmeiden und freute sich über den Strahlenglanz von Frau Klimowas Eigentum; davon erfuhr selbst Warenka nichts. Des Nachts erschien der Dunja die selige Marja Karpowna Klimowa zuweilen im Traum; dann sprang sie entsetzt aus dem Bett, lief in ihrer Zelle erregt hin und her, öffnete das Fenster und sank auf die Knie, um bis zur Frühmesse zu beten.

Während des Krieges kletterten Fähnriche und Rekonvaleszenten aus dem Lazarett nebenan im ehemaligen Seminar über den Zaun und schlichen sich in die Zellen der jungen Nonnen und Novizen, und der Sohn des Oberpriesters am Nonnenkloster, zuerst Student, dann Fähnrich, entführte sogar eine Novize, die Dienstschwester der Äbtissin, ein bildschönes Mädchen aus dem Adelsinstitut; die Nonnen sahen sie nachher in der Tracht einer Krankenschwester und beneideten sie.

Die Äbtissin war nun so alt geworden, daß sie sich um die Zustände im Kloster nicht mehr kümmerte; die Nonnen genossen ihre Freiheit, soweit ihr Gewissen das zuließ. Als der Äbtissin mitgeteilt wurde, daß es keinen Zaren mehr gäbe, stöhnte sie und stand nicht mehr von ihrem Lager auf.

Soldaten aus den Reserveregimentern – die Militärbaracken be-

fanden sich ja gleich hinter dem Kloster – kletterten in den Klostergarten, stahlen Obst und Gemüse, wobei Zweige abgebrochen, Blumenbeete mit Astern und Georginen zerstampft wurden. Die Nonnen schoben die Riegel vor die Tür ihrer Zellen und verbrachten bange Nächte.

„Herr, wir flehen zu dir um Schutz und Gnade!“

Bauern kamen in Wagen aus den Dörfern, um ihre Schwestern und Nichten aus dem Kloster heimzuholen.

„Was sollt ihr noch hier – es kann euch an den Kragen gehen, dann ist's zu spät.“

Sie holten sich die Nonnen als Arbeitskraft.

„Wir haben jetzt Land genug, kommen schon durch! Früher hieß es freilich, das Mädchen stecken wir ins Kloster, um den hungrigen Mund loszuwerden – die Zeiten sind vorüber!“

Die Nonnen städtischer Herkunft beneideten ihre glücklicheren Gefährtinnen, redeten ihnen ab:

„Warum willst du fort von uns? Hier ist es still und ruhig, wer sollte uns Nonnen was anhaben, wem könnten wir Unglücklichen im Wege sein?!...“

Im Oktober, als in den Seminargebäuden statt des Lazarets der Stab der Roten Armee saß, und die Posten des Nachts zum Vergnügen ihre Gewehre knallen ließen, und so manche zufällige Kugel gegen die Klostermauern klatschte, wagten sich die Nonnen nicht mehr aus ihren Zellen heraus, und solche, die noch ein Zuhause hatten, bisher aber noch nicht fortgefahren waren, flüchteten eilig, ihr Hab und Gut im Stich lassend.

Nach der Registrierung der Offiziere der alten Armee überredete der Sohn des Oberpriesters zusammen mit seinem Vater die Nonnen, einige der Offiziere, denen Gefahr drohte, im Kloster zu verbergen. Da wurde es wieder lustiger in den Zellen, und die abgemagerten Nonnen mit Hängekinnen und gelblich gewordenen Wangen fanden Trost bei ihren Schützlingen und flüsterten einander geheimnisvoll zu:

„Die Verteidiger von Thron und Vaterland vor Unheil zu schützen, ist ein gottgefälliges Werk – der Herr selbst weist uns die Pfade klösterlicher Barmherzigkeit.“

Warenka willigte ein, ihr Kämmerlein abzutreten, und schlief auf dem Fußboden neben Dunjas Bett; beide sahen ihren Vaterlandsverteidiger mit schmach tenden Blicken an.

Und als das Lastauto der Tscheka im Klosterhof ratterte und die Rotgardisten zur Einschüchterung einige Schüsse abgaben, ging

ein Stöhnen durch die Zellen, und Nonnen, die Schützlinge zu verbergen hatten, wußten nicht, wohin mit ihnen – unters Bett, unters Daunenpfehl, in die Speisekammer? Über Kaljabin waren aus der Stadt allerlei Gerüchte ins Kloster gedrungen; Dunja erinnerte sich seiner, hatte auch Erkundigungen eingezogen und tuschelte nun ihren Gefährtinnen zu:

„Ach, Liebste, wenn es derselbe Mann ist, der bei dem seligen Kaufmann Klimow lebte, so ist es ein richtiger Unhold, ein Ungetüm . . .“

„Er soll rothaarig sein und eine verunstaltete Nase haben . . .“

„Dann ist er's – jener hatte auch ein gebrochenes Nasenbein und rote Haare!“

Von Zelle zu Zelle ging die Jagd; zwei Offiziere wurden entdeckt, einer von ihnen suchte zu fliehen, pfeifend eilten die Kugeln ihm nach, er brach zusammen. Die Tschekisten näherten sich Dunjas Zelle. Mutter Jewdokia schaute hin – da kam er, stand vor ihr – Kaljabin!

Er erkannte sie nicht gleich.

„Ist hier jemand verborgen?“

In halb singendem Tonfall jammerte Dunja:

„Wo denkst du hin, Genosse – in der Zelle einer Nonne?! . . .“

„Na, zwei haben wir ja bereits gefunden . . . Ich sehe selbst nach, zeige mir deine Vorratskammern und Wandschränke.“

Kaum in ihre Zelle getreten, erblickte er das hochaufgeschlagene Daunenpfehl, warf es zurück und befahl, den darunter liegenden Offizier festzunehmen. Er wandte sich um, Dunja stürzte ihm zu Füßen.

„Afonja . . . Habe Mitleid mit mir – verschone mich!“

„Wieso kennst du mich?“

„Wir waren ja beide bei Marja Karpowna Klimowa angestellt, Afonja, Liebster!“

„Dunja?“

„Ja, Afonja! Erbarme dich meiner, Liebster.“

„Hast du mit der Klimowa Erbarmen gehabt?“

Sie kroch ihm auf den Knien nach, klammerte sich an seine Schaftstiefel.

„Und jetzt verbirgst du Offiziere bei dir? Ein Luder warst du und ein Luder bist du geblieben!“

Mit einem Fußtritt stieß er sie von sich und befahl, sie zusammen mit Warenka zu verhaften.

Am nächsten Morgen rief die Begräbnisglocke des Klosters klagend

zur Totenmesse für die Nonnen und Novizen, die für ihre Liebe zum Vaterland als Märtyrerinnen unschuldig dahingeschlachtet worden waren.

Auf dem Rückwege brummte Afonka vor sich hin:

„Die schwarzen Krähen! Diese Spelunke hebe ich aus!“

Die Verordnung wurde erlassen, das Kloster als Herd der Gegenrevolution aufzulösen. Den alten Nonnen, die niemand in der Welt hatten, wurde erlaubt, ihre Tage im Kloster zu beschließen; die jungen fanden Unterkunft bei Gönnerinnen.

In den nächsten Tagen verhörte Kaljabin die bei der Razzia in der ganzen Stadt verhafteten verdächtigen Offiziere. Manja Lossewa mußte die Aussagen zu Papier bringen, er entließ sie bis in die Morgenstunden nicht – sie tranken zusammen; betrunken, weinte das junge Ding über ihr verlorenes Leben.

Als die letzten fünf Mann verhört wurden, erwähnte einer Lossews Namen.

Afonka sprang auf, warf dem Mädchen einen vernichtenden Blick zu und trat an den Verhafteten heran.

„Welcher Lossew?“

„Der Rechtsanwalt an der Bürgerstraße, Iwan Matwejewitsch.“

Die kleine Manja erblaßte, dann bedeckte sich ihr Gesicht mit roten Flecken.

Afonka unterbrach das Verhör, ließ die Verhafteten abführen, verschloß die Tür und ging mit hinkenden Schritten – vor Aufregung schleppte das verwundete Bein schlüpfend nach – auf Manja zu, beugte sich nieder und schrie, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug:

„Zusammen mit deinem sauberen Vater hast du sie verbergen helfen?!“

Grell erstanden in seinem Gedächtnis: Klimows Wirtshaus, Lossew, ihr Versuch, Drakins Fabrik in Brand zu stecken, die kleine Fenja – und wieder verkrampfte Wut seine Arme.

„Nun, sprich.“

Sie schwieg, und dicke Tränen rannen über ihr Gesicht. Sie haßte ihren Vater, ihre Mutter, ihr verlorenes Leben. Sie hatte Haß und Mißachtung ihrer Schulfreundinnen ertragen müssen, die sie zu Hause willkürlich bezichtete und verleumdete, um von ihrem Vater gelobt zu werden, ihretwegen waren Töchter armer Eltern aus dem Lyzeum ausgeschlossen worden. Ein einziger lichter Augenblick war ihrem Leben beschert gewesen, die kurze Zeit, da sie an Tschapygins Liebe glaubte, hungrig nach dem Leben haschte, aus Liebe

alles tat, was er von ihr verlangte; ihm zu Gefallen hatte sie trinken und tanzen und sich beim Tanz entblößen gelernt, im Glauben, daß sie Freude bereite; dann war sie mit Afonka dahingetaumelt, dem Abgrunde zu, aus Angst, ohne Dach über ihrem Haupte, ohne Unterschlupf zu bleiben, auf die Straße hinaus zu müssen, und hatte begonnen Goldsachen zu sammeln als Sicherung vor dem Untergang.

„Nun, sprich! Also gemeinsam habt ihr den Offizieren geholfen? Und du bist hier eingedrungen, um zu spionieren?“

Stockend, Wort für Wort, und bei jedem Wort zusammenschauernd, so als geißelten sie nicht Kaljabins Blicke, sondern ihre eigenen Worte, berichtete Manja die Wahrheit.

„Sprich, wer ist ihr Hauptmacher?“

„Belopolskij.“

„Ist er auch jetzt noch unter dem Schutz deines Vaters?“

„Ich weiß nicht.“

Er schloß sie in seinem Zimmer ein, befahl, sie zu bewachen, und stöberte auf frischen Spuren die ganze Nacht in der Stadt umher, auf der Suche nach Belopolskij und seinen Helfern. Er holte sich Lossew in die Tscheka, der, zusammengekrümmt, mit zwinkernden Augen Kaljabin ansah, als duckte er sich vor Schlägen. In Kaljabins Arbeitszimmer erblickte er Manja und richtete sich plötzlich hoch auf – er wußte nun, daß sein Schicksal entschieden war – und sah voll Haß auf seine Tochter.

„Du hast mich verraten?“

Das Mädchen fuhr auf; vor dem Tode wichen Scheu und Angst.

„Du hast mich zugrunde gerichtet, seit meiner Kindheit gezwungen, meine Freundinnen zu belauern, so daß mich schließlich alle wie eine Pestkranke mieden, hast mich zu deinem Werkzeug gemacht durch Drohungen, mich aus dem Hause zu jagen, durch Hunger, durch Geschenke. Mein Leben hast du mir geraubt! Du, du, du!“

„Schlange, Reptil, unnatürliche Tochter!“

Schweigend, die Brauen gefurcht, beobachtete Afonka Vater und Tochter; seine eingeschlagene Nase zuckte, seine Gesichtszüge verzerrten sich, seine Hände wühlten in den Haaren. Er trat hart an Lossew heran.

„Nun, sprich, ich begnadige dich.“

Der alte Mann sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an und sagte voll Würde:

„Die wahren Diener des Vaterlandes und des Thrones verstehen es, stumm zu sterben.“

Kaljabin stieß ein Röcheln aus, seine Finger umklammerten Lossews Gurgel.

Lossew zwinkerte mit den blutunterlaufenen Augen und brachte pfeifend hervor:

„Willst du mich erwürgen, wie damals die Kaufmannsfrau?“

„Sprich!“

Lossew begann wieder mit seinen Mätzchen, während er sich unter dem eisernen Griff von Afonkas Hand hin und her wand.

„Ich weiß von nichts, Afanaßij Timofejewitsch, von nichts . . . Tja . . . Fragen Sie doch Ihre Herzensfreundin . . .“

Afonka ekelte plötzlich vor der Berührung Lossews, er schleuderte ihn von sich; der alte Mann stürzte zu Boden, rollte ein paar Schritte weit und schlug mit der Stirn gegen den Türrahmen. Kaljabin riß die Tür auf und schrie hinaus:

„An die Wand, alle! Die ganze Bande niedergemacht! Bis auf den letzten Mann.“

Mit schweren Schritten kehrte er nach einiger Zeit in sein Arbeitszimmer zurück, blickte das Mädchen verstört mit irren Augen an, fragte:

„Und was mach' ich mit dir?!“

Er versuchte nachzudenken, setzte sich auf den Diwan, starrte auf den Fußboden. Die kleine Manja stand reglos am Tisch und blickte, ohne die Lider zu senken, auf die Tür. Wieder sagte er:

„Nun, sprich!“

Schließlich erhob er sich, schloß auf und sagte, an der Tür stehend:

„Mach, daß du fortkommst von hier!“

Mit eingezogenen Schultern und schlaff herabhängenden Armen schritt Manja durch das Empfangszimmer und ging, immer noch mit gesenktem Kopf und ohne sich umzusehen, an dem sitzenden Wachtposten vorbei auf die Straße.

Sie irrte ziel- und gedankenlos durch die Stadt, kam aufs Feld hinaus, an den Fluß, ging das Ufer entlang. Es war eine helle Mondnacht, die Stadt schlummerte in einem blaugrauen Spinngewebe. Der Eisenbahndamm lag quer über den Weg, sie stieg hinauf; ganz nah, an der Brücke, blinkte das grüne Auge des Bahnsignals; sie schritt darauf zu. Der Posten auf der Brücke rief sie an, sie hörte es nicht.

Sie beugte sich über das Brückengeländer und starrte in die Tiefe, lange, reglos, bis ihr schwindelig wurde . . . und so leicht . . . Es zog sie hinab . . . Dahinfliegen und das Leben nicht mehr fühlen! Der Posten rief sie noch einmal an – das Flintenschloß schnalzte, ein

Schuß krachte. Ein dunkler Schatten sank auf das Geländer, glitt hinüber und schoß, ein schwarzer Vogel, in die Tiefe hinab. Klatschend spritzte das Wasser auf . . .

Belopolskij wurde nicht gefunden. Auch der Oberst war zusammen mit seiner Frau aus der Stadt verschwunden. Wenig später setzten im benachbarten Waldgebiet Eisenbahnkatastrophen ein; Militärzüge, die rote Truppen nach Süden brachten, entgleisten in den Kurven und stürzten den hohen Bahndamm hinab in Walddickicht und Sumpf.

In der Stadt wurde es still; Afonka war abgespannt. Die Listen der mobilisierten Offiziere wurden veröffentlicht, rote Regiments- und Divisionsstäbe gebildet.

Noch lange wurde über die Auflösung des Nonnenklosters gesprochen, und dann entstand das aufregende Gerücht über die Ernennung eines Ausschusses, der den Sarkophag mit den Reliquien im Waldkloster öffnen sollte.

5

Die Mönche im Waldkloster verschlossen sorgsam die Türen ihrer Zellen und mieden die Menschen. Die alten Mönche gedachten der Kosaken, die 1905 das Kloster vor den Arbeitern gerettet hatten, und trösteten sich mit der Hoffnung, daß Nikolka – Abt Gerwaßij – wieder helfen und das Kloster vor Unheil bewahren würde.

„Er ist tüchtig – der Herr hat ihn mit Verstandesgaben gesegnet – wir müssen zu Gott beten – Sünden lasten auf uns . . .“

„Ohne Zar müssen die Menschen zugrunde gehen! Aber der Gesalbte des Herrn wird wiederkehren und das russische Reich auf den Weg der Wahrheit zurückführen.“

Die Soldaten im Lazarett wurden von den Mönchen für verirrte Lämmer gehalten.

Vater Akindin erging sich, an seinem Bärtchen zupfend, im Walde, traf verwundete Soldaten aus dem Lazarett, musterte sie mit seinen kleinen stechenden Augen, trat behutsam auf sie zu.

„Eine schwere Prüfung hat der Herr über das russische Land gesandt; die Herde ist ohne Hirt, die Erde bebt in ihren Festen . . . Fremde Heerscharen sind in unser Land eingebrochen – schwer drückt die Hand der Antichristen . . . wie einst Tatarenjoch!“

Die Soldaten hörten zu, blickten mürrisch zu Boden, antworteten schroff:

„Dich sollte man mal auf acht Tage an die Front schicken! . . . Friede tut not, das Volk ist erschöpft, und wer hat Nutzen von diesem Krieg?!“

„Wer vom Kriege Nutzen hat, der mag ihn auch führen, wir haben aber genug davon. Da kehre ich ohne Arm heim, zu Hause aber warten fünf hungrige Mäuler auf mich. Was kann ich denn noch arbeiten? Wer wird für sie sorgen? . . .“

„Ach, Bruder, der Herr ist langmütig und gnädig – kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

„Ja, ja, mag schon sein, bloß daß es mit der Erquickung erst im Jenseits beginnt; wir müssen aber hier auf Erden was zu beißen haben; oder wirst du die Fünfe füttern und mich Krüppel dazu?“

„Geh zu unserem heiligen Starez Simeon, knie nieder vor seinen Reliquien und bete zu ihm.“

„Wozu soll das gut sein? Wird mein Arm dann etwa wieder anheilen oder mir ein neuer wachsen?“

Der Glaube an Gnade und wunderbare Heilungen bröckelte langsam ab . . . Die Soldaten warfen Vater Akindin scheele Blicke zu, und der Mönch erklärte, ins Kloster zurückgekehrt, seinen Nachbarn, daß es in den Menschenherzen wüst und leer geworden sei und der Antichrist mit seinen Hölienscharen nahe.

Abt Gerwaßij besuchte zuweilen das Lazarett, sonst verließ er nur selten das Kloster. Er sah darauf, daß die Gottesdienste streng nach dem Ritual stattfanden, legte die Prunkgewänder an und zelebrierte feierlich die Messen vor den Reliquien; er hoffte, durch sein Beispiel den Eifer der Mönche zu Gebet und Glaubensmühen zu wecken. Den schwarzen Mönch Polykarp beobachtete er mit feindseligen Blicken, hatte ihn dieser doch der Wirtschaftsführung enthoben und alles selbst in die Hand genommen. Das Lazarett wurde vom Kloster mit Mehl versorgt, das Abt Gerwaßij zu höheren Preisen berechnete, als er selbst beim Einkauf gegeben hatte; so flossen Hunderte in seine Tasche. Da war Vater Polykarp eines Tages zum Abt gekommen und hatte kurz gesagt:

„In Zukunft werde ich den Haushalt führen.“

Der Abt senkte die Stirn, wollte entgegnen, der schwarze Mönch aber sah ihn scharf an und fügte hinzu:

„Liefern Sie mir die Bücher aus, sonst erstatte ich dem Bischof Bericht; lassen Sie es um des Mönchstums willen nicht zu dieser Schmach kommen.“

Nikolka holte schweigend Bücher und Rechnungen hervor und ließ sich mehrere Tage nicht blicken; darauf begann er dann in der

Kathedrale zu zelebrieren und zu beten und suchte die Bruderschaft für sich zu gewinnen.

Als der Frühling ins Land kam, schritt Vater Polykarp den Gemüse- und Bienengarten ab und veranlaßte die Mönche, endlose Beete zu graben und Gemüse zu pflanzen. Wenn er die Arbeiten besichtigen kam, erklärte er den Mönchen:

„Wir müssen jetzt selbst für uns sorgen. Revolution, große, schwere Tage der Prüfung sind über uns gekommen; wenn ihr nicht zugrunde gehen wollt, so müßt ihr arbeiten! Das Kloster muß sich selbst ernähren.“

Es war ein ungestümer Frühling, der See trat aus seinen Ufern und ergoß sich über die Wiesen; saftiges Gras schoß bald üppig empor. Im dampfenden Walde rieselten klingend tausend Bächlein, sprangen mit hellem Geplätscher von der Halde ins Flößchen. Die Bauern von Polpenki fuhren über die aufgeweichte Erde in den Klosterwald und fällten mit hallendem Axtschlag eine Kiefer – die erste –, einen mächtigen Mastenstamm. Schnell drang die Nachricht in die Zellen: Die Bauern schlagen unseren Wald nieder! Hilflos flüsterten die Mönche untereinander, ihr Wald würde vernichtet, durch dessen Herrlichkeit das Kloster berühmt geworden war! Die Bauern machten sich frühmorgens mit Äxten auf den Weg und schafften die Balken am hellichten Tage über den Mühlengrund an der Kapelle vorbei.

Die Söhne des Klostermüllers, die Bauern in Polpenki waren, erschienen eines Tages zusammen mit den übrigen Bauern des Dorfes auf der Mühle.

Vater Mawrikij, der Klostermüller, ging zu ihnen hinaus; der ältere Sohn trat aus der Menge auf seinen Vater zu.

„Unsere Bauern haben beschlossen, die Mühle an sich zu nehmen; teile das dem Abt mit.“

Der Mönch sah seine Landsleute an, verneigte sich und ging ins Kloster.

Die Väter breiteten hilflos die Arme aus, versammelten sich beim Abt; Vater Gerwaßij lächelte höhnisch und sagte:

„Liebe Väter, ich bin ja jetzt nicht mehr Herr im Kloster, geht zu dem Schwarzen, zu Vater Polykarp, der ist ja Herr hier . . .“

Die Erbitterung, die Nikolka gegen den gelehrten Mönch in seinem Herzen angehäuft hatte, war zum Durchbruch gekommen und teilte sich der Bruderschaft mit; die Väter nickten mit den Köpfen, murmelten:

„Schön, gehen wir also zu dem Schwarzen; mag er sehen, wie er zurecht kommt.“

Vater Polykarp fragte den Müller umständlich aus. Vater Paßij, der Haushalter, strich sich über den Bart und wartete darauf, was der gelehrte Mönch wohl sagen würde. Vater Polykarp sah ein, daß er die Mühle dem Kloster erhalten müsse. Das Kloster brauchte die Mühle zwar nicht, wie er wußte, doch hing von einer befriedigenden Abwicklung der Angelegenheit seine Macht und sein Ansehen unter der Bruderschaft ab. Er preßte die Zähne zusammen, blickte den Müller aufmerksam an, fühlte, daß dieser Mönch, einst Bauer unter Bauern in Polpenki, insgeheim ihr Vorgehen guthieß. Er trat auf ihn zu und sagte, an die Bruderschaft gewandt:

„Ich gehe mit Vater Mawrikij hin, Väter, er ist Hausherr auf der Mühle; wir wollen zusammen mit den Bauern reden, ihm trauen sie.“

Vater Mawrikij starrte den Schwarzen erschrocken an und stotterte:

„Sie . . . sind mit Äxten gekommen . . .“

„Und wir, Vater Mawrikij, kommen mit dem Namen Gottes auf den Lippen, in Demut.“

Die beiden Mönche kehrten erst nach dem Mittagessen auf die Mühle zurück; bloß Vater Mawrikij's Söhne erwarteten sie; Vater Polykarp sagte zum Müller:

„Es sind deine Söhne, sprich als Vater mit ihnen.“

Die beiden Bauern wiederholten hartnäckig:

„Die Mühle soll uns gehören, ohne Mühle kommt das Dorf nicht aus. Wie viele Jahre schon haben wir dem Kloster für das Mahlen mit unserem Korn zahlen müssen! Wenn die Mönche wenigstens noch selbst säen würden . . .“

Vor dem Blick des finsternen Vaters Polykarp senkten sie die Augen.

„Wir können ja nichts dazu tun, die Gemeinde hat uns beauftragt; wir wollen's ihr melden.“

Der jüngere Bruder eilte ins Dorf und kehrte mit den Bauern zurück; unterwegs erklärte er ihnen, die Mönche hätten sich zusammengetan und wollten die Mühle nicht abgeben. Erregt, mit Pfählen bewaffnet, zogen die Bauern heran. Die Mönche aber waren gar nicht gekommen, der Klostermüller und Vater Polykarp allein empfingen die Schar.

Der schwarze Mönch sprach als erster:

„Die Mönche haben jetzt begonnen, ihr Land zu bewirtschaften,

im Herbst werden sie pflügen, dann kann das Kloster nicht ohne Mühle bleiben. Sie mag euch gehören, aber laßt Vater Mawrikiј und seine Söhne auf der Mühle; wir arbeiten zusammen, tragen gemeinsam Mühen und Sorgen, und das Wasser – schaut hin, durch wie viele Dörfer der Fluß strömt, und alles speist er, dreht die Mühlensteine, spült die Wäsche, reinigt den sündigen Menschenleib, und jeglich Tier stillt an ihm seinen Durst, jeglicher Vogel findet einen Unterschlupf an seinen gastlichen Ufern; und so ist es auch mit der Arbeit des Menschen bestellt. Jeder hat jetzt Platz genug auf der Erde, um in brüderlicher Gemeinschaft zu leben, in brüderlicher Gemeinschaft ein einiges Haus auf Erden zu bauen, und so wollen wir auch unser Korn, die Frucht unserer Arbeit und unser tägliches Brot, in brüderlicher Gemeinschaft auf einer Mühle mahlen; gemeinsam laßt uns, Mönche und Bauern, arbeiten; die Mühle gehöre euch und uns zusammen.“

Die Bauern hörten still und aufmerksam zu; ein alter Bauer trat vor, verbeugte sich vor Vater Polykarp, darauf vor Vater Mawrikiј und sagte:

„Ich bitte die Gemeinde um das Wort.“

Der Wind strich durch das vielstimmige Gemurmeln.

„Sprich, Iwan Nikanorytsch, sprich! . . .“

„Brüder, lassen wir Vater Mawrikiј mit seinen Jungen hier – Mawrikiј gehört ja zu uns, und seine Jungens gehören auch zu uns –, sie sollen vor der Gemeinde verantwortlich sein. Da hat der Vater hier recht, wenn er sagt, wir sollten ein einiges Haus auf Erden bauen, dann wird es niemand zu eng haben . . . Also lassen wir Mawrikiј mit den Jungens auf der Mühle?“

Warmer Frühlingssonnenschein, der alles in einen goldenen Dunstschleier hüllte, Harzgeruch und ruhige, feste Bauernstimmen . . .

„Also, bleib auf der Mühle, Vater Mawrikiј.“

„Mit den Jungens!“

„Ihr seid für die Mühle verantwortlich . . .“

Unversehens sah Mawrikiј in Vater Polykarps Augen nicht mehr ein verbissenes Glimmen; er spürte eine unverständliche Macht in ihnen, deren ruhige Selbstsicherheit entwaffnete; zum ersten Male empfand er dies Unbegreifliche an ihm, an das man glauben, dem man folgen mußte.

Der alte Müller richtete sich auf, warf einen Blick über die Bauern, als wollte er sie um ihr Einverständnis fragen, und trat an Vater Polykarp heran, um seinen Segen zu empfangen.

Der Mönch segnete ihn und wandte sich aufs neue an die Bauern: „Brüder, ich will noch ein Wort an euch richten . . .“

Seine Worte fielen jetzt langsamer, die Bauern verstummten, und wieder wehte aus dem Walde Fichtenduft. Ruhig standen die Bäume da, flüsternde Wassertropfen fielen aus ihren zottigen Mützen in den See, klatschend wie spielende Fische, zogen weite, langsame Kreise bis an das grüne Schilf an den Ufern.

„Wir alle haben die gleiche Sorge – daß wir ein einiges Haus auf Erden bauen, ein großes, weites Bruderhaus, darin ein jeder frei atmen, unangefochten leben könne, und dieses unser Haus ist“ – er machte eine weitausholende Armbewegung – „die ganze Erde, die jegliche Kreatur ernährt. Sein Dach ist breit, darunter haben alle Menschen Platz; doch müssen wir an dem Hause unseres Vaters in Liebe bauen, es sorgsam bestellen. Es ist nun in unsere Hand gegeben, und niemand kann es uns nehmen, niemand soll wieder Grenzen und Mauern ziehen zwischen mir und dir; Mauern und Grenzen, die einst zwischen den Menschen standen, sind gefallen, Gras und Moos überzieht die Trümmer . . . Nimm dir, Bruder, was du brauchst zu deinem Leben, aber zerstöre nichts mutwillig, keinen Halm auf dem Felde, keinen Baum im Walde . . . Was du tust, das sei Arbeit und Mühe, so erhältst du dich und dein Haus, das unser gemeinsames Haus ist, und so erwirbst du dir täglich aufs neue Leben und Selbstachtung und die Achtung deiner Brüder . . . So achte auch du alles, was da leibt und lebt und jeden Halm und jeden Baum, dann wirst du erkennen, wie nötig und nützlich deiner Hände Arbeit ist . . . Indem du dein Hab und Gut treulich bewahrst und als sorgsamer Hausvater an deinem Hause baust, baust du an unser aller Haus, an dem einigen Haus der Arbeit und des Glücks aller Menschen auf Erden . . .!“

Vater Polykarp umfing noch einmal die Bauernschar mit einem langen Blick, dann schritt er – lang, schwarz, hager, vornübergebeugt – in den Wald hinein. Die Bauern blickten ihm schweigend nach, bis derselbe alte Bauer, Iwan Nikanorytsch, wie erwachend sagte:

„Das hat er uns wegen des Holzfällens im Klosterwalde gesagt, Brüder . . . Wir haben uns auf den Wald gestürzt und wissen dabei selber noch gar nicht, wann es einmal zum Bauen kommt . . . Der Wald aber steht ja ruhig da, niemand raubt ihn uns, und wenn's mal jemand versuchen wollte, so sind wir ja immer noch da . . .“

Die Schar löste sich schweigend auf; auch Vater Mawrikijs Söhne gingen wieder heim nach Polpenki.

Vater Mawrikij ging in seine Zelle in der Mühle, zog seine weiße Arbeitskutte mit engen Ärmeln an und machte sich an die Besichtigung der Rinne unter dem Mühlrade und der Mahlsteine; seine Gehilfen, junge Novizen, hieß er die Siebe nachsehen.

„Habt ihr gehört, was er gesagt hat? ... An unserem Hause sollen wir bauen ...“

Durch den Mahlgang sickerte das Wasser und fiel klingend aus der Höhe hinunter in das tiefe Flußbett, dessen ebener Sandboden durch die klare Flut schimmerte; Dohlenschwärme kreisten um das murmelnd schäumende Gewoge, das nach Tannenharz und Frühlingssonne duftete.

Vater Mawrikij untersuchte die Mühle so eifrig, als wäre sie nun sein persönliches Eigentum. Als die mittlere Klosterglocke zum Mahle rief, holte er die Novizen von der Arbeit zum Abendessen.

Das Murren der Bruderschaft war verstummt, Abt Gerwaßij ging mit verfinstelter Miene einher, die Mönche begannen Vater Polykarp ehrerbietig zu grüßen, nur die Starezen mieden ihn – Zweifel quälten sie, sie fanden sich nicht zurecht. Im Sommer wurden die Überschwemmungswiesen gemäht, das Heu eingebracht – die Hälfte der Ernte erhielten die Bauern von Polpenki; Ackerland besaß das Kloster nicht. Im Frühherbst verteilten die Bauern das Land ihres Gutsbesitzers unter sich, der Gutshof ging in Flammen auf, die Klosterglocken läuteten Sturm, fürchteten doch die Mönche, der Brand könnte auf den Klosterwald übergreifen.

Den Glockenstrang schwang der stille, besinnliche Vater Ionißij, den Blick auf den Feuerschein gerichtet. Die Pelzmützen der Fichten schwankten und wogten, und es schien, daß der Wald zu brennen beginne, daß nicht der Wind die Wipfel rauschend rüttelte, sondern daß Flammen knisternd an den Stämmen heraufkletterten, gleich zum Himmel emporschlagen, den ganzen Wald erfassen und rote Feuerzungen in kreisenden Wirbeln dahinbrausen mußten, das Kloster unter Feuerwogen begrabend; nur das entsetzte Brummen der großen Glocke würde noch lange schauerlich aus der Brandung des Feuermeers steigen. Die Mönche waren aus ihren Zellen hervorgekommen und starrten nach dem Feuerschein; ihre schwarzen Schatten wogten durcheinander, krümmten den Rücken, huschten über die Klostermauern und verschwanden, als der Feuerschein schwächer wurde. Der Wald tauchte ins Dunkel, die Fichtenwipfel erloschen, und der Glöckner Vater Ionißij kam vom Glockenturm herab, still und schwermütig, sah die Mönche, die ihn mit Fragen bestürmten, mit großen Augen an und schwieg. Oft schritt

er das ganze Kloster ab und bat um Brotkrumen oder grub den Misthaufen beim Pferdestall um und suchte die Haferkörnchen heraus – alles für seine Tauben auf dem Glockenturm. Er lebte für sie, schlief oft oben, mit Stroh zugedeckt, und an seiner Kutte haftete immer Müll . . .

Im Herbst wurden neue Transporte von Verwundeten erwartet, die aber nicht eintrafen; im Lazarett wurde es täglich stiller, schließlich waren nur unterkunftslose Krüppel, ein Arzt und drei Schwestern zurückgeblieben. Ein dumpfes Gerücht meldete von einem Bolschewistenumsturz, und alles hielt den Atem an.

Schwester Sina Belopolskaja war bei den Krüppeln geblieben – sie wußte nicht, wohin sonst; immer mehr in sich gekehrt, hatte sie sich dem Leben entfremdet. Sie war genesen, fühlte aber noch das Bedürfnis, sich an die älteste Krankenschwester anzuschmiegen. Des Abends saß sie reglos am Fenster, las in Petrowskijs alten Briefen und wartete immer auf neue. Aber er schrieb ihr nicht, das Zeitgeschehen hatte ihn mit fortgerissen, er dachte kaum an sie; zuweilen nur erwachte sein Gefühl, dann nahm ihn des Tages Mühe und Last wieder ganz in Anspruch.

Soßja Karcewskajas unerwartet hervorbrechendes Lachen ließ Sina zusammenzucken.

Soßja war mit ihrer Mutter dageblieben; als Flüchtlinge aus der Kampfzone hatten sie ja kein Heim mehr. Ärgerlich blickte Soßja in die leeren Krankenzimmer . . . Das Leben schwand dahin, sie klammerte sich daran, rang um das tägliche Brot. Ihre Mutter haßte sie und biß sich die Lippen blutig, um an sich zu halten, um in ihrer Verzweiflung nicht gar zu verletzende, nicht wieder gutzumachende Dinge zu sagen.

Die alte Dame berichtete im Flüsterton:

„Weißt du, Soßja, ich habe erfahren, daß der Abt reich ist!“

„Wo ist er denn? Schaffen Sie ihn her! Ich kann ihm doch nicht nachlaufen . . . Man müßte sich ja schämen.“

Soßja ging in den Wald hinein, weiter weg; nach der Einäscherung des Gutshofes fürchtete sie die Bauern.

Auf einem ihrer Spaziergänge traf sie zu ihrer Freude den Abt.

„Warum kommen Sie gar nicht mehr ins Lazarett? Sie sollten doch mal vorsprechen und die armen Krüppel besuchen.“

Sie saß halb ausgestreckt auf der Erde und warf ihm von unten herauf einen scheu lockenden Blick zu. Es war ein klarer, zerbrechlicher Herbsttag, dem trockenen, vergilbten Moos entströmte ein

leicht bitterer Geruch; auch der ermatteten Abendsonne schien solcher Hauch zu entströmen.

In singendem Tonfall, die Hände hinter dem Nacken verschränkt, sagte sie:

„Ich langweile mich allein, warum besuchen Sie uns nie?“

Abt Gerwaßij seufzte, wand sich betreten.

„Sagen Sie, haben Sie Angst vor der Revolution, Vater?“

Abt Gerwaßij warf den Kopf zurück, fuhr sich mit der Hand über das Haar, und antwortete mit hoffnungsloser, gleichgültiger Stimme, in der etwas Totes lag:

„Mir macht es nichts aus, ich stehe allein in der Welt.“

„Ja, Sie haben es gut, Sie sollen ja Geld haben . . .“

Der Abt zuckte zusammen und rief überrascht, verlegen – es klang fast wie ein Aufschrei –:

„Geld?! Ich?!“

Gleich am ersten Abend ging er auf den Viehhof zu Arischa.

Die Wirtschaft auf dem Viehhof war zusammengeschrumpft – die Bauern von Polpenki hatten einen Teil der Herde auf einer Waldwiese aufgespürt und zu sich ins Dorf gejagt; seitdem standen die übriggebliebenen Kühe immer im Stall.

Ruhig empfing die Nonne den Abt.

„Was wünschen Sie, Vater Gerwaßij?“

Der Abt sah sich in der Zelle um, legte den Haken vor die Tür und fragte im Flüsterton:

„Ist mein Geld heil? ..“

„Wie denn anders . . .“

„Hol' es heraus, ich will einen Blick darauf werfen . . .“

Arischa brachte das in einen Kattunlappen gehüllte Päckchen und reichte es ihm.

„Stimmt die Summe?“

„Ich weiß nicht, ich habe das Geld nicht gezählt, es nicht angerührt.“

Er wollte gehen, trat auf die Tür zu, der Gedanke durchfuhr ihn, er müßte das Geld zählen, zögernd schob er das Päckchen in die Tasche und fragte:

„Also wieviel hast du herausgenommen?“

Er sagte es dumpf, und etwas wie Haß klang aus seiner Stimme; die Nonne zuckte zusammen, ihre Augen weiteten sich, ihre Hände zitterten.

„Nichts hab ich von dir genommen, keinen Groschen, für unseren Jungen hab ich es aufbewahrt, und jetzt, da der Herr ihn zu

sich genommen hat – was soll mir da noch dein Geld! Nimm es, ich brauch' es nicht, nimm es. Aber quäle mich nicht, zertritt nicht das letzte bißchen Leben in mir! Ach, sterben, und sei es durch die eigene Hand! Du hast mich umgarnt und dann zerquält, daß ich mir die Seele aus dem Leibe geweint habe . . .“

Er glaubte ihr, er wußte, daß sie nichts genommen, ja das Päckchen wirklich gar nicht angerührt hatte; doch die Erbitterung über sein verdüstertes Leben ohne Heim und Herd, das in Zersetzung geraten war, das zusammenbrach, so daß der Boden unter seinen Füßen schwankte, würgte ihn, und er überschüttete sie mit Vorwürfen:

„Und du, hast du je das Geringste für mich getan, mich jemals wirklich geliebt, auch nur versucht, mir etwas zu sein, statt immer nur über deine falsche Stellung zu klagen?! Ich bin immer zu dir hinausgekommen, hast du mich jemals in Sehnsucht und Liebe erwartet? Bei all meiner Sorge um dich mußte ich dich noch um Liebe bitten und drängen! . . .“

„Ich bin nicht eine von deinen Kaufmannsfrauen, die herkommen, um sich mit dir und den Mönchen zu vergnügen! Ich habe ein Herz und eine Seele, du aber, an jene Weiber gewöhnt, wolltest nichts als Tändelei und Spiel, das dich zu nichts verpflichtete! Die kamen her angeblich, um zu Gott zu beten! Was ist denn das für ein Gott, euer Gott, ihr Lüstlinge! . . . Ich aber bin ein fühlender Mensch, ich hatte auf Glück und Freude gehofft, und dann gemeint, Trost an meinem Kinde zu finden . . . Bist du je zu ihm gekommen, hast du es auch nur angesehen? . . .“

„Ich bin Abt, ich habe der eigenen Sorgen übergenug . . .“

„Gelder unterschlagen, das richtet den Menschen zugrunde . . . Als er starb, warst du da auch nur einmal an seinem Sterbebette, hast du überhaupt davon gewußt, dich darum gekümmert? . . . Er war dir weniger als ein junger Hund . . . Ich habe an seinem Bettchen gewacht, Nacht für Nacht, unsäglich gelitten, allein und verlassen, und niemand mein Leid geklagt, um dich zu schonen. Und nun kommst zu mir mit deinem Gelde, mit deinen Verdächtigungen, mir! Mich kauft man nicht mit Geld, ich bin kein Straßenmädchen . . . Sieh nach, zähle dein Geld! . . . Komme mir nicht zu nahe, laß mich, du bist ja doch nur gekommen, um mich wegen des Geldes zu quälen. . . Geh, ich laß dich nicht heran an mich, lieber hänge ich mich auf, ich will nichts wissen von dir, Peiniger!“

Der Abt wandte sich ab, machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Du bist verrückt, verrückt . . .!“

Die Tür fiel ins Schloß. Arischa überkam wieder Verzweiflung und stumpfe Gleichgültigkeit, sie warf sich auf das Bett und blieb bis zum Morgen reglos im Halbschlaf liegen. Die toten Tage des Klosterlebens nahmen ihren Fortgang, und ihr schienen alle Menschen wie Tote, die vor Wut und Erbitterung über ihr verunstaltetes Leben die Zähne fletschten und wie aufgezoogene Puppen an ihr vorbeiglitten.

Abt Gerwaßij schloß sich in seinem Schlafzimmer ein und zählte, die Finger bespeichelnd, beim Schein einer Wachskerze die neuen Hundert- und Fünfhunderterscheine. Freude schlich in sein Herz, ja er lebte förmlich auf bei dem Rascheln des Geldes. Aus der Truhe holte er die Teebüchse mit neuem, noch ungezähltem Gelde hervor und glättete und streichelte die Scheine bis Mitternacht, der Worte Soßjas über seinen Reichtum gedenkend, und klammerte sich an ihren Ausspruch, er habe es gut, weil er Geld besitze – seine letzte Zuflucht!

Diesen ganzen Monat ging er unter dem Eindruck der erlittenen Schmach – als solche empfand er das Verhalten des schwarzen Mönches – mit gesenkter Stirn einher, sah die unzufriedenen Blicke der Mönche und schwieg. Eine Stumpfheit hatte ihn überkommen und das Gefühl der Hilflosigkeit, worin etwas Unheimliches lag; ihn dünkte, daß nun alles verloren sei. Trotzdem nichts Greifbares vorlag, spürte er das Nahen stürmischer Tage, und Todesahnungen kamen ihm, und nur das eine Wort – Geld! – verhiess Rettung und gab Zuversicht; er glaubte fest an die Allmacht des Geldes. Und dann – jener eine, verheißende Blick im Walde, der hatte die Erinnerung an sein früheres Leben geweckt, und an diesen Gedanken klammerte er sich. Sorgsam legte er die Zarenscheine und das Gold wieder in die Truhe. Er glaubte es nicht recht, aber vielleicht war es doch noch nicht zu spät, vielleicht konnte er noch fort von hier und ein neues Leben beginnen!

Nachdem er die Frühmesse zelebriert hatte, zog es ihn wieder in den Wald; vielleicht traf er sie; es war sein letzter Halt.

Er fand sie in der Klosterherberge, im leeren Lazarett; ihm schien, als hätte sie auf ihn gewartet und als freute sie sich über sein Kommen.

Da kam er täglich, in den Abendstunden, in ihr Zimmer in der neuen Herberge, das neben Sinas Zimmer lag.

Einmal klagte sie ihm ihr Leid.

„Wir wissen nicht, was tun, Vater!“

„Sie sollten fortreisen von hier . . .“

„Wohin! . . .“ Scherzend fügte sie hinzu: „Wenn Sie mitkämen, würde ich's wagen . . .“

„Ich bin Mönch! . . .“

„Ach Gott, das ist jetzt doch einerlei . . . Und einem jungen Manne steht die ganze Welt offen . . .“

„Würden Sie wirklich . . . mit mir kommen?“

Sie lachte hell auf, brach plötzlich ab und trat nah an ihn heran.

„Vater, ist das Ihr Ernst? . . .“

Und wieder traf ihn ein verheißender Blick.

Als Abt Gerwaßij wie in früheren Jahren, als er noch Bruder Nikolai hieß, sich durch das Pfortchen bei den Pferdeställen ins Kloster zurückstahl, taumelte er beim Gehen wie ein Betrunkener. Er konnte es noch nicht glauben, nicht fassen: sollte wirklich ein neues Leben für ihn beginnen?!

Dumpfe, sinnbetäubende Tage, denen etwas Klebriges anzuhaften schien, brachen an. Abt Gerwaßij besuchte jetzt oft die Krüppel im Lazarett und sprach dann auch unten im Erdgeschoß bei Schwester Soßja vor. Wie irr fragte er sie immer wieder:

„Wann? Wann denn endlich? . . . Es muß bald geschehen, noch im Herbst . . .“

Soßja sagte es ihrer Mutter; die alte Dame zog den Mund schief.

„Was hast du gesagt?!“

Sie tätschelte ihr wie einem kleinen Mädchen den Kopf und flüsterte ihr ins Ohr:

„Aber er ist doch Mönch, Kind . . .“

Und noch leiser, den Arm um die Schultern der Tochter geschlungen:

„Freilich, bei seinem Gelde . . .“

Sie brach verlegen ab, küßte ihre Tochter, lachte leise und warf ihr verstohlen einen verschmitzten Blick zu.

„Es war bloß ein Scherz, Soßja, Kind, bloß ein Scherz . . .“

Sie begleitete die Tochter bis zum Lazarett, sagte:

„Es stimmt schon, wir sollten fort von hier . . . Aber wir haben ja kein Geld!“

Abt Gerwaßij litt; ihm war, als hätte sich eine Schlinge um seinen Hals gelegt, die sich langsam zuzog und ihn würgte; ungeduldig wartete er auf den Abend, um – Vernunft und Anstandsgefühl mißachtend – in die Klosterherberge zu eilen, auf Schleichwegen, damit ihn die Mönche nicht sähen. Den Vorsteher der Herberge überschüttete er mit Geschenken und erklärte im Lazarett,

daß er den heimatlosen, von allen vergessenen Kriegsinvaliden doch Trost zusprechen müsse.

Eine Frau von dreißig versteht es, einen Mann, der in ihre Netze gegangen ist, sich gefügig zu machen, zumal wenn der Mann ein Mönch ist. Vater Gerwaßij lag liebeslüstern vor ihr auf den Knien und flehte sie zugleich an, mit ihm zu flüchten. Soßja suchte seinem Drängen auszuweichen, machte allerlei Ausflüchte, schien auf etwas zu warten. Um ihn hinzuhalten, begann sie stürmisch zu atmen und befriedigte die Liebesgier des Mönches.

„Soßja, wann reisen wir ab? . . .“

Sie lachte girrend und zärtlich; das Lachen verbarg den listigen Ausdruck ihrer Augen.

„Bald kommt ja der Frühling; in Warschau ist es nur im Frühjahr schön . . .“

„Und wenn bis dahin etwas geschieht?“

„Dann reisen wir eben.“

In einem Augenblick überströmender Zärtlichkeit hauchte sie:

„Wieviel hast du eigentlich?“

„Vierzigtausend – mein ganzes Leben lang habe ich gespart . . .“

Während sie in seinen Armen schlummerte, träumte sie im Halbschlaf von Warschau, von Abendcafés und Musik und wußte nicht, wie sie sich des pfffigen Mönches entledigen könnte, der sie nicht mehr lassen würde, wenn sie mit ihm flüchtete. Seine Schönheit und Kraft gefielen ihr, dann aber dachte sie an die adelsstolzen polnischen Pane und mußte über ihr schwaches Weiberherz lachen, wenn sie sich neben diesen den russischen Mönch, diesen Wald-bären vorstellte! Sie dachte daran, wie der Pan Kczensulka, stets frisch rasiert, ihr die Hand zu küssen pflegte, während Gerwaßijs Schnurr- und Backenbart einem so unangenehm in den Mund drangen und Hals und Brust so heftig kitzelten, daß man lachen mußte.

Allein geblieben, drehte sie sich auf die andere Seite, der Wand zu, und flüsterte ins Dunkel:

„Wie locke ich ihm sein Geld ab?“

Das Kloster ging mit Anbruch der Dämmerung zur Ruhe; heilige Lämpchen mit Hanföl wurden nur zuweilen zu Betübungen angezündet, Kerzenstummel waren ein seltener Herzenstrost. Zu den Mahlzeiten erschienen jetzt alle Mönche und freuten sich, daß es Kartoffelmuß und Suppe aus Kohl und Wasser gab; das Gemüse kam aus dem Klostergarten. Stumm traten die Mönche aus-

einander, um Vater Polykarp durchzulassen, der sich auf den Platz des Abts setzte; Abt Gerwaßij erschien nur selten im Speisesaal. Die jungen Mönche stritten mit den alten.

Vater Akindin trat für den Abt ein.

„Wer hat unser Kloster zu Ansehn und Ruhm gebracht? – Vater Gerwaßij. Wer hat es erreicht, daß unser Klosterheiliger kanonisiert worden ist, hm, wer?!“

Die jungen Mönche entgegneten ruhig:

„Was würden wir jetzt essen, wenn der Hieromonach Polykarp nicht vorgesorgt hätte? – Hungers müßten wir sterben!“

„Um das leibliche Wohl seid ihr besorgt; ihr dienet dem Satan, der den Herrn versuchte und sprach: Verwandle die Steine in Brot!...“

„In der Heiligen Schrift ist gesagt: Nicht was zum Munde einget, sondern was zum Munde ausgehet...“

„Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht...“

„Nicht doch, es heißt vielmehr:

Schön, also stopft euch; da hockt er ja, euer Wohltäter!“

„Ja, er hat dem Kloster den Wald gerettet, die Bauern rühren ihn jetzt nicht mehr an, und Vater Mawrikij sitzt auf der Mühle, während euer Abt damit beschäftigt ist... heimatlose Krüppel im Lazarett zu trösten!?“

„Es geziemt dem Mönche nicht, übel über seinen Abt zu sprechen...“

„Wir wollen uns jetzt selber einen Abt wählen...“

„Versucht es nur!“

„Wir genießen jetzt ja auch Meinungsfreiheit; wenn wir wollen, können wir uns einen eigenen Abt wählen.“

„Den Gelehrten wollt ihr zum Abt machen?“

„Den Weisen.“

Ein allgemeines verhaltenes Geflüster setzte ein und wurde von dem Klingelzeichen des schwarzen Mönches unterbrochen; nach dem Gebet, während die Mönche den Speisesaal verließen, begann das Gemurmel aufs neue.

Allmählich bildeten sich zwei feindliche Gruppen, und in den Zellen wurde bis zum Anbruch der Dunkelheit gestritten.

Den alten Mönchen riß schließlich die Geduld.

„Unser Klosterheiliger wird euch strafen, unversehens werdet ihr seine Hand fühlen! Auf das Kommen des Antichrist wartet ihr? Wahrlich, er ist bereits unter euch! Wisset ihr nicht, daß gesagt ist:

Es werden viele kommen unter meinem Namen und werden predigen, und viele werden verführt werden . . . Ihr aber sehet nicht den falschen Propheten unter euch, den Antichrist; den Vater Mawrikij hat er bereits verführt . . . Oh, ihr Kleingläubigen! . . .“

Im Vorfrühling kam eine Kommission von den Fabriken, um die Klosterherbergen zu besichtigen.

Vater Mißail eilte mit der Nachricht zum Abt; Vater Gerwaßij ließ seine Anhänger, die alten Mönche, zu sich berufen. Der steinalte Starez Doßifej, der so tief vornübergebeugt ging, daß er mit dem Kopfe fast an die Erde stieß, schnarrte mit zahnlosem Munde:

„Die Mönche schollen schich in ihre Tschellen einschlieschen, die heilige Pforte wird verrammelt, und wir alle beten tschu unscherem heiligen Schtaretsch Schimeon, er möge scheinen Tschorn vom Kloschter abwenden und den Geischt der Höllenscharen desch Unreinen verwirren.“

Der frühere Vorsteher der Klosterherbergen, Vater Iona, der fromm geworden war, stieß prustend die Luft von sich und strich sich über den Bart, während er diese Worte an die Starezen richtete:

„Aus dem Munde unseres Starez Doßifej spricht die Wahrheit selber – den Bolschewisten gehen die Mönche keinen Schritt entgegen; wir nehmen lieber Folter und Märtyrertod auf uns, ehe wir uns der Macht der Antichristen, der Kommunisten, beugen, der jüdischen Macht des Kahals der Weisen von Zion. Sie sind es, die Rußland an sich gerafft haben, sie – die Antichristen! Sie peinigen das rechtgläubige Volk, sie schänden hohnlachend den christlichen Glauben!“

Die Mönche nickten mit den Köpfen, Abt Gerwaßij stimmte Vater Iona und Vater Doßifej bei:

„Wollen wir unser Kreuz auf uns nehmen, Brüder; wir weichen keinen Fingerbreit von den Geboten der heiligen Kirchenväter ab – sie mögen tun mit uns, was sie wollen. Tag und Nacht lasset uns beten zu unserem heiligen Vater Simeon in inbrünstigen Gebeten um ein herrliches Wunder, auf daß dieser Kelch an uns vorübergehe.“

Vater Doßifej schnarrte:

„Herr, gib, dasch diescher Kelch an unsch vorübergehe, vorübergehe!“

Vater Akindin schüttelte trübe den Kopf, seufzte und zupfte an seinem Bärtchen. Vater Jepifras, der Weihbrotbäcker – seine Brille war ihm auf die Nasenspitze hinabgerutscht, die ausgeblichenen Haare hingen in Fransen um den kahlen Schädel – blickte über den Brillenrand hinweg und sprach, die Worte in die Länge ziehend:

„Väter und Brüder, nehmen wir uns das Wort unseres Abts zu Herzen – kein Wort richten wir an die Eingetroffenen, verlassen den Tempel nicht und weichen nicht von den Reliquien unseres Heiligen. Brot und Wasser sei unsere Speise in dieser Zeit der großen Prüfung . . .“

Vater Iona schloß:

„Legen wir uns das Gebot strengster Fasten auf, bis der Herr uns seine Gnade widerfahren läßt und seine Hand die Glaubensschänder schlägt.“

Freunde und heimliche Feinde scharten sich um Vater Gerwaßij. Ein jeder von ihnen trug Dunkles, Ungesühntes in seiner Seele und heimliche Wünsche und Traumbilder lüsterner Weiber; zum Alter hin hatte sich das alles in Erbitterung über das im Kloster verlorene Leben verwandelt. Und im Hinblick auf das eigene sündhafte Leben verzieh jeder dem Abt um seiner Jugend willen Versündigungen und Fehltritte. Sie alle vereinte der Haß gegen Vater Polykarp, der die Lebensmittelvorräte des Klosters unter Verschuß hielt, mit ihnen geizte, alles nach Maß und Gewicht herausgab, und dazu mit jedem Tage weniger. Die jungen Mönche hingegen unterstützten Vater Polykarp, und die Starezen mit Abt Gerwaßij an der Spitze konnten nichts dagegen tun.

Abt Gerwaßij sandte den Vater Pfortner fort, er sollte die heilige Pforte schließen und niemand ins Kloster einlassen; die Ereignisse von 1905 kamen ihm in den Sinn. Der greise Pfortner, Vater Awraamij, verließ schlüsselrasselnd die Gemächer des Abts; auf dem Klosterhof begegnete ihm der Blöde.

Waßja kam von der heiligen Pforte her gelaufen; er sah verwahrlost aus, das Käppchen hatte er verloren, die ergrauten Haare flatterten im Winde.

„Was gibt's, Waßenka?“

„Er ist hingegangen, der Antichrist ist hingegangen! . . . Schwarz von oben bis unten, feurige Augen – ich habe ihn selbst gesehen! Er ist hingegangen!“

Ohne stehenzubleiben lief er weiter, der Abtei zu.

Die alten Mönche wollten sich in die Kathedrale begeben. Vater Jepifras sprach:

„Den Starez Ionißij schickt die Glocken läuten, die Seele des siechen Greises wird sich aufhellen und das Glockengeläut klingen wie die Posaune des Erzengels . . .“

Waßja stürzte herein und begann im Flüsterton zu murmeln –

aus Angst vor dem greisen Vater Akakij sprach er schon jahrelang immer im Flüsterton.

Die Mönche schrakten zusammen.

Der Abt fragte:

„Was gibt es, Waßenka, Liebster, willst du auch mit uns beten?“

Waßja gab nicht acht auf ihn, stotterte:

„Die himmlischen Mächte haben uns verlassen, ach verlassen, Väter! Ich habe den leibhaftigen Antichrist gesehen, den feuer-speienden . . .“

„Du hast ihn gesehen? . . . Den Anführer der Höllenschar?!“

„Schwarz ist er, Väter, schwarz, der Engel des Abgrunds . . .“

„Wen hast du gesehen, wo?“

„Zum Kloster ging er hinaus, zum Kloster . . . Gleich einem Drachen anzuschauen . . . Der Antichrist . . . in Gestalt eines Mönches . . . Ach, die Versuchung, Väter, die Versuchung . . .“

Abt Gerwaßij fragte:

„Du meinst den Vater Polykarp?“

„Der Antichrist war's, der Antichrist – schwarz, mit feurigen Augen –, da bekam ich einen Schreck und lief davon . . . Wie ein Dieb in der Nacht schlich er dahin, schwarz und lang . . .“

Die Mönche tauschten Blicke aus und flüsterten:

„Er ist hingegangen, er ist selbst hingegangen! . . .“

„Der Verräter! Er verrät das Kloster! . . .“

„Wir verstoßen ihn aus dem Kloster!“

Der Haushalter Vater Paßij, der zusammen mit Vater Polykarp die Lebensmittel einteilte und ihm bei der Leitung der Klosterwirtschaft behilflich war, hatte die ganze Zeit über schweigend dage-sessen und geseufzt, den weißen Kopf zwischen die Schultern ge-zogen; erst jetzt sprach er, nachdem er sich vor den Vätern ver-neigt hatte:

„Durch die Verstoßung des Vaters Polykarp würden wir Schmach auf das Kloster laden, die jungen Mönche würden für ihn eintreten und ein gewaltiger Streit an heiliger Stätte entbrennen und bittere Schändung klösterlicher Demut . . .“

Die Mönche versanken in Sinnen, der Herbergsvater Mißail unter-brach schließlich das Schweigen:

„Wir wollen ihn fernerhin weder ansehen, noch mit ihm sprechen . . . Mag er leben, wie er will, allein und gemieden . . . Der Herr selber wird ihn strafen.“

Murmelnd wiederholten die Starezen:

„Nicht sehen! Nicht kennen! Aus Sinn und Seele verbannen den Antichrist! Also soll es geschehen.“

Lange mußte man nach dem Glöckner Vater Ionißij suchen. Und als die Glocke zu läuten begann und von den feuchten Waldgründen Sumpf- und Harzgeruch emporstieg, schien es dem greisen Glöckner, als sickerten Tropfen heiligen Weihöls wie Tau von den blauen Sternen, der zur Milchstraße zerstob, und die stieg als lichtiges Band aus dem Waldesdunkel auf, erhob sich in wallenden Ballen zu den Fabrikschlöten in der Ferne und sank in schimmernden Nebeln zu Füßen der Klostermauern nieder.

Der schwarze Mönch trat bei den Eingetroffenen ein, nahm sein Käppchen ab und verneigte sich.

„Sind Sie der Abt?“

„Ich leite die Klosterwirtschaft und muß wissen, womit ich Ihnen dienlich sein kann.“

Erstaunte Blicke richteten sich auf den gebeugten schwarzen Mönch.

Der Schlosser Sofron, ein langer hagerer Mann mit eckigen Schultern und knotigen Fingern, antwortete:

„Wir werden auch ohne die Mönche fertig.“

Die übrigen lächelten belustigt. Ein stämmiger Gießer nahm das Wort.

„1905 hat man unsere Genossen hier mit Kosakenpeitschen bearbeiten lassen; weißt du's nicht mehr, Vater?! Es geschah gleich hier hinter der Herberge, ich weiß es noch gut!“

Vater Polykarp stand unbeweglich da, blickte unter der gesenkten Stirn hervor, furchte die Brauen.

Sofrons Augen blitzten ihn an, der Gießer stand auf; der Kerzenschein warf zuckende Schatten auf sein Gesicht.

„Was soll das mit der Klosterwirtschaft? Willst du vielleicht sagen, unsere kranken Genossen, die wir zur Erholung hierher schicken wollen, müßten helfen, euch durchzufüttern?!“

Vater Polykarp senkte die Augen, seine Hand regte sich leise, so daß die Falten seiner langen Kutte sich bewegten.

„Kranken zu helfen und ihnen zu dienen, ist Pflicht des Mönches. Wir haben den ganzen Krieg über für unsere Brüder gearbeitet, Verwundete gepflegt und ernähren auch jetzt noch heimatlose Kriegsinvaliden.“

Der Gießer musterte prüfend den Mönch und fragte:

„Ernähren wollt ihr unsere Kranken, hast du das gesagt?“

Sofron fiel seinem Genossen ins Wort:

„Eure Vorräte werden wir sowieso requirieren, Vater, eure Hilfe brauchen wir nicht.“

Vater Polykarps Stimme klang entschiedener:

„Zu requirieren gibt es bei uns nichts, die Bruderschaft hungert auch so schon fast; wenn ihr uns das letzte nehmt, so werdet ihr in einem Monat selber die Verhungerten ernähren müssen. Wir aber wollen Gemüse pflanzen, und im Herbst werden eure Genossen von uns Kohl, Kartoffeln, Gurken, Rüben erhalten. Das ist es, womit wir Mönche euren kranken Genossen nützen können.“

„Warum solltet ihr uns denn umsonst füttern?“

Vater Polykarp spürte, daß die Mauer zwischen ihm und den Arbeitern auf einen Augenblick geschwunden war, und er begann mit voller Stimme zu reden, geriet in Eifer, suchte zu beweisen, daß jedermann durch seine Arbeit anderen aus Nächstenliebe, um der Zukunft der ganzen Menschheit willen nützlich sein könne, und daß nicht alle, die sich ins Kloster geflüchtet hätten, darum Nichtstuer seien.

„Fragt unsere Mönche, was sie früher waren? Warum sie hierher gekommen sind? Was der Staat aus ihnen gemacht hat? Und jetzt, da der Druck der Obrigkeit nicht mehr auf uns lastet, wird die Kirche zu wahrhaftigem Christentum erwachen. Vergeßt nicht, daß die ersten Vorläufer des Sozialismus vor der Revolution von 1848 auf ihren Geheimsitzungen Trinksprüche auf Christus ausbrachten, den sie als ihren Lehrmeister anerkannten. Er hat die ersten Körner gesät. Ja, Jahrtausende mußten vergehen, bevor diese Saat Wurzel faßte und aufging. Ihr sagt, Religion sei unnütz, und fühlt nicht, daß eure Lehre religiös ist. In ihr liegt der tiefe Glaube an das Reich, das ihr auf Erden errichten wollt, und dieses Reich ist das Reich von Nazareth, und ihr selbst kommt aus Nazareth, um eine neue, lebendige, tatkräftige Kirche auf Erden zu errichten, an Stelle unserer heutigen Kirche . . .“

Hoch, schwarz, hager stand er da in der langen Kutte und schwankte leise, durch seine Gedanken erregt; scharfe Schatten zuckten über sein Gesicht; er sprach aus, was er lange Jahre heimlich in sich getragen hatte.

Der Schlosser unterbrach ihn fröhlich:

„Einstweilen wollen wir jedenfalls mit unserer heutigen Kirche aufräumen!“

Vater Polykarp antwortete schnell, und einen Augenblick weiteten sich seine Augen und leuchteten auf:

„Wenn sich alle der neuen Kirche angeschlossen haben, ist die alte nicht mehr.“

Der Gießer, der dem Mönche schweigend zugehört hatte, sagte zum Abschied:

„Warum steckst du in dieser Kutte, Mann?!“

Die Klosterglocke brummte, ein feiner Sprühregen sickerte leise vom Himmel, und aus dem durchlöcherten Schnee lösten sich murmelnde Frühlingsbächlein.

Ein Novize ließ Vater Polykarp durch die Pforte bei den Pferdeställen ins Kloster ein.

6

Die Tür ging auf und zu, und eilige Schritte ertönten. Jeder der beiden hatte seinen eigenartigen Gang – der Sekretär Karaßik ging hastig, seine Absätze klopfen kurz gegen den Boden, und wenn er in seinem hohen Tenor stritt und sich ereiferte, schlug seine Stimme um; Petrowskij schritt rasch und sicher, und seine Stimme klang immer ruhig und offen.

Aus dem Süden waren die ersten Nachrichten über die Tätigkeit der weißen Armee eingelaufen, und Petrowskijs übervolle Tage stürmten noch eiliger dahin; sein Wille hatte sich geschärft wie ein Blick und fing jeden Gedanken im Fluge auf. Mit dem Militärkommissar Titoff fuhr er nach den Baracken außerhalb der Stadt hinaus, und eine Woche später füllten sie sich mit dem Stimmengewirr von Bauern in grauen Soldatenmänteln; er arbeitete in der „Kommission zur Bekämpfung der Fahnenflucht“, und die mobilisierten Fähnriche und Offiziere – die Instrukturen der roten Armee – grüßten ihn militärisch stramm, registrierten die Eingezogenen, fingen Flüchtlinge ein, arbeiteten Listen aus. Die noch nicht mobilisierten Offiziere wurden wieder aufgeboten, erschienen vor der Untersuchungskommission, simulierten alle möglichen Leiden und Gebrechen, um sich dem Kriegsdienst in der roten Armee zu entziehen, steckten aber zu guter Letzt doch den roten Sowjetstern an die Mütze und bildeten die Soldaten der roten Armee aus.

Erst spät Abends kehrte Petrowskij nach Hause zurück; die kleine Fenja stellte das Auto in die Wagenscheune und sank erschöpft auf ihr Lager. Am Morgen untersuchte sie die Maschine in allen Einzelheiten – sie kannte den Wagen ja schon lange und gut und hörte an seinem Atem, wie es um ihn stand – und wartete auf den vertrauten Ruf:

„Fjokla Timofejewna, fahren Sie vor!“

Die Nonnen waren bei Gönnern untergeschlüpft, das Kloster stand fast leer da, nur wenige übriggebliebene alte Nonnen jammerten in der Kirche, verständnislos mit den rotumränderten Lidern blinzeln.

Afonka wütete wieder; die roten Zottelhaare hingen ihm in die Stirn, zwischen den wirren Strähnen hervor blickten stechend die Augen. Im Drakinschen Hause erschien er nur selten, immer in der Hoffnung, Fenja zu treffen. Er warf sich auf sein Bett im früheren Arbeitszimmer des Ingenieurs und schlief achtundvierzig Stunden ohne aufzuwachen durch, bis man ihn suchen kam und ihn aufforderte, in die Tscheka zu kommen, um Abrechnung zu halten. Afonka warf dann wilde Blicke um sich, entsann sich, wo er sich befand, ging zu Antonina Kirillowna hinüber und erkundigte sich, ob die kleine Fenja nicht dagewesen wäre, dann verschwand er wieder auf mehrere Tage.

Die alte Dame versteckte sich vor Kaljabin, schloß ihren Enkel in ein entlegenes Zimmer ein und zitterte um ihn, wenn Afonka im Hause war; hörte sie ihn mit dem schleppenden Fuß polternd die Treppe hinabhinken, so atmete sie erleichtert auf und beruhigte sich für kurze Zeit.

Die kleine Fenja schlich sich bei ihren Besuchen heimlich ins Haus, um ihren Jungen zu sehen, Mehl, Zucker zu bringen.

Die Mutter sprach zu ihr:

„Was bist du für eine Mutter – siehst deinen Jungen kaum, kümmerst dich nicht um ihn.“

„Bei Ihnen ist es ruhiger für ihn, oder wollen Sie vielleicht, daß ich Kaljabins Geliebte werde? Ich bin stark und fest, fürchte mich vor nichts, und von meiner Kraft hängt Borjas Leben ab.“

Antonina Kirillowna schüttelte den Kopf, seufzte . . .

„Ihr seid mir auch was Rechtes, du und Kirill. Laufen mir aus dem Hause, er läßt seine Fabrik im Stich – schön, er schreibt, wir sollen um ihn nicht bangen, er arbeite – aber wozu ist denn diese Arbeit gut, wer hat etwas von ihr? . . .“

Afonka und Fenja trafen auf der Treppe zusammen, vor Überraschung blieben beide stehen und starrten einander an.

„Fjokla Timofejewna, Sie?!“

„Ja, Kaljabin.“

„Ich lasse Sie so nicht fort, kommen Sie nach oben.“

„Ich habe keine Zeit.“

„Petrowskij wollen Sie spazieren fahren?! Ich lasse Sie nicht fort!“

Schnell steckte sie die Hand in die Tasche, der Stahl des Revolvers unter ihren Fingern beruhigte sie. Voll Ärger und Bitternis hatte Afonka die Bewegung bemerkt; einen Augenblick stieg die Wut in ihm auf, er spreizte die Finger seiner riesigen Hände, fürchte die Brauen, warf den Kopf zurück.

„Die Hand nehmen Sie mal raus, wissen Sie. Ich rühre Sie nicht an, aber fort lasse ich Sie nicht; wie lange schon habe ich auf die Gelegenheit gewartet, Sie wiederzusehen!“

„Wozu?“

„Ich will mit Ihnen sprechen. Im Lazarett hatten Sie ja auch Worte für mich.“

„Ich war zu allen gleich.“

Sie machte einen Schritt vorwärts, eine Stufe hinab; Afonkas ganzer Körper zuckte auf, seine Stimme klang dunkel, dumpf, angespannt:

„Sie bringen es noch dazu, daß ich ein Ende mache, Sie niederschleße; ich tu es, ich richte mein eigenes Leben zugrunde, lasse Sie aber nicht so gehen.“

Er verkniff die Nase, die Narbe am Nasenbein glitt nach oben, seine Augen waren blutunterlaufen.

Die kleine Fenja – sie hatte sich fest in der Gewalt – machte ruhig kehrt und stieg die Stufen wieder hinauf.

„Wie groß Sie sind, Kaljabin, und schrecklich, und dabei eigensinnig wie ein kleines Kind und launenhaft.“

„Ihnen scheint das lächerlich, mir aber . . . Mein ganzes Leben lang hänge ich an Ihnen, Sie wissen es ja . . .“

In seinem Zimmer roch es nach Tabakrauch, und es war hier stickend heiß; Afonka hatte heizen lassen, um sich ordentlich auszuschlafen. Er zündete eine Kerze an und setzte sich auf das Bett.

„Nun sagen Sie mir also, was Sie von mir wollen? Sie begehren mich? Sie lieben mich?“

Zusammengesunken saß er da, antwortete dumpf:

„Ich liebe Sie . . . Ich quäle mich damit mein Leben lang!“

Fenja stand an den Schreibtisch gelehnt; vor Erregung war ihr heiß geworden, sie knöpfte die Joppe auf, nahm die Kappe ab. Die goldenen Haare sprühten golden im flackernden Lichtschein der Kerze, Schatten huschten durch den Goldschimmer; sie atmete tief und schnell, ihre Brust wölbte sich. Afonka blickte sie unter der gesenkten Stirn hervor an, wagte nicht, sich zu rühren, spürte, wie ihm Arme und Hände schwer wurden und sein Kinnbacken zuckte.

„Sie haben doch selbst gesagt – und wenn's bis ans Ende der Welt ginge . . .“

„Ja, Kaljabin, ich habe das gesagt und wiederhole es – bis ans Ende der Welt, ich fürchte nichts, aber nicht dann, wenn Sie's wollen. Einen Menschen, der zu einem wilden Tier geworden ist, hasse ich, verabscheue ich – und das sind Sie geworden. Ich weiß, daß vielleicht auch ich mit daran schuld bin, auch an den hingemordeten Menschenleben, aber mich hinzuopfern, mich wie ein Wurm von Ihnen zertreten, zerdrücken lassen – das kann ich nicht und das will ich nicht.“

„Ja, wollen Sie denn sagen, ich solle Ihnen zu Liebe alle die Lumpen laufen lassen? . . .“

„Nein, das nicht, aber Sie sollen jeden Fall untersuchen, anhören, was die Menschen zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen haben, das Für und Wider erwägen, kurz – Richter sollen Sie sein und Ihren Urteilsspruch sorgfältig überlegen, blinde Wut aber ist keines klaren Denkens fähig, sie wütet zügellos und zuchtlos.“

„Ach Himmel! Wie, wann sollen wir denn das alles machen?!“

„Ich weiß, ich glaube daran, daß Sie ehrlich vor sich selbst stehen und Ihrer Überzeugung gemäß handeln; nach menschlichem Maß aber sind Sie ein Ungeheuer, weil Sie nicht wiegen und wägen und so zum Tiere werden!“

„Was soll ich denn Ihrer Meinung nach tun?“

„Wenn Sie wieder Mensch geworden sind, dann könnte ich Ihnen jede Hinrichtung vergeben, denn ich weiß, im Kampf darf man seine Feinde nicht schonen. Aber wahllos vernichtet man den Feind nur in der offenen Schlacht, weil man nicht anders kann und sonst ebenso wahllos von ihm vernichtet wird; der Waffenlose aber, der wehrlos in Ihre Hand gegeben ist und Ihnen gar nicht mehr schaden kann, den metzelt man nicht viehisch nieder, den richtet man.“

Afonka schwieg, den Kopf gesenkt; die roten Haarsträhnen waren ihm über die Stirn gefallen, die riesigen Hände stützten die Wangen.

„Vielleicht will ich wirklich Ihr Stern von Bethlehem sein, Sie aber spielen nur mit dem Worte und wollen mich nicht sehen, so wie ich bin, mich nicht verstehen . . .“

Kaljabin warf den Kopf zurück und umfing sie mit einem verzückten Blick, wie ein Stöhnen entrang sich ihm der Schrei:

„Fjokla Timofejewna! . . .“

„Jetzt aber sind Ihre Hände mit unschuldigem Blut besudelt!“

„Würden sie es denn nachher nicht mehr sein?!“

„Nein, wenn Sie mit sich selbst ins Gericht gehen, so werden Sie rein. Jetzt fürchte ich, daß Sie mich mit diesen Händen berühren könnten, und ich würde vor Entsetzen aufschreien, wahnsinnig werden vor Grauen! Wollen Sie mich denn dahin bringen und sich an meinen Qualen weiden?!“

Afonka erhob sich, trat auf Fenja zu und fragte hilflos:

„Was soll ich denn aber Ihrer Meinung nach tun?“

„Sie sollen sich reinigen von dem Blut, das Sie vergossen haben, indem Sie Mensch werden und nicht wie ein reißendes Tier wüten.“

„Und dann? . . .“

„Dann werden Sie ja sehen!“

Langsam knöpfte sie ihre Joppe zu, zog die Kappe über, ordnete das Haar.

Afonka stand unbeweglich da und wandte keinen Blick von ihr. Dann schritt er neben ihr her.

Als sie auf die Straße hinaustraten, verabschiedete sich Fenja, ohne ihm die Hand zu reichen.

„Sie schämen sich, mit mir zu gehen? . . .“

„Ich habe deutlich gesprochen, Kaljabin.“

Afonka wandte sich um, schritt in der entgegengesetzten Richtung weiter, blieb wieder stehen und sah ihr lange grübelnd nach; plötzlich stürzte er ihr hastig nach und schrie laut, so daß es durch die Straße hallte:

„Fjokla Timofejewna! Fjokla Timofejewna!“

Die kleine Fenja blieb stehen und wartete.

„Was wollen Sie, Kaljabin?“

„Kommen Sie wieder zurück, wohnen Sie wieder zu Hause, hier in Penji! . . .“

„Warum?“

„Dann seh' ich Sie doch, kann mit Ihnen sprechen. In Ihrer Nähe werde ich vielleicht wieder zum Menschen! Mein Stern von Bethlehem soll mir leuchten und mir den richtigen Weg weisen!“

Fenja lächelte, reichte ihm die Hand; der Mann litt und liebte wahrhaftig. Sie sagte:

„Gut, ich will zurückkehren, aber bevor Sie nicht zum Menschen geworden sind und ich Ihnen nicht gesagt habe, daß ich das sehe, dürfen Sie mich nicht anrühren!“

„Und werden Sie mir das sagen?!“

„Ja.“

. . . So lebte denn Fenja wieder in ihrem Zimmer, kehrte spät abends müde und erschöpft zurück, Afonka lächelte über das

ganze Gesicht, öffnete ihr die Türen; er erkannte ihre Schritte von fern.

Im Sommer herrschte in der Stadt atemlose Stille.

In der ehemaligen Infanteriekaserne war eine Kavallerieschule der roten Armee eröffnet worden; die Instrukturen – frühere Husaren Seiner Großfürstlichen Hoheit – promenierte des Abends in roten Reithosen, den Reitstock schwingend, auf dem Boulevard, auf der Hauptstraße mit jungen Damen, statt der Kokarde den roten Sowjetstern an der Mütze – Hammer und Sichel. Der Vorsteher der Schule war ein knochiger, schwarzäugiger alter Herr mit einem weißen Spitzbärtchen; statt des rotgefütterten Mantels eines Generalleutnants (er war früher Direktor des Kadettenkorps) trug er einen feldgrauen Soldatenmantel, betätigte sich als militärischer Leiter und Fachmann.

Sein Gehilfe war ein Husarenoberst, der früher mit dem Regimentskommandeur, dem Großfürsten, in den Domänenwäldern – Schongebiet – auf die Bären- und Elentierjagd ging und den betrunkenen französischen Erzieher des jungen Großfürsten fürsorglich in seinen Armen durch den Wald trug. Dem Großfürsten war nämlich Alkoholgenuß untersagt, und darum erbat er sich immer die Erlaubnis, seinen französischen Erzieher mit auf die Jagd zu nehmen, um einen Vorwand zum Trinken zu haben – es geschah doch dann in Gesellschaft seines Erziehers . . .

Staubige Sommertage; in den Mittagsstunden drückende Glut. Alles Leben erstirbt, matt sitzen die Angestellten in den Kommissariaten; Schreibmaschinen, Papiere . . . Alles schleicht seinen gewöhnlichen trägen Trott, und des Abends geht's nach Kartoffeln, man wirft sich den Sack über die Schulter und wandert in irgendein Dorf, um allerlei Gegenstände aus dem Haushalt gegen Mehl, Kartoffeln, Hanföl einzutauschen.

Die Zeiger der Sowjetuhren sind um zwei Stunden vorgerückt; kaum erlischt das Abendrot, ist es schon elf. Verliebte Pärchen im Stadtpark, die, zärtlich und still aneinandergeschmiegt, beim Küssen das Enteilen der Zeit nicht bemerkt haben, werden vom Milizionär überrascht, fahren erschrocken zusammen; nach elf darf niemand mehr im Freien sein.

„Genosse, Ihr Ausweis?“

Der Ausweis der Liebe sind Küsse.

Das Fräulein blickt ihrem Kavalier hilflos in die Augen, der Verliebte kramt in seinen Taschen herum, zieht seinen Personalausweis hervor.

„Ich meine die Bescheinigung, daß Sie nach elf auf der Straße sein dürfen?“

Ein langer Pfiff – von der Streifwache geleitet geht's in die Tscheka, um die Personalien aufzunehmen. Das junge Mädchen schmiegt sich ängstlich an ihren Begleiter, klammert sich fest an seinen Arm – es geht in die Tscheka!

Das diensthabende Mitglied der Tscheka verhört das Pärchen, trägt die Namen in ein Buch ein, führt die beiden in Kaljabins Arbeitszimmer.

„Genosse, wir haben uns bloß um zehn Minuten verspätet!“

Afonka sieht auf die Uhr; er eilt, er will nach Hause, um die kleine Fenja noch zu sehen; ärgerlich winkt er mit der Hand.

„Genosse, ich bin Sowjetangestellte, morgen früh muß ich ins Kommissariat.“

Sie werden abgeführt, warten ungeduldig auf die Entscheidung über ihr Los; neue Pärchen treffen ein.

Afonka ruft nach dem Diensthabenden.

„Ich habe keine Zeit, bringt niemand mehr her.“

Ihm fällt etwas ein, die Furche zwischen den Brauen glättet sich, ein Lächeln hebt die Narbe auf der Nase.

„Schick' sie alle zum Teufel! Wohin mit ihnen!“

„Sie könnten ja bis morgen früh in der Scheune sitzen?“

„Wer mit einem Mädchen da ist, dem gebt einen Durchlaß und jagt sie fort – und daß sie sich nächstens nicht wieder herumtreiben!“

Die kleine Fenja hörte die hinkenden Tritte auf der Treppe. Sie schläft noch nicht, die Dämmerung im Sommer ist so lang; sie löscht die Kerze aus, kuschelt sich in die Decke.

„Fjokla Timofejewna!“

Sie schweigt, hört seine Schritte nebenan und lächelt. Tief innen aber spürt sie eine drückende Last, sie weiß, daß sie einem neuen Zusammenprall nicht gewachsen wäre und wieder zu Petrowskij in das leere Zimmer flüchten müßte, um sich zu retten, zu verbergen. Zuweilen gibt sie nach.

„Was wollen Sie, Kaljabin, ich schlafe.“

„Ich komme Sie holen; fahren wir spazieren!“

„Ich bin den ganzen Tag spazieren gefahren.“

Manchmal bleibt sie auf, tritt auf sein Klopfen aus dem Zimmer.

„Ich sehe Sie ja niemals, Fjokla Timofejewna!“

Seine Augen fragen: Wann denn, wann denn endlich – du hast doch versprochen, es mir zu sagen!

Ihre Haare, zur Nacht in zwei pralle Zöpfe geflochten und mit einem Bändchen verknüpft, reichen vom Nacken bis über die Taille und sind wie zwei goldene Bächlein, an den Schläfen ringeln sich Löckchen. Ein Wärmehauch geht von ihr aus, und Kraft; ein Lächeln kommt ihr, es ist ruhig und ein bißchen boshaft.

Afonka schweigt finster, weiß nicht, was er sagen soll. Worte dafür hat er ja gar nicht, dabei könnte er sie vor Liebe erdrücken; er furcht die Brauen und blickt ihr unterwürfig in die Augen; dabei stöhnt er wie ein gebändigtes Tier.

„Nun, wie viele Menschen haben Sie heute ins Jenseits befördert ?!

„Keinen einzigen! Heute wurden Pärchen abgefangen . . .“

„Nun, und die küssen sich auch im Gefängnis?“

„Ich hab' sie laufen lassen, hol' sie der Teufel!“

Die ersten herbstlichen Blätter fallen klingend und rascheln unter den Füßen als erstarrte Glut, das scharf umrissene Goldlaub ist spärlich, die Allee des Boulevards durchsichtig geworden, die letzten Eintagsfliegen tanzen um die elektrischen Laternen, und des Nachts ziehen Wolken heran und Regen rauscht herab.

Seit dem Frühjahr wurde in den Kreisen der neuen Machthaber von der Entsendung einer Kommission gesprochen, die den Sarkophag des heiligen Klostergründers öffnen sollte, aber erst im Herbst, als es still geworden war in der Stadt, zu diesem Zweck von der Eisenbahn ein Sonderwagen angefordert.

Afonka kehrte nach dem Beschluß des Ausschusses in freudiger Erregung nach Mitternacht heim. Fenja hatte Urlaub, verließ das Haus kaum und wußte noch nichts davon.

Afonka schlug dröhnend an ihre Tür.

„Fjokla Timofejewna!“

„Was fällt Ihnen ein, mich in der Nacht zu wecken, sind Sie verrückt geworden!“

„Stehen Sie auf, ich bringe eine Neuigkeit, Sie werden sich freuen!“

An seiner Stimme erkannte sie, daß etwas Wichtiges vorlag, sie antwortete fröhlich im gleichen Ton:

„Na, sprechen Sie also. Sind die heranziehenden Weißen vernichtet worden?“

„Raten Sie mal!“

„Dazu habe ich keine Zeit, ich will schlafen.“

Afonka drückte sich an der Tür herum, platzte aber schließlich heraus:

„Wir fahren ins Kloster, um die Reliquien zu untersuchen – des Heiligen Simeon!“

Fenjas Herz begann laut und unruhig zu pochen; sie sprang flink aus dem Bett, streifte die Strümpfe über, schlüpfte in den Schlafrock.

„Warten Sie, ich komme gleich!“

Die Kerze in der Hand, ging sie zu Kaljabin hinüber, um ihn nach Einzelheiten zu fragen, wer hin sollte, wann aufgebrochen würde; freudige Unruhe hatte sie ergriffen.

„Kommen Sie mit!“

Sie griff den Gedanken auf, beschloß zu fahren. Die Vergangenheit erstand, sie wollte die altvertrauten Orte wiedersehen.

Afonka sagte:

„Ich habe ja Freunde da, die möchte ich mir mal ansehen, vielleicht lebt auch Waßja noch!“

Nervös strich ihre Hand über den Schlafrock, ihr war, als stünde der lange rothaarige Mönch wieder vor ihr.

„Vielleicht treffen auch Sie Bekannte dort.“

„Ja, ich komme mit, ich will hin. Wer ist Vorsitzender der Kommission?“

„Genosse Petrowskij . . . Darüber machen Sie sich keine Gedanken, Sie gehören ja zu uns, bloß daß Sie nicht in die Partei eintreten wollen. Sie können überall mit.“

Bis zum Morgen vermochte sie nicht einzuschlafen; Gedanken und Bilder überstürzten sich, klar und deutlich sah sie die Gestalten aus ihrem vergangenen Leben vor sich. Wie ein Alpdruck erstand Vater Nikolai in seiner sieghaften Schönheit vor ihr, das Jahr 1905 und Nikodim Petrowskij und Afonka Kaljabin, und tief in der Seele geheimnisvoll unfaßbar – Boris. Plötzlich kam ihr der Gedanke und wurde zur Gewißheit, daß Boris im Kloster sein müsse; ja, sie meinte, sie hätte einmal jemand davon sprechen hören, damals aber nicht acht darauf gegeben, von Jugend und Lebensfreude berauscht. Einst hatte sie Reinigung und ungetrübte, reine Liebe bei ihm gesucht, nach einer Wiedergeburt gestrebt, um ein Weib zu werden, das sich liebend hingibt und in ihrer Hingabe süße Beruhigung und innige Stille findet. Dann hatte sie nur für sich gelebt, und bei diesem Leben war selbst ihr Kind in den Hintergrund getreten, sie hatte kaum seiner gedacht, es kaum noch gefühlt, es bis heute auch als etwas Unfaßbares, beinahe Fremdes empfunden; ihr hatte genügt, daß sie es bei der Großmutter gut und liebevoll aufgehoben wußte. Nicht ihr Kind, Boris hatte in ihr gelebt, sie ganz erfüllt, und nun fühlte sie, daß sie hin mußte zu ihm; vielleicht brauchte er auch sie,

und einen Augenblick lang fühlte sie sich so innig von ihm durchdrungen, daß sie die Arme, die plötzlich so schwer geworden waren, in sehnender Liebe nach ihm ausstreckte.

Am Morgen ging sie zu Petrowskij, fürchtete, ihn nicht anzutreffen, als er ihr im Auto auf der Brücke entgegenkam. Sie lief vom Bürgersteig auf den Fahrdamm, Petrowskij bemerkte ihr erregtes Gesicht und ließ halten.

„Ist etwas geschehen, Fenja?“

„Ich muß mit dir sprechen!“

„Kaljabin? . . .“

„Nein. Ich möchte mit ins Kloster kommen, ich muß hin!“

„Komme morgen um zwölf auf den Bahnhof.“

Da wurde sie wieder ruhig, und die Vergangenheit verblaßte; nur Boris war bei ihr, unablässig mußte sie an ihn denken.

„Da hat ja mein Leben begonnen! Ich möchte alles wiedersehen.“

Sie stockte, sprach den Namen Boris nicht aus, und ebenso erging es Petrowskij, der an das scheue Mädchen mit den großen, von struppigen Wimpern umrahmten Augen dachte.

Er hatte noch immer nicht Zeit gefunden, seinen Brief an sie abzusenden, das Schreiben lag auf seinem Tisch herum. Er erinnerte sich, daß sie im Klosterlazarett Krankenschwester gewesen war, und wußte nicht, wo sie sich jetzt aufhielt und wie es ihr ging. Sie hatte geschwiegen, ihn wohl vergessen; ja, bestimmt hatte sie ihn vergessen. Und doch glomm die geheime Erwartung eines unverhofften Wiedersehens in ihm auf – und erlosch – und kam wieder, während er an dem Sitzungstisch des Vollzugsausschusses Platz nahm, im Auto zu einem Vortrag des Wirtschaftsrats in den Parteiklub jagte. Sein schlummerndes Gefühl war erwacht, ebenso unerwartet wie bei der kleinen Fenja.

„Ich bin nie in einem Kloster gewesen; es muß ganz interessant sein, sich das einmal anzusehen.“

Und auch er wagte nicht, sich eine heimliche Hoffnung, Sina wiederzusehen, einzugestehen; aber vielleicht würde er dort von ihr hören, ihre Spur auffinden . . .

Der Bahnsteig war vollgepfropft mit säcketragenden Menschen, Bauern und Bäuerinnen in langen Herbstkitteln, Städtern in alten Mänteln, Sport- und Pelzmützen. Die kleine Fenja hatte sich durch die Menge gedrängt; die Leute sahen sich um nach ihr, musterten Lederjoppe und Lederkappe, den kurzen, lederfarbenen Wollrock und flüsterten:

„Eine Kommissarin!“

Fenja blieb stehen und wartete auf den Zug.

Ein Bauer trat auf sie zu, fragte:

„Genossin Kommissar, wann kommt denn endlich der Zug?! Wir warten hier schon drei Tage lang, verzehren, was wir nach Hause bringen wollten.“

Komisch, daß man sie für eine Kommissarin hielt! Fenja lächelte.

„Ich weiß es nicht, ich will auch mit diesem Zuge fahren.“

„Sie wissen es nicht...“

Und einschmeichelnd fuhr der Bauer fort:

„Ich bringe Mehl heim, mein letztes Paar Stiefel habe ich dafür hergeben müssen; bei uns war Mißernte...“

Fenja wandte sich ab. Der Zug war schließlich zusammengestellt und kroch langsam heran. Die Menge kam in Bewegung; Körbe, Säcke flogen auf die Schultern; die Leute klammerten sich an die Handgriffe des noch fahrenden Zuges, drangen in die Wagen ein, belegten Plätze. Gleichzeitig sprang eine Abteilung der Tscheka mit Gewehren bewaffnet, die Patronenbänder über der Schulter, in den Zug. Afonka lächelte selig, als er der kleinen Fenja ansichtig wurde. Beim Anblick der Tschekisten wich die den Zug stürmende Menge jäh zurück, blieb einen Augenblick wie erstarrt reglos stehen und stürzte sich dann aufs neue stürmisch auf die Wagen. Säcke wurden durch die Fenster geworfen, Landsleute herangerufen; einige gaben es auf und verschwanden unter den Wagen: die Gefahr drohte, daß die Tschekisten die mühsam beschafften Lebensmittel – Mehl, Zucker – einem fortnehmen würden, denn das Hamstern von Lebensmitteln war verboten...

Die Soldaten der Tscheka umringten den letzten Wagen zweiter Klasse; je zwei Mann mit Gewehren blieben vor den Türen des Wagens stehen.

Rasch wie ein Echo drang ein Geflüster durch den Zug: Den Reliquienschrein des heiligen Simeon wollen sie öffnen, die Gotteslästerer, die Heiligtumschänder! Selbst den frommen Mönchen machten sie das Leben sauer! Zugleich aber atmeten alle erleichtert auf: Die Tschekisten waren also nicht gekommen, um Requirierungen vorzunehmen...

Mit seinen Genossen und dem Untersuchungsrichter Nowikow traf endlich auch Petrowskij ein, erst nach dem dritten Glockenzeichen; Afonka hatte dem diensttuenden Bahnbeamten befohlen, auf Petrowskij zu warten.

Die kleine Fenja trat ans offene Fenster; sie dachte daran, wie sie in früheren Jahren mit ihrer Mutter ins Kloster gefahren war,

und freute sich; fröhlich nickte sie den Verspäteten zu, beim Begrüßen wurden Scherzworte gewechselt.

„Ah, unser Chauffeur kommt auch mit, da können wir ja spazieren fahren!“

Am aufgeregtesten war Afonka; er ließ einen Teekessel mit siedendem Wasser holen, ging in das Abteil der roten Soldaten, sprang auf den Bahnsteig, schritt wieder auf den diensthabenden Beamten zu.

„Auf der Station Belobereshskaja soll der Zug halten.“

Dann winkte er mit der Hand aus dem Wagen, und der Zug setzte sich knirschend und schwingend in Bewegung.

„Fjokla Timofejewna, ich habe für Tee gesorgt; wissen Sie noch, wie wir aus Petersburg zusammen herreisten?“

Man trank Tee. Vor der Brücke verlangsamte die Lokomotive ihre Geschwindigkeit und pff; links und rechts fiel der Bahndamm steil ab, dann kam die Schwebebrücke und gleich dahinter das Nonnenkloster.

„Mit einem haben wir aufgeräumt, jetzt kommt das zweite an die Reihe.“

Langsam kroch der Zug über die Brücke; die Stadt im Rücken, in eine goldene Staubwolke gehüllt, sah aus wie ein phantomhaftes Panorama; unten am Deich plätscherten die Wellen.

Der Untersuchungsrichter setzte sein unterbrochenes Gespräch mit Petrowskij fort.

Pjotr Petrowitsch Nowikow war in seinem Amt geblieben. Er war ein widerstandsfähiger Mann, hager und sehnig, hatte ein strenges, in der Erregung sogar wüterisches Aussehen, eine tiefe Stimme, war bauernhaft einfach in seinem Benehmen. Seinem Beruf leidenschaftlich ergeben, war er stets bereit, in tiefster Nacht zur nächsten Droschke zu rasen, um auf frischer Spur die Verfolgung eines Verbrechers aufzunehmen; wütend schrie er die Verwandten des Opfers an, wenn sich herausstellte, daß sie das Zimmer und den Ermordeten fein säuberlich in Ordnung gebracht hatten. Er wagte sich allein in die Zellen der Schwerverbrecher, auf seine Stärke vertrauend, hatte Jiu-Jitsu gelernt, glaubte an seine Kraft und an seinen Revolver. Während der Revolution hatte er gegen die Freilassung der Schwerverbrecher gekämpft, vertrat den flüchtigen Staatsanwalt, und als die Kommunisten die Macht an sich rissen, erklärte er den Genossen:

„Es ist meine Pflicht, die Bevölkerung vor Verbrechern zu schützen. Ich weiche nicht von meinem Posten, gleichviel, ob es jetzt ein Recht gibt oder nicht.“

Im November 1917 waren dem Gefängnis die Lebensmittel ausgegangen, die Gefangenen hungerten, die Zellentüren dröhnten unter wütenden Faustschlägen, man erwartete eine allgemeine Meuterei im Gefängnis. Nowikow stürmte zum Vorsitzenden des Vollzugsausschusses, redete lange und ungestüm auf ihn ein, schrie fast, und eroberte sich durch seine Aufrichtigkeit Petrowskijs Wohlwollen.

„Wenn wir die Gefangenen hungern lassen, kann ich die Verantwortung nicht länger tragen und werde die Verbrecher freilassen müssen, was die Bevölkerung in Gefahr bringen würde, und ihr müßt dann damit rechnen, daß unter eurem Namen Raubüberfälle und Plünderungen einsetzen.“

„Ich sehe das alles ein, aber wir haben kein Brot, Sie müssen warten. Sie wissen, daß sich eben auf dem Bahnhof mehrere tausend Soldaten angesammelt haben, die von der Front kommen, und die müssen wir füttern, damit nicht etwas noch Schlimmeres geschieht. Nach drei Tagen werden wir den Bahnhof entlastet haben, die Truppenabteilungen, die in die Dörfer geschickt sind, um Lebensmittel zu requirieren, werden zurück sein, und dann soll für Ihre Gefangenen gesorgt werden.“

„Jeden Augenblick droht die Gefahr eines Ausbruchs der Gefangenen, und da reden Sie mir von drei Tagen! So erkläre ich Ihnen denn, Genosse, daß ich für das weitere die Verantwortung nicht übernehme!“

„Sie werden sich vor dem Revolutionstribunal zu verantworten haben.“

„Schön, dann geben Sie mir Handlungsfreiheit!“

„Reden Sie, was wollen Sie tun?“

„Wenden Sie sich sofort im Namen des Sowjets mit einem Aufruf an die Bevölkerung, sie solle die Schwerverbrecher unverzüglich mit Lebensmitteln versorgen; wer keine hat, gebe freiwillige Geldspenden, und an die Stadteinfahrten senden Sie Leute, sie sollen den Bauern ihre Produkte abkaufen – verstehen Sie mich recht? – ich sage: kaufen – dann bekommen wir sofort alles, was wir brauchen.“

So geschah es, und die Schwerverbrecher brachen nicht aus, und Nowikow, ausgemergelt und abgemagert, ließ seine Arbeit nicht im Stich. Mit einer vom Vollzugsausschuß ernannten Kommission besuchte er die umliegenden Bezirke und untersuchte die Fälle von Unterschlagung und Willkür, die bei der Eintreibung der den Bourgeois auferlegten Kontribution erfolgt waren.

Er stritt immer heftig und aufrichtig, man vertraute ihm und vergab ihm allzu scharfe Ausfälle; jedem sagte er seine Meinung offen ins Gesicht. Seine früheren Amtskollegen gaben ihm nicht mehr die Hand.

Nowikows scharfer Bariton hallte:

„Warum besetzt ihr verantwortliche Posten mit ungelernten Kräften?“

Er suchte sich vorsichtig auszudrücken, sonst hätte er das anders gesagt. Petrowskij antwortete kurz, geriet zuweilen in Eifer, sprach dann erregt.

„Es fehlt uns eben an Leuten, das wissen Sie doch. Warum wollen die Intellektuellen nicht mit uns arbeiten? Weil ihnen die Revolution einen Schreck eingejagt hat?! Und nachher macht man es dann uns zum Vorwurf, daß wir mit ungelernten Kräften arbeiten!“

„Ihr verneint ja jedes Recht...“

„Die bürgerlichen Gesetze taugen nicht mehr, wir brauchen sie nicht, die Revolution muß sich neue schaffen. Warum beteiligen sich Ihre Amtskollegen nicht an dieser Rechtsschaffung? Sie ziehen es vor, Stiefel zu flicken, auf dem Markt mit altem Hausrat zu handeln und auf die Weißen zu warten oder einfach nach dem Süden zu fliehen! Was halten Sie denn für ehrlicher? Warum arbeiten Sie denn mit uns?“

„Ich muß den Bürger vor verbrecherischen Elementen schützen, das ist meine Pflicht.“

„Und die Pflicht der russischen Intellektuellen ist es, die Revolution zu sabotieren, nicht? Sie, die Intellektuellen haben die Revolution herbeigeführt und anfangs jubelnd begrüßt; als aber das Volk auf der Bildfläche erschien, kriegten sie einen Schreck, vertrösteten es mit Versprechungen auf später, während der Arbeiter nicht leere Worte brauchte, sondern Befreiung vom Druck des Kapitalismus wollte.“

„Also Sie meinen, die Intellektuellen ständen auf Seiten des Kapitals?“

„Das Kapital hat sie großgezogen, und mit seinen Augen betrachten sie das Volk.“

„War es nicht der Intellektuelle Miljukoff, der in der Reichsduma der zaristischen Regierung ins Gesicht warf: ‚Das ist entweder Verrat oder Dummheit!‘“

„Das war ein leerer Schreckschuß, den die Intellektuellen als revolutionäre Losung auffaßten. Auf diesen Schuß hin schrien dann

die Arbeiter ihre Losungen heraus; die Intellektuellen lehnten diese aber ab und machten sich daran, die Arbeiterführer zusammenzuschießen – sie wollten die Revolution zusammenschießen!“

„Das ist nicht wahr! Der Terror hat zur Ablehnung geführt!“

„Und wer hat mit dem Terror begonnen?“

„Ihr!“

„Ja, wir, weil die Arbeiterklasse ihre Staatsgewalt vor der Gegenrevolution schützen muß; die russischen Intellektuellen aber sind mit Kapitalisten und Großgrundbesitzern nach Süden und Osten geflohen, um, auf die Bajonette von Ausländern gestützt, gemeinsam mit weißen Generalen und Kosaken Bauern und Arbeiter über den Haufen zu schießen – in der Hoffnung, in Moskau wieder einen Zaren auf den Thron zu heben!“

Stimmt schon! Stimmt schon! Stimmt schon! pochten die Räder.

Von beiden Seiten ragten die dunklen Wände eines Fichtenwaldes. Der Zug fuhr langsamer; Harzgeruch strömte durch die offenen Fenster. Afonka rief freudig:

„Fjokla Timofejewna, wir sind da!“

7

Die Gemüsegärten hatten sich gut angelassen. Die jungen Mönche und Novizen waren vom Morgen bis zum Abend mit der Pflege der Beete beschäftigt. Aus den nahegelegenen Fabriken hatte man sich die nötigen Werkzeuge beschafft, und ein Schlosser hatte mit Hilfe eines Mechanikers vom Flößchen her eine Pumpanlage zu Bewässerungszwecken gebaut.

Die alten Mönche gingen im Bogen um die Gemüsegärten herum, warfen Vater Polykarp heimlich scheele Blicke zu, schlugen das Kreuz und flüsterten:

„Den Antichrist haben wir in unsere Mitte eindringen lassen! . . .“

Den Vater Jewtichij, in der Welt Boris genannt, verjagten sie von dem Sarkophag mit den Reliquien des Heiligen.

„Troll dich zu deinem Schwarzen!“

Gemeinsam mit den übrigen grub er Beete um, jätete, schleppte Wassereimer. Die Sonne hatte ihn braun gebrannt, seine Muskeln waren fest und straff geworden, und in seiner Seele war Stille eingekehrt. Als Wächter der Anlagen wohnte er im Freien in einer Laubhütte, begrüßte das frühe Morgenrot mit stillem Gebet, verfolgte entzückt das Weben von Nebel und Tau, badete im Fluß und

aß sein Morgenbrot – ein Stück Schwarzbrot und Wasser. Dann begann der Arbeitstag.

Vater Polykarp sprach zu den Mönchen:

„Das Reich Gottes ist in uns, es liegt in der Liebe zu unserem Nächsten. Fürchtet euch nicht vor dem Zeitgeschehen. Unser Heiland hat verkündet, so müsse es sein, denn der Bruder werde sich gegen den Bruder erheben und der Sohn gegen den Vater und ihn verraten . . . Bevor das Evangelium nicht in der ganzen Welt gepredigt wird, kann das Reich Gottes nicht in die Welt kommen. Geschlechter mögen vergehen, das Wort des Herrn aber vergehet nimmer! . . .“

Boris sah den Lehrer seltsam an und wagte nicht, die Worte des Evangeliums in dieser Fassung zu deuten.

„Der Arbeitende verdient seine Nahrung; auch wir müssen arbeiten und nicht auf Liebesgaben warten, noch Nichtstuer sein, dem falschen Knechte gleich, der sein Pfund in der Erde vergrub!“

Die Mönche fragten:

„Warum sollen wir auch für die alten Mönche arbeiten und sie ernähren, mögen sie doch selber arbeiten!“

Der schwarze Mönch sprach beruhigend:

„Es sind verirrte Schafe . . . Zürnet nicht; denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Zur Stunde des Sonnenuntergangs setzte sich Vater Polykarp vor die Laubhütte, zog ein kleines Evangelium aus der Tasche, schlug es auf und las vor, langsam, nicht alles, nur das Wichtigste, deutete die Gleichnisse.

In der ersten Zeit begegneten ihm die Mönche mit Mißtrauen; allmählich aber hörten sie ihm willig zu, und neues Leben begann leise in den Herzen zu sprießen, tastend und scheu und schreckhaft; mit jedem Male aber schlug es tiefer Wurzel, wuchs, erstarkte, und näherzurücken schien das kommende Reich. Sie scheuten sich, Fragen zu stellen, doch warteten sie nun auf die Stunde des Sonnenuntergangs, der Stille und Betrachtung. In der Ferne, eine halbe Werst weit, schimmerte weiß das Kloster, die große Glocke brummte, und am Ufer des Flusses sprach Vater Polykarp zu einer kleinen Gruppe andächtig lauschender barfüßiger Mönche in verschossenen Kutten, fadenscheinigen Käppchen. Am jenseitigen Ufer dunkelte der Wald, in nimmermüdes Geflüster versunken. Honighauch wehte von den Wiesen, Harzgeruch und Kräuterduft vom Walde her, hell schimmerte der weiße Sandstreifen am Ufer. Das Wasser plätscherte in der kühlen Abendstille, Tau sank herab.

Der schlichte Novize Alexej sagte zu Vater Polykarp:

„Gestatte, daß wir uns hier am Flusse Zellen bauen; laß uns fortziehen von dort, hat der Herr doch gesagt, beten könne man überall, denn das Reich ist in uns . . .“

Vater Polykarp fürchte schmerzlich die Brauen und antwortete:

„Die Zeit ist noch nicht gekommen . . .“

Stumm gingen die Mönche auseinander, einige begaben sich ans jenseitige Ufer und schliefen im Walde. Boris kroch in seine Laubhütte, streckte sich auf dem Rücken aus, lag gedankenlos da, ganz dem Gefühl neuen Lebens, neuer Kraft hingegeben, und sank friedlich in Schlaf, das leise Rauschen der Fichten und das Murmeln des Flusses noch in Ohr und Sinn.

Das Bild der Verstorbenen war entschwunden, verblichen, dankbare Erinnerung, stille Wehmut ihm geblieben, und irgendwo tief innen lebte heimlich etwas, was er einst gestreift, aber nicht ausgekostet hatte, das wiedererstanden war und unbewußt vielleicht in jedem Straffen seines Körpers sich aussprach, sich in Betätigungsdrang und Arbeit ergoß: ein heimliches Weben und Schweben, das wie der erdentstiegene Saft der Fichten unter der sonnedurchhauchten goldbraunen Schuppenhaut zu Licht und Leben empordrängte.

Es zog ihn nicht in das Kloster, er hätte sich gern mit dem Novizen Alexej im Wald eine Zelle gebaut, mit diesen grob gewordenen Händen, in die etwas von der Urkraft des Waldes geströmt zu sein schien. Ihn quälten nicht Versuchung und fleischliches Verlangen; er freute sich an dem weißen Uferstreifen, wenn er in den geisterhaften Morgenfluten badete. Nur ein unbestimmtes Sehnen beengte zuweilen die Brust. Bei der Arbeit verging das wieder.

Von fern sah er zuweilen Schwester Sina Belopolskaja, ja ein Besuch von ihr hätte ihn sogar erfreut; er gedachte ihrer Sorge um ihn. Und als der Herbst nahte und die Bauern volle goldene Garben in ihre Scheuern fuhren, sehnte er sich nach seinem Studentenzimmer.

Er hörte Axtschlag im Walde und lauschte; die Bauern fällten Bäume, bauten ihr Haus.

Auch die alten Mönche hatten bald bemerkt, daß die Bauern wieder im Klosterwalde Bäume fällten, und zischelten:

„Ha, da sieht man, was der Schwarze ausgerichtet hat – die holzen uns den ganzen Wald ab!“

Ein dunkles Gerücht verbreitete sich: aus dem Süden nahen treue Vaterlandssöhne, um die Welt vom Antichrist zu erlösen.

Der Abt besuchte jetzt Soßja Karcewskaja in dem Landhäuschen des Klosters, wo Soßja wieder zusammen mit ihrer Mutter wohnte. Die Genossen von der Fabrik hatten sie aus dem Lazarett entfernt; um dem heimatlosen Mädchen zu helfen, hatte man Soßja in der Küche angestellt.

Schwester Sina Belopolskaja genoß die eingetretene Stille. Des Nachts wurde sie nicht mehr durch Liebesgeflüster nebenan in Soßjas Zimmer im Schlaf gestört; wunsch- und gedankenlos schlief sie ein, um am Morgen aufs neue an die Arbeit zu gehen. Es schien, als wäre ein Leben beendet und als könne sie ohne Petrowskij kein neues beginnen; sie gedachte seiner und suchte die Gedanken zu verscheuchen... Er glückte jetzt wohl den Genossen, die sich im früheren Lazarett, jetzt einem Erholungsort, niedergelassen hatten.

Im Sommer war eine neue Bürde auf ihre Schultern gesunken. Als Soldat verkleidet war Leutnant Wladimir Belopolskij, ihr Bruder, heimlich bei ihr aufgetaucht.

„Sina, du mußt mich retten.“

Sie erblaßte, antwortete aber nicht.

„Schwester, hörst du, was ich sage? Mir droht der Tod.“

Schweigend holte sie seinen Brief hervor und reichte ihn ihm.

„Ha, Bolschewistin bist du geworden! Verdammte Idiotin!...“

Er ging, aber im Herbst kam er wieder. Sina hatte die Arbeiter im Lazarett sagen hören:

„Sie bringen Züge zur Entgleisung, die Lumpen! Es ist aber niemand gefunden worden, die Bande hatte Zeit zu fliehen.“

Belopolskij erschien mit einem Soldatensack auf dem Rücken.

„Sag' den Genossen, daß ich aus deutscher Gefangenschaft komme.“

Sie ging zum Vorstand des Erholungsheims und wiederholte hilflos Wort für Wort, was ihr der Bruder aufgetragen hatte; sie konnte es nicht übers Herz bringen, ihn wieder abzuweisen.

„Wird er ganz bei Ihnen wohnen?“

„Bloß einige Tage, um sich nach der langen Reise zu erholen.“

Er wurde einige Tage lang mißtrauisch gemustert, nachher bemerkte man ihn nicht mehr.

„Ach, bloß der Bruder der Belopolskaja, kommt aus deutscher Gefangenschaft.“

Einmal im Walde traf Belopolskij Soßja; sie hielt nach dem Abt

Ausschau und antwortete auf Belopolskijs Gruß nicht. Er grinste und verschwand im Walde. Jeden Tag wanderte er bis zum Abend im Walde umher, wartete in seinem Unterschlupf die Zeit ab, da er sich dem Obersten an einem anderen Orte zur Verfügung stellen könnte. Haß und Wagemut leiteten ihn; er spielte mit dem Leben, und es war so lustig von fern zu beobachten, wie die Güterwagen schwerfällig vom hohen Eisenbahndamm herunterkullerten und schlaftrunkene Menschen aufheulten, dann aus den umgestürzten Wagen krochen und blindlings ins Dunkel schossen. Wachtposten wurden ausgestellt, der Unterbau wieder instand gesetzt, und fünfzig Werst weiter fand alsbald eine neue Entgleisung statt!

Leutnant Belopolskijs ganzes Leben war jetzt nur Spannung und Rache, nichts als Rache. Menschen gab es für ihn nicht mehr: weder Frauen, noch Kinder, noch Greise; hier, jenseits der weißen Grenze, gab es nur den Feind.

Abt Gerwaßij hatte sich im Laufe des Sommers beruhigt. Die in der Klosterherberge untergebrachten erholungsbedürftigen Arbeiter hatten das Kloster in Ruhe gelassen, Gerwaßij hatte angeordnet, daß die Mönche die Nähe der Herbergen meiden sollten, und wenn sie Pilze und Beeren suchten, in den Wald jenseits des Flusses zu gehen hätten. Seine Liebschaft mit Soßja nahm ihren Fortgang. Er wartete jetzt auf den Herbst, um mit ihr zu fliehen. Zuweilen brachte er ihr Geld. Dann ging ihre Mutter ins Dorf, kaufte Eier, Butter und klagte jedesmal ihrer Tochter:

„Bitte ihn um mehr, Soßja, es ist alles so teuer, so unglaublich teuer . . .“

Das sogenannte Zarengeld nahmen die Bauern noch, Kerenskij-Scheine hatten sie pfundweise.

„Haben Sie nicht Geld mit dem Zarenbild? Dann kriegen Sie's billiger. Mit den Kerenskij's können wir die Stube tapezieren.“

Das Moos roch nach Herbst; Spinnwebfäden flogen durch die Luft, als wären es Haare von Waldschraten, flatterten einem ins Gesicht; die Abenddämmerung brach früher an, scheuchte Nebel auf, die verbargen den Abt und Soßja hinter den Fichten. Wie trunken kehrten sie zurück; der süß-bittere Geruch sonngedörrter Kräuter, über die ein feuchter Sumpffauch strich, weckte Sehnsucht und Rausch.

„Wenn der Herbstregen einsetzt, wollen wir aufbrechen . . . Mutter nehmen wir mit.“

Während sie sprach, glaubte Soßja an die gemeinsame Flucht; vor dem Einschlafen aber dachte sie wieder an das Geld des Abtes.

Der Fremdenwagen wurde nach wie vor regelmäßig zu den Zügen nach der Bahnhalte gesandt; des Morgens beförderte er zuweilen beurlaubte Arbeiter ins Erholungsheim oder zurück; zum Abendzug fuhr er mehr darum, weil das nun einmal so Brauch war.

Eines Abends trat in der Dunkelheit in Begleitung des an der Bahnhalte wachthabenden Mönches ein kleiner, dicker Mönch in hoher Kappe an den Wagen.

„Den Vater Xanfij bringst du ganz im geheimen ins Kloster, verstanden?!“

„Schön!“

„Niemand von jenen darf ihn sehen; du führst ihn geradeswegs zum Vater Abt, hörst du?!“

„Wohl...“

Der Kutscher zog die Zügel an, die Räder rollten knirschend durch den Sand; er fragte:

„Wohl aus der Stadt?“

„Vom Bischof... Bei euch sollen ja Fabrikarbeiter leben?... Genossen aus den Sowjets... Oh, die letzten Zeiten sind gekommen – wir haben gesündigt –, da ist die große Prüfung gekommen...“

„Schwere Zeiten...“

Der Kutscher, ein Novize, wagte nicht zu fragen, der Mönch verstummte. Schweigend erreichten sie das Kloster. Der flachsblonde Novize Kostja öffnete die Tür, zwinkerte müde mit den Augen.

„Der Vater Abt muß geweckt werden, sage ihm, ein Bote vom Bischof sei da.“

Nikolka trat verschlafen aus seinem Zimmer, sah Vater Xanfij unruhig an, segnete ihn, dann setzten sich beide.

„Ich komme mit traurigen Nachrichten, mit einer Hiobsbotschaft, Vater Abt...“

Vater Xanfij sprach in halb singendem Tonfall; seine Kutte schlotterte ihm um den Leib, er hatte stark abgenommen, litt an Wassersucht; sein Bauch, die Säckchen unter den Augen, das Doppelkinn hingen schlaff herab. Er atmete hastig und schwer.

„Der Herr erhalte seine Eminenz...“

„Seine Eminenz läuft jetzt zu Fuß; sie treiben ihren Spott mit ihm... Er schickt mich her, damit ich euch vorbereite.“

„Kommt Seine Eminenz her?“

Nikolka fiel dem Sprechenden vor Erregung immer ins Wort, konnte es nicht erwarten, bis dieser in seiner schleppenden Art endlich mit der Sache herausrückte.

„Eine große Prüfung sendet der Herr diesem Kloster, eine große

Prüfung . . . Faßt Euch . . . Die letzte Stunde naht . . . Sie kommen, um den Reliquienschrein des heiligen Simeon zu öffnen . . .“

Als blieben ihm die Worte im Halse stecken, stieß der Abt stotternd hervor:

„Die . . . Reliquien?!“

Bis spät nach Mitternacht beratschlagten die beiden.

„An eine verborgene Stelle im Walde bettet den Heiligen . . . an eine geheime Stelle . . . gleich morgen nacht . . . Den Rechtgläubigen aber erklärt, der heilige Starez sei entschwunden, habe sich hinwegbegeben, habe nicht dulden wollen, daß der Antichrist sich ihm nahe – ein Wunder habe er vollbracht zum Ruhme des Klosters . . .“

Der Abt wiegte verzweifelt den Kopf.

„Laßt dieses heilige Wunder geschehen . . .“

„Sie werden es ja nicht zulassen!“

„Im Geheimen, bei dunkler Nacht, – wer könnte es verhindern?!“

„Die jungen Mönche!“

„Den Heiligen verraten? . . . Solche Gottesleugner gibt es doch gar nicht . . .“

„Der Schwarze läßt es nicht zu, der Vater Polykarp.“

„So soll ihn das gerechte Gericht treffen . . . Im Namen des Herrn . . . Zu Gottes größerem Ruhm soll den Gottesschänder des Rächers Hand schlagen . . .“

„Er hat Helfer.“

„Wen? Die Genossen in der Klosterherberge?!“

„Die jungen Mönche!“

Vater Xanfij schlug die Hände zusammen, wackelte verzweifelt mit dem Kopf, daß die Strähnen seiner rötlich blonden Haare hin und her baumelten. Er blickte sich im Zimmer um, trat an die Tür und spähte ins dunkle Nebengemach.

„Ist kein Lauscher da?“

„Niemand als Kostja . . .“

Mit einem Blick fragte der Mönch, ob der auch zuverlässig sei.

„Verschwiegen wie das Grab . . .“

„Man muß den Heiligen fortschaffen, unbedingt, der Herr wird euch erleuchten, einen Weg weisen.“

Er erkundigte sich eingehend über Vater Polykarp, verweilte lange bei der Mühle und den Gemüsegärten, fragte den Abt nach allen Einzelheiten aus, drehte die Worte langsam hin und her, und plötzlich schlug er sich an die Stirn, kniff die Augen zusammen, daß es schien, als sähe er nun mit den schwarzen Ringen über den Augensäcken.

„Herr, hilf, erleuchte mich, erbarme dich deines unwürdigen Knechtes! . . .“

Mit der weißen, gedunsenen Hand berührte er den Abt, beugte sich vor und zog ihn zu sich heran; vor Begeisterung bekam er den Schlucken . . . Lange sprach er im Flüsterton auf Vater Gerwaßij ein, immerfort Blicke nach der Tür werfend; Nikolkas Augen begannen zu glühen, und als der Mönch schließlich verstummte, rief Vater Gerwaßij hingerissen:

„Das macht dem Antichrist den Garaus!“

„Aber gib acht – gleich in derselben Nacht . . . Und auf der Station soll Tag und Nacht ein nimmermüdes Auge wachen . . .“

Vater Xanfij legte sich auf dem Diwan im Empfangszimmer zur Ruhe; Nikolka warf sich angekleidet auf sein Bett, er konnte nicht einschlafen, er fühlte, daß das Ende nahte . . . Wenn er jetzt nicht mit Soßja flüchtete, so war es um ihn geschehen. Bis zum Anbruch des Morgens grübelte er; es wurde ein unruhiger, geschäftiger Morgen.

8

Bei ungünstiger Witterung wachte der Novize Alexej in der Laubhütte, Boris aber begab sich in Vater Polykarps Zelle.

Ins Kloster drangen Gerüchte über Revolution, Kommunisten, Massenhinrichtungen, Verwahrlosung der Städte, Einäscherung von Gutshöfen. Boris blickte verstört, sah den Lehrer oft fragend an. Wenn er in die Zelle kam, schlug er mit den grob gewordenen Händen das Evangelium auf, las darin, schritt erregt von einer Ecke in die andere. Blieb endlich vor Vater Polykarp stehen und fragte mit den Augen, wie das möglich sei, was da in der Welt vor sich ging.

Eine Furche, scharf wie ein Pfeil, grub sich zwischen die schwarzen Brauen in die weiße Stirn des Mönches.

„Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen; sehet zu und erschreckt nicht. Das muß alles geschehen. Denn es wird sich empören ein Volk über das andere und ein Königreich über das andere, und werden sein Pestilenz und teure Zeit. Da wird sich allererst die Not anheben. Alsdann werden sie euch überantworten in Trübsal, und werden euch töten. Und ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen von allen Völkern . . . Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt!“

„Ja, so steht es geschrieben, aber hat unser Heiland nicht auch gesagt, gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist ?!“

„Er hat beides abgelehnt, sowohl das eine wie das andere. Weder Kirche noch Staat!“

„Also Anarchie? . . .“

„Nein. Er hat sein Reich gepredigt, das kommende Reich, seine Macht, seine Gesetze, die Knechte, jene, die mühselig und beladen sind, zu sich gerufen und gesagt, gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, arbeitet und zahlt die Abgaben aus dem Erlös eurer Arbeit, denn nur ein Arbeiter ist seiner Speise wert, und hat die Kirche der Schacherer abgelehnt und verkündet, daß er den Tempel von Jerusalem zerstören und in drei Tagen die lebendige Kirche im Geist und in der Wahrheit errichten würde.“

„Wer war denn Christus? Demut und Allverzeihung . . . Aber der, der die Händler mit Geißeln aus dem Tempel trieb, konnte nicht schweigend alles hinnehmen . . . Wer war er denn?“

„Ein Führer!“

Es hämmerte in Boris' Schläfen, etwas in ihm brach zusammen, erschrocken lauschte er Vater Polykarps Worten und verstummte entsetzt . . .

In der Kathedrale war Nachtgottesdienst, die heiligen Lämpchen schwelten, lang ausgezogene Singworte verhallten in der Kuppel, von den Wänden hauchte herbstliche Kühle. Der Abt, mit rotumränderten Augen, sang vom Altar die Worte der Liturgie, gebeugte Greise antworteten von den Emporen. Vor den Säulen und längs der Wände raschelten sich verneigende schwarze Schatten, zottige Köpfe schlugen mit der Stirn gegen die Steinfliesen.

Boris blickte hinein und kehrte in Vater Polykarps Zelle zurück, fragte:

„Wo finde ich die Wahrheit?“

„Dort, in der Welt, bei den Menschen, bei der Revolution.“

„Und er, er – ist mit ihnen?“

„Und voran – geht im Kranz aus weißen Rosen – Jesus Christus!“

„Das ist Gotteslästerung!“

„Nein, eine Einsicht, aus der ein tiefes Erfassen der Wahrheit dieser großen Tage spricht.“

„Er könnte nicht mit ihnen gehen! Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen . . .“

„Sein Reich ist das Reich, das kommt; wenn das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt gepredigt wird, dann wird es keine aus Haß und Erbitterung geborenen Knechte mehr geben. Diese Worte sind an jene gerichtet, die das kommende Reich den Feinden pre-

digen sollen – liebet eure Feinde – weil ja überall seine Feinde sind – ihr werdet gehasset sein von jedermann um meines Namens willen – jedermann wird seiner Lehre fluchen, darum sollt ihr hart und fest sein wie Petrus, der Fels, denn nur auf Fels könnt ihr ‚mit Gewalt‘ das kommende Reich bauen.“

„Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen . . .“

„Gedenke: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich kommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht kommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert; darum wird man euch überantworten vor ihre Rathäuser, vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen, und wird euch töten, aber wisset, die das Schwert gegen euch ziehen, werden selber durch das Schwert umkommen! Seine Lehre ist Frieden und Liebe, doch bevor es dazu kommt – gehet hin und predigt, und da man euch verfolgen wird, seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, wenn sie euch aber in einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere und prediget wieder. Nicht mit Demut, nein, mit Gewalt errichtet das Reich, nicht ein Reich von Sklaven, sondern indem ihr dem Sklaven helft, seine Ketten zu sprengen; viele sind dazu berufen, aber wenige sind auserwählt, doch es soll euch gegeben werden . . . Von den Tagen Johannis des Täufers bis hierher leidet das Himmelreich Gewalt, und die Gewalt tun, die reißen es zu sich.“

„Gewalt? Diktatur? . . .“

„Im Namen des kommenden Reiches. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich! Denn niemand kann zweien Herren dienen, ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Wer nicht alles verläßt um seinetwillen, kann kein Jünger dessen sein, der das Reich der Arbeit und der Gleichheit predigt. Um seinetwillen wird ein Bruder den anderen zum Tode überantworten und der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empören wider ihre Eltern und ihnen zum Tode helfen. Und ihr werdet gehasset sein von allen Völkern um meines Namens willen. Und sie werden sammeln aus meinem Reich alle Ärgernisse und die da Unrecht tun, und werden sie in den Feuerofen werfen: da wird sein Heulen und Zähneklappen – nicht Frieden, sondern das Schwert. Des Menschen Sohn ist es, der den guten Samen säet, er ist Lehrer und Führer; der Acker ist die Welt; der gute Samen sind die Kinder des Reichs, das Unkraut sind die Kinder der Bosheit, sind Feinde. Um die Erntezeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuvor das Unkraut und bindet es zu Bündeln, daß man es verbrenne – die Feinde – aber

den Weizen sammelt mir in meine Scheune. Mir ist Vater, Mutter und Brüder, wer an meinem Reiche baut, das verkündigt ist von Anbeginn.“

„Und die rechtgläubige Kirche – die apostolische!“

„Der Sabbat ist um des Menschen willen da, und nicht der Mensch um des Sabbats willen. Die Welt erzitterte, als Knechte, den Herrn lobpreisend, im Kolosseum starben, und hätte es nicht ertragen, wenn nicht Paulus, die Patrizier und Priester gekommen wären, die um ihre Macht und ihren Reichtum bangten, und den Sabbat nicht wieder zum Herrn über den Menschen gemacht, neue Götter und Tempel errichtet hätten – bis jetzt die neuen Nazarener gekommen sind.“

„Wer sind sie denn, wer?“

„Jünger des Herrn und Führers!“

„Und er ist mit ihnen?“

„In ihnen!“

„Im Kranz aus weißen Rosen . . .“

Boris riß sich los von den auf ihn einstürmenden Gedanken, griff sich an den Kopf – ihm war, als bohrten sich Nadelspitzen in seine Haut, als bewegten sich seine Haare.

Vater Polykarp bohrte seinen Blick in Boris' Augen.

„Begreifst du jetzt?“

„Gott! O Gott!“

„Von den törichten Jungfrauen hat der Bräutigam des Reichs sich abgewandt!“

„Was soll ich tun?“

„Geh hin zu ihnen! Wer seine Seele verliert um meinetwillen, der wird sie finden. Vergiß nicht: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“

Der brennende Docht in dem mit Hanföl gefüllten heiligen Lämpchen; dichtes schwüles Halbdunkel, daß es schwer war zu atmen; Boris' halberstickter Aufschrei:

„Auch ich muß . . .?“

„Im Namen des kommenden Reiches!“

Wieder klammerte er sich an die springenden Wurzeln des Göttlichen. Flüsternd sprach er. Entsetzen hatte ihn erfaßt, er konnte Gott und seine Gebote nicht zusammenbringen, einen Augenblick meinte er, der Teufel stehe vor ihm – schwarz, groß, mit feurigem Blick.

In zitterndem Flüsterton sagte er:

„Und der auferstandene Herr und Heiland Jesus Christus?!“

„War ein Mensch, ein genialer Mensch.“

„Gott, o Gott . . .“

„Höre! Lange, seit meinen Jünglingsjahren, mein ganzes Leben lang habe ich dies in mir getragen, in Glauben und Frömmigkeit. Als einen Traum . . . Das herrlichste Gebilde der Menschheit ist Jesus. Er wußte nicht, wer sein Vater war, so nannte er sich des Menschen Sohn, den Sohn Gottes. Das harte Leben der Armut, die Hobelbank, goldene Holzspäne, girrende Tauben auf dem Dach, blühende Lilien im Frühling, herbstliche Trauben an den Hängen, säuselnde Palmen, weiße und rosenfarbige Oleanderblüten – die Poesie eines werktätigen Lebens, dem Liebe entsprang, vom alten Gebot durchleuchtet: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Und um ihn – Israel, das Sklavenjoch der Heimat, Judäa vom Gluthauch des Chamsin versengt, die Strafpredigt der Propheten und die Erwartung des Messias, des Erlösers vom römischen Joch; Traum und Glaube. Auf dem flachen Dach nach einem bescheidenen Mahl; eine Weintraube, eine Handvoll Feigen, ein Stück Brot; blutiger Sonnenuntergang in der fernen Wüste, und der ewige Gedanke, hartnäckig bis zur Qual: nur ein Führer erlöst mein Volk von dem Joch! Selten einmal eine Reise nach Jerusalem zum Osterfest – Glanz und Üppigkeit der großen geschäftig belebten, eitlen Stadt, die ihre schönsten Mädchen, die künftigen Mütter des Volkes den Bedrückern in die Sklaverei verkauft; Ausschweifungen der Patrizier, Gewalttaten der Soldaten – sie wissen nicht, was sie tun.

Moses – das war ein Führer und Prophet, ein Gesetzgeber und hoher Priester, der Wunder wirkte und durch Wundertaten sein Volk aus Ägypten führte; nur solch ein Mensch könnte wieder ein Führer seines Volkes und durch dieses Beispiel, Führer der Menschheit werden. Hat nicht Philon über Israel gesagt: Israels Gesetz wendet sich an Barbaren und Griechen, an die Bewohner der Inseln und des Festlandes, an Osten und Westen – an alle in verschiedenen Gebieten der Welt verstreuten Menschen. Das Gesetz Mosis gleicht der Sonne unter den Sternen, nur dies Gesetz kann zum Gesetz der Welt werden. Israels Gesetzgeber schöpfte seine Lebensregeln nicht aus den besonderen und wechselnden Daseinsverhältnissen eines einzelnen Volkes, er zog sie aus der Wesensart des Menschen überhaupt, auf daß sie zur Grundlage eines Weltreichs werden könnten, denn die ganze Menschheit ist ein Volk, das durch eine Macht und durch ein Gesetz vereint sein sollte. Die Menschheitsidee wiedererwachte in Jesu. Führer und Prophet nicht nur des eigenen Volkes, sondern auch der übrigen verirrten

Völker der Erde sein! Denn dies Land war krank vom Haß gegen den Eroberer; in den Synagogen und auf den Straßen predigten Propheten vom Messias, dem Erlöser von der drückenden Last. Jesus sah sie, hörte sie und verzehrte sich in brennender Sehnsucht. Nur ein Wunder, ein Prophet, der Wunder wirkt, kann Israel und der Menschheit Erlösung bringen.

Das Volk, aus Ägypten, aus der Wiege der Weisheit gekommen, hatte die Gebote des Leidenschen Papyrus mitgebracht, die Gebote der Liebe, Barmherzigkeit und Verzeihung, und die Knechtung hatte den Traum vom Erlöser geweckt, den Traum von Gleichheit und Freiheit und dem Recht auf Arbeit – nur der Arbeitende ist seiner Speise wert. Er sah Armut um sich, lebte selbst in Armut, seine jüngeren Geschwister, die, halb nackt, abgezehrt, vor dem Hause im Staub spielten – Jakob, Joses, Simon, Judas, und seine Schwestern –, waren eine stete Mahnung an die Ungerechtigkeit der Welt. Prophet sein, Führer durch Wunder!

Karawanen aus Ägypten und Syrien, die durch Kapernaum nach Osten zogen, nach Persien, Indien, Weise und Magier, Sterndeuter, die Mosis Wunder nachahmten, der alle Weisen geschlagen und beschämt hatte durch seine Verwandlung von Schlange und Stab. Und jede freie Minute die Bibel, die Belehrungen der Propheten, der Traum vom Messias. Arbeit, Natur und die Rollen der Heiligen Schrift – so wuchs Jesus heran und ward stark im Geist, voller Weisheit, wie der Apostel Lukas bezeugt, der gelehrte Arzt. Hoch und schlank, mit strahlenden Augen – der Traum vom Messias brannte in ihnen – kraftvoll und ungestüm –, so wartete er auf seine Stunde, da er bei Erreichung der Mündigkeit im Tempel zu Jerusalem vor den Schriftgelehrten erscheinen würde und sein Schicksal sich entscheiden sollte. Seine Kenntnis der Bibel, der Propheten, im besonderen aber alles dessen, was sich auf den Messias bezog, versetzte die Priester und Schriftgelehrten in Erstaunen. Allmählich kam der Glaube an sich, an seine Sendung und sein Geschick. Doch das Licht kommt vom Osten, von dort, wohin die Karawanen zogen. Wenn er nicht Mosis Weisheit erwirbt, muß er sich ein Weib nehmen und Tischler werden, wie sein Adoptivvater. Seine Kraft und Schönheit zog die Blicke der Mädchen an, und der Ruhm seiner Weisheit lockte viele Reiche und Vornehme in das Haus des armen Tischlers, die ihn zum Schwiegersohn haben wollten. Verlegen sucht seine Mutter drei Tage nach ihm, fragt bei Bekannten, ob sie ihn nicht gesehen haben, und findet ihn schließlich im Tempel. ‚Wir haben dich mit Schmerzen gesucht‘, ihm aber entfährt es –

zum ersten Male – voll Zorn und Ungestüm: „Was ist es, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Die Worte erschütterten seine Mutter, sie behielt sie in ihrem Herzen ihr Leben lang. Auf's neue umbrandete ihn die Menschenmenge, der Lärm des Festes, das bunte Gewühl des Ostens – und er entwich durch Kapernaum mit einer Karawane nach Indien.“

„Er entwich? Er floh aus dem Vaterhaus? . . .“

„Ja. Nach dem Eintritt der Mündigkeit und bis zu seinem dreißigsten Jahre verlautet nichts über ihn, kein Wort, kein Ton. Moses wurde durch die Tochter des Pharaos, die Herrscherin Hatscheput, erhöht, die ihn zum Hohenpriester im Tempel der Hathor auf dem Berge Sinai machte, war er doch ihr Liebling, den sie aus den Fluten des Nils errettet hatte. Hier schrieb er auf Steintafeln sein Gesetz nieder, und nach dem Tode der Herrscherin führte er sein Volk aus Ägypten. Er war Führer eines unterjochten Volkes, Führer der Sklaven, die die Pyramiden gebaut hatten, die von den Geißelhieben der Aufseher angetrieben wurden. Ihnen gab er ein neues Gesetz, das Gesetz des unsichtbaren Gottes – die Gebote der Liebe, Barmherzigkeit und Vergebung des magischen Leidenschen Papyrus; er rief die erste Revolution hervor und führte sein Volk einem neuen Leben zu, das es sich schaffen sollte. Jesus erkannte, daß auch er in ein Land mußte, das voller Geheimnisse und Rätsel war, in das Land der Weisen und Zauberer; vielleicht war auch als Hauch eines Mythos die Kunde von der Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande zu ihm gedrungen und hatte ihn bei seinem Entschluß beeinflußt. Einen Aufstand, eine Revolution entfachen gegen die römischen Bedrücker, die die ganze Welt auf die Knie gezwungen hatten, Israel, die Welt von diesem Joch befreien.“

„Wohin war er gezogen? Wer kann darüber etwas wissen?“

„Die alten Urkunden der tibetanischen Bibliothek in Lhasa, in der Bücherei des Dalai Lama.

„Wie wäre er dahin gekommen?“

„Über Persien, mit einer Karawane. Und in der Weltabgeschiedenheit der Himalajaberge Kaschmirs in dem Buddhakloster, im rauhen Gletscherlande, lernte er ‚durch Gebet zu heilen, den bösen Geist aus dem Körper des Menschen zu treiben und diesem sein Menschenantlitz zurückzugeben‘. Hier verbrachte Jesus – Issha – siebzehn Jahre. Dann verließ er das Land, Moses an Zauberkraft übertreffend, stieg über Nepal und den Himalaja in die Ebene Radschputana hinab und begab sich, das kommende Reich auf

Erden predigend, weiter nach Westen, nach Palästina, ins heimatliche Nazareth.“

„Und seine Auferstehung? Er ist doch auferstanden?“

„Seine Auferstehung ist ein Wunder von Mosis Art, ein Wunder zur Verherrlichung seiner Führersendung, um seine Lehre zu verklären und ihren Ruhm durch alle Zeiten zu tragen.“

„Und alle seine Wundertaten?“

„Er hat sie alle vollbracht. Das erste war das Wunder zu Kana, die Verwandlung von Wasser in Wein, geschehen vielleicht in den ersten Tagen der Freude über seine Wiederkehr, in Gegenwart seiner Mutter und seiner Brüder. Dann aber, als die Worte seiner ersten Predigt in seiner Heimatstadt Nazareth erklingen waren, nahmen seine Zuhörer in der Synagoge Ärgernis an seinen Ausführungen, und sie wurden voll Zorns alle, die in der Schule waren, und stießen ihn zur Stadt hinaus, und führten ihn auf einen Hügel des Berges, darauf ihre Stadt gebaut war, daß sie ihn hinabstürzten, aber er ging mitten durch sie hinweg, denn die Macht seines Blickes schlug die wütende Menge in Fesseln. Später, als er auf einer seiner Wanderungen wieder durch Nazareth kam, erklärte er voll Bitternis, ein Prophet gelte nirgend weniger denn im Vaterlande und daheim bei den Seinen, – in Nazareth wollte man nicht an ihn glauben. Ist er nicht der Zimmermann, Mariä Sohn, und der Bruder Jacobi, und Joses und Judä und Simonis? Sind nicht alle bei uns? Und sie ärgerten sich an ihm. Und er konnte hier nicht ein einziges Wunder tun. Erbittert entwich er aus der Vaterstadt, und diese Erbitterung verließ ihn sein Leben lang nicht mehr und hatte den Bruch mit den Seinen zur Folge. Es standen seine Mutter und seine Brüder draußen, die wollten mit ihm reden. Da sprach einer zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden. Er antwortete aber und sprach zu dem, der es ihm ansagte: Wer ist meine Mutter? Und wer sind meine Brüder? Und reckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder.“

„Meister, aber Jesus wurde doch in der Wüste versucht?“

„Der lange Weg mit der Karawane durch die Wüste, zu Fuß, durch heißen Triebssand, in dem der Fuß versinkt, glühende Sandkörner, die die Haut versengen, schwarz-dunkle Nächte, Rast unter dem klaren Sternenhimmel, und aufs neue der flammende Sonnenball und Luftspiegelungen in der Mittagsglut, und je mehr er sich Israel näherte, um so bohrender die quälenden Gedanken und Gaukelbilder seiner Einbildungskraft. Siebzehn Jahre hatte er

am Indus und Himalaja verbracht, seinem Traumbild eines Führers, Propheten, Messias nachjagend, auf der Suche nach Weisheit und den Geheimlehren über Wundertaten, durch die allein der Messias sein Werk vollbringen konnte, die seine Lehre stützen und erhalten und den Namen des Führers mit Ruhm und Verehrung bedecken würden. Er glaubte jetzt an sich selbst, an seine Kräfte – er konnte mit seinem Blick Volksmengen bezwingen, Menschen glauben machen, daß statt des Wassers süßer Wein in den Krügen sei, der die Trinkenden trunken machte, mit seinem Blick die Menschen veranlassen, Netze voller Fische zu sehen, die Schwere des Fangs mit den Armen zu fühlen. Und in der Wüste überkam den Asketen die Fata Morgana seines Traumes – sein ungeheures Können für sich selbst auszunutzen, sich Reichtum und Ruhm zu erringen, vielleicht alle Reiche der Erde sich untertan zu machen kraft seiner geheimnisvollen Macht, durch seinen magischen Blick über die Völker zu herrschen, der erste in Israel, in der Welt zu werden. Aber nein – der Traum von ewigem Weltruhm, von einem Weltreich, das ein einziger kraft seiner Lehre und seiner Wundertaten für alle Zeiten errichtet hat, dieser Traum war herrlicher als persönliches Glück, persönliche Macht, die vergänglich sind wie die Zeit. Der in der Asketenschule der tibetanischen Priester und Zauberer gestählte, überragende Geist dieses Mannes verwarf den lockenden Gedanken an persönlichen Gewinn, und je mehr er sich dem unterdrückten Judäa näherte, desto mehr befreite er sich von dieser Versuchung, und sein anfängliches Ziel, Befreier und Erlöser seines Volks und der ganzen geknechteten Menschheit zu werden, Prophet und Messias allen kommenden Geschlechtern zu sein, erstand wieder in ihm, schlackenlos, rein, unerschütterlich. Dieser Messias sollte der Mittelpunkt der Welt, aller Völker, aller Zeiten werden; alle die zerstreuten Krumen urgründiger Wahrheit, Jahrtausende alter Erkenntnis von Liebe und Brüderlichkeit unter den Menschen, von der Gleichheit aller Menschen und Völker, wollte er sammeln und in diese Worte, die er aus vergilbten Papyrussen, Keilinschriften, den Büchern indischer Weisheit geschöpft hatte, neues Leben, neue Kraft einhauchen, um so alle durch Rom und die Reichen und Mächtigen Bedrückten, alle, die mühselig und beladen sind, zusammenzuschließen und das Joch der Bedrücker abzuschütteln in einem Reiche der Liebe, der Gleichheit und Brüderlichkeit, dem kommenden Reiche – um Israel auferstehen zu lassen, indem er selbst auferstand. Diese Auferstehung war ein Wunder, von dem in Israel noch nichts bekannt war. Durch Wüsten und über Berge

schritt er dahin, um der Menschheit den Messias zu bringen; und seine Auferstehung sollte sein Werk krönen, auf daß es unsterblich sei.“

Boris hörte mit verhaltenem Atem zu, wagte nicht sich zu regen, und in einem neuen Licht erstanden die Worte der Evangelien, Christi Leben, sein Wirken und Leben vor ihm.

„Nicht zu den Reichen und Mächtigen, die in herrlichen Kleidern und Lüsten lebten, nicht zu den Priestern, Schriftgelehrten und Pharisäern kam er, er kam zu denen, die unter der Gewaltherrschaft des Staates und der Kirche litten; gegen beide, Staat und Kirche, erhob er sich. Zu seinen Schülern berief er arme, werktätige, notleidende Menschen, die im Namen seiner Lehre zu allem bereit waren; nur solche Menschen konnten ihm nützlich, konnten seine Helfer sein, die an seine Kraft glaubten; er berief sie, indem er sie durch Wundertaten von seiner Macht überzeugte. Und drei Jahre lang predigte er ohne Unterlaß, ohne sich Rast und Ruhe zu gönnen, heilte Kranke, wirkte Wunder durch die Macht seines Blickes auf Grund seines magischen Wissens, das er an den Ufern des Indus erworben hatte. Ganze Volksmassen hefteten sich an seine Fersen und zogen ihm nach, sein Name wurde in ganz Israel bekannt, und das Land erwartete, daß er es von dem römischen Joch befreien würde. Begeisterte, in ihn verliebte Frauen dienten ihm mit ihrem Namen, reiche und arme, gefallene und herzensreine haschten nach seinem Wort, teilten mit ihm und seinen Schülern das Lager unter freiem Himmel und die karge Speise der Wanderschaft – Maria von Magdala, Johanna, das Weib Chusas, des Pflegers Herodis, Susanna. Und drei Jahre lang sprach er immer wieder von einem besonderen Wunder. Ohne Zeichen werdet ihr nicht an mich als den Messias glauben, aber das Zeichen soll euch gegeben werden, denn gleichwie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Walfisches Bauch: also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein.“

„Das Wunder der Auferstehung . . .“

„Ja, er bereitete die Welt auf das Wunder der Auferstehung vor, auf ein Wunder, das größer sein würde, als alle Wunder Mosis und der ägyptischen Zauberer. Er wußte, daß wenn er lange predigen und der Zorn des Volkes sich in einen Aufstand ergießen würde, sein Welten- und Ewigkeitstraum zerschellen müßte, die eisernen Kohorten der Feinde würden Israel zu Boden werfen und jeden Funken seiner Lehre in Blut ersticken. Er galt als Prophet und Führer, doch um der Menschheit den schönen Traum von Freiheit

und Brüderlichkeit für alle Zeiten zu bewahren, mußte er das große Wunder bald vollbringen, und dann still verschwinden, ehe sie ihn noch einmal griffen und ihm ein ruhmloses Ende bereiteten.“

Der Docht in dem heiligen Lämpchen knisterte leise; der dunkle Schatten des Mönches glitt erregt über die Wände der Zelle, schwarz und riesig; Vater Polykarps leidenschaftliche Worte waren wie Stichflammen, in denen die Vergangenheit des Mönches Boris verbrannte.

„Ein naher, verschwiegener Getreuer war eingeweiht in das große Geheimnis: er sollte ihn an die Feinde verraten, sollte es tun um der menschenbeglückenden Lehre willen und dieses Kreuz auf sich nehmen, daß seinem Namen auf alle Zeiten die Schmach des Verräters anhaften würde. Voll Schmerz und Weh, in innigster Liebe sprach Jesus: Wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verraten wird! Es wäre ihm besser, daß er nie geboren wäre. Und als er es wirklich tat, trat Judas auf Jesus zu und sprach: Begrüßet seist du, Meister! und küßte ihn . . . Dieser Bruderkuß, diese schmerzlichen Worte – ich denke mir, beider Augen waren feucht in diesem Augenblick um des anderen willen; doch sie mußten sich in der Gewalt haben. Beide gingen Qual und Leid entgegen; der Glaube an den Meister, der Glaube an die eigene Sendung hatten Judas und Jesus verbrüderet. Doch noch ein dritter war, der wußte, einer, der Jesus nicht weniger nahe stand, den er nicht weniger innig liebte – Lazarus . . . Da war ein gastfreudiges Haus, ein Haus der Erholung und Ruhe für Jesus, in dem alles von Liebe zu ihm durchdrungen war – die verliebte Maria, die an seinen Lippen hing und sich an seinem Anblick freute, die sorgende Martha, die ihn betreute, girrende Tauben auf dem Dach, ein Schatten spendender Maulbeerbaum, ein Tisch neben einem Rebenspalier. Und der Bruder, Lazarus, getreu bis in den Tod. Es gleich an sich wagen, war gefährlich, es könnte mißlingen, Hohn würde seinen Namen beschimpfen, als Betrüger würde er gebrandmarkt werden . . . Er mußte sicher gehen, damit das Wunder der Auferstehung in Ewigkeit leuchte und seine Lehre nicht verginge . . . Die Schwestern sandten zu ihm und baten ihn, zu kommen – Siehe, den du lieb hast, der liegt krank. Jesus aber antwortete: Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch gehetret werde. Und er blieb – trotz des Rufes der Schwestern – noch zwei Tage an dem Orte, da er war. Dann machte er sich auf zu ihm und sagte unterwegs: Lazarus, unser Freund, schläft; aber ich gehe hin, daß ich ihn aufwecke. Und als seine Jünger meinten, er redete

vom leiblichen Schlaf, sagte es ihnen Jesus frei heraus: Lazarus ist gestorben, und ich bin froh um euretwillen, daß ich nicht dagewesen bin, auf daß ihr glaubet. Da kam Jesus und fand ihn, daß er schon vier Tage im Grabe gelegen war, und Martha sprach: Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben! Jesus spricht zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und sie hoben den Stein ab, und Jesus rief mit lauter Stimme: Lazare, komm heraus! Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen. Es war gelungen! Jetzt war Jesus seiner Macht sicher – Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast! Zugleich aber hatte er auch Judas von der Möglichkeit des Wunders der Auferstehung überzeugt, nun glaubte auch er an die Macht des Meisters, und – alsbald ging er hin und vollzog die Großtat seines Verrats an Jesus, womit er bisher gezögert hatte, um den Meister nicht der Gefahr eines Mißlingens auszusetzen. Maria, die von der bevorstehenden Passion wußte, die ihm ihre ganze liebende Seele hingegeben hatte, salbte ihn mit köstlicher Narde und trocknete mit ihrem Haar seine Füße und erwärmte sie mit dem Hauch ihres Mundes. Größere Liebe hat ihm niemand erwiesen.“

„So war die Auferstehung des Lazarus! . . .“

„So wie Jesu Auferstehung! An diesem Wunder nahmen die Pharisäer und Hohenpriester schweres Ärgernis – sie trachteten danach, wie sie auch Lazarum töteten – und Kaiphas sprach ihre gemeinsame Meinung aus, indem er riet: Es wäre gut, daß ein Mensch würde umgebracht für das Volk – wodurch sie seinen Namen und seine Lehre in Ewigkeit bewahrten. Auf einem wilden Eselsfüllen, von einem großen Gefolge von Schülern und Gläubigen umringt, zog er in den Tempel ein und gab einen unmittelbaren Anlaß zu seiner Verhaftung, indem er die Händler aus dem Tempelhof trieb. Das heilige Abendmahl, und wieder wendet er sich an Judas mit Worten, aus denen Erregung und Ungeduld spricht – der Wunsch, seinen Traum zu verwirklichen und das Wunder zu vollbringen, klingt aus ihnen: Was du tust, das tue bald, wenn du mich lieb hast und an mich glaubest! Auf dem Ölberg, im Garten Gethsemane, dem vorher vereinbarten Orte, erwartet er den Verräter und Freund mit den Häschern. Er riß sich von seinen Schülern bei einem Steinwurf, und hier in der Einsamkeit vollzog er die nötigen Vorbereitungen zu dem großen Wunder des Indus und Himalaja, dem Wunder, sich den Leib ungefährdet und ohne Blutverlust durchbohren und sich in todähnlichem Zustande begraben zu lassen;

und als er Stimmen hörte und Fackellicht sah, ging er Juda entgegen. Noch in der gleichen Nacht warf Judas die dreißig Silberlinge den Priestern verächtlich vor die Füße. Jesus, der an Geist und Körper starke Asket, ist an das Kreuz genagelt, die Nägel haben seine Hände und Füße durchbohrt, doch die Wunden bluten nicht, das Wunder der indischen Fakire, größer als alle Wunder Mosis, ist gelungen, Jesus sinkt in tiefen Trance mit dem Aufschrei an die ganze Welt: Es ist vollbracht! Die Wache zweifelt an seinem ungewöhnlich schnellen Tod, der Hauptmann Petronius öffnet seine Seite mit einem Spear, aber Jesus verblutet sich nicht an der Wunde, es scheiden nur Spuren von Blut und Wasser aus. Sein geheimer Jünger Joseph von Arimathia ist über das bevorstehende Wunder unterrichtet und bittet Pilatus um die Herausgabe des Leichnams Jesu. Pilatus aber verwunderte sich, daß Jesu schon tot sein sollte – zwei Tage lang quälten sich sonst die Menschen am Kreuze und konnten nicht sterben –, er ließ den Hauptmann rufen, und Petronius bestätigte Jesu Tod; da gab Pilatus den Leichnam heraus. Joseph und Nikodemus nahmen den Leib und salbten ihn, wickelten ihn in eine reine Leinwand und legten ihn in Josephs, eines jüdischen Ratsheeren, eigenes neues Grab, welches er in seinem Garten in einen Fels hatte bauen lassen, also an einen Ort, wohin niemand ohne Josephs Erlaubnis Zutritt hatte. Am dritten Tage in der Frühe, die Sonne war noch nicht aufgegangen, standen vor dem Grabe – der Stein war von der Hand eines Getreuen von der Graböffnung fortgewälzt – Maria Magdalena, Maria Jakobi, Salome und Johanna, das Weib Chusa's, des Pflegers Herodis, in Liebe und Trauer. Und im Halbdunkel der Höhle, noch in das weiße Linnen gehüllt, saß Jesus und sprach: Fürchtet euch nicht. Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Gedenket daran, wie er euch sagte, da er noch in Galiläa war: Des Menschen Sohn muß überantwortet werden und am dritten Tage auferstehen. Gehet eilend hin und saget es seinen Jüngern, daß er auferstanden ist von den Toten. Er wird vor euch hingehen in Galiläa; da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat. – Und die Frauen flohen vor dem Grabe, denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen, nur Maria Magdalena wandte sich um – im Unterbewußtsein war ihr der Gedanke gekommen, daß er es selbst sei – und kehrte an das Grab zurück, um noch einmal hineinzublicken. Da traf sie ihn bereits im Garten und wagte nicht zu sprechen, sank auf die Knie und berührte seine Wunden, Füße und vergewisserte sich, daß er lebte. Er sprach: Rühre mich nicht an,

gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen es, daß sie gehen nach Galiläa, daselbst werden sie mich sehen. — Die Kunde von dem Wunder des Führers, Propheten, Meisters, größer als Moses, versammelte seine Jünger wieder, sie berührten seine Wundmale und seinen Leib, und er aß wieder Fisch und Brot mit ihnen und trank Wein wie beim Abendmahl vor seiner Kreuzigung. Und der ungläubige Thomas ruft: Mein Herr und mein Gott! Und Jesus gibt ihnen das letzte Gebot des kommenden Reiches: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur.“

„Das kommende Reich . . .“

Boris flüsterte es zitternd, seine Augen waren weit aufgerissen vor Erschütterung und Entsetzen.

„Und unsere Tage sind die Zeit der zweiten Wiederkehr, da das Evangelium der Arbeit und Freiheit in der ganzen Welt gepredigt werden soll!“

Fast tonlos kam es von Boris' Lippen:

„Und sie . . . diese . . .“

„Sind die Nazarener des kommenden Reiches auf Erden, da keine weiteren Wunder mehr nötig sind, denn dieses ist das größte: daß der Prophet und Führer sein Reich auf Erden errichtet.“

Boris meinte zu ersticken. Taumelnd stieß er die Tür auf und stürzte ins Freie; das gedämpfte Rauschen des Waldes umfing ihn gleich dem Gemurmel von fernen Menschenstimmen, aus denen Freude und Leid, die Weise von Geburt und Tod klang, und der Duft von Fichten und Tannen in der feuchten Herbstluft war süß und herb wie der Wein des Lebens und des kommenden Reiches.

9

Die Erkenntnis, die Vater Polykarp sein Leben lang schweigend als drückende Last in sich getragen, seine geheimen Gedanken über das kommende Reich und den Weltführer und Träumer hatte er einem nahestehenden Menschen anvertraut. Der Docht im Öllämpchen knisterte, vor der aufgerissenen Tür gähnte das Dunkel.

Der Mönch atmete langsam und tief, die Hände auf den Tisch gestützt; plötzlich fühlte er eine Unruhe, wandte sich um und schrak vor Überraschung zusammen.

Leisen Schrittes hatte sich Kostja, der Dienstbruder des Abtes, in die Zelle gestohlen und stand, mit den rotumränderten Augen blinzelnd, stumm vor dem schwarzen Mönch.

Jahrelang hatte der wortkarge Novize über alles geschwiegen, jetzt aber hatte es ihn gepackt; heimlich, scheue Blicke um sich werfend, hatte er sich hergeschlichen und als Erleichterung empfunden, daß die Tür offen stand und er nicht zu klopfen brauchte; lautlos war er in die dunkle Zelle getreten. Er verstand nicht zu reden, wußte nicht, wie beginnen, wagte nicht, sich zu rühren; seine langen schmalen Hände hingen hilflos hinab, die windzerzausten weißblonden Haare fielen ihm in Strähnen auf die Schultern, die blutlosen Lippen bewegte lautlos ein willensschwacher Hauch; die ganze scheue Gestalt wirkte mitleiderregend, und vor Mitleid mit sich selbst weinte Kostja des Nachts und stieß verhaltene Seufzer aus, sich in Qualen über seine Sündhaftigkeit verzehrend. Bei dem Gedanken an das Leben des Abts traten ihm vor Verzagt-heit und Verwirrung die Tränen in die Augen; die nie gekannte Todsünde, die fleischliche Sünde ging hier um, Geld raschelte, das der Abt wohl durch Raub, vielleicht durch Mord an sich gebracht haben mußte! . . .

Als heimatloses Waisenkind, das hinter Zäunen schlief, hatte er, weil er in seiner Scheu nicht zu betteln wagte, auf den Märkten im wimmelnden Menschengewühl Brotstückchen, Brezeln, Äpfel gestohlen, die Beute im Busen verborgen, gehetzte Blicke um sich werfend sich davongemacht, irgendwo hinter einem Müllhaufen gierig, ohne zu kauen, das Gestohlene hinuntergeschlungen. Wurde er dabei erwischt, so nahm er die Schläge demütig hin, nur sein blutloser kleiner Körper zuckte, und die Lider mit den weißlichen Wimpern schlugen heftig auf und ab. Die Händler schlugen blindlings mit allem, was ihnen gerade unter die Hände kam, auf ihn ein, erbittert über das wortlose kleine Geschöpf, bis es leblos zusammenbrach. So hatte ihn einst eine Meerrettichhändlerin vom Wege auf-gelesen, einen schmutzigen Lappen in das Wasser getaucht, in dem der Meerrettich weichte, und ihm das blutüberströmte Gesicht ab-gewischt. Dann hatte sie ihn auf einer Wallfahrt ins Waldkloster mitgenommen. Das ofenwarme Klosterbrot und der Brotkwas – nicht gestohlenes Essen! – hatten ihm süßer gemundet als Honig.

In der Menge war er abhanden gekommen; die Mönche fanden ihn und behielten ihn im Kloster als Dienstbruder.

Jedem mußte er Handlangerdienste tun, bekam von den Mön-chen auch oft einen Klaps; aber niemand hier machte ihm einen Vorwurf daraus, daß er essen wollte. Dann wurde er Dienstbruder bei dem heiseren Vater Ipat, der ihn mißbrauchte. Der Junge weinte und schämte sich so, daß er des Morgens nicht wagte, die Augen zu

dem Mönch zu erheben; die Schmach brannte ihm in der Seele, und ihm schien, daß es leichter gewesen war, die mörderischen Schläge der Händler zu ertragen als dieses. Als er beim erstenmal vor dem Mönch in Schluchzen ausbrach und sein schmaler, mädchenzarter Leib krampfhaft zuckte, fuhr ihn Vater Ipat mit seiner knarrenden Stimme schwer atmend an:

„Ach, du alberner Bengel! Ich jag dich fort, und was machst du dann?“

Das blieb für immer in seiner Seele haften als beständige Drohung, dies:

„Ich jage dich fort!“

Und bitter schmeckte ihm nun das freigebig gespendete Klosterbrot.

Wortlos hielt er durch, bis Vater Ipat starb. Abt Gerwaßij hatte Mitleid mit dem verschüchterten Jungen und nahm ihn zu sich als Dienstbruder. Auch er sprach zu ihm:

„Ich jage dich fort, wenn du je ein Wort über den Abt sagst. Hörst du, ich jage dich fort!“

So hatte denn Bruder Kostja seit Jahr und Tag auf alle Fragen immer nur eine Antwort:

„Ich weiß nicht . . . Ich habe nichts gehört . . . Ich war nicht dabei . . . “

Die Todsünde – Fleischeslust – bedrängte ihn und schien ihm ein Fluch; vor Verzweiflung weinte er des Morgens auf seinem Lager und seine kurzsichtigen Augen blinzelten verzagt.

Der Abt sah sich den Novizen an und scherzte gutmütig:

„Kostja, ich glaube gar, du sündigst in aller Heimlichkeit?“

Kostja ließ den Kopf hängen und blieb stumm.

„Du solltest mal nach Polpenki zu den Weibern gehen, sonst reibst du dich auf, wirst blaß und elend.“

Bruder Kostja stand reglos da und blinzelte mit den Augen; in seinen Ohren dröhnte es, und die Tränen waren nahe.

„Na, na, troll’ dich! Ich habe ja bloß gescherzt, Kostja . . .“

Lange Jahre hatte er in der halbdunklen Zelle Weihrauch geatmet und die Feuchtigkeit der Steinwände. Seine kurzsichtigen Augen sahen alles, seine Ohren hörten alles; an Schweigen und Stille gewöhnt, vernahm er das leiseste Flüsterwort mit ungewöhnlicher Deutlichkeit; er sah, hörte, schwieg. Er lebte vergessen, ging allen aus dem Wege – und litt. Er erinnerte sich der Tage, da der Heilige kanonisiert wurde, und an alle die Vorbereitungen dazu – bohrte den Blick in die Erde, mied nach Möglichkeit den Abt und

starrte Vater Polykarp bei seinen Besuchen ängstlich an, zitterte vor seinem Blick, haschte nach jedem der herrischen Worte des Schwarzen. Der schwarze Mönch hatte es ihm angetan, und als Vater Xanfj in leisem Flüsterton endlos mit dem Abte tuschelte, hatte sich Bruder Kostja lautlos davongestohlen.

Vater Polykarp zuckte bei seinem unerwarteten Anblick zusammen, fuhr den Novizen an:

„Was willst du?“

Kostjas magere Hände hoben sich zum Schutz vor dem flammenden Blick, streckten sich zitternd dem Mönch entgegen; Kostja sank auf die Knie und flüsterte mit tonloser Stimme:

„Vater Xanfj und der Abt wollen den Vater verraten, vernichten . . .“

„Wen?“

„Unseren demütigen Meister . . .“

Ein Blick des Mönches, aus dem herbes Mitleid sprach, traf den Knienden.

„Steh auf!“

Der Novize richtete sich auf, seine kurzsichtigen Augen haschten nach dem Blick des Mönches.

„Wer das Schwert nimmt, wird durch das Schwert umkommen!“

Bruder Kostja verneigte sich wieder, mit der Hand den Boden berührend.

„Geh. Ich fürchte nichts! Ohne den Willen des Herrn fällt auch nicht ein Haar von dem Haupte des Menschen. Große Tage sind gekommen . . .“

Unhörbar entfernte sich der wortkarge Novize, der zum ersten Male im Leben so viel gesprochen hatte. Er schritt durch das Dunkel und flüsterte vor sich hin:

„Große Tage, große . . .“

Bruder Boris trat zurückkehrend durch die offene Tür; er hatte stürmisch die herbstlich kühle Luft in sich gesogen, die nach welken Fichtennadeln und Waldkräutern roch. In seinen Ohren klang noch die Stimme des Lehrers; in dieser Nacht hatte er ihn in flammender Begeisterung gesehen. Er konnte es nicht fassen: in einem Augenblick war der Glaube seiner Kindheit zusammengebrochen, das Neue aber, das aus dem Wahnsinnstraum des Meisters sprach, war noch nicht sein geworden. Und ein Gedanke quälte ihn . . .

„Frage! Ich will dir auf alles Antwort geben.“

Boris sagte nur ein Wort:

„Und die Reliquien ? . . .“

„Ein Wunder um des kommenden Reiches willen . . .“

„Ein Wunder ? . . .“

„Da nun aber die Tage seiner Wiederkehr, die großen Tage des kommenden Reiches angebrochen sind, wird dieses Reich selber zum größten der Wunder, vor dem alle anderen Wunder der Menschen verblassen, und der Mensch wird das letzte Wunder, das Wunder seiner Wiederkehr verwirklichen – die Weltrevolution.“

„Er wird wiederkehren ? . . .“

„Ja. Er ist mitten unter uns, unsichtbar, er hat die ersten Vorläufer unserer Tage begeistert – Fourier, Saint-Simon –, die die ersten Steine des kommenden Reiches legten . . .“

„Eine Utopie . . .“

„Gleich der, die in den Tagen nach Christi Auferstehung anhub.“

„Der nur geschlummert hatte ? !“

„Sein lethargischer Schlaf hätte wochenlang oder bloß einen Tag währen können, um des Wunders willen dauerte er drei Tage, wie Jesus es verkündet hatte. Die Jünger aber vernahmen keines der Worte, und die Rede war ihnen verborgen, und wußten nicht, was da gesagt war. So begriffen sie auch nicht des Lazarus' Auferweckung, der gleichfalls nach drei Tagen auferstanden war.“

Bis tief in die Nacht hinein fielen Vater Polykarps Worte in Boris' von Aufruhr erfaßte Seele. Ein neues Bild erstand vor ihm, das Bild des Führers und Meisters, der Wunder wirkte um des kommenden Reiches willen.

Er trat auf die Treppe hinaus, lauschte auf das dunkle Rauschen des Waldes, das dem Anbruch des Morgens vorangeht, glaubte aus dem Erdreich aufsteigende Stimmen zu hören, denen er entgegenstrebte, kehrte wieder in die Zelle zurück.

„In Blut wird der Mensch empfangen, in Blut geboren; auch seine Wiedergeburt zum neuen Leben führt durch Blut, durch das Blut und die Leiden der Revolution zum kommenden Reich, das die Jünger des Meisters errichten.“

Die schlaflose Nacht wich einem feuchten trüben Morgen.

Jetzt war keine Zeit mehr zu Gesprächen und Gedanken; Vater Polykarp war mit Boris und den ihm ergebenen Mönchen auf den Gemüsefeldern am Fluß beschäftigt.

Pralle Kohlköpfe fielen knirschend auf den Wagen.

Vater Polykarp sprach:

„Lehnt euch nicht auf, bleibt ruhig, hört nicht auf törichte und erregende Reden von Menschen, die die Wahrheit versuchen. Denn alles solches muß geschehen.“

„Sollen wir unsere Zellen nicht verlassen? . . .“

„Versammelt euch nicht in Gruppen, erregt durch eure Mienen keinen Anstoß. Auf Fragen antwortet: Wir arbeiten!“

Durch die Zellen der alten Mönche ging vom frühen Morgen an ein dumpfes Geflüster:

„Wir lassen das Heiligtum des Herrn nicht schänden . . .“

„Wir sterben zu Füßen des Heiligenschreins . . .“

„Er wird ein Wunder wirken, ein gewaltiges Wunder . . . Achtet der Zeichen . . .“

Vater Xanfiß schloß sich mit Vater Akindin, dem Verwalter des Verkaufsladens im Kloster, in dessen Zelle ein.

„Bei Anbruch der Nacht . . . Nur ganz zuverlässige Väter . . . Einen Eid müssen sie ablegen, Schweigen geloben . . .“

Vater Akindin rieb sich die Hände, zupfte an seinem weißen Spitzbärtchen.

„Zum Herrn hat er sich hier gemacht, herrscht, wie es ihm beliebt, führt die Bruderschaft in Versuchung . . . Ha, die Kleingläubigen werden entsetzt auseinanderstieben . . . Dann ist's aus und zu Ende mit dem Antichrist, aus und zu Ende . . .“

Die Starezen versammelten sich vor der Waldeinsiedelei des greisen Vaters Akakij, um seinen Rat einzuholen.

Vor der Tür warteten sie auf sein Erscheinen.

Der Wind strich mit herbstlichem Brummen durch den Wald, dicht über den Fichten hingen Fetzen trüber Wolken, schlängelten sich in feuchten Nebelschwaden an den Stämmen herab. Ein Windstoß fuhr dazwischen, und zerfetzte Wolkenballen, die sich aus dem Walddickicht, aus dem zottigen Wurzelgewirr zu lösen schienen, jagten in grauen Rauchwirbeln dahin.

Die Starezen murmelten und flüsterten.

„Den Heiligen muß man in die alte Kirche bringen und in sein früheres Grab legen . . .“

„Im Grabgewölbe einmauern! . . .“

„Die Helfer des Schwarzen werden das nicht zulassen!“

„Sie werden nicht wagen, dazwischenzutreten! Der Zorn des Heiligen würde wie eine Feuersäule über sie stürzen . . .“

Der greise Vater Doßifej, auf seinen knorrigen Krückstock gestützt, schnarrte, mit seinem Buckel wackelnd:

„Man musch ihn in den Wald tragen — an einen geheimen Ort —

nachtsch — mit Pschalmengesang — mit brennenden Kertschen — die gantsche Bruderschaft.“

Mühsam erhob sich Vater Akakij von seiner Holzbank. Hoch und hager, mit den gestickten weißen Totenschädeln, dem langen weißen Bart in Form eines Handtuchs, trat er auf die Treppe hinaus, hörte die Erklärungen der Starezen an, den Blick über die hohen schwarzen Kappen der Mönche hinweg auf die niedrigen zerwühlten Wolken gerichtet, lauschte auf den brummenden Wind im Walde, und sagte schließlich in klar hörbarem Flüsterton, zwei Reihen großer gelber Zähne entblößend:

„Versuchet den Herrn nicht! . . .“

Ein allgemeines unzufriedenes Gemurmeln erhob sich, einer fiel dem anderen ins Wort. Stimmen, schnarrend wie knarrende Fichten, entgegneten dem Starez.

„Den Antichristen zu Hohn und Schändung sollen wir den Heiligen überlassen! . . .“

„Unseren heiligen Simeon . . .“

„Entweiheung der heiligen Stätte . . . der Bruderschaft . . .“

Der greise Vater Doßifej zwängte sich humpelnd durch die Gruppe der Mönche und zischelte, mit seinem Krückstock auf den Boden klopfend:

„Habt ihr gehört, Schtaretschen, habt ihr gehört? . . . Versucht den Herrn nicht, die Wahrheit hat der Schtaretsch geschagt, die Wahrheit . . .“

Die Runzeln in seinem Gesicht wogten vor Erbitterung hin und her.

Vater Akakij stand lange reglos da, lauschte dem Schelten und Streiten der Greise untereinander und antwortete auf keine der an ihn gerichteten Fragen. Dann sah er den alten Vater Doßifej streng an und reichte ihm die Hand. Die Bruderschaft verstummte. Vater Doßifejs Blicke huschten geschäftig und unruhig über die Mönche, seine Augen weiteten sich erregt, die Hand mit dem Krückstock zuckte, und die Eisenspitze seines Stockes fuhr auf einer Steinfliese kreisend hin und her.

Der greise Vater Akakij sammelte alle seine Kräfte und sagte, ohne Vater Doßifejs Hand frei zu geben:

„Versucht den Herrn nicht, denn alles im Leben des Menschen ist eitel und ein Jammer.“

Er verstummte.

Die Mönche gerieten wieder in Erregung.

„Man muß den Vater Abt holen . . .“

Ein hagerer, knochiger Greis eilte fort und kehrte mit der Nachricht zurück, daß Abt Gerwaßij nicht zu finden sei.

„Ich habe nachgefragt, wo er wohl sein mag, aber niemand wußte es. Der Pförtner hat ihn nicht gesehen. Auf dem Viehhof aber lachen sie. Eine große Heimsuchung schickt uns der Herr.“

„Bruder Kostja muß es wissen, Bruder Kostja!“

„Der Wortlose bleibt stumm, blinzelt nur mit den Augen.“

Doßifej zischelte:

„Holt den Schwartschen herbei, den Schwartschen . . .“

„Den Antichrist?!“

„Er ischt an allem schuld, er musch auch wischen, wasch tun . . .“

Den Demütig-Weischen fragt! . . .“

Verwirrt und murrend schlichen die Starezen mißmutig auseinander.

Vater Akakij war wie erstarrt auf der Treppe stehengeblieben und sah den Greisen nach, bis der letzte Mönch hinter der Pforte der Einsiedelei verschwunden war; müde hob er den Kopf, wandte sich um und flüsterte, in seine Zelle tretend:

„Alles unter der Sonne ist eitel und Jammer.“

Er legte sich auf die Bank, streckte sich lang aus, lag dünn und dürr da, kreuzte die Hände über der Brust und bewegte in stillem Gebet stumm die blutlosen Lippen. Sein Blick blieb an einem Punkt hängen und wurde reglos . . .

Waßja der Blöde — zottelhaarig, in verschossener Kutte — lief seit dem frühen Morgen aufgeregt im Kloster hin und her, fing jedes Wort auf und murmelte vor sich hin.

„Ich rufe zu dir, Herr! Herr, erhöre mich, deinen unwürdigen Knecht! Das Ende dieser Welt bricht an — so komme denn der Sohn in himmlischem Glanz und schlage den Antichrist, zertrete der Schlange den Kopf . . . Herr, mein Herr! . . .“

Zusammen mit den Mönchen verließ er die Einsiedelei, schlug einen Bogen um das Kloster, erblickte Vater Polykarp, der von den Gemüsefeldern kam, fuchtelte mit den Armen in der Luft umher und stürzte zurück in den Wald.

„Der Antichrist kommt, der Antichrist! . . .“

Er drang in die Einsiedelei ein und verbarg sich, verstörte Blicke um sich werfend, in der Zelle des greisen Vaters Akakij. Mit offenem Munde blieb er im Zimmer stehen, erschreckt über die Reglosigkeit des Greises. Ein trübes Häutchen hatte die starren Augen des Mönches überzogen, reglose Fältchen und Runzeln bedeckten die

über der Brust gefalteten Hände, an den Fingernägeln hatten sich bläuliche Halbkreise gebildet.

Waßja riß die Augen auf, sank vor der Eichenbank auf die Knie und rief:

„Vater Akakij, sprich, belehre mich, hilf!“

Der Starez schwieg, durch das geöffnete Luftfensterchen drang ein Windhauch und bewegte die Spitze des handtuchförmigen weißen Bartes.

Der Blöde schlug mit der Stirn gegen die Bank, der Leichnam erzitterte hilflos und erstarb wieder.

Waßja stürzte wie gehetzt aus der Zelle. Als hätte Vater Akakijs Tod ihm das Recht zurückgegeben wie in früheren Jahren zu schreien und zu toben, murmelte er nicht mehr halblaut vor sich hin, sondern schrie jedem ungestüm ins Gesicht:

„Der Starez ist zu Gott eingegangen! . . . Zu Gott!“

Schwarze Schatten huschten durch das Dunkel.

Bei Vater Akindin hatten sich die alten Mönche versammelt und warteten auf den rothaarigen Vater Xanfij.

In der neuen Kathedrale wurden ununterbrochen Messen gelesen; es herrschte ein trübes Halbdunkel, das Lesen der verschnörkelten Schriftzeichen griff die Augen schmerzlich an, doch mußte jetzt mit jedem Kerzenstümpfchen gerechnet werden. Über dem Schrein des Heiligen brannten drei ewige Lämpchen, das reliefierte Silber des Sarkophags schimmerte matt in kargem Glanz, über die schwarze verhüllte Gestalt war eine Brokatdecke gestreift, die gestickten Schädel auf der hohen Kappe glommen weißlich. Aus der Kuppel hallten Flüsterworte zurück und schlüpfen als Lautschatten in alle dunklen Winkel. Mönche gingen, andere kamen. In einiger Entfernung blickten sie auf den Heiligenschrein und beteten um ein Wunder.

Vater Xanfij kam mit dem Abt zu Vater Akindin, zufällig hatte er ihn gefunden.

Nikolka hatte in der Nacht nach der Ankunft des rothaarigen Vaters Xanfij nicht einschlafen können. Bis zum Morgen raschelte und klang leise Geld unter seinen zählenden Fingern.

Seit der Kanonisierung des Heiligen und während des Krieges hatte er Goldstücke gesammelt, hatte Kaufleute um solche gebeten, seine Hundertrubelscheine gegen Goldstücke gewechselt, die Sammelbüchsen auf Gold hin geprüft und aus dem Erwerb schmale Rollen gewickelt.

Durch das Schlüsselloch drang ein feiner Lichtstreifen in das Empfangszimmer, in dem Vater Xanfj, sich unruhig auf dem Diwan hin und her werfend, knurrend schnarchte.

Kostja kehrte lautlos von Vater Polykarp zurück, blickte ins Empfangszimmer — aus einem dünnen Lichtstreifen hallte ein leises Klingen. Er trat zur Tür, horchte — ein goldhelles Tönen drang klar durch die Stille.

Kurz und schnell klopfte er mehrmals gegen die Tür und murmelte das Eintrittsgebet vor sich hin.

Der Abt zuckte zusammen, stieß gegen den Tisch, eine hoch aufgeschichtete Säule aus goldnen Fünfrubelmünzen schwankte, kippte um, die Münzen rollten kichernd über den Fußboden in alle Ecken und Winkel. Nikolka schoß das Blut heiß ins Gesicht, er sprang empor, riß die Tür auf.

„Wer ist da? Was gibt's!“

Kostja blinzelte mit den weißlichen Augen, trat schweigend ein, blieb an der Tür stehen.

Der Abt stellte sich dicht vor ihn, um den Tisch seinen Blicken zu entziehen.

„Was willst du?“

Der weißlich-blonde Novize beugte den Kopf vor und flüsterte:

„Sie haben mich gerufen . . .“

„Ich habe dich nicht gerufen, keineswegs . . .“

„Mir schien . . .“

Es war besser, gute Miene zum bösen Spiel zu machen; der Abt trat an den Tisch.

„Hilf mir beim Sammeln.“

Auf allen Vieren krochen sie zusammen auf dem Fußboden herum; trübe flackerte ein Wachskerzenstummel in Nikolkas Hand. Er sammelte die Goldstücke vom Boden auf und sprach im Flüsterton:

„Die Antichristen kommen und nehmen's weg, dann kriegen's die Juden . . . Man muß es vergraben, im Walde verbergen — für die Bruderschaft . . .“

Kostja hob schweigend die goldnen Scheibchen auf und legte sie auf den Tisch. Alle Ecken waren abgesucht.

„Geh, Junge, leg' dich schlafen! . . . Ich hatte dich aber nicht gerufen.“

Der wortkarge Novize ging. Nikolka schüttete das Gold in kleine Ledertäschchen, wog sie auf der flachen Hand, lächelte unruhig bei dem Gedanken: „Das reicht für das ganze Leben . . . für mich . . . und für Soßja.“

Durchs Fenster brach die fahle Dämmerung, Glockengeläut rief zur Frühmesse. Abt Gerwaßij steckte die kleinen Lederbeutel in die Hosentaschen, die Blechbüchse — es war eine alte Teebüchse — mit den Zarenscheinen in die Kutte und trat ins Vorzimmer. Bruder Kostja sprang von der Truhe auf.

„Schließ die Tür, ich gehe zur Messe . . .“

Schwarze Schatten zogen sich zur Kathedrale. Nikolka schritt geschäftig in der Richtung nach dem Speisesaal. Die mit Münzen vollgepfropften Taschen erschwerten das Gehen. Er bog nach dem Viehhof ab, schloß klirrend die kleine Nebenpforte am hinteren Tor auf und trat ins Freie. Sein Herz pochte unruhig. Sich im Nebel verbergend, eilte er über die Wiese, überschritt die Brücke, schlug, sich am Waldrand haltend, einen Bogen um den Viehhof und die Ziegelbrennerei und ging eilig auf die Landhäuschen zu. Die Fichten rauschten dumpf, kalt umschlich ihn der Nebel. Er kletterte über den Gartenzaun; die Landhäuschen, außer einem, standen leer, die Flüchtlinge aus der Kampfzone hatten anderweitig Unterkunft gefunden. Leise und gleichmäßig klopfte er an den Fensterahmen und blickte, das Gesicht an die Scheibe gepreßt, ins Dunkel, bis ein Flämmchen aufzuckte; es ging aus, leuchtete aufs neue auf — die Streichhölzer erloschen erschreckt. Im Nachthemd, in dem noch die Wärme des Schlafes hing, drückte Soßja den Mund gegen den Fensterrahmen und fragte erschrocken:

„Wer ist da?“

„Soßja, Soßenka, ich bin's, öffne schnell!“

Er blieb am Fenster stehen, sah, wie sie den Schlafrock ihrer Mutter anzog, Morgenschuhe über die nackten Füße streifte.

„Was willst du? Was ist geschehen?“

Sie flüsterten im dunklen Gang, erregt, abgerissen.

„Sie kommen, um den Reliquienschrein des Heiligen zu öffnen — wir müssen fliehen, gleich, heute noch . . . Ich bringe dir . . . hier, hebe es bei dir auf. Vielleicht durchsuchen sie unsere Zellen.“

Er zog die Säckchen aus den Taschen, fand im Dunkel ihre Hand.

„Hier, Gold — verbirg es gut . . . Es reicht für unser ganzes Leben . . .“

Erfreut hüllte sie ihn in eine Wolke von Wärme und Zärtlichkeit.

„Wann kommst du uns holen? . . .“

„Gegen Abend, sobald es dunkel geworden ist . . . Wir gehen durch den Wald bis zur Nachbarstation . . .“

Mit der freien Hand umschlang sie seinen Hals, drückte ihren Mund auf den seinen, flüsterte:

„Liebster, komm bald . . . Ich erwarte dich.“

Er holte die Blechbüchse hervor.

„Hier . . . Ich muß den ganzen Tag im Kloster bleiben, damit niemand Verdacht schöpft . . . Am Abend also! . . .“

Er verschwand in der Dunkelheit, lief wieder hinten herum ins Kloster. Der nebelumwogte Morgen schlich langsam heran. Abt Gerwaßij zelebrierte in der neuen Kathedrale die Messe vor der versammelten Bruderschaft.

Soßja stand eine Weile unbeweglich im dunklen Gang, ein Kälteschauer durchrieselte sie, da erwachte sie aus ihrer Versunkenheit, spürte die Last in ihrer Hand und lief ihre Mutter wecken.

Hastig machten sich Mutter und Tochter daran, ihre Sachen zu packen, plötzlich aber fiel es Soßja ein, daß sie ja zu Fuß gehen mußten.

„Lassen Sie all den Krimskrams! Wir müssen unbemerkt entschwinden, zu Fuß . . .“

„Was? Was sagst du da, Soßja? Du bist wohl verrückt geworden . . . Zu Fuß?! Und meine Sachen? . . .“

„Dann bleiben Sie eben auf Ihren Sachen sitzen, ich komme auch allein fort . . .“

„Er wird uns doch abholen . . .“

„Ja, meinen Sie denn, ich hätte diesen Bären umsonst geküßt! Das hätte gerade noch gefehlt, daß wir auf ihn warten! Sie haben doch selbst immer von seinem Gelde gesprochen, haben mich selbst auf ihn aufmerksam gemacht, und jetzt sollen wir ihn noch mitnehmen?! . . .“

„Das geht doch nicht, Soßja . . . Er hat uns das Leben gerettet . . .“

„Auf Ihre alten Tage haben Sie sich wohl in ihn verliebt?“

„Ach, Himmel, Soßja, was redest du da! . . . Ich meinte, du liebtest ihn . . .“

„Meinetwegen können Sie hier Reden halten, ich gehe! Für das Geld kann ich mir alles kaufen, was ich haben will — es sind Goldstücke!“

Den ganzen Tag lief der Abt im Kloster ruhelos hin und her, ging in die Klosterbäckerei, saß eine Weile in sich versunken da. Plötzlich fuhr ihm etwas durch den Sinn, er sprang auf, eilte zu Vater Akindin, dem Verwalter des Ladens, ohne zu wissen, warum. Er lebte nur in dem Gedanken an den Abend — da sollte ein neues Leben beginnen, ein ganz neues Leben.

So war Vater Xanfj seiner erst habhaft geworden, als die Däm-

merung anbrach, und hatte ihn wieder zu Vater Akindin geführt.

„Ohne Abt ist die Bruderschaft wie eine Herde ohne Hirt . . .“

Der rothaarige Mönch, durch die Wassersucht gedunsen, blickte die versammelten Starezen mit einem gerührten Lächeln an.

„Väter, gestattet einem Unwürdigen . . .“

Er sprach in halb singendem Tonfall, langsam, mit schmelzender Stimme, wobei er sich die kalten, schweißnassen Hände rieb.

„In den Sarkophag legen wir den jüngst zu Gott eingegangenen Starezen Akakij, den Heiligen aber verbergen wir im Walde . . .“

Hilflos klammerten sich die alten Mönche an jedes Wort, das Hoffnung zu verheißen schien.

In Vater Akakij's Zelle trafen sie den Hieromonach Polykarp und die jungen Mönche.

In Erwartung der Überführung der Leiche in die neue Kathedrale las Boris vor dem Sarge den Psalter.

Seelenmessen wurden ohne Unterbrechung gelesen, die Mönche lösten sich dabei der Reihe nach ab.

Dem Abt gelang es nicht, sich von Vater Xanfij zu befreien; der Sendling des Bischofs suchte unermüdlich nach einem Ausweg und hielt sich an Gerwaßij's Seite. Der Abt gab zerstreute Antworten, suchte zu entkommen, und konnte doch nicht fort. Unablässig, bohrend, quälte ihn der Gedanke: „Sie erwartet mich, Soßja wartet . . . Ein neues Leben . . .“

Vorhin, als sie Vater Akindin's Zelle verließen, hatte Vater Xanfij dem Abt zugeflüstert:

„Vier sind hingegangen . . . mit Vater Mißail . . .“

Nikolka hatte ihn verständnislos angestarrt und war wieder in sein Brüten versunken. Er schob sich die hohe Kappe bald in die Stirn, bald in den Nacken, zupfte an seiner Kutte, steckte die rechte Hand in die Tasche, wo das Geld gelegen hatte, seufzte schwer und wußte nicht, wie er sich von Vater Xanfij befreien könnte. Das Blut pochte in seinen Schläfen: Sie wartet, wartet auf mich, ich muß fort, zu ihr!

Aus dem Walde hallte der schwache Widerhall eines langgezogenen Pfiffs . . .

„Der Abendzug! . . . Aber der Nachtzug bleibt uns noch . . .“

Beruhigend sprach er leise auf sich ein:

„Das ist so noch besser . . . Mit dem Nachtzug kommen wir eher unbemerkt fort . . .“

Der Leichenzug kam durch die heilige Pforte langsam ins Kloster gezogen, die Flämmchen der Kerzen schimmerten wie goldene Pünktchen. Schwer schwankte der starke Eichensarg auf den Schultern der Mönche. Kräftige Stimmen sangen gedehnt: Der Herr sei seiner Seele gnädig . . .

Da drang aus dem Walde ein Dröhnen; ein Gurgeln und Plätschern strich über die Erde.

Vater Polykarp schrak zusammen, neigte lauschend den Kopf.

Der Lärm kam näher, brummend und heulend.

Schwarze Schatten hatten sich auf den Staudamm der Mühle geschlichen, die Bolzen gelöst und ins Wasser geworfen. Durch den Wald eilten sie zurück ins Kloster. Schwer wie Lava brachen die Fluten durch die Schleuse. Wasserwirbel kreisten um die Pfähle. Vater Mawrikij stürzte mit seinen Söhnen auf den Damm und schrie wie besessen:

„Hilfe! Hilfe! . . .“

Dann stürmte er nach Polpenki, um die Bauern aus dem Dorf herbeizuholen.

Die Wasserwirbel untergruben die Pfähle des Wehrs. Die lawinenartig hereinbrechenden Fluten spülten das Geländer weg, rissen die Pfähle auseinander, stürzten über den Damm. Schnatternd stießen Scharen von Wildenten, auf dem Wanderzug begriffen, aus dem See in die Luft; durch das Schilf rann ein Rauschen.

Mit Schaufeln und Laternen kamen die Bauern gelaufen. Schreie ertönten:

„Die Elenden! . . . Feuer ins Kloster . . . Wir verbrennen sie bei lebendigem Leibe!“

Sie kamen nicht mehr an den Damm, ein Krachen ging durch den Wald, der Damm war durchbrochen, die Eichenpfähle knickten unter dem Anprall des Wassers wie Strohhalme.

Bruder Alexej, müde von der Arbeit, lag in tiefem Schlaf in seiner Laubhütte auf den Gemüsefeldern. Das Wasser ergoß sich über die niederen Überschwemmungswiesen. Durchnäßt sprang er auf, stürzte aus der Hütte und jagte ins Kloster. Die Hütte erzitterte und schwamm schaukelnd langsam davon, Stroh und Reisig lösten sich aus dem Ballen, der langsam auseinanderfiel und in der Dunkelheit verschwand.

Der Sarg mit dem Leichnam des Vaters Akakij wurde gerade in die Kathedrale getragen, als vom Fluß her das Gurgeln und Glucksen erschallte; der offene Sarg auf den Schultern der Mönche geriet ins Schwanken. Vater Polykarp schrie: „Haltet ihn!“ Arme

fuhren hoch, stützten den Sarg, die Leiche erzitterte unter den Stößen, die über der Brust gefalteten Hände lösten sich, fielen schwer herab, baumelten hilflos hin und her.

Die Tragenden beschleunigten ihre Schritte, der Sarg wurde niedergesetzt, die Mönche umringten Vater Polykarp.

In seine Stirn hatte sich über dem Nasenrücken eine Furche, scharf wie ein Pfeil, gegraben, die schwarzen Brauen flossen ineinander. Er hob die Stimme, sprach barsch und herrisch, zwingend hielt sein Auge die Blicke gefesselt.

„Brüder, die Frucht unserer Arbeit können wir nicht mehr retten — Naturgewalten kennen kein Mitleid. In der Dunkelheit sind wir hilflos. Werdet nicht kleinmütig! Die uns vernichten wollten, haben falsch gerechnet. Bei der Einsiedelei macht der Fluß eine Biegung nach rechts. Der Ansturm der Flut wird das steile Ufer unterspülen, dann stürzen die Fichten ins Wasser und bilden einen Staudamm. Nur die nahe am Ufer liegenden Beete werden fortgeschwemmt werden. Jetzt aber lasset uns beten, und vergeßt nicht: der weise Mönch strebt nach Gelassenheit und Zuversicht. Große Tage der Heimsuchung geben dem Gläubigen auch große Kräfte.“

Die alten Mönche versammelten sich vor der Kirchentür.

Vater Doßifej stieß mit der Krückstockspitze auf die Steinfliesen und schnarrte:

„Der Schtaretsch Akakij liegt nun im Tempel, wir aber, Brüder, wir müschen . . . Meidet den Antichrischt, dasch ihr nicht in Versuchung fallet . . . Laschet unsch Loblieder schingen . . . Der Herr weischt unsch den rechten Pfad . . . Scheine Hand hat die abtrünnigen Mönche geschlagen, ihr Mühen schieht der Herr nicht gnädiglich an. Unscher Heiliger Schimeon hat ein groschesch Wunder vollbracht — er hat die Brunnen der Tiefe geöffnet, dasch ein groschesch Wascher ward und dasch Werk desch Schatanasch unterging . . .“

Vater Xanfj rieb sich die Hände, zwinkerte mit den Augen, flüsterte:

„Die Unwürdigen sollte man aus dem Tempel jagen, die Abtrünnigen!“

Vater Doßifej fuhr fort, und sein Buckel wackelte.

„Unscher Heiliger hat ein Wunder vollbracht, ein groschesch Wunder — ein Tscheichen gegeben, dasch er die Unwürdigen in scheinem Tschorn vernichten wird im feurigen Ofen . . . Insch höllische Feuer mit den Dienern der Hölle! . . .“

In die Kapelle im Kellergewölbe der alten Kathedrale, wo ein

ewiges Lämpchen über dem Grabstein des Heiligen Simeon brannte, schlich sich Waßja, stürzte zu Boden und stotterte, in Angst und Schrecken vor Gottes Zorn und der Verwirrung der Mönche, Gebete, bald murmelnd, bald schreiend. Zufällig berührten seine Hände die alten eisernen Bußketten des Heiligen. Einen Augenblick erstarrte er, zuckte zusammen, riß die Ketten an sich, streckte die Füße, die mageren Hände durch die verrosteten Ringe und lief, sich in Kette und Kutte verfangend, die Hände zum Himmel erhoben, klirrend durch den Klosterhof nach der neuen Kathedrale. Unterwegs traf er Vater Ionikij. Der Glöckner irrte den ganzen Tag, finster und stumm, wie gestört umher, lauschte fassungslos den Gesprächen, starrte die aufgeregten Mönche verständnislos an.

Waßja schrie ihm zu:

„Glöckner, verkünde den Ruhm des Herrn — der Sohn des Menschen kommt mit einer Engelsschar, um die Unwürdigen zu richten mit höllischem Feuer. Verkünde das den Mönchen.“

Wild stierte er Vater Ionikij an und rasselte mit den Ketten.

Erschrocken über die Botschaft von der nahenden Stunde des Gerichts stieg der Glöckner eilig auf den Glockenturm und zog die Stränge, um es der Bruderschaft zu verkünden.

Gebeugt unter der Last der Eisenketten lief Waßja auf die vor der Kirchentür versammelten Starezen zu und fuchtelte kettenklirrend mit den Händen. Er griff Vater Doßifejs letzte Worte auf und rief:

„In den feurigen Ofen! . . . Und er schrie mit gewaltiger Stimme . . . Vater, warum hast du mich verlassen, warum hast du mich in das Fegefeuer gestoßen zusammen mit den Ungläubigen . . . Vater, warum hast du mich verlassen! . . .“

Die Greise flüsterten:

„Vater, warum hast du uns verlassen?! Schlage sie mit dem Zorn des gerechten Gerichts — wirf sie in den feurigen Ofen! . . .“

Vater Doßifej hob seinen Krückstock und schüttelte ihn vor Waßjas Gesicht, der seine Ketten rasseln ließ.

„Schlage schie mit deinem gerechten Tschorn, schlage schie, Waschja, Liebschter — auf deine Worte werden schie acht geben!“

Der Blöde stieg hastig die Stufen hinauf.

Vater Doßifej klopfte mit dem Krückstock und rief:

„Mit dem Munde scholcher Geringen weischt unsch der Herr scheine Wege . . .“

Auch er humpelte die Stufen empor, dem Blöden folgend. Durch die Reihen der Mönche ging eine Bewegung; sie schritten den beiden nach.

Der Blöde hatte aber kaum die Hälfte der Freitreppe erklimmt, als aus dem rötlichen Halbdunkel der Kirche der schwarze Mönch hervortrat — groß, hager, gestreng.

Bei seinem Anblick wankte Waßja, wandte sich ab und floh die Stufen hinab.

Im gleichen Augenblick begann die große Glocke, von Vater Ionikijs Hand geschwungen, abgerissen zu läuten; es zog wie ein Klagen durch die Luft, und im Widerhall aus dem Walde vermischten sich Glockengeläut und Rauschen des Wassers mit dem Dröhnen der fallenden Fichten; die knorrigen Wurzeln barsten, und krachend stürzten die Stämme in das Flußbett.

Erschrocken wichen die Mönche vor Vater Polykarp zurück.

Der Blöde schrie:

„Der Antichrist, der Antichrist kommt! . . .“

Vater Polykarp schritt die halbe Treppe herab, blieb stehen und hob den Arm.

„Brüder, versucht den Herrn nicht! Lästert nicht! Wendet euch dem Gebet zu in diesen Tagen der Wiederkehr Christi!“

Er verstummte und wartete. In einiger Entfernung rasselten dumpf die Ketten des Blöden. Erschöpft und zerquält, durch den Tod des greisen Starez Akakij erschüttert, warf sich Waßja am Fuß des Glockenturmes zu Boden und brach in ein hilfloses Schluchzen aus, den wirren Zottelkopf auf die blutigeriebenen Hände gebettet; die kalten Steinstufen kühlten allmählich seine heiße Stirn.

„Gehet in eure Zellen . . .“

Verzagt lösten sich einige Gestalten aus der Gruppe und verschwanden im Dunkel.

Vater Xanfiј zwinkerte mit den Augen, atmete schwer unter der Last seines gedunsenen Bauches, stieß die Mönche in die Seite.

„Schlaget ihn mit gerechtem Zorn!“

Stumm stieg Vater Polykarp noch einige Stufen herab, die Mönche wichen auseinander.

Er blickte mit schwarzen glühenden Augen in die Gesichter, den Willen lähmend — er wollte siegen, um die Untergehenden zu retten. Er dachte: Nicht Opfer will ich — Begnadigung!

Und als er die letzten Stufen herabschritt, verschwanden die Greise stumm in der Dunkelheit. Der schwarze Mönch hatte gesiegt.

Ihren Abt hatten sie vergessen; von dem alten Doßifej geführt, hatten sie sich zusammengetan gegen den schwarzen Vater Polykarp, um ihn niederzuringen; gedemütigt schlichen sie in ihre Zellen zurück.

Während die Starezen sich vor der Kathedrale versammelten und die jungen Mönche den Sarg mit dem Verschiedenen in die Kirche trugen, war der Abt zu seinem Hause geeilt. Er pochte lange, sein Dienstbruder Kostja gab keine Antwort; Abt Gerwaßij lief um das Haus herum und pochte an der Hintertür, doch der wortkarge Novize blieb unsichtbar. Er hatte die Türen verschlossen und war fortgegangen, um an der Überführung der Leiche des verstorbenen Vaters Akakij teilzunehmen. Der Abt lief verstört von einem Eingang zum anderen; er mußte ins Haus, um die hohe Kappe abzulegen und Talar und Kutte gegen einen warmen Mantel zu vertauschen.

Er klopfte und schimpfte; schließlich gab er es auf und eilte durch die Nacht nach den Landhäuschen.

Die wohlbekannten Fenster waren dunkel; er trat durch die Gartenpforte, stieß die Tür zu dem dunklen Gang auf.

„Soßja! . . .“

Die Klosterglocke läutete klagend. In den Zimmern herrschte Finsternis.

„Soßja, wo bist du?“

Er schritt weiter, stieß gegen einen Korb, gelangte an einen Tisch, tastete nach Streichhölzern, zündete eine Wachskerze an — er selbst hatte Soßja mit beidem versorgt.

„Sie sind gerade beim Packen . . .“

Er dachte, Mutter und Tochter seien zu Arischa nach Milch gegangen. Setzte sich. Sein schwarzer Schatten wogte vor Erregung hin und her, die Silhouette der hohen Kappe torkelte über die Zimmerdecke.

Das Pendel der Wanduhr tickte; die Messingkette knirschte unter der Last der Gewichte; Nikolka meinte, die Tür habe sich geöffnet, und sah sich um.

„Soßja! . . .“

Sein Blick glitt über die herumliegenden Sachen, und plötzlich kam ihm der Gedanke:

„Wie, wenn sie abgereist sind? . . .“

Er konnte es nicht glauben und sprach beruhigend auf sich ein:

„Sie liebt mich, ist leidenschaftlich; die läßt ihre Liebe nicht im Stich.“

Und wieder durchfuhr es ihn:

„Ich habe ihr all mein Geld gegeben — mein ganzes Geld.“

Immer bohrender wurde der Gedanke:

„Am Ende sind sie wirklich abgereist, geflohen, mit meinem Gelde – den Ersparnissen meines ganzen Lebens!“

Der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Er nahm die hohe Kappe ab.

„Ich will bei Arischa nachfragen . . .“

Er ließ die Kappe liegen, zog auch den faltigen Abtsmantel aus; in der Kutte schritt er durch den Wald.

Klopfte; Arischa fragte erregt:

„Wer ist da? . . .“

„Mach' auf, ich bin's, der Abt . . .“

„Was willst du?“

Wütend fuhr er auf:

„Mach' schnell, ich habe keine Zeit, es ist dringend.“

Er zerrte zornig an der Pforte. Sie öffnete.

„Du erkennst nicht mal mehr meine Stimme!“

„Deine Stimme klang fremd . . .“

„Sind die Karcevskij hier?“

„Sie waren hier, gegen Mittag.“

„Nach Milch?“

„Um Abschied zu nehmen.“

„Abschied zu nehmen? Von dir? So sprich doch!“

Aufgeregt stieß er die Worte hervor; Arischas Stimme war sicherer geworden, ruhig sagte sie:

„Sie sind wohl abgereist . . .“

Nikolka griff sich an den Kopf, er schrie fast:

„Und mein Geld, mein Geld! . . . All mein Gold!“

Arischa senkte den Kopf, blickte ihn unter den Brauen hervor an.

„Warum schweigst du? Du steckst mit ihnen unter einer Decke! Bestohlen habt ihr mich! Beraubt! . . . Sprich, wo hast du das Geld versteckt? Rede!“

Ruhig, voller Verachtung, voll dumpfem Haß antwortete die Nonne:

„Frage deine Geliebte! Ich beschmutze mich nicht mit deinem Gelde, auch so schon hast du mit deinem Gelde mein ganzes Leben vergiftet.“

Vor Erbitterung zitterten seine Hände; hilflose Verzweiflung würgte ihn. Er konnte kaum sprechen, mühsam stotterte er, die Finger in ihre Schultern gekrallt:

„Gib mir mein Geld zurück, mein Geld! Hörst du!“

Sie stieß ihn von sich, wich zurück.

„Du hast's verdient, Nikolai, du hast es wahrlich verdient. Auch

mich hast du mit deinem Gelde gequält, als ob ich käuflich wäre wie deine Polin . . . Ein dummes Schaf war ich . . . Rühr' mich nicht an, ich schreie! Entehrt hast du mich. Jetzt fürchte ich dich nicht mehr. Geh lieber, sonst schreie ich.“

Sie rang mit ihm in der Dunkelheit, stieß ihn von sich, suchte sich loszureißen. Er hatte ihre Hände gepackt, seine blutunterlaufenen Augen glühten, heiser flüsterte er:

„Gib mir mein Geld zurück, mein Gold! Gib es heraus oder ich erwürge dich!“

Über das Dach des Häuschens glitt roter Flammenschein und erlosch wieder, einen Augenblick später flammte er aufs neue braunrot auf.

„Was ist das? Sieh hin!“

Er ließ sie los, warf den Kopf in den Nacken.

Arischa lief zur Gartenpforte hinaus, kehrte gleich wieder zurück, ihre Stimme zitterte vor Schreck, Arme und Beine schlotterten, hastig rief sie dem Abt im Flüsterton zu:

„Sie kommen . . . sie . . .“

„Wer?“

„Die aus der Stadt . . . Um den Reliquienschrein des Heiligen zu öffnen.“

Abt Gerwaßij trat vor die Pforte, das Schloß schnappte zu, Arischa lief in ihre Zelle; sie atmete schwer und heftig.

In rauchig rotem Fackelschein blitzten Reihen von Bajonetten. Wie von Flammen erfaßt, glommen die Fichtenstämme in der Dunkelheit auf, schwarz wogten Gestalten in dem qualmenden Feuer-schein.

An der Spitze des Zuges schritt hinkend ein rothaariger Hüne; weit ausholend schlenkerten seine Arme.

Abt Gerwaßij starrte ihn an, ächzte, und verschwand, abgerissene Worte vor sich hin murmelnd, in der Dunkelheit.

„Mein Leben, mein Leben haben sie mir geraubt . . . Mein Gold! . . .“

Er begann zu laufen und brachte dem Pförtner als erster die Nachricht; Verzweiflung, Hilflosigkeit klang aus seinem heiseren Geflüster.

„Sie sind da! . . . Schließ' das Tor.“

Sein wortkarger Dienstbruder öffnete ihm; Kostja sah den Abt mit leeren Augen an, starrte auf seine verwühlten Haare, die rotumrandeten Augen, bemerkte seinen fiebrig brennenden Blick, die zuckende Gestalt in der Kutte, ohne den Abtsmantel, ohne

Kappe, schloß schweigend die Tür und legte sich auf die Eichentruhe.

Von der alten Klosterherberge her glitten dunkelrote Feuerflecke – der Widerschein lohender Fackeln – zuckend über die Klosterwände; die Mönche tuschelten aufgeregt untereinander:

„Sie sind da . . . zahllose Heerscharen des Satans. In der Nacht sind sie gekommen – lasset uns wachen, Brüder!“

Aufgeregt schlossen sie sich in ihren Zellen ein.

10

Am nächsten Morgen stellte Afonka überall Wachtposten auf: vor der heiligen Pforte, vor der Pforte zum Viehhof und an der hinteren Pforte, die hinter dem Speisesaal zum Fluß hin lag, und trat in den Klosterhof.

Altvertrautes, Langvergessenes strömte auf ihn ein.

Voll Neugier betrachtete er die Zellen, blickte durch die Fenster, nach alten Bekannten ausschauend. Den Pförtner Vater Awraamij fragte er:

„Wer ist Abt bei euch?“

Der erschrockene Alte warf einen Blick auf die Pistole an der Seite des Fragenden und antwortete mit dumpfer Stimme:

„Vater Gerwaßij.“

Afonka schritt auf die wohlbekannte Abtei zu und murmelte:

„Hm . . . Gerwaßij . . . Als ich hier war, war Sawwa Abt; haben sich einen neuen gewählt . . . Eines Gerwaßij erinnere ich mich nicht . . .“

Von der alten Kathedrale her kam ihm kettenklirrend Waßja entgegen, der sich wieder entschlossen hatte, mit einer Anklage vor den Antichrist zu treten; Waßja schritt mit gesenktem Kopf, bereit, zum Ruhme des Herrn zu leiden.

Er flüsterte im Gehen:

„Erachte mich der Märtyrerkrone für würdig . . . Herr, laß deinen unwürdigen Knecht leiden um deinetwillen . . .“

Afonka erkannte sofort den Blöden; er war alt und grau geworden, sein wirrer Bart hing ihm in Zotteln um das Gesicht, das ganz von tiefen Runzeln durchfurcht war; in diese nie gewaschenen Falten hatten sich schwarze Streifen gegraben. Waßja ging langsam, mühsam und hartnäckig die kettenbeschwerten Füße bei jedem Schritt nachschleppend. Seine Hände waren mit blutigen Schrammen bedeckt – er schlug die eisernen Ringe an den Handgelenken immer-

fort aneinander, so daß die Haut ganz zerschunden war. Das Blut war an manchen Stellen geronnen, braun geworden, Schmutz klebte daran. Auf seiner Kutte saß Flick an Flick, die Ränder schlotterten ausgefranst um die dünnen Beine. Er schritt gebückt, den mageren, blaugeäderten Hals vorgestreckt. Seine Augen – groß und irr, von tief in den Schädel gesunkenen Ringen umgeben – starrten zu Boden. Die knöchigen Kinnbacken traten unter der ausgemergelten Haut scharf hervor. Das schwarze Tuchkappchen, mit weißem Zwirn gestopft – Waßja hatte das selbst in Vater Akakijs Zelle besorgt – war tief über die Augen gezogen, so daß hinten die Glatze, von grauweißen schmutzigen Haarsträhnen umrahmt, als Halbkreis hervorlugte. Der säuerliche Geruch eines lange nicht gewaschenen Körpers ging von ihm aus.

Afonka war hochofrennt, als er Waßja erblickte.

„Ich will ihn mal fragen . . .“

Hinkend eilte er auf den Blöden zu, rief ihn an:

„Waßja!“

Der Blöde schrak zusammen, schüttelte den Kopf, hob die Augen . . .

„Erkennst du mich nicht? Warum hast du dir die Ketten umgehängt? Willst du die Wallfahrer erschrecken?“

Waßja starrte ihn stumm an, dachte offenbar angestrengt nach, atmete schwer.

Ein wirrer Gedanke huschte ihm durch den Kopf, er stieß hervor:

„Dem Teufel, dem Satanas hast du dich verschrieben! . . . Dem Antichrist! . . .“

Er wollte fliehen, eine schwere Hand legte sich ihm auf die Schulter, drückte ihn nieder.

„Wer ist Abt bei euch, sprich!“

Waßja streckte die Hände zum Himmel und schüttelte sie; seine Ketten rasselten.

Er riß sich los und lief davon.

„Nikolka, Nikolka, unserer Sünden wegen, unserer Sünden wegen straft uns der Herr, seine Rächerhand schwebt über unserem Kloster . . . Nikolka!“

„Bist ebenso hoffnungslos blödsinnig geblieben, wie du immer warst!“

Er schrie ihm nach:

„Waßja, so komm doch her! Waßja!“

Der Blöde lief die Zellen entlang, sah sich dabei nach Afonka um und schüttelte den Kopf.

„Die Mönche haben sich dem Antichrist ergeben, dem Antichrist . . . Und auch du bist mit ihnen, Afonka, hast dich ihm verschrieben . . . Der Satan, der Satan ist um Mitternacht gekommen!“

Durch die Fenster lugten erschrockene Augen, Lippen beteten und flüsterten:

„Den Blöden anzurühren hat er nicht gewagt . . .“

„Wohl ihr Hauptmacher . . . Judensending . . .“

„Der leibhaftige Satan, seinem Aussehen nach fürwahr der Höllenfürst selbst!“

Afonka sah sich um; das Kloster schien wie ausgestorben. Er wollte beim Abt vorsprechen, kam an die wohlbekannte Freitreppe mit den abbröckelnden Ziegelsäulen, schritt aber vorüber, nach dem Speisesaal.

Der finstere Haushalter, Vater Paißij mit dem spatenförmigen Bauernbart und dem listigen Lächeln, empfing Afonka ruhig.

Afonka sprach einfach, kurz, derb; irgendwo tief innen spürte er es wie einen Bodensatz – sein Leben im Kloster, Zellen, Freunde, Sumpf und Moos, nach Harz duftende Fichten . . .

„Also Vater – Paißij, glaub’ ich, stimmt’s?“

Der Mönch starrte ihn verwundert an und wurde vor Überraschung unsicher.

„Ja, ich bin Paißij, Paißij . . .“

„Bist mächtig alt geworden . . . Erkennst mich wohl nicht? Ich war Dienstbruder beim Abt – Afonka.“

Vater Paißij fürchte die Brauen.

„Wir sind gekommen, um den Heiligenschrein zu öffnen, wollen dem Heiligen mal auf den Zahn fühlen! Meine Leute müssen versorgt werden.“

Der alte Mann senkte den Kopf und schwieg.

„Schickt das Essen in die alte Herberge . . . Was schweigst du denn? Hat dir ’ne Kuh die Zunge abgebissen?“

„Ihr Gottesleugner!“

Jetzt erst begriff Afonka, daß das leere, wie ausgestorben daliegende Kloster, in dem alles Leben in die Zellen geflüchtet war, und die Mönche, mit diesem Vater Paißij begonnen, nicht mehr seine alten Freunde waren, sondern erbitterte Feinde, und daß Waßja der Blöde, der verschlagene Hansnarr, der jedem seine Mätzchen vormachte, der ärgste Feind unter ihnen war, der den Haß schürte.

Afonka rümpfte die Nase, fletschte die Zähne; seine Stimme klang hart und scharf.

„Um zwölf in die alte Herberge . . . Sonst holen wir uns selbst, was wir brauchen!“

Er wandte sich um und humpelte die Hintertreppe hinab.

Finster kehrte er in die gute Stube der Herberge zurück, wo gerade Tee getrunken wurde, erblickte die kleine Fenja und lebte wieder auf, sein ganzes Gesicht lächelte, seine Stimme klang wie gebrochen.

„Fjokla Timofejewna, wissen Sie, ich habe Waßja den Blöden gesehen; erinnern Sie sich noch seiner?“

Die Bauern aus Polpenki, sowohl aus Groß- als aus Klein-Polpenki, zogen aufgeregt durch den Wald zum Kloster. Lärmend staute sich die Menge vor der heiligen Pforte.

„Her mit dem Abt! Ihr Luder!“

Beim Anblick der postenstehenden Rotgardisten waren die Bauern höchst verwundert.

„Ohne Durchlaß ist der Eintritt ins Kloster verboten, Genossen.“

„Verboten? Wer hat das verboten?“

„Die Kommission.“

„Ach was, Kommission!“

„Wir müssen mit dem Abt sprechen . . .“

„Die Mönche sollen rauskommen, wir werden auch ohne Kommission mit ihnen fertig.“

Afonka und Petrowskij eilten herbei.

„Die Mönche haben die Schleusen geöffnet, die Mühle zerstört . . .“

„Wo sollen wir jetzt unser Getreide mahlen?!“

Ein alter Bauer in langem Kittel trat vor.

„Genossen, wir haben immer Ärger mit den Mönchen; seid Richter über uns.“

Hinter seinem Rücken forderten hartnäckige Stimmen:

„Ach was, Richter! Man schlägt diese Hengste einfach tot!“

„Wir verbrennen sie bei lebendigem Leibe! . . .“

„Hallo, Jungens! Holt die Mönche raus!“

Petrowskij zog seine Pfeife hervor, und ein trillernder Pfiff hallte durch den Wald. Die roten Soldaten, das Gewehr in der Hand, kamen gelaufen und umringten die Bauern.

„Warum geht ihr denn auf uns los? . . . Was soll das?“

Petrowskij wandte sich an die Bauern.

„Genossen, wir sind hergekommen, um die Reliquien des Heiligen zu untersuchen. Ihr habt wirtschaftliche Ansprüche an die Mönche, darüber könnt ihr euch mit ihnen später auseinandersetzen. In

unserer Gegenwart dürfen keinerlei Ausschreitungen stattfinden, damit das Volk uns nicht der Gewalttätigkeit gegen die Kirche bezichtigt. Unsere Aufgabe ist, euch zu zeigen, daß es gar keine Reliquien gibt; in eurer Anwesenheit soll der Betrug aufgedeckt werden.“

Die Bauern waren still geworden, verwunderte Stimmen erklangen.

„Den Reliquienschrein wollen sie öffnen! . . .“

„Den Heiligen untersuchen . . .“

Die Erbitterung über die Mönche ebte ab, der alte Bauer trat wieder vor.

„Die Reliquien . . . das geht uns nichts an, das sind Klosterangelegenheiten . . . Was aber die Mönche betrifft, da kennen wir keinen Spaß . . . Wir brennen das Kloster nieder, bis auf den Grund; die Gemeinde soll es beschließen. Wir helfen uns schon selbst.“

Der Untersuchungsrichter trat auf Petrowskij zu. Er riet ihm, ein Verhör vorzunehmen und die Schuldigen von einem Volksgericht aburteilen zu lassen.

Es gelang, die Bauern zu dieser Ansicht zu bekehren. Der Müller, Vater Mawrikij, in schwarzer, mit Watte gefütterter Kutte und ebensolchem Käppchen, begab sich in die Herberge, um hier Wohnung zu nehmen. Die Bauern kehrten ins Dorf zurück, nachdem sie einen Richter und mehrere Vertreter gewählt hatten, die da blieben.

Nowikow, der Untersuchungsrichter, fragte den Müller aus.

„Es ist da eine Feindschaft zwischen der Bruderschaft ausgebrochen. Sie haben zwei Herren, den Abt und Vater Polykarp.“

Petrowskij schlug vor, als zweiten Richter einen Vertreter der in der neuen Herberge untergebrachten Arbeiter heranzuziehen. Er ging selbst hin. Im Gang des unteren Stockwerks, gleich an der ersten Tür vor der Küche klopfte er.

„Herein, Genosse!“

Die struppigen Wimpern des jungen Mädchens erzitterten; hallend, in freudigem Erschrecken pochte ihr Herz.

„Wo finde ich den Vorsteher?“

Sie streckte die Arme aus, rief mit einem kleinen Schrei:

„Nikodim, Liebster!“

Petrowskij's ganz von seiner revolutionären Tätigkeit in Anspruch genommene Gedankengänge rissen plötzlich ab, die Erinnerung an Sinas Brief, an ihr langes Schweigen überflutete ihn und vermengte sich mit den Eindrücken der letzten Stunden.

Er fühlte ihre feinen, kräftigen Finger in seinen hart gewordenen Händen.

„Sie sind immer noch hier!“

„Und immer noch dieselbe, Nikodim.“

„Sie haben mir nicht mehr geschrieben, ich dachte, es sei alles zu Ende!“

„Ich bin dieselbe geblieben, unverändert . . . Mit meinem Ring gab ich auch meine Seele hin.“

Die Sorgen des Tages drängten wieder auf ihn ein – das Verhör, die bevorstehende Gerichtssitzung; er gab ihre Hände frei.

„Ich habe jetzt keinen Augenblick Zeit, ich gehöre nicht mir. Am Abend spreche ich bei Ihnen vor. Wo ist der Vorsteher?“

Im Sturmschritt eilte er die Treppe hinauf.

In ihn, den Gewandelten, mußte sie tiefer hineinblicken, mußte sich erst wieder in ihn hineinfühlen . . . Wie scharf und bestimmt er in seinem Benehmen geworden war, wie wortkarg . . . Bis zum Abend! Eine Ewigkeit! Die Arbeit in der Küche ging ihr nicht von der Hand, zu Mittag konnte sie gar nicht essen. Sie holte seine alten Briefe hervor, schaute sie an, legte sie ungelesen wieder in den Tisch zurück. Nein, es ging nicht, sie konnte jetzt gar nichts machen, konnte nur warten. Auch sie war ja eine andere geworden, abgeklärt, gelassen, gehärtet durch die Jahre voller Arbeit im Kreise einfacher, derb unmittelbarer Menschen. Ihr früheres, nervös zerfahrenes Wesen war von ihr gewichen, impulsive Leidenschaftlichkeit und Charakterstärke geblieben. Heim und Elternhaus hatte sie verloren, unter leidenden Menschen eine neue Heimat gefunden. Erregt schritt sie auf und ab, grübelte: War er ihr nun entfremdet? Konnte sie ihm noch etwas sein, ihm nah sein? Brauchte er sie, die stark und ruhig gewordene? . . .

Petrowskijs Seelenfrieden war gestört; ganz im Bann des Wiedersehens mit Sina blickte er traumverloren, um sie einen Augenblick später wieder zu vergessen und mit gesammelter Aufmerksamkeit gemeinsam mit dem Untersuchungsrichter das Verhör zu führen.

Vater Mawrikij, der Müller, gab die verdächtigen Mönche an.

Abt Gerwaßij hatte es abgelehnt, zu erscheinen; Afonka schickte ein paar Soldaten nach ihm.

Über den Abt war es wie Dumpfheit gekommen; wie ein Alp bedrückte ihn unablässig der gleiche Gedanke: Jetzt ist alles zu Ende. Er sah keinen Ausweg. Stunden lang schritt er in seinem Zimmer auf und ab, rückte an den Möbeln, blickte hinter die Bilder der Zaren, Gouverneure und Bischöfe an der Wand, als wollte er sich vergewissern, ob sein Geld nicht hinter den Rahmen verborgen sei. Er flüsterte vor sich hin: „Die Polin hat mich beraubt, mein Gold

mitgenommen . . . die Ersparnisse meines ganzen Lebens, meines ganzen Lebens . . . Mein Gold!“ Seine Augen blickten stier und leer; die Lider waren nach der schlaflosen Nacht und infolge der Erregung entzündet. Aus der eisenbeschlagenen Truhe holte er den alten Blechkasten hervor, in dem er – noch damals, als er Nikolka Predtetschin hieß – sein Geld zu verwahren pflegte. Er stellte das Kästchen auf den Tisch, öffnete es, rief Kostja herein.

„Kostja, du weißt doch – es war doch hier, das Geld, hier in diesem Kasten, Kostja?“

Der wortkarge Novize blinzelte mit den Augen, senkte den Kopf, schwieg.

„Sprich, es war doch hier drinnen?“

Kostja bewegte die blutlosen Lippen.

„Ja.“

„Du hast es doch gesehen? . . . Gestern haben wir doch noch Goldstücke vom Fußboden aufgelesen . . . Geh, Kostja, ich will noch suchen . . .“

Der Novize setzte sich auf die Truhe am Fenster und schaute auf den leeren Klosterhof. Er sah Afonka kommen, mit Waßja sprechen, und als der Rothaarige die Hand auf Waßjas Schulter legte, wich Kostja zurück und bekreuzigte sich.

Der Abt zündete einen Kerzenstumpf an und kroch lange auf dem Fußboden umher; er fand ein Goldstück, das unter den Teppich geglitten war, lachte auf, ergriff es, preßte es fest in die rechte Hand, setzte sich auf den Boden und starrte auf die kleine gelbe Münze.

„Kostja!“

Der flachsblonde Novize blickte mit seinen kurzsichtigen Augen unbewegt den Abt an.

„Kostja, weißt du noch – sie alle waren so schön rund und golden?!“

Die weißlichen Wimpern schlossen sich krampfhaft, die schmalen Hände drückten sich fest an die Kutte; er wagte nicht, sich zu rühren, einen Ton von sich zu geben.

„Du schweigst, du schweigst immer, dein Leben lang? Geh, du stummer Kastrat!“

Kostjas Achseln zuckten, sanken vornüber; schweigend ging er hinaus und setzte sich wieder auf seine Truhe im Vorzimmer.

Nikolka neigte das Gesicht über das Goldstück in seiner flachen Hand – ein roter Kreis hatte sich in die Haut gedrückt –, sein Körper zuckte, er brach in Tränen aus.

„Mein Leben lang habe ich gespart . . . Mit Zwanzigern angefangen . . . Mein ganzes Leben! . . .“

Er wußte nicht, wie lange er so auf dem Fußboden mit dem Goldstück in der Hand gesessen hatte; der Kerzenstummel verbrannte ihm die Finger. Er erhob sich und ging ins Empfangszimmer, um sich einen neuen zu holen; sie lagen in einem kleinen Häufchen auf dem Betpult unter den Heiligenbildern.

Die Wanduhr tickte nicht, das Pendel hing reglos, die Zeit war stehengeblieben.

Vor dem Betpult, einen neuen Stummel in der linken Hand – ihn anzuzünden, hatte er vergessen –, blieb der Abt stehen und starrte reglos auf die Münze in seiner Rechten.

Ohne daß er ihn gerufen hatte, trat Bruder Kostja ein, und zum ersten Male während seines ganzen Klosterlebens sang er in hohem Tenor:

„Hochwürden, Sie werden zum Verhör gebeten.“

Der Abt schrak zusammen und starrte den Novizen mit leerem Blick fassungslos ins Gesicht.

„Man hat nach Ihnen geschickt! . . .“

Nikolka schüttelte den Kopf, winkte abwehrend mit den Händen; der Kerzenstumpf entfiel seinen Fingern.

„Ich gehe nirgends hin, gehe nirgends hin. Sie wissen ja auch so alles.“

Durch alle Zimmer hallte der hohe Tenor des wortkargen Novizen.

„Der Abt geht nirgends hin.“

Nach einer Weile erschien der wortkarge Novize wieder und sang:

„Hochwürden, man ist gekommen, Sie abholen! . . .“

Er wurde abgeführt; barhäuptig, ohne Käppchen, das Goldstück in die Hand geklemmt, schritt er, verstörte Blicke um sich werfend, über den Klosterhof; die Mönche lugten durch die Fenster der Zellen und flüsterten erschrocken:

„Der Abt wird abgeführt . . . der Abt!“

„Sie haben Abt Gerwaßij verhaftet! . . .“

Das Verhör fand hinter der alten Herberge in der Baracke statt, wo die Truppenabteilung untergebracht worden war.

Petrowskij wartete neugierig auf den Abt. Afonka lächelte belustigt. Der Untersuchungsrichter musterte aufmerksam die Gesichter der Richter; als solche waren ernannt worden: ein alter Bauer, zwei Arbeiter und ein unterkunftsloser Soldat aus dem Klosterheim, dem die rechte Hand fehlte.

Afonka wühlte in seinem Zottelhaar. Als der Abt hereingeführt wurde, schrie der Tschekist:

„Nikolka, du! Abt bist du geworden? . . . Na, du bist mir ein pfiffiger Geselle, Bruder!“

Beim Ton der altvertrauten Stimme schrak der Mönch vor Überraschung zusammen; er kam wieder zu sich, als er seinen alten Jugendfreund erkannte. Einen Augenblick lang hoffte er sogar, daß Afonka ihn retten würde. Ihm fiel ein, daß der Ausschuß ja nicht gekommen war, um über ihn zu Gericht zu sitzen. Er konnte sich auch gar nicht vorstellen, wofür man ihn hätte zur Verantwortung ziehen können; der Gedanke an den Raub seines Geldes hatte alles andere verdrängt, auch sein nächtliches Gespräch mit Vater Xanšij. In seinen Ohren und Schläfen war ein Brausen und Dröhnen, aber es war nicht der Widerhall der rauschenden Überschwemmungsflut, sondern die Folge des Schlages, der ihn so erschüttert hatte. Dann entsann er sich, daß er Abt war und vor Feinden stand; er duckte sich und musterte finster die Menschen am Tisch. Doch der Gedanke, daß Afonka ihn retten würde, blieb in seinem Unterbewußtsein haften.

„Na, sprich also! Wer hat die Schleusen geöffnet und die Mühle unter Wasser gesetzt? Aber versuch' nicht, mir was weis zu machen, sonst rechne ich ‚freundschaftlich‘ mit dir ab.“

Die Erbitterung über sein verlorenes Leben, das jetzt im Rückblick so verzweifelt sinnlos schien, brach durch als Haß gegen Vater Polykarp.

„Nun, sprich!“

„Ich trage keine Schuld, fragt den Vater Polykarp Lasarew.“

Afonka rief den roten Soldaten zu:

„Schafft ihn her!“

Vater Mawrikij fürchte die Stirn.

Der Untersuchungsrichter vermerkte: Nikolai (Gerwaßij) Predtetschin, Sohn eines Diakons, Abt des Klosters.

Vater Polykarp wurde in der neuen Kathedrale am Sarge des Starez Akakij verhaftet.

Er trat ruhig und sicher aus dem Gotteshaus und ging mit langen langsamen Schritten, erhobenen Hauptes, in Begleitung der roten Soldaten dahin. Seine schwarzen Augen funkelten. Stumm blieb er vor dem Tische stehen und sah den Abt an.

Abt Gerwaßij geriet in Erregung. In vertraulichem Ton erklärte er

„Aus dem Synod ist er hergesandt worden. Den Abt hat er erniedrigt. Die Bruderschaft tyrannisiert.“

Der Gießer von dem Eisenwerk warf lachend ein:

„Hat also das Kloster in Zucht gehalten.“

Der Untersuchungsrichter hielt ein Lächeln zurück und forderte den Abt mit einem Blicke auf, fortzufahren.

„Die Klosterwirtschaft lag in seinen Händen; er trägt die Verantwortung. Die Bruderschaft ist schuldlos. Es sind seine Mächenschaften.“

„Das mit der Wirtschaft stimmt. Vater Mawrikij, wer trug die Obhut über die Mühle?“

Der Müller kratzte sich nach Bauernart den Bart, blickte den schwarzen Mönch an, fürchte die Brauen.

„Abt Gerwaßij soll reden. Vater Polykarp hat für die Verpflegung der Bruderschaft gesorgt. Man muß die Wahrheit sprechen, Hochwürden, und nicht andere bezichtigen, um sich zu rechtfertigen.“

Vater Polykarp blickte finster.

„Fragen Sie den Dienstbruder des Abtes, er muß manches wissen.“

Der wortkarge Bruder Kostja wurde herbeigeholt. In hohem Tenor, halb singend sagte er aus, mit den weißlichen Augen blinzeln, den Hals vorgestreckt; mager, ausgemergelt stand er da.

„Der Abt und Vater Xanfij wollten den Vater Polykarp stürzen; Vater Xanfij ist aus der Stadt eingetroffen; er hat sich in Vater Akakijs Klause verborgen.“

Vater Xanfij wurde herbeigeschafft; er zitterte, riß die kleinen rotumränderten Augen auf, stotterte vor Erregung, sein durch die Wasserkrankheit gedunsener Leib wackelte, sein herabhängendes Doppelkinn hopste bei jedem Seufzer.

Er verwickelte in das Spinngewebe seiner Aussagen die Väter Akindin, Mißail, Paßij, alle die er kannte und an deren Namen er sich erinnerte, wobei er mit der weißen, wässerigen Hand die schwarze Kette des Rosenkranzes fingerte; jedes Wort war wie eine der von den feuchtkalten Fingern betasteten Beinperlen.

„Zum Ruhme des Klosters hatten die Mönche beschlossen, den Gottesleugner, den Antichrist mit seiner Anhängerschaft niederzuringen; die Bruderschaft, die Starezen kämpften gegen ihn, mich hatte der Herr erleuchtet, mir ein paar fromme Worte in den Mund gelegt, ich wollte aber nichts Übles, kannte Vater Polykarp gar nicht, hatte ihn nie gesehen, auch am See bin ich nie gewesen, ich komme aus einem anderen Kloster . . . Bin hergeschickt worden, um die Bruderschaft zu warnen . . . Vater Akindin hat den Beschluß der Starezen ausgeführt, ich aber bin ein siecher Mann, ich hätte das Schleusentor ja gar nicht hochziehen können!!“

Afonka hatte sich in seinem Stuhl zurückgeworfen, ein breites Lächeln spielte um seine Lippen, während er die Mönche musterte.

„Du bist mir ja der reine Giftpilz, Vater! Wo kommst du bloß her? Als ich hier war, gab es solche Bürschchen nicht!“

Petrowskij zuckte zusammen, als Afonka sagte: „Als ich hier war“, und schwieg.

Vater Akindin gab Vater Mißail und drei weitere Mönche als seine Helfer an, die die Schleusen geöffnet hatten.

Vater Mawrikij wandte sich an Petrowskij:

„Jetzt wißt ihr, wer es war. Vater Polykarp hat nichts damit zu schaffen. Die Bruderschaft steht für ihn ein. Ihr werdet selbst wissen, wer zu verurteilen ist.“

Abt Gerwaßij hob die rechte Hand und tat drei Finger zusammen, um sich zu bekreuzigen; das Goldstück entfiel seiner Hand, rollte über den Tisch; er donnerte:

„Gotteslästerer! Das höllische Feuer verschlinge das Gericht der Schandbuben!“

Die Erniedrigung der Mönche vor Afonka, dem ehemaligen Dienstbruder des Abts, der sich nun als Richter über die Bruderschaft aufspielte, hatte den Abt empört. Mit diesem Afonka hatte er gezecht, Kaufmannsfrauen umworben, hatte ihn dazu verlockt, das Kloster zu verlassen, und Afonka hatte ihm in der Stadt seinen Rucksack mit all seinen Sachen gestohlen – greifbar sah er seine gestohlenen Sachen und die geschnitzten Löffel vor sich; Erbitterung über sein verlorenes Leben hatte den Abt wieder ergriffen, und da hatte ihn der Zorn der Verzweiflung fortgerissen.

Afonka lachte dröhnend auf; das Goldstück, das aus Nikolkas Hand gefallen war, hatte ihn belustigt.

„Kannst dich von deinem Geld nicht trennen, Nikolka! Trägst die Goldstücke immer bei dir! . . . Du hast wohl eine ganze Menge davon? Die möchte ich mir einmal ansehen! . . .“

Des Abtes unwillkürlich hervorgebrochener Zorn ging wieder in stille, hilflose Verstörtheit über; er stöhnte:

„Ah-ah-ah!“

Bettelnd streckte er die Hand nach der Goldmünze aus:

„Es ist mein letztes . . . Alles, was ich habe. . . Mein Leben!“

Petrowskij ekelte es; er flüsterte Afonka zu:

„Das genügt. Lassen Sie die Mönche abführen.“

„Na, Genosse Petrowskij, habe ich nicht recht: ist es nicht eine Spelunke?! Wie so'n Gewürm – fressen einander auf! Zertreten muß man die ganze Bande, bis zum letzten Mann! . . .“

In diesem Augenblick trat Fenja ein.

Der Wald und die Erinnerung an ihre frühe Jugend, ihre naive und zage Jugend, hatten sie hinausgetrieben. Dort im Walde roch es nach Harz, moderndem Sumpf, feuchtem Moos; ein feiner Herbstregen sprühte trübe auf die Wipfel herab. Beruhigt kehrte sie zurück, lächelte beim Anblick der leeren Landhäuschen; wie viele Sommer hatte sie hier verbracht! Der Gedanke an die Möglichkeit eines Wiedersehens mit Boris wurde ihr immer mehr zur Gewißheit, und der Regen schien ihr wie ein Lied in herbstlicher Klarheit, wenn der Mensch plötzlich eine erfrischende Kühle spürt, tief die Luft in sich einzieht und wohlgenut über den nadelbedeckten Boden schreitet in dem Gefühl, daß alle Anfechtung bloß leerer Schein ist, daß das Leben in Muskeln, im Willen, als ungestillte Freude am Sein in der eigenen Brust liegt; dann erscheint einem der herbstlich finstere Wald als ein ganz anderer – als Freund geklärter Lebensweisheit.

Ihr wurde ganz froh zu Sinn. Sie kehrte durch den Klosterhof zurück. Sie spürte, daß aus den Zellen die Pupillen Namenloser sich auf sie richteten. Vielleicht waren auch Boris' Augen unter den schauenden – gerade darum hatte sie den Weg durchs Kloster eingeschlagen; ihre Erwartung war zu sicherer Gewißheit geworden.

Im Torgang der Doppelpforte, in die Ecke zwischen Pfeiler und Mauer gedrückt, saß starr zusammengekauert, lautlos die Lippen bewegend, Waßja der Blöde; wenn Mönche unter der Bewachung von Soldaten vorübergeführt wurden, segnete er sie mit einer kaum merklichen Bewegung der Finger und flüsterte unhörbar:

„Wer bis zum Ende sein Leid auf sich nimmt, der wird gerettet . . . Seine Gnade ermüdet nimmer . . . Amen, Amen!“

Bei Fenjas Anblick schrie er auf, streckte die Hände vor; dumpf rasselten die Ketten.

„Hilf uns, erlöse uns, erbarme dich unser! . . .“

Die kleine Fenja schrak zusammen, beschleunigte ihre Schritte; Waßja lief ihr nach.

„Der Antichrist ist gekommen, der Antichrist! . . . In Gestalt einer Teufelin . . . Herr, o Herr!“

Afonka hatte kaum geendet, als Fenja und gleich hinter ihr der Blöde eintraten.

Fenja ging schnell auf den Tisch zu.

„Der Blöde hat mich erschreckt.“

Afonka war selig.

„Fjokla Timofejewna, sehen Sie mal hin! Ich habe Ihnen doch

gesagt, wir würden hier Freunde treffen . . . Da steht Nikolka Predtetschin—Ihr verflossener Bräutigam... Ha-ha-ha! Hallo, Nikolka!“

Die Mönche senkten die Augen, Abt Gerwaßij hatte sich abgewandt, Vater Polykarp musterte aufmerksam die Eingetretene.

Als Waßja Fenjas Namen hörte, den Abt und die Mönche erblickte, fing er noch ungestümer zu schreien an:

„Nikolka, Nikolka, jage sie fort, die Teufelin der Sinneslust, sie hat dich verdorben, sie . . . Mit dem Besen, mit dem Besen verjage sie, die Tochter des Bösen . . .“

Es riß ihn hin; einen Augenblick lang starrte der Abt die kleine Fenja an und flüsterte wie irr:

„Sie hat mich ins Verderben gebracht . . . Mein ganzes Leben zugrunde gerichtet . . . Mein ganzes Leben! . . . Sie . . .“

„Die Bruderschaft hat sie zugrunde gerichtet, die mitternächtige Teufelin . . . Die Bruderschaft, und dich, Nikolka, dich . . . Verjage sie. Nach deinen Taten wirst du gerichtet und es wird vergolten werden um das Hundertfache . . . Verjage sie, Nikolka! . . . Sie bringt Unheil und Verderben über dich und die Bruderschaft . . . Mit dem Besen, Nikolka, verjage sie mit dem Besen, die Tochter des Bösen . . . Ach, Nikolka, Nikolka!“

Afonka fuhr auf:

„Waßja, schweig!“

Die roten Soldaten starrten verständnislos von einem zum andern; die Erregung der Mönche, die wüsten Ausrufe des Blöden — da mochten andere draus klug werden. Der ganze Aufruhr währte nur wenige Augenblicke.

Die kleine Fenja stand am Tisch, die Hände auf die Tischplatte gestützt. Sie atmete heftig, rote Flecke hatten ihr Gesicht überzogen; voll Entrüstung sah sie Nikolka an, voll Ekel Kaljabin und die Mönche; sie traf den finsternen, glimmenden Blick des hohen schwarzen Mönches und beantwortete ihn ihrerseits mit einem kurzen, aber aufmerksamen Blick und senkte, wie erliegend, die Augen.

Petrowskij sprang auf und rief:

„Führt sie ab!“

Die roten Soldaten umringten die Mönche und führten sie ab. Waßja folgte als letzter, mit seinen Ketten klirrend.

„Unheil und Verderben hast du über die Bruderschaft gebracht, Nikoluschka, Unheil und Verderben . . .“

Afonka stand auf und geleitete die Verhafteten. Er führte sie zu den Landhäuschen. Unterwegs riß sich der Blöde los und eilte in den Wald, wobei er vor sich hin schrie:

„Herr, hilf uns, erlöse uns, erbarme dich unser!“

Die Gewehrslösser schnalzten. Afonka rief den Soldaten zu:

„Laßt! Hol' ihn der Teufel! Der Besessene ist harmlos.“

Lachend schrie er ihm nach:

„Waßja, Waßja! Gu-gu-gu-gu!“

„Gu-gu-gu!“ hallte es durch den Wald.

Afonka hatte das Verlangen, noch lauter zu schreien, berauscht von seiner Macht und seiner brodelnden Stärke.

Die kleine Fenja sprach zu Petrowskij:

„Entsetzlich das! . . . Wie ein Alpdruck!“

„Ja, ich verstehe . . . Bloß Kaljabin ist hier in seinem Element!“

„Ach, wozu ist er mitgekommen! Dadurch wird alles noch grauenhafter!“

„Die Erinnerung an sein früheres Leben hat ihn hergezogen, an sein Klosterleben.“

Petrowskij verstummte; er fürchtete durch ein unvorsichtiges Wort an Fenjas eigene Vergangenheit zu rühren; er verstand nun das Drückende ihrer einsamen Abende damals in Petersburg, als sie vor den gespensterhaften Erinnerungen an das Kloster und den rothaarigen Mönch zu ihm in sein Zimmer flüchtete. Er hatte die heimliche Eifersucht und Feindschaft zwischen Kaljabin und dem Abt bemerkt und die Schadenfreude des Siegers. Es war klar, daß Afonkas gehässige Ausrufe, mit denen er den Abt angefahren hatte, Rache für Fenja waren. Er erinnerte sich auch der Briefe Sinas über das unerquickliche Treiben im Kloster und wunderte sich, wie sie es hier so lange hatte aushalten können – ein willensstarkes Mädel.

Es wurde gemeinsam zu Mittag gespeist. Afonka triumphierte. Endlos erzählte er von den Mönchen, berichtete über sein Leben im Kloster, wobei er der kleinen Fenja Seitenblicke zuwarf. Ein breites Lächeln irrte über sein entstelltes Gesicht.

„Und Waßja, der alte Waßja! Der redet wie so'n Prophet! Der Halunke ist in den Wald geflohen, die Leute wollten nach ihm schießen, ich habe es aber nicht zugelassen. Hol' ihn der Teufel! Er kommt ja sowieso zurück, hält es nicht lange aus, wird seinen alten Freund wiedersehen wollen.“

Im Kloster herrschte Erregung. Die Starezen kamen aus ihren Zellen heraus. Die jungen Mönche und Novizen umringten Boris.

„Sie haben Vater Polykarp verhaftet; wir müssen zum Kommissar, um ihn zu retten!“

„Wer würde sich hinwagen?“

„Wir alle müssen gehen, alle zusammen, unverzüglich.“

„Einen Einzelnen würden sie eher anhören, uns alle läßt man auch nicht aus dem Kloster.“

Die Starezen flüsterten hilflos untereinander.

„So ist unser Leben! Wir wissen weder Tag noch Stunde . . .“

„Die Dornenkrone der Märtyrer nehmen sie auf sich . . .“

Der greise Vater Doßifej wackelte mit dem Buckel und schnarrte.

„Auch den Schwartschen haben schi fortgeführt – scheht, schein Anhänger haben schich verschammelt, verschammelt . . .“

Durch den Wald, über schütteres Moos, ging Waßja im Bogen um das Kloster, trat durch das hintere Tor in den Klosterhof und ließ sich jammernd und klagend auf der Treppe der Abtei nieder; die Handringe der Eisenketten schlug er klirrend gegeneinander.

Die alten Mönche traten gerührt auf den Blöden zu und lauschte seinen verworrenen Klagen über den Abt, die Teufelin, die falsche Richter und das Jüngste Gericht.

Langsam erstand in den alten Köpfen die Erinnerung an die Lebensführung ihres Abtes; die ehrgeizigen Bestrebungen verblaßten, Kloster, Abt, Reliquien, traten in den Hintergrund. Einen Augenblick lang spürte jeder nur eines – das flüchtige Leben, nackt in seiner Wahrheit und Unergründlichkeit.

Unsicher meinte jemand:

„Er hat uns zugrunde gerichtet . . .“

Waßja wackelte mit dem Kopf und murmelte heiser:

„Fenja, die Tochter des Bösen, verjagt mit dem Besen! . . .“

Der Weibrotbäcker Vater Jepifras flüsterte zag, vor Verlegenheit fortwährend seine mit Bindfaden an die Ohren geknüpften Brillen hin und her schiebend:

„Warum hat man auch die Schleusen geöffnet, zu wessen Nutzen und Frommen?!“

Ein heiseres Flüstern raschelte durch die schwarzen Kutterreihen.

„Wer ist schuld daran? Vater Akindin ist hin und her geeilt, hat überall geschürt: nieder mit dem Schwarzen, dem Antichrist . . .“

Vater Jepifras zog den Schluß:

„Brüder, eigentlich hat er ja für uns gesorgt, hat sich für das Kloster eingesetzt, zusammen mit den jungen Mönchen hart gearbeitet, um das Kloster zu ernähren . . . Wir haben die Voraussicht und Weisheit des Vaters Polykarp nicht sehen wollen, haben allerlei Einflüsterungen ein williges Ohr geliehen . . .“

„Vater Xanfij hat unsere Einsicht getrübt, Vater Xanfij . . .“

Und als Boris – Bruder Jewtichij – zum heiligen Tore schritt, verstummten die Starezen und verfolgten aufmerksam, ob man ihn wohl durchlassen würde.

„Bruder Jewtichij geht hin . . .“

Ein langes Warten hob an; es schien endlos. Die Alten gingen auseinander, setzten sich auf die Treppe vor ihren Zellen, blieben harrend an den Gartenpforten stehen. In der neuen Kathedrale vor Vater Akakij's Sarg klangen eintönig Psalmen, und die schwarze Kuppel sumnte.

Boris klopfte an, ohne das Eintrittsgebet zu sprechen.

„Herein.“

Das Käppchen in der Hand, mit ruhiger Stirn, glattem Haar, glühenden Augen – so stand er vor ihnen und sprach mit willensstarker Stimme:

„Ich wende mich an Sie im Namen unserer Mönche mit der Bitte um Befreiung unseres Lehrers, des Vaters Polykarp; wir haben unter seiner Leitung gearbeitet wie die ersten Christen. Die Arbeiter aus der neuen Klosterherberge werden es Ihnen bestätigen.“

Er machte eine Pause, dann sprach er mit derselben festen, leicht singenden Stimme:

„Ich weiche nicht von der Stelle, bis ich nicht über das Schicksal unseres Lehrers beruhigt worden bin.“

Afonka sah den Mönch lachend an:

„Na, sage mir einer: der wahre Gelehrte! . . . Zu meiner Zeit gab's hier solche Mönche nicht!“

Die kleine Fenja hatte den Unbefleckten an Stimme und Augen erkannt. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie ihn an; sein Blick traf sie, erschrocken, erschüttert. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Rasch wandte sie die Augen ab und sah Afonka an. Dieser hatte Fenjas Blick bemerkt und saß mit gefurchten Brauen da; Eifersucht zehrte an ihm.

„Du willst wohl sein Schicksal teilen?!“

Er lachte auf, schob den lahmen Fuß vor, fuhr sich durch das rote Zottelhaar.

Erschrocken flüsterte Fenja Petrowskij ins Ohr:

„Nikodim, er ist's . . . Ich bin nur seinetwegen hergekommen . . . Ich wußte . . .“

Petrowskij antwortete leise, ohne auf Fenjas Worte oder Boris acht zu geben, strahlend:

„Ich habe ganz vergessen, es Ihnen zu sagen . . . Wissen Sie noch, wie wir zu dritt Ähren verkauften, Sie, ich und Sina? . . . Sie ist hier!“

Der junge Mönch sagte:

„Ich muß der Bruderschaft eine Antwort bringen.“

Petrowskij ließ Afonka nicht zu Worte kommen, stand rasch auf und stellte sich vor Boris.

„Was wollen Sie von uns?“

„Weshalb haben Sie Vater Polykarp vor Ihr Gericht gestellt?“

„Wir sitzen nicht zu Gericht über ihn. Es liegt keine Anklage gegen ihn vor.“

„Dann geben Sie ihn frei.“

„Gehen Sie und sagen Sie denen, die Sie hergeschickt haben, daß Vater Polykarp in Haft bleiben muß, bis die gerichtliche Untersuchung abgeschlossen ist. Ihm droht keine Gefahr.“

Während Petrowskij sprach, bewegte er sich langsam auf den Mönch zu, der ebenso langsam zurückwich, sich allmählich, rückwärtsschreitend, der Tür näherte; als Boris der Tür bereits ganz nah war, wiederholte Petrowskij noch einmal mit Nachdruck:

„Gehen Sie.“

Die kleine Fenja hielt angstvoll alle drei im Auge – Afonka, Nikodim, Boris.

„Genosse Petrowskij, ich meine, wir sollten auch diesen Mönch den anderen zugesellen. Er flötet gar zu süß . . .“

„Vergessen Sie nicht, Genosse Kaljabin, wozu wir hergekommen sind.“

„Ja, meinen Sie denn, wir sollten die Mönche einfach laufen lassen?!“

„Nein, aber wir müssen alles vermeiden, was unnütz böses Blut macht.“

„Das sähe ja aus, als ob wir Furcht hätten?!“

„Heute kamen die Bauern her, um das Kloster niederzubrennen, morgen aber, wenn wir den Reliquienschrein öffnen, werden wir es sein, gegen die sich ihr Zorn wendet. Sie wissen, Kaljabin, daß wir gezwungen sind, Vorsicht walten zu lassen – die religiösen Vorurteile sind noch längst nicht überwunden, und unsere Handlungen sollen uns das Wohlwollen der Massen einbringen, nicht das Gegenteil. Unnütze Opfer würden morgen neue Feinde hervorrufen, und das Volk würde ein solches Vorgehen als religionsfeindlich auffassen.“

„Also sollen wir alle laufen lassen?“

„Nein, die Schuldigen behalten wir in Haft, die Zeugen aber können ruhig ins Kloster zurückkehren. Aus dem Kloster können sie sowieso nicht fort. Stellen Sie Wachen aus.“

Afonka fürchte die Brauen.

Petrowskij verließ das Zimmer. Der Untersuchungsrichter war eingeschlafen.

„Fjokla Timofejewna?“

„Was ist, Kaljabin?“

„Ob wir nicht in den Wald gehen? Kommen Sie!“

Fenja lächelte, zog ihre Lederjoppe an, setzte die Kappe auf und ging mit Afonka spazieren.

Sie spürte, daß Kaljabin heute ganz im Bann seiner Klosterinnerungen stand, und schritt darum ruhig an seiner Seite hin, um aber seine Gedanken von diesen Erinnerungen nicht abschweifen zu lassen, beschloß sie, unermüdlich auf ihn einzusprechen.

Die braunroten Fichten schwankten und rauschten, graue, zerrissene Wolken jagten dahin, der Regen hatte aufgehört, und blaue Inseln erschimmerten am Himmel.

II

Die beiden schritten an den Landhäuschen vorüber auf dem Wege nach der Bahnhalte.

Der Wald war herbstlich düster, die dunkelbraune, feuchte Nadel-schicht glitt nicht mehr unter den Füßen, der Wind fauchte und bog knarrend die Stämme; schwer sanken die Füße in den durchnäßten Sand ein.

„Wollen wir uns nicht den See ansehen, Fjokla Timofejewna? Es wird wohl kaum etwas von ihm übrig geblieben sein — schade um den schönen See!“

Er verstummte, warf ihr verstohlene Blicke zu. Sie schritt leicht und sicher, atmete mit voller Brust. Ihre Gedanken waren herbstlich zwiespältig, heitere Erinnerungen wechselten mit schmerzlichen und schweiften ins Kloster zu Boris. Der frühere Boris war kaum in ihm wiederzuerkennen. Sein Gesicht, schelfrig von Sonnenbrand und Wind und Wetter, von einem kleinen Bärtchen umrahmt, war wie ein Bronzeguß, aus seinen leuchtenden Augen sprach Willensstärke, seine Ausdrucksweise war fest und entschieden, seine Stimme war derber geworden, in dem singenden Brustton lag Verinnerlichung.

Die kleine Fenja ging durch den Wald so, wie man einem bestimmten Ziele zustrebt; Freude und Lebensdurst spannte jeden Muskel ihres Leibes. Das Blut strömte gleichmäßig und warm durch die Adern, ein Gefühl praller Kraft straffte ihre Glieder: Vorwärts,

vorwärts! Gesammelt und gespannt, empfand sie scharf und lebhaft jeden ihrer Gedanken, die, einer nach dem anderen, sich zu einer ununterbrochenen Kette fügten: Einmal, nur einmal unter vier Augen mit Boris sprechen, ihn mit ihrer Reife umfassen, ihn den starken Wein geklärter Daseinsfreude schlürfen lassen – nicht, um trunkenes Verlangen in ihm zu wecken, sondern um ein innerliches, hartnäckiges, nimmersattes Dürsten im Tiefsten seiner Seele zu entflammen.

Dabei redete sie auf Kaljabin ein, scherzte mit ihm und hielt ihn sich vorsichtig vom Leibe.

Den letzten Monat hatte er nicht mehr getobt, sich in Zucht genommen und alle seine Handlungen offen zutage treten lassen, damit Fenja es sähe. Und die ganze Zeit über hatte er ihr nicht von seiner Liebe gesprochen.

Im Kloster waren alte Erinnerungen über ihn hereingebrochen. Von oben herab begegnete er den Mönchen und dem Abt, seinem ehemaligen Busenfreunde Nikolka, und behandelte Fenja so, als wäre sie seinesgleichen, als stünde sie ihm nahe, um darzutun, daß er sie errungen hatte. Er wollte sich hier zur Geltung bringen, hatte er doch mutig das Kloster verlassen, viele Wege der weltlichen Wanderschaft durchwandert und nun sein Bethlehem gefunden: das sollten seine ehemaligen Schicksalsgenossen wissen.

Er hatte dem Vorgehen Petrowskijs keinen Widerstand entgegengebracht, bloß jener junge Mönch hatte ihm nicht gefallen – Fenja hatte ihm einen so unbegreiflichen Blick zugeworfen, als sauge sie gierig jedes seiner Worte, jede Bewegung in sich.

Er schritt an ihrer Seite dahin und hätte gern gewußt, woran sie wohl dachte; insgeheim kam ihm der Gedanke, sie in den Wald zu locken, tiefer ins Dickicht . . .

„Erinnern Sie sich noch an unseren Ausflug nach der Mühle mit Marja Karpowna Klimowa? Damals habe ich Sie zum ersten Male gesehen, Fjokla Timofejewna . . .“

„Das habe ich längst vergessen, Kaljabin, ich gehe ganz im Heute auf. An das Gestern und Morgen kann man in dieser Zeit nicht denken.“

„Da haben Sie recht, bloß . . . Eigentlich leben Sie nicht – fürchten sich ja immer.“

„Ich fürchte mich vor nichts; Sie sehen ja – ich bin mit Ihnen in den Wald gegangen . . .“

„Bin ich denn ein wildes Tier, daß Sie mich fürchten sollten? . . .“

„Schlimmer als das, Kaljabin! Ein Wüterich . . .“

„Aber ich benehme mich jetzt doch so, wie Sie es wollten!“

„Ich glaube nicht recht daran, Kaljabin . . .“

Sie schlug den Rückweg ein, brach das Gespräch ab, lenkte es auf andere Bahnen.

„Was werden Sie mit den verhafteten Mönchen machen ? . . .“

„Abrechnen mit ihnen! Wozu taugen sie ? Bloß Petrowskij macht so viel Federlesens mit den sauberen Vätern!“

„Da sehen Sie's, Kaljabin!“

Mit dem Anbruch der frühen Dämmerung kehrten sie zurück. Tee wurde bereitet. Petrowskij trat ein.

Sina wartete voll Qual und Ungeduld.

Die struppigen Wimpern schlugen gegeneinander, verhakten sich; sie grübelte über ihr Los . . . Wenn noch etwas – was, nannte sie nicht – in ihm zurückgeblieben war, dann . . . sich ihm hingeben, ohne zu fragen – einen kurzen Augenblick untertauchen, sich auflösen im Eigensten, Tiefsten, mochte das Glück nachher wieder zerschellen! Nur nicht mehr sich überflüssig und unnütz fühlen müssen, eingemauert in die vier Wände des Klosterzimmers. Nicht mehr das Glockenläuten hören, nicht mehr die dumpfe Mauer des schwarzen Waldes ewig vor Augen sehen, Sinn, Ziel und Zweck in ihre Arbeit bringen – vielleicht würde sie sie dann wieder lieb gewinnen, sich ihr freudig widmen.

Es klopfte; sie fuhr auf, lief zur Tür.

„Nikodim, Liebster!“

Es war nicht mehr nur ein Ausdruck naiver, überspannter Zärtlichkeit, ein Hauch ihres innersten Wesens lag in diesem Ausruf: „Liebster!“

„Sie müssen jetzt doch glücklich sein, Nikodim ? Nicht ?“

„Und Sie, Sina ?“

„Ich ?! Ich warte jetzt sechs Jahre lang auf mein Glück!“

Sich ihrem Gefühl hingeben, restlos, mit allen Gedanken, mit ganzer Seele! Aus seinen Briefen, die er ihr während seines vereinsamten Lebens bei dem Ingenieur Drakin geschrieben hatte, als er Seite auf Seite mit Berichten über sein Innenleben ausgefüllt hatte, war er vor ihr erstanden, er, dem sie ihren Ring und zugleich ihre Seele hingegeben hatte – und nun stand er selbst wieder vor ihr!

„Und nun ?“

„Nun ruht mein Glück in Ihrer Hand . . . Geben Sie es mir . . . Ich wußte nicht, wie Ihnen schreiben, aber alle die endlosen Tage waren Sie bei mir, hier in diesem Zimmer. Erst litt ich und wartete,

dann ergab ich mich in mein Schicksal – vielleicht war ich selbst schuld, ich verstand wohl nicht zu lieben . . . Jetzt aber . . . Geben Sie mir meine Seele wieder – zusammen mit meinem Ring – oder geben Sie mir mein Glück! Ich frage Sie nicht, ob es lange währen mag, mein Glück, oder nur kurze Zeit . . . Aber so, so kann ich nicht weiter leben, Nikodim . . .“

Sie ergriff seine Hände und wartete mit klopfendem Herzen, ob er ihre Hände wohl drücken, sie an sich ziehen würde. Plötzlich konnte sie nicht mehr denken, wußte nur eines: daß es auf Erden keinen glücklicheren Menschen gab als sie! . . .

Sie schwamm im Dämmerchein, heiß und zärtlich, hing gierig an seinen rauen Lippen, den unrasierten Wangen, stumm, wortlos, sank, löste sich auf im Ungenannten. Jeder Kuß, jedes seiner Worte war eine köstliche Last und eine Gabe überwältigenden Glücks.

Im Halbdunkel flüsterte er:

„Ich bin Kommunist, Sina!“

„Du hast dir deinen Glauben durch Leid erkämpft! Bleibe dir und deinem Glauben treu bis zuletzt. Ich glaube dir und an dich.“

„Und wenn ich dich einmal verlassen sollte? Wenn wir uns fremd werden sollten?“

„Mein Leben wäre doch gerechtfertigt durch dieses unendliche Glück! Meine Liebe wird mich zu leben lehren, ich werde das Leben nicht mehr fürchten, mich nicht mehr vor dem Leben verbergen, werde die Welt mit anderen Augen betrachten . . . Und könnte ich denn nachdem etwas anderes als Dankbarkeit dem gegenüber empfinden, der mir all diese Schätze erschlossen hat?“

Ihre Augen schimmerten in der Erwartung unerkannter Seligkeit, die struppigen Wimpern haschten verliebt nach seinen Blicken; erregt umrieselten breite Haarwellen in großen dunklen Ringeln das weiße Gesicht.

„Ich werde dein sein, dein . . .“

Ihre Arme streckten sich hingebend aus.

„Und du wirst mit mir kommen?“

„Liebster, wohin du willst! Solange du mich brauchst . . .“

„Weißt du auch, mit wem ich hier bin? Mit der kleinen Fenja!“

„Ich weiß . . . Sie ist aber zu Boris gekommen. Er hat von ihr im Fieber phantasiert . . . Ich pflegte ihn, als er krank danieder lag. In seinem Dienst für andere ging er bis zur Selbstaufopferung.“

„Wie das?“

„Gemeinsam mit den jungen Mönchen war er als Sanitäter tätig. Ein wunderbarer Mensch.“

„Und wer ist jener schwarze Mönch?“

„Boris nennt ihn den Meister. Er ist Akademiker, Hieromonach. Die ganze Klosterwirtschaft hat er trotz der schwierigen Zeiten zusammengehalten.“

Sie erzählte über ihr Leben hier, über Vater Polykarp Lasarew, über den Hader zwischen den jungen und den alten Mönchen.

„Wie gut, daß ich mit dir über diese Sache gesprochen habe, Sina. Das kommt mir als Richter über die Mönche sehr zustatten!“

„Liebster, wenn du wüßtest, wie glücklich ich bin! Und alles ist so leicht und einfach geworden!“

Froh und glücklich kehrte Petrowskij in die gute Stube der alten Herberge zurück.

Afonka holte unbeholfen aus seinem Koffer allerlei Leckerbissen heraus.

Fenja bemerkte scherzend:

„Sagen Sie mal, Vater Afanaßij, was fehlt noch zu einem rechten Klostertee?“

„Kognak, Fjokla Timofejewna, frommes Chrisamöl . . .“

„Sehen Sie mal, Sie wissen es nicht mehr!“

„Was dann?“

„Beeren, Weihbrot und Milch.“

„Warten Sie, das hol' ich gleich!“

„Ich habe doch bloß gescherzt.“

„Ach was, gescherzt! . . . Ich hole es gleich.“

Afonka hinkte zum Zimmer hinaus.

Petrowskij und Fenja waren allein.

„Sina ist hier. Sie sagt, du seist zu Boris gekommen.“

„Hast du ihn gesehen? Ich muß mit ihm sprechen.“

„Du liebst ihn?“

„Ich weiß nicht . . . Aber all diese Jahre läßt er mich nicht. Du bist gut zu mir, bist mein Freund. Hilf mir!“

„Was kann ich tun?“

„Ich fürchte für ihn, Kaljabin will hier zeigen, was er kann.“

„Ja, er fühlt sich hier als Fachmann.“

„Er ist heute mit mir im Walde spazieren gegangen. Mein ganzes Leben lang verfolgt er mich. Und ich habe ein seltsames Angstgefühl – ich bin eine Frau. Ich glaube zwar nicht an Vorahnungen, aber mir ist, als schwebe der Tod über mir. Und ich fürchte für Boris.“

„Gut. Ich will ihn verhaften und bringe ihn in dem Zimmer neben dem deinen unter. Gleich . . .“

Er ließ ein paar Soldaten kommen, suchte Vater Polykarps Zelle auf und nahm Boris Smoljaninow in Gewahrsam.

Afonka hatte die Richtung nach dem Viehhof eingeschlagen, um Milch zu holen. Unterwegs kamen ihm die Verhafteten in den Sinn; er beschloß, einen Teil der Mönche freizulassen, und bog zu den Landhäusern ab.

„Von den Mönchen bekomme ich auch getrocknete Erdbeeren.“

Er ließ die Väter Xanfij, Akindin, Mißail und die drei übrigen an der Überschwemmung beteiligten Mönche in Haft. Bruder Kostja schritt Vater Polykarp nach. Der Abt wartete am Eingang auf Kaljabin.

Während seiner Inhaftierung hatte Abt Gerwaßij trotz seiner Verstörtheit unablässig an die kleine Fenja und Afonka denken müssen; schließlich war ein breites Lächeln über sein Gesicht geirrt.

„Na, dann warte nur, Freund Afonka: ich will dir einen Freundschaftsdienst erweisen. Du bist jetzt an der Macht, schön, die Sache mit der kleinen Fenja aber will ich dir trotzdem verleiden . . .“

Der Verlust seines Geldes drückte ihm das Herz ab; der brennende Haß gegen seinen ehemaligen Busenfreund kam wie eine Erleichterung.

Als Afonka herauskam, redete ihn der Abt in ölig salbungsvollem Tone an:

„Weshalb peinigt ihr Unschuldige? . . .“

Belustigt gab Kaljabin bissig zurück:

„Ich kenne euch ja, mir brauchst du nichts vorzumachen . . .“

„Du warst doch mein Freund, mein Busenfreund . . .“

„Solche Busenfreunde können mir den Buckel runterrutschen. Sprich, und mach keine Mätzchen.“

„Du tust mir leid, Afanaßij . . .“

„Du willst sagen, du beneidest mich! . . . Weil du leer ausgegangen bist . . . Hast du sie gesehen?! Ein Bild von einem Mädels!“

„Und . . . durch wie viele Hände die gegangen ist, danach fragst du nicht?“

Afonka ballte die Fäuste, schob sich die Kappe ins Genick.

„Nimm deine Zunge in acht, sonst mache ich kurze Abrechnung, im Handumdrehen befördere ich dich ins Jenseits!“

Am Viehhof blieben sie stehen. Der Abt fiel Afonka ins Wort: in der Dunkelheit blickte er ihm angestrengt ins Gesicht.

„Frage mal deine Fenja nach dem flüchtigen Studenten.“

„Wen meinst du?“

„Unseren Vater Jewtichij meine ich, den schönen Burschen, der als Student Boris Smoljaninow hieß: frage sie mal, warum der von ihr geflohen ist – sie hat ihn so weit gebracht, daß er zu uns ins Kloster geflüchtet ist, um sich vor ihr zu retten . . . So eine ist deine kleine Fenja! . . .“

Afonka taumelte, griff nach dem Abt, ächzte, brüllte ihn an:

„Du lügst, Schweinehund! Der Neid spricht aus dir, weil du sie nicht gekriegt hast!“

Vater Gerwaßij entschlüpfte um die Ecke und lief im Dunkeln davon.

Ihm nach donnerte es:

„Du entgehst mir doch nicht! Kommst an die Wand, Hund!“

Sein Gesicht zuckte, seine Hände bebten, Wut würgte ihn. Er dachte an den jungen Mönch, der anklagend vor den Richtertisch getreten war, an Fenjas sonderbaren Blick, und er spürte, daß etwas Wahres in Nikolkas Worten lag. Er ballte wieder die Fäuste, der Gedanke kam ihm: Ich knalle den Burschen nieder, ohne daß sie es weiß. Er pochte an die Pforte des Viehhofs.

Arischa eilte heraus, fragte erschrocken:

„Wer ist da?“

„Aufgemacht! Der Kommissar.“

Die Pforte ging auf. Er schritt über den wohlbekannten Brettersteg zum Hause.

„Ich brauche Milch.“

„Wir haben bereits gemolken und die Milch in die neue Herberge gebracht.“

„Quatsch! Drückt noch etwas nach, ich warte solange.“

Er trat in die Zelle. Die Nonne suchte erschrocken nach der Laterne, holte den Milcheimer.

Er musterte sie prüfend; die rotblonden Haare quollen unter dem Kopftuch hervor, ihr weißer Hals blitzte auf. Er sagte:

„Donnerwetter, was die Mönche sich jetzt für junge Weiber halten!“

Sie suchte nach einem Kerzenstummel für die Laterne, Scham und Unwille trieben ihr das Blut ins Gesicht.

„Als Sawwa Abt war, waren die Väter mit schielenden und pockennarbigen Weibern auf dem Viehhof zufrieden – kamen immer hergelaufen, um sich Milch zu holen. Was starrst du mich an? Ich bin ja hier aufgewachsen, kenne alle eure Schliche und Heimlichkeiten. Bist wohl die Kebse des Abts, Nikolkas! Du Luder!“

Sielief auf den Hof hinaus, bat Mutter Arefia, die Kühe zu melken.

„Mutter, Liebste, schnell, Sie verstehen ja, – es ist ihr Oberster . . .
Ich bin in solcher Angst . . .“

Sie kehrte in die Zelle zurück.

„Na, wo ist denn die Milch?“

„Sie wird sofort gebracht, die Kühe werden gemolken . . .“

Sie lehnte sich zusammengeduckt an den Türrahmen, lauschte.

Das Blut hämmerte unter Afonkas roter Zottelmähne, wütend zuckten die Flügel seiner verkrüppelten Nase.

Die Zimmerdecke knarrte. Afonka horchte auf. Es knarrte wieder. Die Nonne erstarrte, der kalte Schweiß brach ihr aus allen Poren, kalt rieselte es ihr den Rücken hinab.

Ein böses Lächeln verzerrte sein Gesicht.

„Was ist das da oben? Ratten?“

„Ich glaube die Katze, die Katze wird es wohl sein . . .“

„Ich will mal nachschauen, ob sie Hosen trägt oder eine Kutte?!“

Er stand schwerfällig von der Bank auf, feixte belustigt.

Arischa streckte zag die Hände aus, flüsterte:

„Es ist meine Katze, bloß meine Katze . . .“

Afonka trat in den Flur hinaus und rief nach oben:

„He, Vater, komm mal runter!“

Niemand antwortete. Afonka kletterte die Stiege hinauf, öffnete die Dachluke und zog eine Pistole aus der Tasche.

„Hörst du nicht, ich meine dich – du sollst herunterkommen, sonst schieße ich.“

Er wartete einen Augenblick, dann drückte er ab; aus dem Dunkeln fiel ein Gegenschuß. Afonka sprang wutschnaubend herab, stürzte vor die Pforte, und ein schriller Pfiff gellte durch den Wald. Die Posten vom Klostertor eilten herbei.

„Oben auf dem Boden steckt einer – ist lebend zu greifen. Die Klosterhure hier ebenfalls.“

Der auf dem Boden Versteckte schoß blindlings ins Dunkel. Verwundet wurde er herabgezerrt; er war nicht dazugekommen, sich zu erschießen. Er trug einen offenen Soldatenmantel und einen French ohne Achselstücke.

„Hallo, Freundchen. Also im Kloster verbergen wir uns!“

Xanfjs Nachricht von dem bevorstehenden Eintreffen des Ausschusses hatte sich schnell verbreitet. Am Abend, im Dunkeln war Leutnant Wladimir Belopolskij zu Arischa gekommen, die immer zu Hause saß, um sich nicht den Anrempelungen der Arbeiter

auszusetzen, die in der neuen Herberge zur Erholung weilten. Die Milch brachte ihnen die alte Viehmagd Mutter Arefia.

Arischa hatte die Pforte geöffnet, ihr Blick sank in Wladimirs Augen.

„Arischa, ich komme zu dir! Verbirg mich!“

Die Erinnerung an ihre junge Liebe überkam sie – sie konnte nicht anders, sie mußte ihm helfen!

Lange erzählte er ihr von den Bemühungen der Weißen, die Heimat zu retten, von den Befreiern, die von Süden her kämen, um mit dem roten Reich der Antichristen aufzuräumen, davon, daß auch er unter Einsetzung seines Lebens für das Vaterland gerungen habe.

„Bei meiner Schwester Sina darf ich nicht bleiben, man könnte mich erkennen, und dann wäre auch sie gefährdet . . . Bei dir ist es sicher – das Schicksal selbst hat mich hergeführt . . .“

Sie weinte vor Mitleid und Liebe, verbarg ihn auf dem Dachboden, brachte ihm Milch und Brot. Er küßte ihre weinenden Augen und die Hände. Sie wollte glauben, und so glaubte sie an ihr neuerstandenes Glück in weher Seligkeit. Mutter Arefia mußte Schweigen geloben, darauf weihte sie sie in ihr Geheimnis ein. Beide Frauen wachten über ihn und zitterten für ihn, als die Sowjetleute angekommen waren . . .

In der Baracke hinter der alten Herberge verhörte Afonka den Offizier.

„Ich komme aus deutscher Gefangenschaft und bin bei meiner Schwester abgestiegen. Sie ist in der neuen Herberge als Dienstmädchen angestellt.“

Dem Leutnant war ein langer Bart gewachsen; Afonka hatte ihn nicht erkannt. Er befahl, ihn völlig zu entkleiden und seine Kleider zu durchsuchen. Unter der Ferse im Stiefel fanden sie seine Papiere.

„Hallo! Und wir haben nach dir in der Stadt alle Winkel durchstöbert! Wo ist der Oberst, sprich!“

Der Leutnant warf den Kopf zurück, antwortete stolz, verächtlich:

„Ich habe allein gearbeitet.“

„Lüge! Ein Mann allein kann Züge nicht den Damm hinabstürzen lassen. Wer sind deine Helfer?“

Der Leutnant schwieg ruhig und blickte Kaljabin höhnisch an, vor Schmerz die Zähne zusammenbeißend – mit der linken Hand hielt er den durchschossenen rechten Oberarm.

„Na, da wollen wir denn dein Schwesterchen fragen!“

Afonka erhob sich, schritt hinkend aus der Baracke, die rotblonde Nonne auf dem Viehhof fiel ihm ein, er kehrte an den Tisch zurück.

„Die Nonne her!“

Blaß, erschrocken, mit verwühltem Haar stand sie vor ihm.

„Hast dir einen sauberen Liebhaber zugelegt! . . . Dein Name?“

Verweint, elend, antwortete sie im Flüsterton:

„Arischa.“

„Zuname?“

„Kaljabina.“

„Ich heiße auch Kaljabin. Wo bist du geboren?“

„In der Troizkij-Vorstadt, beim Nonnenkloster.“

„Auch ich bin da geboren. Hieß deine Mutter Matrjona?“

Sie schlug die Hände vors Gesicht, brach in Tränen aus.

„Afonja! Mein verschollener Bruder! . . .“

Die Soldaten wechselten verlegene Blicke, Leutnant Belopolskij öffnete, vor Schmerz mit den Zähnen knirschend, verwundert die Augen. Kaljabin sprang auf und rief seiner Schwester ärgerlich zu:

„Ausgerechnet mit dem Kerl mußt du dich einlassen! Schimpf und Schande bringst du über mich.“

Seine Wut wich vor jähren Erinnerungen. Sinnend gedachte er seiner Mutter . . . senkte finster die Stirn.

„Zwei Mann mit zur Begleitung! Mit Gewehr!“

Die Dunkelheit war undurchdringlich geworden; aus dem Walde wälzte sich schlangengleich der Nebel über den Weg und kroch bis an die Klostermauern.

Durch das Dunkel tönte das Klopfen der geschulterten Gewehre.

Petrowskij hatte Boris Smoljaninow nach seiner Verhaftung in einem Zimmer der Herberge eingeschlossen.

„Sitzen Sie still. Fräulein Fenja Grakina wird bei Ihnen vorsprechen.“

Als Afonka nicht zurückkam, wurde nicht länger auf ihn gewartet, man trank Tee, Fenja war ungeduldig, eilte zu Boris. Petrowskij hatte ihr den Schlüssel übergeben.

Dumpfe Schüsse drangen vom Viehhof her an sein Ohr, er meinte die Posten schossen in die Luft, um die Mönche einzuschüchtern.

„Kaljabin läßt den Leuten zu viel Freiheit . . .“

Er hörte das Klopfen der Gewehrkolben, erkannte Afonkas humpelnde Gestalt.

„Er stellt selbst die Posten auf . . .“

Ein wirrer Tag! Es lag wie ein Druck auf Petrowskij; das unerwartet über ihn hereingebrochene Glück weckte ein leises Weh. Er stand auf der Freitreppe und atmete tief. Durch die geöffnete Tür fiel das Licht der Hängelampe, ein schwarzer Schatten lag auf der Treppensäule.

Er wollte die Eindrücke des Tages sammeln. Es war ihm peinlich, daß er den Mönch, den früheren Studenten, neben Fenjas Zimmer hatte verbergen müssen, doch Fenja stand ihm nahe, war treu und zuverlässig, und sie beide waren Freunde. Der Abend schien endlos; es zog ihn zu Sina, um auszuruhen, die Schlacken der Tageseindrücke abzustreifen, Freude zu empfangen und neuen Lebensmut.

An den Türpfosten gelehnt, rauchte er seine Zigarette zu Ende. Wieder vernahm er von der Herberge her das Klopfen der Gewehrkolben.

Afonka murmelte:

„Ein Nest haben sie sich hier gebaut, die Luder! Im Kloster häuslich niedergelassen!“

Im Lichtschein, der aus der Tür fiel, erblickte Sina Petrowskij. Ihr leises Weinen versiegte, freudig glänzten ihre Augen auf, sie rief aus dem Dunkel:

„Nikodim! Nikodim!“

Wie ein Pfeil stürzte er die Stufen hinab.

„Genosse Kaljabin, warum haben Sie dieses junge Mädchen verhaftet?“

„Ich habe auf dem Viehhof einen Weißgardisten ausgehoben, und dies ist sein sauberes Schwesterlein. Sie haben sich hier ein Nest gebaut, die Luder. Wir haben den Kerl einen ganzen Monat lang gesucht.“

„Wen?“

„Den Leutnant Belopolskij. Sie selbst sind ja der Bande auf die Spur gekommen. Wie viele Züge haben die Elenden zum Entgleisen gebracht!“

Es wurde dunkel vor Petrowskijs Augen, seine Gedanken verwirrten sich, der Name Belopolskij tauchte auf: „Also das war seine Schwester, Sina war Belopolskijs Schwester! . . .“

Zusammen mit Kaljabin schritt er hinter Sina auf die Baracken zu.

„Ich habe ihre Briefschaften gefunden – sie war gerade beim Packen. Ich kam noch eben rechtzeitig.“

Petrowskij fuhr es durch den Kopf:

„Sie war beim Packen – um mit mir abzureisen . . . Und die Briefe sind meine Briefe!“

Wie in weiter Ferne, unklar und flüchtig, erstanden in seinem Gedächtnis Bilder aus Petersburg: Afonka als rothaariger Mönch und Fabrikarbeiter, die kleine Fenja, seine Verbannung nach Sibirien, der Ährentag und das schwarzäugige junge Mädchen mit den struppigen Wimpern, der er in dem unsauberen Zimmer der kleinen Provinzstadt von seinem Leben und Leiden berichtet hatte; einen Teil seiner Seele hatte er ihr damals hingegeben, und dann waren seine endlosen Briefe gefolgt, in denen er ihr Rechenschaft ablegte über sein Leben, und Sina hatte geschwiegen . . . Und nun das hier . . . Nein, er konnte es nicht glauben! Seine Gedanken peinigten ihn, stachen wie Eisnadeln.

„Genosse Kaljabin, einen Augenblick, ich muß Ihnen ein paar Worte sagen.“

Die Wache mit Sina blieb stehen, Petrowskij und Afonka traten beiseite.

In der Dunkelheit vernahm Sina nur die letzten, im Flüsterton gesprochenen Worte Nikodims:

„. . . wir ver hören sie gemeinsam in ihrem Zimmer!“

„Ich vertraue Ihnen, Genosse Petrowskij. Kommen Sie . . .“

Afonka spürte etwas wie Rührung in seinem Herzen, hatte sich doch auch seine eigene Schwester verdächtig gemacht, auch sie müßte man einzeln, nicht in Gegenwart Fremder ver hören. . . Die Blutbande erhoben ihre geheimen Stimmen, dämpften für einen Augenblick sein Ungestüm, eine menschliche Regung strich durch seine Seele.

In Sinas Zimmer fragte Petrowskij:

„Sina, ist Leutnant Belopolskij dein Bruder?“

„Nikodim, wir haben doch nichts gemeinsam, er ist mir ganz entfremdet, du weißt es ja, ich habe dir doch davon gesprochen . . .“

„Und die Briefe? . . .“

Afonka reichte Petrowskij ein Päckchen Briefe.

„Es sind deine Briefe, Nikodim. Von meinem Bruder habe ich im ganzen zwei kurze Zettelchen erhalten und sie als Andenken aufbewahrt . . . Lies sie durch.“

Petrowskij reichte die Zettel Afonka.

„Lesen Sie, Genosse.“

Afonka wußte nicht, wie er sich Sina gegenüber verhalten sollte; er warf einen kurzen Blick auf die wenigen Zeilen, reichte sie Sina.

„Ich vertraue dem Genossen Petrowskij! Er ist für Sie verantwortlich. Ich gehe jetzt, ich muß Ihren Bruder verhören.“

Sina und Petrowskij blieben allein. Das junge Mädchen blickte ihm hilflos in die Augen.

„Kind, warum hast du mir nichts gesagt?! Ich glaube dir natürlich, aber ich muß Rücksichten nehmen – Kaljabin ist da, die übrigen Genossen!“

„Gott, Nikodim, ich weiß doch nichts von meinem Bruder, wir sind einander ganz fremd . . .“

„Gut denn, aber bitte nicht für ihn und frage nicht – wir dürfen unsere Feinde nicht schonen.“

Ein unheimliches Schweigen entstand, ein kurzer, harter Kampf erschütterte die Herzen der Liebenden.

Nikodim trat auf das Mädchen zu und drückte ihr fest die Hand.

„Siehst du, Sina, ich habe mich zu meinem Glauben durch Jahre des Kampfes und Leidens durchgerungen, ich kann meinem Glauben nicht untreu werden, selbst nicht um meiner Liebe willen. Du mußt lernen, meinen Glauben zu teilen, so zu glauben, wie ich, dann wirst du die Kraft haben, Welt und Menschen mit anderen Augen zu betrachten.“

„Glauben wie du! . . . Ich kann es noch nicht, jetzt noch nicht, Nikodim. Aber ich liebe, und meine Liebe kann mir durch nichts genommen werden . . . Vielleicht führt mich meine Liebe auch deinem Glauben zu, denn ich will ja glauben.“

„Ja, du bist eine Frau, dich bestimmt das Gefühl, ist dir das Maß der Dinge. Liebe, Kind, dann wird noch alles gut werden.“

Er ging in die Baracke, um beim Verhör zugegen zu sein.

Die Soldaten tranken Tee aus ihren Feldkesseln.

„Wo ist Genosse Kaljabin?“

„Mit dem Weißgardisten in den Wald gegangen! . . .“

„Hat er ihn verhört?“

„Das Luder schwieg, kein Wort war aus ihm herauszubringen!“

Afonka hatte den Leutnant an der Herberge vorbei in den Wald geführt. Da stürzte Arischa ihm nach, haschte nach den Händen ihres Bruders.

„Afonja, Liebster, Bruder, habe Mitleid mit ihm, habe Mitleid mit mir!“

„Mische dich nicht in Sachen, die dich nichts angehen! Du hast auch so schon Schande über mich gebracht.“

„Afonja!“

Er stieß sie zurück, riß sich los; sie sank auf das Moos, bedeckte das Gesicht mit den Händen und duckte sich zu Boden, um nichts zu sehen und zu hören.

Der Wind strich herbstlich pfeifend und heulend durch die Fichten, die Stämme schwankten knarrend und ächzend wie ein Waldschrat im Dickicht, die schwarzen Nadelkronen rauschten . . .

Das vergossene Blut hatte wieder Afonkas wildes Ungestüm geweckt.

Taumelnd kehrte er zurück; schwerfällig kippte der Oberkörper bei jedem Schritt des lahmen Fußes auf die Seite.

„He, Schwester!“

Er stieß auf die schwarze, am Boden zusammengekauerte Gestalt.

„Laß das Heulen, ich weiß, was ich tue! . . . Schweig!“

Sie erhob sich und schritt langsam – der Wind rüttelte sie hin und her – dem Viehhof zu. Afonka folgte ihr.

Über den Tisch gebeugt, das Gesicht in die Hände vergraben, weinte sie lange über ihr zerrüttetes Leben. Auch das Wiedersehen mit ihrem Bruder war ihr zum Unheil geworden!

„Wie bist du hierher gekommen? Wer hat dich hergelockt? . . . War es Nikolka?“

Sie preßte den Kopf noch fester in die Hände und schluchzte auf.

„Also des Abtes Liebchen warst du?! Sprich!“

„Gequält hat er mich . . . Ich konnte ja nirgends hin . . . Aus dem Kloster hatten sie mich verstoßen.“

„Du warst Novize?“

„Eine Kaufmannsfrau hatte mir da das Leben verleidet . . . Frau Denissowa.“

„Denissowa?“

„Sie hatte sich eine Zelle bauen lassen und mich als Dienstschwester zu sich genommen . . . Sie hatte Geld geerbt von unserem Kaufmann Klimow in der Stadt.“

Afonka schrie auf, daß es durch die Zelle gellte:

„Dunja? Hieß sie Dunja?“

Er verstummte. Grübelte voll Erbitterung: Dunja hatte ihr das Leben verleidet – das Luder hat gewußt, daß Arischa meine Schwester ist, gerächt hat sie sich an ihr! Er gedachte des Abts, und der Gedanke brannte ihm auf der Seele.

„Und hier, da hat dir Nikolka das Leben sauer gemacht? . . . Sprich!“

„Ja . . .“

Wieder mußte er denken: Auch Nikolka hat sich an ihr gerächt, meinetwegen; an der schutzlosen Waise haben sie sich vergriffen, die Elenden!

„Hast du mit ihm gelebt?“

„Ja . . .“

„Und dann hat er dich verlassen?“

Vor Tränen konnte sie nicht antworten. Das Kopftuch war ihr in den Nacken geglitten, das rotblonde Haar hatte sich in Ringeln gelöst; der Anblick erinnerte ihn an Fenja. Ein böses Lächeln glitt über seine Züge, er dachte: Die hat auch mit Petrowskij gelebt – aber jetzt ist sie mein, entschlüpft mir nicht wieder! Sein Blut wallte auf, trüb und heiß, eine dumpfe Schwere ergoß sich in die Arme.

„Luder!“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Ich will dich lehren!“

Er schritt hastig ins Kloster zum Abt.

Die Tür der Abtei war nicht abgeschlossen; Bruder Kostja hatte sich nach seiner Entlassung aus der Haft noch nicht wieder eingestellt, sondern war in den Speisesaal gegangen, um seinen Hunger zu stillen. Afonka, der ja einst Dienstbruder beim Abt gewesen war, tastete sich nach dem Gedächtnis durch das Dunkel. Da war die Truhe, die auch ihm einst als Schlafstelle gedient hatte – Abt Sawwa hatte sie anschaffen lassen. Durch die halb geöffnete Tür, die aus dem Empfangs- ins Schlafzimmer führte, drang ein schwacher, flackernder Lichtschimmer. Stille herrschte.

„Nikolka!“

Ein Hallen zog durch die stillen Räume.

„Nikolka!!“

Der Schieber im Ofenrohr klirrte.

Afonka humpelte durch das Empfangs- ins Schlafzimmer, stieß gegen einen Lehnstuhl, der umstürzte; mit einem dumpfen Knack brach das Stuhlbein.

In der Tür prallte er zurück.

Mit hervorgequollener Zunge, blau angelaufenem Gesicht, nur mit der Kutte bekleidet, hing Abt Gerwaßij am Ofenhaken. Auf dem Tisch flackerte ein Kerzenstummel, in dessen Schein Zwanziger glitzerten.

In die Abtei zurückgekehrt, war Abt Gerwaßij unter dem Gedanken zusammengebrochen, daß Afonka auf dem Vorwerk Arischa treffen und sie ausfragen würde. Verstörte Blicke um sich werfend,

hatte er seine Zwanziger hervorgeholt, die er zur Erinnerung an seine früheren Sparversuche aufbewahrt hatte. „Mein Vermögen!“ stöhnte er. „Afonka hat mich damals bestohlen – vielleicht wäre ich sonst auch in der Stadt geblieben . . .“ Und neben Afonkas rotem Zottelhaar sah er Fenjas blondes Köpfchen; den ganzen Tag hatte er an sie denken müssen, nachdem er die beiden beim Verhör zusammen gesehen hatte; Afonkas Stimme – selbstgefällig und frohlockend – tönte ihm in die Ohren. „Er verhöhnt mich!“ dachte er stier. Er setzte sich an den Tisch und starrte reglos, ohne zu blinzeln, auf die Zwanziger; die Augen begannen ihm zu schmerzen, röteten sich. Vor den Pupillen tanzten glitzernde Kreise, und als er schließlich den Blick löste, tanzten auch auf der Wand und auf der schwarzen Fensterscheibe silberne Zwanziger, die allmählich zu Goldstücken wurden . . . Da flüsterte er: „Mein Leben . . . Mein ganzes Leben! . . .“ Und langsam und unabwendbar erstand in ihm – zuerst wie von außen her über der Hirnschale, dann wie ein glühender Punkt in einer Hirnfalte – die Gewißheit: Es ist aus und zu Ende . . . Sie hat mich beraubt . . . Dabei war ihm, als hätte Arischa ihn beraubt.

Afonkas Wut hatte sich nicht Luft machen können. Er stürzte aus der Abtei – die verhafteten Mönche waren ihm eingefallen – und humpelte im Laufschrift durch den Klosterhof zu den Baracken. Er klopfte zwei Mann heraus, hieß sie Laternen mitnehmen und schritt, halblaut vor sich hinmurmelnd, zu den Landhäuschen.

„Ich will euch lehren, ich will euch schon lehren! . . .“

. . . Blutberauscht, erschöpft, kehrte er nachher in die Herberge zurück. Die Nacht war pechschwarz. Im Laternenschein kroch sein ungefüger Schatten hinkend über den Boden.

In einem Fenster der Herberge bemerkte Afonka Lichtschimmer und Fenjas flüchtige Silhouette.

Erfreut rief er:

„Fjokla Timofejewna!“

Der Umriß von Fenjas Köpfchen wurde wieder auf einen Augenblick sichtbar, gleichzeitig aber erlosch der Lichtschimmer.

„Versteckt sich vor mir! Hilft nichts – ich weck’ sie doch.“

Am Abend, nachdem Petrowskij Sina befreit und sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, war Fenja, da sie von dem Untersuchungsrichter Nowikow von der Sache erfahren hatte, zu Pe-

trowskij gegangen. Er schritt in seinem Zimmer auf und ab und rauchte unablässig.

„Nikodim, was machen wir nun?“

„Ich weiß nicht, Fenja. Wie mir nicht früher in den Sinn gekommen ist, daß Belopolskij Sinas Bruder sein könne! Doch nicht um ihn handelt es sich. Auf unsere Feinde dürfen wir keine Rücksichten nehmen. Aber sie ist seine Schwester – verstehst du, er hatte sich hier bei ihr verborgen, das wirft auch einen Schatten auf sie, und da ich für sie eingetreten bin, nun auch auf mich. Kaljabin hat sich das hinter die Ohren geschrieben . . .“

„Ja, Kaljabin . . . Und du arbeitest wieder mit ihm zusammen!“

„Er fühlt sich hier wie der Fisch im Wasser, plätschert in seinem Element. Alte Feindschaften werden ausgetragen, Abrechnung für alles gehalten, was ihm gegen den Strich ging. Hast du bemerkt, wie er über den Abt triumphierte? Der Mönch in ihm lebt noch, ist noch abstoßender geworden. Er tummelt sich hier und ist nicht zu bändigen. Und nun hat er eine Beschuldigung gegen mich in Händen, und ich weiß nicht, wie auf ihn einwirken.“

„Auch ich fürchte ihn. Er ist mit der Hoffnung hergekommen, seinen ‚Stern von Bethlehem‘, wie er mich nennt, zu erwerben . . . Mein Leben lang hängt diese Drohung über mir, lastet auf mir wie eine schwere Bürde. Du hast gesehen, mit welchen Augen er Boris betrachtete – ich bekam mich erst wieder in die Gewalt, als du ihn glücklich zur Tür hinausbugsiert hattest . . . Mein Leben lang dieses Grauen über mir . . .“

„Ja, Fenja, seit deiner frühesten Jugend! Dabei sind wir beide in seiner Hand. Und – eigentlich ist er doch ein Verbrecher!“

„Warum duldet ihr solche Menschen um euch?!“

„Weißt du, daß ich gewissermaßen sein Gefangener bin? Und einmal hat er mich schon verraten . . .“

„Um meinetwillen . . .“

„Und jetzt . . . Durch meine Liebe zu Sina haftet ein Makel an mir, ihr Bruder . . .“

„Befreie dich von Kaljabin. Sonst bin auch ich verloren, er wird sich über mich stürzen, zertreten, vernichten – o dieses Grauen! Nein, nein, niemals!“

„Wie soll ich das machen?! Er ist auf seine Weise ehrlich. Ein wirklicher Proletarier. Er glaubt aufrichtig an die Gerechtigkeit seines Gerichts. Für ihn ist jeder ein Feind, der nicht ist wie er. Zugleich aber lebt seine Vergangenheit in ihm, ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, darum ist er gar nicht imstande zu be-

greifen, wie sündhaft, wie verbrecherisch sein Handeln oft ist. Er ist ein ehrlicher Verbrecher. Und das geht so weit, daß vielleicht auch ich in seinen Augen bereits ein Feind bin. Und dann wird er sich keinen Augenblick besinnen, auch mich niederzukuallen.“

„Befreie dich von ihm.“

„Du siehst – ich habe keine Handhabe!“

„Aber so wächst ja der ungeheure Druck, den er auf uns ausübt, ins Maßlose! Er wird doch auch Boris nicht verschonen!“

„Das ist der zweite Makel, der mich verdächtig macht. Jeden Augenblick kann er Smoljaninow entdecken. Ich kann das nicht zulassen. Ich muß Smoljaninow entweder ins Kloster zurückschicken oder ihn den übrigen Verhafteten zugesellen.“

„Nie und nimmer!“

„Geh nun und sprich mit Smoljaninow. Nach einer halben Stunde schicke ich ihn ins Kloster zurück.“

„Ich gebe euch Boris nicht heraus! Boris – das ist mein Leben, und ich liebe mein Leben, und niemand soll es mir nehmen; umsonst gebe ich es nicht hin. Ich will frei sein von diesem Druck, frei von diesem Grauen. Ich will atmen und leben dürfen. Leben! Ich will leben!“

„Geh jetzt, sprich mit ihm.“

Boris saß stumm in dem dunklen Zimmer, drückte erregt Hand auf Hand, so daß die Knöchel leise knackten. Sein Käppchen hatte er abgenommen und auf die Knie gelegt.

„Weshalb will sie kommen? Weshalb mit mir sprechen! Was will sie von mir, dem Mönch?!“

Er gedachte der Arbeiten im Gemüsegarten, der sonnigen Tage, der goldenen Ähren auf den Feldern der Bauern, des stillen Himmels mit den großen Sternen, des plätschernden Flusses, der morgendlichen erfrischenden Kühle, und wie er – je straffer und kräftiger sein Körper wurde, je brauner der Sonnenbrand auf seinem Gesicht – immer heftiger neuen Lebensdrang in sich wachsen gespürt hatte, und wie zugleich Fenjas Bild, das er nicht eigentlich vor sich sah, aber immer in sich fühlte, ihn nicht mehr lassen wollte, so daß er sich des Morgens unter den heftigen Schlägen seines Herzens erschauern fühlte.

„Was ist das mit mir? . . . Und so unablässig? . . .“

Es war wie ein leises Erwachen über ihn gekommen, dessen er sich schämte, aber den ganzen Tag über hatte er das Gefühl, als sei er dem Leben zurückgegeben worden, und zugleich auch ihr –

Fenja. Er erlaubte sich nicht, an sie zu denken, aber das half gar nichts, sie war da, überall, in allem, ob er auch nicht an sie dachte. Und das war schon lange so gewesen, erkannte er plötzlich. Er sah die goldene Rinde der Fichten, und sie war wie ein Glühen in seinem Herzen, so daß er die Stirn senkte. Die goldenen Sonnenflecken blendeten ihn, daß er die Augen schließen mußte. Der Sandboden des Flusses schien golden unter dem nach Harz und Waldkräutern und Moos und Farnen und braungelben Tannenwurzeln duftenden Wasser, und er badete in diesem flüssigen Gold, es rieselte an seinem Körper hinab, und ein goldenes Leuchten war in ihm, strahlend und lockend, so daß er verwirrt und verstört in seine Laubhütte floh...

Der eigentliche Kampf in ihm aber war erst entbrannt, als er sie heute wiedergesehen hatte, ihre Augen, ihr Haar, und langsam vor dem Kommissar zur Tür zurückgewichen war. Schmerzlich rang er mit sich selbst, bemüht, das Bild der Verstorbenen, der er ewige Treue gelobt, in sich zurückzurufen und von ganzem Herzen für ihr Seelenheil zu beten. Aber alles war umsonst, das Bild der anderen ließ ihn nicht, und in seinen Gliedern war ein Weh, und die Zunge klebte ihm trocken am Gaumen. Und dazu dies Unfaßliche: sie war mit ihnen, mit jenen, die der Meister „Nazarener“ genannt hatte!...

Er wartete auf sie, erwartete sie – und rang gegen diese Erkenntnis, daß er sie erwartete!

Schnell und lautlos trat sie ein, schob den Riegel vor die Tür.

Dankbar empfand er die Dunkelheit; so würde er ihre Augen, ihr Haar nicht sehen.

Sie trat auf ihn zu; er stand auf und harrte stumm. Sie ergriff seine Hände; er sah sie nicht, aber er fühlte die Wärme ihrer Hände, fühlte ihre Gegenwart, den Hauch ihres Atems, und plötzlich merkte er, daß er nicht mehr klar zu denken vermochte, und die Angst überkam ihn, er könnte vergessen, daß er Mönch sei, daß er dem Leben für immer entsagt hatte, daß sein Glück – Buße, Gebet und Entsagung war!...

„Borja, ich bin gekommen, um Sie zu holen. Ich will leben. Ohne dich ist und war mein Leben kein Leben, es war nur Vorbereitung und Erwartung. Mein Leben liegt in deinen Händen – gib es mir.“

Ein Streichhölzchen flammte auf, sie zündete eine Kerze an.

„Sieh her – da bist du und dein Sohn.“

Sie zog das Medaillon aus dem Busen, öffnete es. Er erinnerte sich dieses Medaillons, trat näher. Ohne die Kette vom Halse zu

lösen, legte sie ihm die Kapsel in die Hand. Das Gold war noch warm von ihrem Körper, und ihr unbestimmter süß-herber Duft hauchte ihn berauschend an. Seine Hand zitterte, die Wärme teilte sich ihm mit, prickelte in seiner Hand, rieselte in Funken durch seinen Leib.

„Sieh doch hin!“

Erschrocken schaute er auf die kleinen Bilder, erblickte sich in Studentenuniform und auf der anderen Seite das Gesicht eines Knaben. Sinas Worte fielen ihm ein. Fenja hatte den Kopf gesenkt, ihr Haar kitzelte ihm Stirn und Ohr. Er wich zurück, in seinen Schläfen hämmerte das Blut. Er atmete den warmen Hauch ein, der bei dem Heben und Senken ihres straffen Busens aus dem Kleidausschnitt aufstieg, erschauerte; ihm wurde heiß und unheimlich, er meinte zu ersticken.

„Was hast du denn?“

Er schwieg, senkte den Kopf.

Fenja ließ das Medaillon auf die Bluse fallen und trat ans Fenster. Sie erblickte den schwachen Lichtschein einer Laterne und Afonkas hinkende Gestalt. Da eilte sie auf Boris zu, legte ihm die Hände auf die Schultern, sah ihm mit einem besorgten Blick, aus dem tiefste Liebe strahlte, ins Gesicht und flüsterte hastig:

„Rühre dich nicht. Warte auf mich. Ich muß dein Leben retten, Borja!“

Sie löschte das Licht aus, lief in den Gang hinaus, schloß die Tür mit dem Schlüssel ab, den sie in den Halsausschnitt gleiten ließ, und zog aus der Tasche den Schlüssel zu ihrem eigenen Zimmer nebenan. Der Laternenschein schwankte heran – Fenja schritt Afonka entgegen und lächelte ihm zu.

„Wir haben lange mit dem Tee auf Sie gewartet, Genosse Kaljabin.“

„Ich bin aufgehalten worden. Hab’ einen Weißgardisten abgefangen. Aber Tee würde ich auch jetzt noch sehr gern bei Ihnen trinken.“

Fenja überlegte schnell – der Petroleumbrenner würde summen – es ging.

„Schön, Petrowskij schläft schon. Also kommen Sie denn in mein Zimmer.“

Der Petroleumkocher summte. Von den Wänden des staubigen, unsauberen Zimmers blickte der heilige Simeon herab, über der Tür dunkelte in einem Glasrahmen die Gesamtansicht des Klosters, die Mauern und die neue Kathedrale schimmerten als weiße Flecke aus dem Grau.

Der grob gezimmerte Tisch schaukelte unter Afonkas schweren Ellenbogen, und bei jeder Bewegung im Zimmer knarrte das alte Holzbett. Es roch nach Spinnweben und nach Weihrauch und Wachskerzen – ein Geruch, der auch durch anhaltendes Lüften nicht zu vertreiben war. Zusammen mit dem Tisch schwankte auch die Laterne, so daß Afonkas klobiger Schatten hin und her zuckte. Er hatte die Laterne auf den Tisch gestellt, zwischen sich und Fenja, und im Lichtschein flimmerte seine Lederjoppe; das Gitter aus dünnem Draht um die Scheiben der Laterne warf schmale, dunkelbraune, sich kreuzende Schattenstreifen auf die Joppe.

Fenjas Haar – sie war ohne Joppe und Kappe – schimmerte golden, langsam und schwer hob sich ihre mädchenhaft pralle Brust. Afonka wandte kein Auge von Fenja.

In den Klostertassen mit den blauen Rändern dampfte der Tee.

Afonkas Erregung legte sich allmählich, seine Wut verbrauchte, ein Lächeln erschien auf seinem breitknochigen Gesicht.

„Da sind wir nun wieder zusammen im Kloster, Fjokla Timofejewna!“

„Und trinken auch wieder Tee zusammen. Sehen Sie – es sind noch immer dieselben Tassen . . .“

„Hier ist vieles geblieben, wie es war . . . Nur wir haben uns verändert.“

„Würden Sie es vorziehen, noch Mönch zu sein?“

„Wissen Sie, wenn Sie nicht Fjokla Timofejewna, sondern Fenja für mich wären . . .“

Eine Erinnerung überkam ihn, er seufzte.

„Nun, was wäre dann?“

„Dann würde ich mit Ihnen Boot fahren! . . .“

Die Erinnerung war nicht mehr schmerzlich; lächelnd sagte er:

„Übrigens, Ihr Nikolka hat sich erhängt.“

Die Tasse in Fenjas Hand zuckte, doch hatte sie sich gleich wieder in der Gewalt.

„Wann?“

„Heute abend. Aus lauter Angst vor mir.“

Mit einem Scherz wollte sie das Grauen abschütteln, das sie überkam; lächelnd sagte sie:

„Ich habe auch Angst vor Ihnen, Kaljabin.“

Afonka fuhr in seinem Bericht fort:

„Mit denen habe ich abgerechnet, mit den Müllern . . .“

„Was für Müller meinen Sie?“

„Na, die Mönche. Der kleine, rothaarige, mit dem gedunsenen

Bauch, hat die ganze Zeit geweint, Akindin, der Klosterkrämer, hat mir unterwegs immerfort mit dem höllischen Feuer gedroht, bloß Mißail war ein Kerl – im letzten Augenblick hat er mich heruntergeschimpft, was das Zeug hält. Da hat er mir sogar leid getan...“

Ruhig, ein kaltes Lächeln um die Lippen, blickte sie ihn an. Der Schatten eines jähen Gedankens lief über ihr Gesicht und erstarrte in ihren Augen. :

„Sie wollen also durchaus erreichen, daß ich wieder zu Petrowskij übersiedle? ...“

Keuchend stieß Afonka hervor:

„Fjokla Timofejewna, die Mönche haben mir doch mein ganzes Leben vergällt! In diesem Lasterpfuhl bin ich aufgewachsen, als grüner Junge mußte ich die Lüste von Kaufmannsfrauen befriedigen – Sie wissen es ja selbst; dadurch ist dann mein ganzes Leben vor die Hunde gekommen . . . Wenn Sie nicht gewesen wären, so hätte ich wohl im Zuchthaus geendet . . . Sie sehen, Sie sind wirklich mein Stern von Bethlehem! Und Sie haben mir gesagt: Ich gehe mit Ihnen bis ans Ende der Welt! So quälen Sie mich nicht länger, sagen Sie mir nur ein einziges Wort – auf meinen Armen will ich Sie tragen . . .“

„Wissen Sie, dazu bin ich zu schwer, Kaljabin.“

„Sie setzen sich mit Scherzworten über alles hinweg, Fjokla Timofejewna, und wissen nicht, daß diese Mönche, dieser Nikolka Predtetschin, der Abt des heiligen Klosters . . . meiner Schwester das Leben zur Hölle gemacht hat!“

„Wie? Ihrer Schwester?“

„Der Nonne Arischa. Sie ist meine leibliche Schwester, die einzige! Hat seinen Spaß mit ihr gehabt und sie dann verlassen. Ha, mit dem ganzen elenden Kloster räume ich auf, das sage ich Ihnen!“

Er blickte sie durchdringend an und fügte im gleichen Ton hinzu:

„Sie geben ja auch Ihnen keine Ruhe, diese elenden Mönche! . . . Wie einst Nikolka . . .“

Fenja stand hastig auf und begann an dem Petroleumkocher zu pumpen. Die Flamme in dem rotglühenden Ring rauschte stärker, und stärker brodelte das Wasser im Teekessel.

„Sie wollen wohl, daß ich sie alle laufen lasse?!“

„Sie sollen nicht so grausam sein!“

„Sind Sie denn nicht grausam gegen mich?! Mein Leben lang hänge ich an Ihnen. Quälen Sie mich denn nicht?“

„Ich will Sie nicht länger quälen!“

„Fjokla Timofejewna! . . . Und Sie . . . gehen mit mir bis ans Ende der Welt?“

„Bis ans Ende der Welt, das ist etwas zu weit, aber einen Spaziergang im Walde mache ich gern. Und allein fürchte ich mich – die Zeiten sind nicht danach.“

„Also gehen wir zusammen! Morgen, morgen früh! Und dann sagen Sie es mir?“

„Was denn?“

„Daß Sie . . . daß Sie bis ans Ende der Welt mit mir gehen?!“

Fenja lachte, stand auf.

„Jetzt ist es aber an der Zeit, schlafen zu gehen, die Uhr geht auf zwei! . . . Ich will morgen frisch, froh und fröhlich sein. Sonst kann ich überhaupt nichts sagen.“

„Fjokla Timofejewna, Sie werden es mir also sagen?“

„Wenn Sie zu hören verstehen . . .“

„Ich? Das Herz versteht zu hören!“

Er stülpte die Lederkappe über seinen roten Zottelkopf, nahm die Laterne vom Tisch und humpelte, selig lächelnd, in den dunklen Gang hinaus.

Fenja ging zu Bett und lag lange lauschend wach – ob er nicht am Ende versuchen würde, in ihr Zimmer einzudringen? Klängen nicht schlürfende Schritte auf dem Gang? Sie konnte nicht schlafen, bei dem geringsten Geräusch fuhr sie aus ihrem unruhigen Halbschlummer auf. Am Morgen erhob sie sich früher als alle anderen.

Beim gemeinsamen Morgentee verfolgte sie jede Bewegung Kaljabins. Er saß da, schlürfte gierig den Tee von der Unterschale, biß mit seinen Pferdezähnen Stückchen Zucker ab und sah die kleine Fenja die ganze Zeit erwartungsvoll an.

Der Untersuchungsrichter Nowikow ordnete die Protokolle, Petrowskij rauchte. Fenja stand auf und trat auf die Freitreppe, Afonka schob seine Tasse zurück, stülpte die Kappe über und folgte ihr.

„Genosse Kaljabin, gehen wir zum Verhör.“

„Zum Verhör? Ich habe sie gestern abend auf meine Weise ver-
hört!“

„Sie haben die Verhafteten erschossen?!“

„Ich sollte sie mir wohl bloß angucken? Sie kamen mir gerade in einem hitzigen Augenblick unter die Hand.“

Petrowskij zuckte angeekelt die Achseln. Nowikow schloß hinter Afonka die Tür und wandte sich an Petrowskij.

„Na, da sehen Sie ja!“

„Gleichviel, Pjotr Petrowitsch, wir müssen die Untersuchung fortsetzen und die Aussagen der übrigen Mönche zu Protokoll nehmen. Wir müssen zeigen, daß wir der Sache auf den Grund gehen. Dadurch beruhigen und gewinnen wir die Bauern, was vor der Untersuchung der Reliquien von besonderer Wichtigkeit ist.“

Fenja war auf dem Treppenabsatz neben der Säule stehen geblieben. Der Nebel stieg in die Höhe, durch die zerrissenen Wolken blickte zuweilen die Sonne. Fenja bemerkte nicht gleich, daß Afonka hinter sie getreten war. Sein Atem streifte ihren Hals, als er sagte:

„Fjokla Timofejewna! . . .“

Sie gingen rechts um das Kloster herum, kamen am Viehhof vorüber.

„Kommen Sie, sehen wir uns den See an.“

Bei der Mühle waren Bauern mit Aufräumarbeiten beschäftigt. Die hohen Ufer waren abgebröckelt, aus dem Wasser ragten Pfähle empor, eine Tanne hatte sich in ihnen verfangen, über dem bis an die Wurzeln freigelegten Schilf kreisten schreiend Wildenten, an den vielen seichten Stellen war das Wasser getrübt; wie grüner Schimmel traten Wasserpflanzen hervor, welke, weiße und gelbe Wasserrosen schwammen an langen dunklen Stengeln in den Tümpeln. Der Spiegel des Sees lag glanzlos da, über den Untiefen am Ufer schimmerten in der Sonne die umgekehrten Spiegelbilder vorgeneigter Fichten. Düster blickte der Wald, verfinstert und vereinsamt; die Klagerufe der Kiebitze, die ihrer Nester beraubt waren, zogen durch die Luft.

„Wieviel Schönheit hier mutwillig zerstört worden ist!“ Afonka seufzte. Schwer hing sein Blick an dem See. „Und wir können jetzt gar nicht mehr Boot fahren!“

Die Lippen der kleinen Fenja lächelten, während ihre Augen gespannt jede Bewegung Kaljabins, jeden Ausdruck seines Gesichts verfolgten.

Er stand ruhig und sicher da, ein Bild ungezügelter Kraft. Wartete auf seine Stunde.

„Gehen wir am Ufer entlang, um uns den Schaden anzusehen . . .“

Mit festen Schritten schritt Fenja voran; jener Gedanke, der ihr am Abend vorher gekommen war, straffte ihre Glieder. Die dichte Reisig- und Nadelschicht unter den Füßen knisterte, dann wieder versank der Fuß in nassem Moos. In den letzten Jahren war der Wald nicht mehr von Unterholz gesäubert worden, Sträucher und

junge Tannen waren emporgeschossen, deren feuchte Nadeln leise kratzend über die Haut strichen.

Afonka wußte nicht, wie er sich Fenja nähern sollte; eine ihm unverständliche Scheu hielt seine schwer herabhängenden Arme gefesselt; doch je weiter sie gingen, je dunkler und kälter es im Walde wurde, desto sicherer fühlte er sich werden.

„Jetzt entrinnt sie mir nicht mehr! . . . Freiwillig ist sie zu mir gekommen . . . Mein Stern von Bethlehem!“

Sie zwängte sich durch das Dickicht am Ufer und blieb unmittelbar am Rand einer waldumschlossenen Untiefe stehen; das Wasser strömte, trübe Wirbel aufwühlend, aus einer breiten Rinne ungestüm in das Becken, das wohl weiter unten einen Abfluß hatte. Fenja blieb wartend stehen und blickte in die Fluten.

Afonka trat von hinten an sie heran, legte seine riesige Hand um ihre Hüfte, fühlte Fenja, ihren straffen Leib in seinem Arm, und erschauerte. Es drehte sich alles vor seinen Augen.

„Fjokla Timofejewna! . . . Meine kleine Fenjitschka!“

Er preßte ihre festen Schenkel zusammen, drehte sie zu sich und suchte irren Auges nach ihrem Mund. Keuchend stieß er hervor:

„Fenja! . . .“

„Sie drücken mich tot!“

„Ja, Fenja, ja . . .“

„Lassen Sie mich los – ich habe ja noch gar nichts gesagt!“

Er lächelte glücklich, gab sie frei. Fenja lachte.

„Gott, ich kann ja gar nicht mehr atmen!“

Er stand mit gespreizten Beinen am Ufer und blickte in das trübe Wasser. Er wollte nicht hastig, nicht ungestüm sein, wollte diesen seligen Augenblick genießen, ihn hinausziehen, daß er ewig währe: sein Leben lang hatte er diesen Augenblick herbeigesehnt – nun wollte er sich in langen, langsamen Zügen an ihm berauschen. „Jetzt ist sie mein, nun kann sie nicht mehr fort. Ich lasse sie nicht, es sei denn als Tote!“

Er fühlte noch ihre prallen, trockenen Lippen auf den seinen und schloß die Augen, um nach einem weiteren Augenblick – der erste berauschende Schluck hatte sich wie flüssiges Feuer durch seinen Körper ergossen – um nach einem weiteren köstlichen Augenblick des Genießens, wenn dieses sengende Feuer ihn ganz durchströmt haben wird, daß sein wildes Blut aufflammt in Gier und Verlangen, sich auf sie zu stürzen, sie niederzureißen und seinen Durst in keuchenden Zügen zu stillen.

Sie fühlte mit ihrem ganzen, wie eine Bogensehne gestrafften

Wesen, daß ihr nur eine Minute, nur ein Augenblick blieb – nachher würde es zu spät sein, dann würde sie sich nicht mehr vor ihm retten können; also mußte sie unverzüglich etwas tun, um den Rausch des ersten, beglückenden Zuges hinauszuziehen, zu verlängern. Sie schmiegte sich, hinter ihm stehend, an seine Seite, den linken Ellenbogen auf seine Schulter gestützt, und sprach langsam und leise, mit verhallender, vor Erregung bebender Stimme auf ihn ein; ihr Blick verfolgte verschleiert den wechselnden Ausdruck seines Gesichts, alle ihre Sinne lagen gespannt auf der Lauer.

Reglos, wie benommen, lauschte er ihren leisen Worten; ihre Stimme berauschte ihn, langsam wogte die Verzückung der ersten Berührung durch seine Adern, als wollte sie kein Ende nehmen. Er fühlte ihren warmen Atem unter dem linken Ohr an seinem Hals, und Rausch und Seligkeit machten sein Herz stürmisch pochen.

„Wie schön ist es hier! . . .“

„Wie schön!“ hallte es durch sein ganzes Sein. „Wie schön!“

„Schön und unheimlich . . . In solchen Augenblicken wird es dem Menschen immer etwas unheimlich ums Herz . . . Wie über einen Abgrund geneigt . . . Es zieht einen hinab . . . Und dann . . .“

Leise, ohne daß die geringste Bewegung ihre Stellung erschüttert hätte, hatte sie im Sprechen die freie Hand in die rechte Tasche ihrer Joppe gesenkt. Es war, als wäre es nicht ihre Hand, sondern ein von ihrem Körper abgetrenntes Glied, das nur durch den feinen Faden des Willens mit ihr verbunden war und das sich langsam und vorsichtig zu seinem Nacken emporschob. Noch betörender tönten ihre Worte an sein Ohr, noch heißer strömte ihr Atem über seinen Hals, noch gespannter verfolgten ihre Augen jeden Ausdruck seines Gesichts.

Dann – in ein und demselben Augenblick, fast schon bewußtlos – drückte sie ab, stieß ihn in den schwarzen Strudel hinab und rief ihm nach:

„. . . bis ans Ende der Welt!“

Sie schloß die Augen, lehnte sich an den Stamm hinter ihr, den sie mit dem Arm umschlang, um nicht umzusinken, und hörte gleichzeitig das Aufschlagen seines Körpers auf dem Wasser. Sie regte sich nicht, öffnete die Augen nicht, lauschte nur.

Der Wald schwieg dumpf, über den seichten Stellen im See kreischten die Wildenten und klagten die unterkunftslosen Kiebitze.

Nach einer Weile öffnete sie die Augen, atmete langsam und tief.

„Welch eine Last das war! . . . Mein Leben lang!“

Fenja, von der unendlichen Qual der jahrelangen Verfolgung befreit, atmete in tiefen Zügen; die herbstlich feuchte Waldluft war köstlich erfrischend. Die ersten Schritte fielen ihr schwer, ihre Glieder waren durch die Erschütterung wie gelähmt. Ohne einen Blick in die Fluten zu werfen, entfernte sie sich. Ihr Herz pochte schwer, hallend. Doch mit jedem Schritt kehrten Kräfte und Sicherheit zurück. Frischer Lebensmut durchströmte sie, ein Sehnen, sich aufzulösen in die blauen Himmelsweiten, die zwischen dem Gewölk hervorlugten. Sie hob die Hand mit dem Revolver, lächelte und warf ihn in den See.

Sie kehrte durch das Kloster zurück. Im Gehen dachte sie die ganze Zeit über an Boris, fühlte den Schlüssel zu seinem Zimmer an ihrer Brust – aus Angst vor Kaljabin hatte sie die Nacht unentkleidet verbracht.

Ein Mönch kam ihr entgegen; sie fragte ihn:

„Wo wohnt dieser schwarze Mönch?“

Sie klopfte an seine Zelle, trat ein. Bruder Alexej, der ihr geöffnet hatte, meldete sie bei Vater Polykarp an:

„Die Kommissarin ist da, sie will mit Ihnen sprechen.“

Der Besuch kam ihm unerwartet, aber er zeigte keine Überraschung. Er führte sie in seine Zelle, die wie die Arbeitsstube eines Gelehrten aussah.

„Womit kann ich dienen?“

Sie warf einen Blick auf den Schreibtisch, die Bücherschränke, das Holzbett mit der einfachen Filzdecke, zögerte, als sie den Dienstbruder an der Tür stehen sah.

„Bruder Alexej, laß uns allein.“

„Ich bin Fenja. Geben Sie mir Boris zurück!“

Mit einem blauen, in Liebe sonnig erstrahlenden Blick sah sie heiß in die schwarzen Augen des Mönches und streckte ihm beide Hände entgegen.

Vater Polykarp ergriff die entgegengestreckten Hände; die trockenen Hände des Mönches drückten sie warm. Langsam und sinnend sagte er, ihr in die Augen blickend:

„Also Sie . . . sind . . . die kleine Fenja! . . .“

Er gab ihre Hände frei.

„Geben Sie ihn mir zurück!“

Er fragte leise, mit der gleichen sinnenden Aufmerksamkeit, und in seiner Frage lag schon glaubende Bejahung:

„Sie lieben ihn?“

Ein strenges Lächeln huschte über das Gesicht des Mönchs.

„Er ist ja in Ihren Händen. Einer Ihrer Genossen hat ihn verhaftet.“

Heiß, ungestüm rief sie:

„Um sein Leben zu retten!“

Vater Polykarp fürchte die Brauen.

„Er wird gleich zu Ihnen zurückkehren . . .“

Der Mönch trat zur Tür, öffnete sie; ohne die Hand von der Klinke zu nehmen, hob er die andere, als segnete er sie, sagte:

„Gehen Sie, holen Sie ihn!“

Fenja blickte ihm in die Augen, verneigte sich und schritt hinaus.

Boris hatte die ganze Nacht unbeweglich auf seinem Stuhl gesessen, den Blick in das Dunkel gerichtet.

Hartnäckig verfolgte er ein und denselben Gedanken, der sich in ein öfters wiederholtes, geflüstertes „Nein!“ ergoß, doch je nachdrücklicher er dieses Wort wiederholte, desto unentrinnbarer fühlte er Fenjas Nähe. Es war, als sei sie noch in dem dunklen Zimmer; er hätte rufen, schreien mögen:

„Quäle mich nicht, laß mich! Ich darf dir nicht folgen. Ich kann nirgends hin . . .“

Ermattet ließ er den Kopf sinken; sitzend schlief er ein; als er die Augen wieder aufschlug, war es heller Tag. Wie spät mochte es sein? Er konnte sich nicht zurechtfinden.

Er gedachte der Ereignisse des gestrigen Tages und des Vaters Polykarp.

„Wie mag es um den Meister stehen? Ob er noch lebt?“

Nowikow setzte die Untersuchung fort, verhörte noch einmal die Mönche und Vater Polykarp.

Das Gericht kam zu dem Beschluß: die gesamte Bruderschaft habe Mühle und Wehr wieder instand zu setzen.

Fenja suchte Petrowskij in seinem Zimmer auf.

„Wo warst du?“

„Mit Kaljabin im Walde.“

„Und wo ist er?“

„Er hat einen Bekannten getroffen und ist mit ihm ins Dorf gefahren.“

„Nach Polpenki?“

Fenja überlegte. Polpenki lag ganz nahe. Zögernd antwortete sie:

„Nein . . . Nach Gurjewo.“

Sie lachte.

Petrowskij sagte:

„Weißt du schon – der Abt hat sich erhängt . . .“

Fenja zuckte wieder zusammen.

„Ich weiß . . .“

„Ich halte es hier nicht länger aus . . . Es geht einem auf die Nerven . . . Was soll mit Smoljaninow werden?“

„Boris bringe ich selbst ins Kloster zurück.“

„Und Kaljabin?“

„Der kommt wohl nicht so bald zurück.“

Petrowskij zuckte die Achseln.

„Tu, was du willst.“

Boris saß noch immer unbeweglich auf seinem Stuhl. Fenja trat bleichten Schrittes auf ihn zu und streckte ihm lächelnd die Hände entgegen.

„Ich komme dich holen, ich selbst will dich zu Vater Polykarp bringen. Komm.“

Bruder Alexej öffnete schweigend. Sie traten zusammen in Vater Polykarps Zelle.

Boris senkte stumm den Kopf. Der schwarze Mönch fürchte die Brauen und betrachtete ihn prüfend.

„Ich habe ihn hergebracht – geben Sie ihn mir zurück. Er hat mir kein Wort gesagt, keinen Ton.“

Vater Polykarp schloß die Tür. Boris setzte sich an den Tisch und senkte das Gesicht auf die verschränkten Arme. Der schwarze Mönch näherte sich ihm und legte die Hand auf den Scheitel seines Schülers. Boris litt so stark, daß er lautlos zu weinen begann; man sah es nur an seinen zuckenden Schultern.

„Ich habe dir gesagt: Wer ein Sohn des Reiches werden will, der muß in der Welt leben und sich nicht im Kloster verbergen wie eine Schnecke in ihrem Haus.“

Er schwieg einen Augenblick, ohne seine Hand fortzunehmen.

„Deine Tränen sind Liebestränen. Verlasse die Toten – du lebst, und wenn du nicht zu einem lebenden Leichnam werden willst, gehe ins Leben.“

Noch tiefer sank das Haupt des Weinenden.

„Nach Gott soll dein Bestes dem Weibe gehören. Sie ist der göttliche Tempel reinsten Seligkeit; aus diesem Tempel schöpfe die

Kraft zu liebendem, werktätigem Leben. Sie ist die Gebälerin, die die Erde füllt mit allem, was da leibt und lebt. Mutter und Gattin – ein köstliches Kleinod! Urmutter, Born des Lebens und des Todes . . . Ohne sie bist du im Leben ein Toter. Gib nicht in eitler Selbstverblendung Seele und Leib dem Tode hin, Selbstmord ist Auflehnung gegen alle Kreatur und naturwidrig und Versündigung an der Frau, die dich geboren hat und gestillt an ihrer Brust. Mit der Muttermilch hast du Leben und ihre Liebe in dich gesogen – erniedrige nicht die, die dir solches gab. Der Ruf des Weibes ist der Ruf des Lebens. Dein Schweigen ist verwerflicher als Verachtung. Versünde dich nicht an Gattin und Mutter, dadurch erniedrigst du nur dich selbst und gehst der Liebe verlustig, die allein schöpferisch alles Sein auf Erden gestaltet und alles Sein zum Schöpfer-tum erhebt. Was du für deine Mutter, dein Weib, deine Geliebte tust, tust du für Gott, denn Gott ist die Liebe, und die Liebe ist beim Weibe. Indem du das Weib, das dich liebt und das du liebst – deine Tränen kommen ja aus deinem liebenden Herzen, es sind begnadete Tränen – von dir stößt, stößt du von dir Gott, Liebe und Leben – das höchste Gut auf Erden, das köstlichste. Gehe in die Welt! Liebe das Leben und das Weib, das dich liebt, und deine Last wird leicht sein!“

Boris' Tränen waren versiegt. Er lauschte dem Meister mit seinem ganzen Wesen, und eine warme, aus dem Herzen aufsteigende Welle besänftigte allmählich den Aufruhr in ihm.

„Steh auf!“

Der junge Mönch stand auf, blickte dem Meister ins Auge – ein stilles, innerliches Leuchten strahlte aus diesem Auge und gab Kraft und Linderung.

„Glaubst du an Sein Reich?“

„Ich glaube.“

„So gehe in die Welt. Und im Namen des kommenden Reiches zeuge neues Leben, auf daß deine Kinder freudig eingehen in das Reich und ihre Freude zu eurer – der Zeugnenden – Freude werde. Ich aber muß hier bleiben, um zu richten und zu retten, was untergeht. Mein Leben, das ist gestorben zusammen mit der Frau, die in der Kathedrale von der Menge niedergetreten wurde. Das deinige liegt in der Welt und in dir.“

Der Arm in der schwarzen Kutte erhob sich und wies ins Freie. Bruder Alexej trat ein.

„Der Kommissar und die Genossen haben sich nach der Kathedrale begeben.“

„Boris, laß uns zusammen gehen.“

Während der letzten beiden Tage herrschte im Kloster große Erregung und Verwirrung.

Nachdem die Mönche den alten Vater Akakij in der neuen Kathedrale aufgebahrt hatten, standen sie in ihren Gärtchen vor den Zellen und bekreuzigten sich eifrig. Die Glocken läuteten stürmisch, das Wasser rauschte, krachend stürzten Fichten vom unterspülten Ufer in die Fluten.

„Was bedeutet das? Woher kommt die Überschwemmung?“

„Ein Zeichen des Herrn! Der heilige Simeon sendet uns eine Warnung . . .“

Niemand wußte, warum die Fluten plötzlich über die Felder dahinbrausten, warum ein Rauschen und Beben durch den Wald strich; wie erstarrt standen die Mönche da und lauschten.

Bruder Alexej kam gelaufen und rief:

„Die Schleusen des Wehrs sind geöffnet, der Damm bricht ein!“

Die Mönche dachten, die Bauern hätten es getan, um den See, die Zierde des Klosters, und die Gemüsefelder zu vernichten, aus Haß gegen die Mönche.

Niemand wußte von ihnen, daß Vater Xanfij und Akindin mit drei anderen der zuverlässigsten Mönche sich heimlich aus dem Kloster gestohlen und die Schleusen geöffnet hatten. Die erregte Bruderschaft stürzte schließlich in die Abtei, doch der Abt war nicht da.

Dann zuckte Fackelschein über den Klosterhof von den Herbergen her. Die Mönche hatten das Eintreffen der Kommission nicht so bald erwartet und zogen sich eilig in ihre Zellen zurück, flüsternd:

„Sie sind da . . . Sie sind da . . . Sie sind da . . .“

Der Pförtner, Vater Awraamij, berichtete:

„Vor ihnen schreitet der Oberste einher . . . Riesengroß, mit feurigen Augen, und dabei hinkt er auch! . . .“

Ein Flüstern stob durch die Zellen:

„Mit feurigen Augen! Und hinken tut er auch! . . . Der oberste Höllenfürst selber führt sie an!“

Am nächsten Morgen erwarteten die Mönche zitternd, was geschehen würde.

Und als die Bauern von Polpenki zum Kloster gezogen kamen und schrien:

„Wir brennen die Bande nieder!“

„Den roten Hahn ins Kloster!“

„Nieder mit den schwarzen Raben!“ —

erstarb das Kloster in Angst und Bangen. Dann wurden die Bauern von roten Soldaten umzingelt, und die Anführer sprachen auf die Bauern ein. Da überkam die Bruderschaft ein neuer Schreck.

„Sie wollen uns vor ihr Gericht schleppen! . . . Vor ihr Gericht! . . .“

Niemand wußte um die Schuldigen. Die Mönche bestürmten einander mit Fragen. Waßja rasselte mit seinen Ketten und berichtete von dem Antichristen und seiner Höllenschar, wodurch das Entsetzen noch gesteigert wurde. Die Mönche verbargen sich in ihren Zellen, und als sie sahen, daß ihr Abt abgeführt wurde, erzitterte die Bruderschaft.

„Sie tragen auch das Abzeichen des Antichrist . . . Einen roten Stern . . . Mit fünf Zacken!“

„Über die ganze Welt erstreckt sich seine Macht . . .“

Daß die Reliquien untersucht werden sollten, war in den Hintergrund verdrängt worden; das bevorstehende Gericht nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Bruderschaft lauerte hinter den Fenstern und wartete.

„Den Schwarzen führen sie ab, den Schwarzen . . .“

Ein wenig später wurden der wortkarge Bruder Kostja, dann die Väter Xanfij, Akindin, Mißail und drei weitere Mönche abgeführt.

Durch die Hintertüren schlüpfen die Mönche aus ihren Zellen, eilten zu ihren Nachbarn, schlugen das Kreuz, flüsterten:

„Uns alle, alle nehmen sie fest! Alle!“

Ersparnisse und Wertsachen wurden an geheimen Orten versteckt; zwischendurch lugten immer wieder angstvolle Augen durch die Fenster.

„Eine rothaarige Teufelin geht vorüber . . .“

„Das ist ihre Prophetin . . .“

„Die Königin des Obersatans . . .“

Zuweilen zeigte sich, wüste Schreie ausstoßend, Waßja, fuchtelte kettenklirrend mit den Händen; dann hielt es niemand in den Zellen aus, die Mönche stürzten heraus, bestürmten ihn mit Fragen über das Gericht des Höllenfürsten.

Der Blöde schrie und jammerte:

„Nikolka, die kleine Fenja ist da, Fenja . . . deine Teufelin mit feurigen Augen! . . . Ich habe dir immer gesagt, vertreib sie mit dem Besen, mit dem Besen, die Tochter des Bösen!“

Der Weibrotbäcker Vater Jepifras zupfte an der Kutte des Blöden, schob seine Brille hin und her und sagte schnaufend:

„Waßenska, was ist das für eine kleine Fenja?“

„Nikolkas, ach Nikolkas kleine Fenja . . . Nun ist sie mit Afonka hergekommen, um uns zu verderben . . .“

Die Mönche erinnerten sich, daß Abt Gerwaßij als Novize Nikolai hieß. Vater Jepifras erinnerte sich auch, daß Fenja wohl Fräulein Grakina sein müsse, die Tochter der Frau Grakina, die hatte ja des Morgens immer Weihbrot bei ihm geholt; er klärte die Mönche darüber auf.

„Und Afonka . . . wer ist denn das, Waßja, Liebster?“

„Der Rothaarige des Abtes, der Dienstbruder Afanaßij des Abtes Sawwa . . . Die Teufelin, die ist mit ihm . . . Er ist der Oberste, der Anführer der Antichristen . . . Sie holen sich alle, alle und schleppen sie vor ihr Höllengericht . . . Tut Buße! . . . Nikolka, verderben wird dich die Teufelin . . . durch die Hand deines nächsten Freundes . . . Die Stunde des Verderbens ist gekommen!“

Die Mönche flüsterten entsetzt:

„Er weiß . . . Er weiß . . . Afonka weiß alles, kennt alles hier . . . Dienstbruder beim Abt war er ja!“

Wieder lag das Kloster wie ausgestorben da; die Mönche hielten sich in ihren Zellen verborgen. Am Abend kehrte Vater Polykarp aus der Haft zurück, Bruder Alexej berichtete es sogleich der Bruderschaft. Die Abwesenheit des Abtes und Boris' Verhaftung blieben bei der allgemeinen Aufregung unbeachtet. Man fürchtete, daß während der Nacht alle Mönche der Reihe nach verhaftet werden würden. Aus dem Walde drangen fürchterliche Schreie und viele Schüsse – die Mönche beteten, verzweifelt mit der Stirn gegen den Boden schlagend. Schlaflos verging die Nacht. Nur die jungen Mönche mit Vater Polykarp an der Spitze standen am Sarge des Einsiedlers Akakij, und am frühen Morgen brachten sie ihn, ohne Kerzen und Glockengeläut, durch den Klosterhof nach dem Friedhof bei der Einsiedelei. Den Leichenzug beschloß Waßja; er hatte den Kopf gesenkt, weinte nicht, ächzte und seufzte nur.

Nach dem Begräbnis löste sich der Trauerzug schweigend auf; die Mönche zogen sich in ihre Zellen zurück.

Waßja setzte sich auf die Treppe der Abtei. Die Tür stand offen, Bruder Kostja war in der Kammer bei Vater Polykarp geblieben.

Waßja saß lange stumm da, erwachte schließlich aus seiner Versunkenheit und flüsterte:

„Vater Akakij, Vater Akakij . . .“

Er bemerkte die offene Tür, trat ins Vorzimmer, flüsterte:

„Nikolka . . .“

Er ging weiter und kam einen Augenblick später herausgestürzt,

stolperte, fiel die Treppe hinab, zerschlug sich das Gesicht, so daß es blutete, sprang wieder auf und schrie mit wilder, irrer Stimme:

„Ah—ah—ah!“

Mit der ausgestreckten Hand wies er auf die Tür der Abtei; die Hand zuckte und bebte.

Durch das ganze Kloster gellte sein Schrei:

„Ah—ah—ah!“

Die Mönche aus den umliegenden Zellen kamen herbeigelaufen; beim Anblick von Waßjas blutüberströmtem Gesicht blieben sie in einiger Entfernung stehen und sahen ihn an.

„Der Abt hat ihn wohl so zugerichtet wegen seiner Schmähungen über Fenja!“

Als der Blöde die Mönche bemerkte, schüttelte er den Kopf und schrie mit derselben wilden, irren Stimme:

„Er hat sich er—hängt!“

Die Mönche stürzten in die Abtei.

Waßja schrie:

„Seine Zunge! Seht seine Zunge! . . . Der Satan hat sie ihm aus dem Mund gezogen! . . . Sie hat dich ins Verderben gestürzt, Nikolka, sie, Fenja!“

Als Vater Polykarp von dem zweiten Verhör zurückkehrte, begab er sich in die Abtei.

Die Mönche wichen vor ihm stumm auseinander. Vater Polykarp fürchte die schweren Brauen, befahl:

„Nehmt ihn ab.“

Er nannte den Namen des Selbstmörders nicht.

Die Mönche regten sich nicht. Vater Polykarp wiederholte:

„Nehmt ihn ab.“

Vater Paßij trat vor, die übrigen folgten seinem Beispiel.

„Wickelt ihn in eine Decke ein.“

Stumm folgten sie dem Befehl, bloß die Soutanen und Kutten raschelten.

„Tragt ihn hinaus und vergrabt ihn hinter dem Viehhof.“

Sie trugen ihn aus der Abtei und über den Hinterhof durch die Pforte beim Pferdestall – durch dieselbe Pforte, durch die er immer bei seinen geheimen Gängen aus dem Kloster geschlüpft war – nach dem Viehhof.

Nur Waßja allein murmelte traurig:

„Nikoluschka, sie hat dich ins Verderben gestürzt, die kleine Fenja, ins Verderben . . . die rothaarige Teufelin! . . . Ich habe dir

ja immer gesagt, verjag' sie mit dem Besen, mit dem Besen, die Tochter des Bösen!“

Die Mönche flüsterten verworren:

„Wer soll nun Abt sein? . . .“

„Wer der Bruderschaft den Weg weist . . .“

Die jungen Mönche gingen zu Vater Polykarp. Der greise Vater Doßifej schnarrte:

„Hab ich nicht geschagt? . . . Hab ich nicht geschagt? . . . Ihr wuschtet aber bescher . . .“

Er wackelte mit dem Buckel, klopfte gekrümmt, vornüberhängend bis zum Boden, mit dem Krückstab.

Bald nachdem Fenja Boris zu Vater Polykarp geführt hatte, verbreitete sich das Gerücht:

„Gleich werden sie den Sarkophag des Heiligen öffnen . . .“

„Noch heute abend . . .“

„Am hellen Gottestage haben sie es nicht gewagt, die Diener des Antichrist!“

Die Verwirrung und Erregung im Kloster stieg ins Ungeheure. Es war so vieles zusammengekommen: Vater Akakijs Tod, Dammbruch und Überschwemmung, Ankunft des Bolschewistenausschusses, Aufruhr der Bauern, Verhör und Verhaftungen der Mönche, Schüsse und Schreie im Walde, Selbstmord des Abtes – die Ereignisse überstürzten sich, Schlag folgte auf Schlag; Furcht und Grauen verwirrte die Gedanken. Die Mönche stahlen sich von Zelle zu Zelle, flüsterten miteinander, jammerten und klagten, lauschten dem Blöden, und es schien ihnen, als wäre alles ein grauser Traum, der sie gefangen hielt, in dem sie mit angstverzerren Gesichtern und weitaufgerissenen Augen umherirrten.

Und als bekannt wurde, daß sechs Mönche hingerichtet worden waren und daß die Reliquien des Klosterheiligen am Abend untersucht werden sollten, kam es wie ein Erwachen über sie, und das Grauen verwandelte sich in fanatischen Glaubenseifer. Die jungen Mönche richteten ihre Blicke stumm und voll abergläubischer Furcht auf Vater Polykarp in der Erwartung, er würde die Erlösung bringen, während die alten Mönche, nach den zwei schlaflosen Nächten vor Erschöpfung taumelnd, haßerfüllt auf den schwarzen Mönch wiesen und flüsterten:

„Der Herr wird ihn strafen . . . Das ist das Strafgericht über den Gottesverächter!“

Aber auch sie warteten darauf, daß jemand kommen würde und

ein Wunder vollbringen, so daß die Schergen des Satans, geschlagen von dem Zorn des Herrn mit Feuer und Blitz, zu Boden sinken würden. Der Heilige Simeon würde aufstehen und das große Wunder wirken!

„Hat er doch den gerechten Starez Akakij im letzten Augenblick erlöst . . . zu sich berufen . . .“

Die früheren Feinde des Starez verwandelten sich in seine begeisterten Anhänger; Schuld an allem trug nur der schwarze Mönch allein!

Waßja jammerte:

„Geschlagen hat uns der Herr mit dem Schwerte seines Zorns . . . um unseres Unglaubens willen . . . Tuet Buße, Brüder! . . . Nikoluschka, ins Verderben hast du das heilige Kloster gestürzt . . .“

Die Mönche sprachen ihm nach:

„Uns schlägt der Allmächtige – einen Unwürdigen hatten wir zum Abt erhoben!“

„Das böse Beispiel des Abts verlockte die Bruderschaft . . .“

„Wen erheben wir zu seinem Nachfolger . . . Vater Akakij ist nicht mehr: wer soll uns den Würdigsten weisen?!“

„Deine Teufelin, die rothaarige, sie hat dich ins Verderben gestürzt, Nikoluschka, und die Bruderschaft!“

Vater Doßifejs kleine böse Augen huschten über die Gesichter, er schnarrte:

„Den Antichrist, den Schwartschen haben wir geduldet . . . Dasch Gericht desch Herrn ischt über ihm . . . dasch Gericht unscheres Heiligen . . . Der wird ein groschesch Wunder vollbringen . . . Ein groschesch . . .“

Die Zuversicht ergriff die Bruderschaft, daß der Klosterheilige es der Heerschar des Satans mit dem Zeichen des Antichrist – dem fünfzackigen Blutstern an der Stirn – verwehren würde, seine heiligen Reliquien zu schänden.

„Kommt alle in den Tempel zum Heiligen . . . Niemand bleibe zurück . . .“

Doch vor der Tür der Kathedrale standen zwei Wachtposten mit geschultertem Gewehr.

Die Dämmerung sank herab, der Nebel wurde dichter, und der Herbstwind strich pfeifend über die Wipfel der Fichten.

„Höret, höret! . . . Die Teufel frohlocken, stürmen kreischend und heulend aus dem Feuerpfuhl der Hölle gegen das heilige Kloster heran!“

Ein Telegramm wurde von der Station gebracht.

Petrowskij öffnete es, sagte zu Fenja:

„Wir müssen unverzüglich zurück. Die nächste Stadt ist bereits von weißen Truppen besetzt. Sofort muß der Sarkophag mit den Reliquien geöffnet werden; gleich danach fahren wir ab.“

Petrowskij ließ den Anführer der roten Truppenabteilung rufen, befahl ihm, rings um das Kloster Wachen aufzustellen und die Bauern aus Polpenki kommen zu lassen.

„Wo ist denn aber Genosse Kaljabin? Wie sollen wir ohne ihn den Reliquienschrein öffnen?“

Petrowskij sandte ein paar berittene Soldaten nach Gurjewo, sie sollten Erkundigungen über den Verbleib Kaljabins einziehen.

Es dunkelte bereits, als Bauern und Bäuerinnen aus dem Walde herbeiströmten, das Kloster mit dumpfem Gemurmel füllten, auf das Geflüster der Mönche lauschten. Die Weiber weinten leise und bekreuzigten sich. Die jungen Soldaten machten sich über sie lustig, die älteren suchten die Spaßmacher zurückzuhalten.

Petrowskij ging erregt in seinem Zimmer auf und ab, rauchte unablässig, blickte oft nach der Uhr.

„Was ist das für eine Art, fortzugehen, ohne ein Wort zu sagen!“

Die ausgesandten Reiter kehrten schließlich mit der Meldung zurück, sie seien bei Gurjewo auf Vorposten der Weißen gestoßen, hätten einen Bogen um das Dorf geschlagen und versucht, zu Fuß in das Dorf zu gelangen, um über Kaljabin Erkundigungen einzuziehen, doch lägen bereits weiße Truppen in Gurjewo, und sie seien nur mit Mühe entkommen; ihre Pferde hätten sie im Stich lassen müssen.

Petrowskij sprach mit dem Führer der Truppe. Die roten Soldaten waren erregt, fragten nach Kaljabin, Verdacht sprach aus ihren Mienen. Petrowskij ließ die Kundschafter ihre Meldung vor der Truppe wiederholen und erklärte, es sei anzunehmen, daß Kaljabin auf der Flucht vor den Weißen auf dem kürzesten Wege an die Bahnlinie geeilt und in die Stadt gefahren sei. Jedenfalls könne man mit den wenigen Leuten von hier aus nichts unternehmen. Man müsse möglichst schnell zu Ende kommen und abfahren. Der Anführer der Truppe las das Telegramm über das Vordringen der Weißen vor und schickte seine Leute auf ihre Posten.

Petrowskij eilte in die neue Herberge.

Die hier zur Erholung weilenden Arbeiter, Schlosser, Gießer, Werkmeister, begaben sich ins Kloster; Arbeitermützen und lautes Stimmengewirr füllten den Klosterhof. Die jungen Bauern blickten

unternehmungslustig, die alten schwiegen. Die Mönche tuschelten untereinander, ihre Kutten raschelten.

Petrowskij trat in Sinas Zimmer.

„Komm mit, wir öffnen gleich den Sarkophag.“

„Nikodim, ich kann nicht . . . Mir graut davor . . . Ich kann nicht.“

„Ach, komm doch!“

„Ich halte es nicht aus . . . Es ist mir unangenehm . . .“

„Nun, wie du willst. In einer Stunde fahren wir ab. Warte auf mich vor der neuen Herberge. Der Fremdenwagen bringt uns schnell zur Bahn.“

Der schwarze Mönch schritt als erster die Stufen zur Kathedrale hinauf. Schlüsselklirrend schob er den schweren Riegel zurück und ließ Petrowskij eintreten. Die ersten Schritte hallten laut aus der Kuppel zurück. Petrowskij, seine Genossen und die roten Soldaten nahmen in der Kirche ihre Mützen nicht ab. Die großen, einen halben Zentner schweren Wachskerzen vor der Ikonenwand – die Mönche hatten sie aus Sparsamkeit geschont – wurden angezündet, und durch die Kathedrale flutete Licht, schallte Stimmengewirr, das Flüstern der Mönche, das Klopfen der Gewehrkolben auf den Steinfliesen.

Vater Polykarp stieg an Stelle des Abts die Stufen zum Sarkophag empor und blieb reglos zu Häupten des Sarges stehen.

Fenja sah sich suchend nach Boris um, verließ die Kirche, und als sie wieder zurückkehrte, sah sie ihn an der Tür stehen, gegen den gußeisernen Türflügel gelehnt.

Abergläubische Furcht hielt ihn gebannt. Ohne zu blinzeln starrte er mit stockendem Atem geradeaus. Wie, wenn plötzlich doch ein Wunder geschähe und alle Worte des Lehrers sich als Lug und Trug erwiesen! Er hoffte darauf und bangte zugleich davor. Sein Blick hing an dem Gesicht des Lehrers, diesem unbewegten, scharf umrissenen Gesicht mit den gefurchten Brauen; die Kerzen flackerten, und über das Gesicht des schwarzen Mönches huschten Schatten; es schien, als liege ein unfäßlicher Ausdruck des Hohnes auf seinen Zügen, der in den gestrengen schwarzen Augen entschwand.

Jäh trat Stille ein; alles erstarb.

Die Mönche, auf den Knien liegend, fürchteten den Kopf zu heben in der Erwartung des großen Wunders.

Vor Spannung taten Boris die Augen weh.

Langsam wurde die lange schwarze Gestalt mit den gestickten Knochen und Schädeln emporgehoben.

Wie ein Seufzer aus der Kuppel tönte der ächzende Aufschrei der Menge. Eine Stimme erklang:

„Den haben sie aber einmal in Lappen gewickelt! . . . Nichts als Lappen! . . .“

Gleich darauf schrie Waßja wild und gellend:

„Nikoluschka, ins Verderben hast du uns gestürzt, ins Verderben! Die rote Teufelin . . . sie . . . sie . . .“

Boris hörte, wie der Blöde, kettenrasselnd und schrille Schreie ausstoßend, wie ein Besessener an ihm vorüberstürmte.

Das Stimmengewirr setzte wieder ein, die Ausrufe der Arbeiter und das Schluchzen der Weiber vermengten sich, und in der hintersten Reihe schnarrte der greise Vater Doßifej, wobei sein Buckel wackelte und sein Krückstock gegen die Fliesen klopfte:

„Ein groschesch Wunder hat unscher Heiliger vollbracht, ein groschesch Wunder . . . Er hat nicht gestattet, dasch der Antichrischt und scheine Höllenschar Hand an ihn lege . . . In den Boden ischt er entwichen, unter die Erde! Ein Tscheichen wird der Heilige geben, ein Himmelschtscheichen . . .“

Hinter dem jungen Mönch, der stumm an der Tür lehnte, erklang eine Stimme:

„Boris . . .“

Er öffnete die Augen, erblickte Vater Polykarp in der Ferne – reglos, erstarrte Schatten unter den Augen, stand er da. Langsam schritt Boris, mühsam einen Fuß vor den anderen setzend, zur Kirche hinaus.

Es war kein Wunder geschehen.

Dieselbe Stimme sagte ganz nah:

„Komm.“

Er schritt die Stufen hinab, hatte nicht die Kraft weiterzugehen, blieb am Gartenzaun einer Zelle vor der heiligen Pforte stehen. Er fühlte zwei warme Hände, die ihn berührten, schloß die Augen, regte sich nicht. Das Empfinden der Zeit hatte ihn verlassen, er wußte nicht, wo er war, was um ihn geschah. Er vernahm verschwommene Menschenstimmen, Geschrei, in seinen Ohren dröhnte plötzlich Sturmgeläut wie bei einer Feuersbrunst, und durch seine geschlossenen Lider zuckten rote Flecke. Schüsse krachten. Scharf durchfuhr ihn ein gellender Schrei:

„Der Blöde hat sich vom brennenden Glockenturm gestürzt!“

Ihm war, als würde sein Kopf zusammengepreßt und als höre er das Rascheln eiserner Ketten, als sähe er die fliegende Gestalt eines schwarzen Dämons oder eines großen Nachtvogels.

Dann hörte er noch einmal:

„Die Tauben stürzen sich in die Flammen . . .“

Und schließlich ganz klar:

„Der Glöckner, Vater Ionikij, verbrennt . . .“

Er öffnete die Augen und schaute in zwei große, im aufflammenden Gold blonder Haare erschimmernde Augen.

Als er den Blick abwandte, stand reglos neben ihm die hohe Gestalt des schwarzen Mönches.

„Gott ist die Liebe, sein Tempel ist die Geliebte, er sei der Tempel deiner Andacht; versündige dich nicht an Mutter und Gattin, denn so versündigst du dich an dem Herrn. Gehet Hand in Hand ein in das kommende Reich, denn die großen Tage seiner Wiederkehr sind auf Erden angebrochen; schlürfe Freude und Seligkeit im Tempel des Herrn . . . Erkenne die Wahrheit, und die Last deines Lebens wird dir leicht sein. Gehe hin!“

Er fühlte wieder die warmen Hände, den warmen Atemhauch, und diese Wärme erfüllte ihn ganz und tönte wie die Worte des Lehrers.

„Komm, Boris – nun hält dich hier nichts mehr zurück.“

Zögernd machte er die ersten paar Schritte, wandte sich nach dem brennenden Kloster um, gedachte wie eines Alpdrucks seines Lebens hier und vernahm aufs neue Fenjas Stimme:

„Wir reisen nach Moskau zu Onkel Kirja . . . Mit unserem Jungen . . .“

Und zum ersten Male erklang dieses Wort – mit seinem Jungen, mit seinem Sohne – in seinem Herzen als neues Leben und beseligende Freude. Und als fürchtete er, daß ihn etwas zurückhalten, ihn in seine Zelle zurückdrängen könnte, schritt er, Fenjas Hand ergreifend, eilig zur Klosterpforte hinaus.

Vor der Herberge herrschte fieberhafte Erregung; die Pferde schnauften unruhig. In den feuchten Abendnebel mengten sich Rauch und Dunst. Langsam versank das Kloster wieder in Dunkel und Nacht. Das Feuer, das den Glockenturm erfaßt hatte, war am Erlöschen; langsam glommen noch die Glockenstränge.

Petrowskij trat auf Fenja und Boris zu.

„Also, ihr reist nach Moskau?“

„Ach, Nikodim, welch ein herrliches Gefühl das ist, wenn man kein Weh mehr im Herzen trägt! . . . Und wenn man sein Leben von einer ewig drückenden Last befreit hat . . . Erst jetzt fange ich an zu leben!“

Petrowskij sah sie scharf und prüfend an, dann sagte er halblaut:

„Ich wünsche dir Glück!“

„Ja, ich bin glücklich . . . Und wenn's nun wirklich bis ans Ende der Welt ginge!“

Der große Wagen der Herberge überholte die marschierende Truppenabteilung. Die Räder knirschten und sanken tief in den feuchten Sand, und wenn sie auf eine Wurzel stießen, zuckte das Gefährt. Die dunklen Fichten knarrten, über ihre Wipfel strich mit herbstlichem Geheul der Wind, und aus ihm klang das seltsame unverständliche Lied der durch das Feuer befreiten Klostersglocken.

Auf unsere Bitte hin, uns einige Angaben über seine Persönlichkeit und seinen Entwicklungsgang zu senden, erhielten wir vom Verfasser eine Selbstbiographie, die sich in der Eigenart der Darstellung und des geschilderten Dichterschicksals als so aufschlußreich und kennzeichnend für den Verfasser und seinen Werdegang inmitten des stürmisch bewegten Zeitgeschehens erwies, sich so ungezwungen als Ergänzung seines Romans in das Gesamtbild einfügt, daß wir uns erlauben, diese Selbstbiographie in gekürzter Form in den „Anhang“ aufzunehmen.

Um den Leser in die eigentümliche Welt des russischen Klosterlebens einzuführen und ihm zu helfen, sich in dieser Welt zurechtzufinden, fügen wir als zweiten Teil des Anhangs einen kurzen Überblick über das russische Mönchswesen bei.

Der dritte Teil des Anhangs gibt erklärende „Anmerkungen“ zu schwer verständlichen, spezifisch russischen Ausdrücken und Wendungen unter Hinweis auf die entsprechende Seite und Zeile des Textes.

Der vierte Teil des Anhangs enthält ein Namenverzeichnis der Haupthelden des Romans, was bei der großen Anzahl der handelnden Persönlichkeiten eine leichtere Übersichtlichkeit vermitteln dürfte, sowie einige Hinweise auf die Aussprache der russischen Namen.

I

AUS EINER SELBSTBIOGRAPHIE DES VERFASSERS

Am 1. Januar 1890, um 12 Uhr mittags, als in Orel, wie überall in Rußland, Neujahrsgratulanten ihre Besuche abstatteten, verkündete im Hause meines Vaters die weise Frau, daß ein neuer Gast zum Besuch auf Erden eingetroffen sei.

Meine frühesten Kindheitserinnerungen: Vaters alter Uniformkittel, der nach Siegelack und staubigen Paketen roch, und sein Gesicht, nervös und erschöpft, hilflos vor der Not des Lebens. Gut erinnere ich mich seiner Leidenschaft für Vögel. Auf dem Tisch liegen dünne, aus Birkenholz geschnittene Stäbchen zum Bau von Käfigen. Oft gehe ich mit meinem Vater auf den Vogelmarkt; nach langer Wahl wird ein neuer Sänger nach Hause gebracht.

In der Stube pfeift eine kleine Meise, und Vater erzählt mir von ihren Charaktereigenschaften. Sorglos zwitschert ein spießbürgerlicher Zeisig, lebhaft von Stange zu Stange hüpfend. Ein Dompfaff mit roter Brust knackt eifrig Hanfkörnchen, springt plätschernd in das Badehäuschen, und ein Regenschauer tropft auf den Fußboden. Eine lustige, zu mutwilligen Streichen aufgelegte Kohlmeise fliegt frei im Zimmer umher, flattert von einem Fikus zum andern, scharrt in den Blumentöpfen und neckt ihre Freunde in den Bauern. Sie setzt sich auf das Häuschen der Meise, die aufgeregt hin und her fliegt und versucht, mit dem spitzen Schnabel dem Gast auf dem Dach in die Zehen zu picken.

Am Abend erzählt mir Großmutter Märchen. Mutter, die seit elf Jahren krank liegt, stöhnt in ihrem Bett. Die letzte Ölung, das heilige Abendmahl wiederholen sich am Krankenlager in kritischen Augenblicken. Das ist meine Kindheit in einer bescheidenen Bürgerfamilie. Weder Schwestern noch Brüder. Selten einmal ein Spielgefährte. Das einzige Vergnügen ist die Schaukel unter dem vorspringenden Dach der Scheune, auf der man sich den ganzen Tag wiegen und drehen kann, bis einem schwindelig wird. Man kneift die Augen zusammen und blickt in die Sonne, verfolgt das Spiel von Schatten und Licht — geheimnisvolle Linien und Kreise, phantastische Hieroglyphen, die unlösbar bleiben.

Das humanistische Gymnasium, Kameraden, das Revolutionsjahr 1905; als Tertianer werde ich ausgeschlossen wegen eines Schulstreiks. Die Proskriptionslisten des Ministeriums verschließen mir die staatlichen Schulen. Ein privates Realgymnasium bietet die rettende Hand. 1911 Eintritt in die

volkswirtschaftliche Abteilung des Petersburger Polytechnikums.

Und all die Jahre überragt von der gestrengen und ruhigen Gestalt des Großvaters. Er spricht in kurzen Sätzen, ist verschlossen, einsam; seine Frau ist geisteskrank. Die Liebe zu ihrem Sohne, meinem Vater, war so stark, daß sie irrsinnig wurde, als ihr jemand sagte, er sei verhaftet worden.

Den Großvater hatte es von Jugend an, schon als Student des geistlichen Seminars, zur Kunst gezogen; er wollte Maler werden. Sein Vater, ein Geistlicher, drohte mit seinem Fluch und weigerte sich, dem Sohn den Austritt aus dem geistlichen Stande zu gestatten. So war denn mein Großvater sein Leben lang Diakonus am städtischen Friedhof.

Der Friedhof war mein Spielplatz.

Von Kindheit an sang ich des Morgens im Klosterchor, im Altarraum, zusammen mit Großvater bei den Seelenmessen an Gräbern. Nach dem Mittagessen wurden die Friedhofswege gereinigt, die Bäume und Pflanzen betreut. Jeder Pfad auf dem Friedhof, jedes Grab, jeder Gedenkstein, jeder Fliederstrauch, Faulbaum waren mir wohlbekannt und vertraut; im Herbst aß ich Äpfel und Birnen vom Friedhof. Und daneben – fortwährend das Empfinden des Todes: Begräbnisse, Seelenmessen, weinende Hinterbliebene, die irrsinnige Großmutter, die todkranke Mutter. Das ist meine Jugend bis zu den Studentenjahren.

Meine ersten Gedichte entstanden auf dem Friedhof, und auf dem Friedhof blühte mir die erste Liebe, in der Abenddämmerung, wenn Glühwürmchen wie heilige Lämpchen auf den Gräbern leuchteten.

Im Sommer verbrachte ich jedes Jahr zur Erholung mehrere Wochen in einem Mönchskloster in den Wäldern von Briansk. Mit den jungen Novizen war ich mehr oder weniger befreundet. Wir machten zusammen den Sommerfrischlerinnen, die in den Landhäuschen und Herbergen des Klosters wohnten, den Hof, spielten im Walde Fangspiele, saßen plaudernd am Lagerfeuer, angelten im See. Großvater und Vater waren mit den Mönchen befreundet. Großvaters Bruder war Eremit; seine Klausur lag verloren im Walde. Großvater, streng und in seine Einsamkeit versunken, glich selbst einem Mönch. Mönche, Priester, der Friedhof, das Kloster: in dieser Umwelt verlief meine frühe Jugend, empfing ich die ersten Eindrücke von der Welt. Religions- und Glaubensfragen wurden in diesem Kreise nicht berührt; das Alltägliche, die Freuden und Sorgen des äußeren Lebens, Neid und Klatsch, Liebedienerei und Ausschweifungen, die sich unter der schwarzen Kutte demütiger Scheinheiligkeit verbargen, herrschten hier allgemein.

Die Krankheit weckte in Mutter Sehnsucht nach Wunder und Heilung; Klöster und Grabstätten von Heiligen wurden besucht, Nonnen kamen als Trösterinnen ins Haus.

Mit fünfzehn Jahren fange ich an Gedichte zu schreiben. Mit dem Gelde, das ich durch Nachhilfestunden verdiene, kaufe ich Bücher, die Vaters Bibliothek vervollständigen; neben der Vogeliebhaberei ist er ein leidenschaftlicher Leser. Lebensbeschreibungen russischer und ausländischer Dichter interessieren mich am meisten. Großvater opfert sein Diakonsgehalt, um mein Studium zu ermöglichen; er hofft, daß sein gescheiterter Sehnsuchtstraum, sich der Kunst zu widmen, an mir in Erfüllung geht.

Während einiger Sommer, die ich im Hause eines Dorfpriesters, eines entfernten Verwandten, verbringe, mache ich mich zum ersten Male daran, Volkslieder zu sammeln: rituelle Spiel- und Hochzeitslieder, Lieder der Jahreszeiten.

Der Akademiker Schachmatow erwirkt mir einen Auftrag von der Akademie der Wissenschaften: ich erhalte einen Phonographen, Walzen und fünfzig Rubel Reisezuschuß.

Die Bauern empfangen mich mißtrauisch. „Märchen willst du aufschreiben?“ sagen sie höhnisch, mit einem verschlagenen Lächeln. „Wozu sollen denn die plötzlich gut sein?“

Die Möglichkeit, das Erzählte sofort wieder vom Phonographen vorgetragen zu hören, bringt schließlich Kinder, Bäuerinnen, Greise zum Sprechen.

Die alten Weiber schütteln den Kopf.

„Ach, Mädel, das kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen! Der Herr wird dich einst im Himmel fragen: ‚Hast du in die Maschine gesungen?‘ und du kannst es nicht leugnen, wenn sie die Maschine aufziehen und da oben alle zuhören. ‚Wessen Stimme ist das?‘ — ‚Der Marja ihre!‘ Was wirst du dann zu deiner Rechtfertigung vorbringen? . . .“

In den nächsten Jahren ging es besser. Im Laufe von vier Sommern habe ich rund fünfhundert Märchen, vierzig Druckbogen, und zwanzig Druckbogen ethnographischen Materials gesammelt. Die Akademie der Wissenschaften stellt die Mittel zur Veröffentlichung zur Verfügung; von der Geographischen Gesellschaft erhalte ich die Verdienstmedaille.

Jede Einzelheit in den Bauernstuben prägt sich ins Gedächtnis ein; Ethnographie ist eine gute Schule für den Schriftsteller. Die Aufzeichnungen erweitern in ungeahntem Maße meine Sprachkenntnisse, mein Vokabularium. Meine Notizbücher sind eine unerschöpfliche Fundgrube für mich.

Das Feld meiner Tätigkeit war dasselbe Gouvernement Orel, das meine Landsleute P. Jakuschkin und die Brüder Iwan (1806–55) und Peter (1808–56) Kirejewskij durchstreift haben,

aus deren Sammlungen auch Puschkin Märchenstoffe geschöpft hat; sie sind ein Sprachreservoir, das Turgenew, Leskow, Andrejew, Bunin und andere im Orlowschen gebürtige Dichter benutzt haben.

Gleichzeitig wachsen Alben mit Photographien heran: Märchen-erzähler, Charakterköpfe, Bauten, Heimarbeiten, Spiele, Tänze, Landschaftsbilder: hier ist Turgenew auf die Jagd gegangen, hier haben die Dichter Tjutschew, Apuchtin, Feth gelebt. Es ist das Rußland Gogols, Leskows, Petschorskijs, Samjatins.

Es fiel mir immer noch schwer zur Prosa überzugehen. Meine Gedichte erscheinen in W. S. Miroljubows „Monatszeitschrift“ und in W. Posse's „Leben für alle.“

Das Jahr 1915 ist der Wendepunkt. Bisher unbekannte Märchenthemata ergeben das Sammelwerk: „Die Stimme des Dorfes“. Meine ersten Erzählungen und Novellen entstehen und erscheinen.

Der Krieg entreißt mich meiner Arbeit. Die Studenten werden einberufen. Ich verbringe sechs Monate in der Kriegsschule. 1916 werde ich mit Maxim Gorkij bekannt. Er fordert mich zur Mitarbeit an seiner Zeitschrift „Das Segel“ auf. Doch ich muß an die Front.

1917 entsteht eine längere Erzählung, und ich beginne einen Roman aus dem Klosterleben: „Weiße Ufer“. Die Revolution wirft alles durcheinander. Ich werde Statist, bearbeite die Materialien der Volkszählung in den Städten. Nervöse Erschlaffung, Krankheit; ich komme auf einen Monat in eine Nervenheilanstalt. Orel wird von weißen Truppen besetzt. Ich bin krank, vollständig mittellos, trotzdem bringt mich meine Frau nach Noworossiysk. Kriegshospital, Verzweiflung. Ich will nach Moskau, wo das neue Leben entsteht. Meine Nervenkrankheit fesselt mich ans Bett. Als Kranker werde ich nach Ägypten evakuiert; eine unfreiwillige Flucht, die zur Emigration wird.

Der Orient; Kairo; ein Lager an der Grenze der syrischen Wüste; Alexandria; das Mittelmeer. Neue Eindrücke und Beobachtungen.

Ich verdiene meinen Lebensunterhalt als Straßenhändler, verkaufe Zigaretten in Bars, Cafés, in arabischen Stadtteilen. Wenn kein Käufer da ist, schreibe ich auf der Straße stehend, meine Verkaufslade über die Brust gehängt, Gedichte über den Orient und verzeichne Entwürfe zu Prosaarbeiten, vor allem zu meinem Klosterroman: Prosa schreiben kann ich nicht, es ist zu teuer; Papier kostet Geld. Papierfetzen, die ich von der Straße auflese, Einschlagpapier, alles was Bleistift annimmt, wird mit Aufzeichnungen bedeckt. Ich kann nicht schweigen. Schweigen ist eine Qual. Auch unter Heimatlosen, „lebendig

Begrabenen“ zu leben, ist eine Qual. Ein Brief von meinen Eltern trifft ein; ich soll doch zurückkommen. Und in einer Nachschrift die Mitteilung, daß Maxim Gorkij auf einer Schriftstellertagung sich über mich und mein Schicksal erkundigt hat.

Von Ägypten geht's nach Bulgarien und schließlich in die Tschecho-Slowakei. Hier kann ich wieder literarisch arbeiten. Ich lerne Tschechisch, Mährisch, Slowenisch, übersetze Märchen aus diesen Sprachen. Aus dem Gedächtnis schreibe ich noch einmal das Sammelwerk „Die Stimme des Dorfes“ nieder, das in tschechischer Sprache erscheint. Eine längere Erzählung „Die Schlangenfrau“ entsteht. Aber ich will vor allem meinen schon 1917 in Rußland begonnenen Klosterroman zu Ende bringen, allen Unbilden zum Trotz.

Ich arbeite als Korrektor in einer russischen Druckerei. Aus einem Vorstadtdorf fahre ich täglich um 5 Uhr morgens mit der Bahn nach Prag, schlafe auf der Hin- und Rückfahrt im Zuge. Um 7 Uhr abends komme ich wieder nach Hause und arbeite bis Mitternacht. An den Sonn- und Feiertagen und während des jährlichen achttägigen Urlaubs arbeite ich auch am Tage an meinem Roman – um ungestört zu sein, auf dem Dachboden vor einer Luke. Das ging so dreieinhalb Jahre lang.

Ein weiteres Jahr verwandte ich in gleicher Weise auf meinen Roman „Die Biber“ und das Schauspiel „Klosterfrauen“, womit eine Entwicklungsperiode (1922/27) zu Ende gebracht war. Die Institution der „Klosterfrauen“ ist eine merkwürdige Erscheinung des russischen Klosterlebens. Dostojewskij sagt darüber in den „Brüdern Karamasow“ mit dem Munde des alten Karamasow: „In der Nähe des Klosters befindet sich eine abgelegene Vorstadt, und es ist allen bekannt, daß hier ausschließlich ‚Klosterfrauen‘ wohnen, wie sie dort genannt werden, etwa dreißig Frauen. Ich war da, und weißt du, die Sache ist in ihrer Weise interessant, durch ihre Eigenart natürlich. Schlimm ist nur, daß dort ein fürchterlicher Russizismus herrscht, es gibt noch gar keine Französinen, obwohl es durchaus möglich wäre; nicht unbedeutende Mittel stehen zur Verfügung.“

Zur Zeit schreibe ich an einem neuen Roman, der die Russen in der Zerstreuung zum Vorwurf hat: „Lebendig Begrabene“, und an einem Theaterstück „Karneval“.

II

KURZE ÜBERSICHT ÜBER DAS RUSSISCHE MÖNCHSWESEN

Die geschichtliche Rolle der russischen Klöster als Keim- und Verbreitungsherde von Kultur und Kolonisation gelangte unter Peter dem Großen zum Abschluß, der als erster einer ungesunden Entwicklung entgegenstrebte; die Klöster waren durch testamentarische Verfügungen sterbender Bojaren im Laufe der Jahrhunderte zum Eigentümer ungeheurer Ländereien und zahlloser Leibeigener geworden. Unter Katharina II. wurden der Kirche die leibeigenen Bauern fortgenommen und die Zahl der Klöster bedeutend eingeschränkt.

Durch weitere Reformen wurden die Klöster in mehrere Kategorien eingeteilt. An der Spitze standen die „Staats“- oder sogenannten „etatmäßigen“ Klöster, die in ihren Mauern die Reliquien eines Heiligen beherbergten. In solchen Klöstern war die Zahl der Mönche streng begrenzt; sie erhielten von der Kirchenverwaltung ein bestimmtes Gehalt. Alle übrigen Klöster waren „nicht-etatmäßige“ und zerfielen in zwei Hauptgruppen. Die erste Gruppe bildeten die Klöster, die an christliche Kommunen erinnerten. Hier sorgte das Kloster für den Unterhalt der Bruderschaft; alle Mönche erhielten vom Kloster Kleidung und Verpflegung, jedoch kein Geld. Die Mönche verschafften sich einen kleinen Verdienst, indem sie Löffel schnitzten und Heiligenbilder malten, die sie im Klosterladen, zum Teil auch an Wallfahrer verkauften. Die zweite Gruppe umfaßte die sogenannten „Selbstversorgungsklöster“, in denen die Mönche selbst für ihren Unterhalt sorgen mußten, also eigene Mittel besaßen oder sich durch irgendwelche Arbeiten ihren Unterhalt verdienten; diese Klöster befanden sich meist in den Städten.

Außer diesen Hauptgruppen gab es noch die sogenannten „außer-etatmäßigen“ Klöster, die ihre geschichtliche und religiöse Bedeutung eingebüßt hatten, jedoch als Denkmäler der Vorzeit noch eine gewisse Aufmerksamkeit genossen. Es waren meist äußerst arme Brudergemeinschaften mit nur wenigen Mönchen; sie dienten als Verbannungsort für Geistliche und Mönche, die sich irgend etwas hatten zuschulden kommen lassen.

Die Mönche wurden in verschiedene Kategorien eingeteilt, es gab Dienstbrüder, Novizen, „kuttentragende“ Mönche, „soutanentragende“ Mönche, Skitniki, Hierodiakone und Hieromonachen, Skimniki, Klausner, Schweiger und Starezen.

In den letzten Jahren war den Klöstern verboten worden, halbwüchsige Jünglinge aufzunehmen, und die Institution der

Dienstbrüder kam in Fortfall. Die Dienstbrüder, Knaben von zwölf bis achtzehn Jahren, waren Sänger im Klosterchor oder verrichteten leichtere, ihrem Alter entsprechende Wirtschaftsarbeiten.

Wer Mönch werden wollte, mußte zuerst mehrere Jahre lang Novize sein. Der Novize stand unter Obhut und Leitung eines Mönches und war ihm zum Gehorsam verpflichtet. Die Novizen verrichteten die grobe Arbeit im Kloster, betätigten sich in der Küche, in der Backstube, in den Pferdeställen oder als Dienstbrüder der Mönche, in deren Obhut sie sich befanden.

Die „kuttentragenden Mönche“ widmeten sich bereits fast ausschließlich dem Dienste Gottes, hatten aber noch nicht endgültig der Welt entsagt. Sie erledigten allerlei Arbeiten, die mit der Klosterkirche, dem Wirtschaftsbetrieb, der Verwaltung zusammenhingen, waren Glöckner, Pförtner, Vorsteher des Klosterladens, der Klosterherbergen usw.

Die Dienstbrüder und Novizen trugen Kutten und auf dem Kopfe ein oben spitz zulaufendes schwarzes Käppchen. Von den kuttentragenden Mönchen an trugen die Mönche eine schwarze Kappe oder Mütze, die die Form eines hohen, nach oben sich leicht erweiternden steifen Zylinderhutes aus Tuch, ohne Krempe, hatten; hinten fiel eine viereckiges, längliches Stück Tuch aus demselben Stoff vom Rande der Kappe auf die Schultern und den Rücken hinab.

Mönche, die der Welt endgültig entsagt hatten und das Kloster nicht verlassen durften, trugen die Soutane. Nach der Klosterregel durfte das Gelübde der endgültigen Weltabkehr erst nach Erreichung des dreißigsten Lebensjahres abgelegt werden, was mit dem Alter Christi zusammenhing, der nach der Überlieferung als Dreißigjähriger zu predigen begonnen hatte.

Die Soutane („Mantija“) war ein weiter, faltiger Umhang, der die ganze Gestalt einhüllte, vorn bis an die Füße hinabreichte und hinten sogar eine kleine Schleppe hatte.

Zu Hierodiakonen und Hieromonachen, die die Diakonswürde besaßen, konnten nur soutanentragende Mönche erhoben werden. Die Äbte, die Hieromonachen sein mußten, waren oft auch „Mitraträger“, d. h. sie durften bei den Gottesdiensten die Mitra tragen – ein feierlicher Kopfschmuck, der sonst nur den Bischöfen zustand.

Die „Skitniki“ – ein Wort, das wir in Ermangelung eines genaueren Ausdruckes mit „Einsiedler“ übersetzt haben – wohnten nicht im Kloster selbst, sondern in einer kleineren, klosterartigen Ansiedlung (dem „Skit“), die in der Regel im Walde verborgen lag und also ein Kloster im Kloster darstellte. Hierher zogen sich oft alte Mönche zurück, die mit Laien – Wallfahrern – nicht in Berührung kommen wollten.

Die „Skitniki“ waren oft auch „Skimniki“, d. h. Mönche strengster Regel, die nicht nur der Welt entsagt hatten, sondern – wie man es ausdrückte – „gleich lebendig Begrabenen waren“. Eine Einsiedelei („Skit“), in der Skimniki lebten, durften nur Männer betreten; Frauen hatten nur einmal im Jahr Zutritt, zu Mariä Verkündigung, d. h. an dem Tage, da der Engel der Jungfrau Maria erschienen war und Gottes Gnade über sie ausgeschüttet hatte. Die Skimniki hatten die Pflicht ununterbrochen zu beten. Oft wurden alte Mönche, von schönem, ehrwürdigem Äußern, das an irgendeinen Heiligen erinnerte, veranlaßt, zur Zierde des Klosters Skimnik zu werden. Sie mußten während der Gottesdienste in der Klosterkirche Psalmen und die Namen der Verstorbenen lesen, die in das „Seelenregister“ des Klosters eingetragen waren. Sie durften sich während des Gottesdienstes nicht hinsetzen und verharreten meist in vollkommen regloser Haltung. Ihr Gewand erinnerte an die Soutane, die kapuzenartig auch den Kopf verdeckte. Über der Stirn auf der Kapuze und auch vorn an ihrem schwarzen Gewande waren weiße Schädel, Gebeine, ein Kreuz und das Emblem der Kreuzigung aufgestickt.

Auch die Klausner lebten meist in der Einsiedelei (dem „Skit“). Der Klausner war ein Mönch, der nicht nur den Umgang mit Laien, sondern auch mit Mönchen mied; er kam mit keinem Menschen zusammen. Das Essen wurde ihm durch das Fenster seiner Zelle gereicht.

Die Schweiger hatten nicht nur gelobt, ihre Zelle nicht zu verlassen, sondern auch das Gelübde des ewigen Schweigens abgelegt.

Die Starezen (von „stary“ = alt, eigentlich: ehrwürdige Greise) waren greise Mönche, von vorbildlichem Lebenswandel, die die Sehergabe besaßen, in Menschenseelen zu lesen und durch ihr Wort Leidgebeugten Trost und Linderung zu spenden. Eine klassische Darstellung eines Starez hat uns bekanntlich Dostojewskij in der Gestalt des Starez Soßima gegeben („Brüder Karamasow“). Die Starezen – eine Erscheinung, die erst in jüngerer Zeit aufgekommen ist – wurden von der Kirchenobrigkeit nur ungern geduldet, da sie außerhalb der Klosterregel standen, zuweilen Lehren predigten, die mit den Kirchensatzungen nicht übereinstimmten, und vom Volke oft als Heilige verehrt wurden. Besonders berühmt durch seine Starezen war das Kloster Optina. Oft wurden auch alte Mönche, nur wegen ihres greisen Alters, Starezen genannt. Ein Starez in dem oben angedeuteten Sinne ist in unserem Roman nur der Starez Akakij.

III ANMERKUNGEN

Band I

Seite 5, Zeile 1 von oben: „als er in die dritte Klasse kam“: In Rußland wird umgekehrt gezählt, die unterste Klasse, mit der der Unterricht beginnt, ist die erste, unsere Prima die achte.

Seite 51, Zeile 8 von unten: „für deinesgleichen gibt es Verbannung nach Solowki“: Solowki, weltverlorenes Kloster auf der gleichnamigen Insel im Weißen Meer, dient seit altersher als Verbannungsort für Geistliche und Mönche, die sich etwas haben zuschulden kommen lassen.

Seite 74, Zeile 17 von unten: „Traber und Rennwagen“: Gemeint ist ein leichter, vierrädriger Wagen mit langem Sitz, auf dem zwei Mann, einer hinter dem andern, rittlings sitzen können.

Seite 78, Zeile 2 von oben: „Lichatsch“: Droschke mit flinkem Pferd und Pneumatiks an den Rädern.

Seite 78, Zeile 7 von oben: „Inseln“: Die malerischen Newainseln, bekannt durch ihre Luxusrestaurants, sind beliebte Ausflugsorte der Petersburger.

Seite 79, Zeile 23 von oben: „Wassilij-Ostrow“ (= Wassilij-Insel): Stadtteil in Petersburg.

Seite 121, Zeile 6 von oben: „Zivilanwalt“: Infolge der Knappheit an juristisch gebildeten, „vereidigten“ Rechtsanwälten in Rußland wurden, insbesondere in den Provinzstädten und auf dem flachen Lande, auch Leute mit nicht abgeschlossener juristischer Bildung in den niederen Instanzen als Anwälte zugelassen, die sogenannten „privaten“ oder „Zivil“-Anwälte, kleine Winkeladvokaten wie Lossew.

Seite 126, Zeile 17 von oben: „Rudin“ und „Basarow“: Helden in Turgenews Romanen „Das Adelsnest“ und „Väter und Söhne“.

Seite 193, Zeile 19 von oben: „Zu Weihnachten eine Gesellschaft Kostümierter“: Nach altrussischer Sitte tun sich zu Weihnachten oft junge Leute in Maskenkostümen zusammen und besuchen Bekannte – es genügt, wenn der eine oder der andere der Teilnehmer im Hause verkehrt –; es wird getanzt und gesungen und sonst allerlei Kurzweil getrieben. Oft schließen sich die jungen Leute aus dem betreffenden Hause der früheren Schar an, falls sie nicht bereits zu ihr gehörten, und gemeinsam wird dann das nächste bekannte Haus überfallen.

Seite 206, Zeile 21 von oben: „Wir begraben sie unter unseren Mützen“: Volkstümliche Redensart, deren Sinn etwa

ist: Wir sind ein so ungeheuer großes Volk, daß wir nur unsere Mützen nach dem Feinde zu werfen brauchen – er würde unter der Last ersticken, wie unter einer Lawine begraben.

Seite 207, Zeilen 9–15 von unten: „das Volk beabsichtige, sich an den Zaren zu wenden usw. . . .“: Gemeint ist der historische Zug der revolutionären Elemente der Hauptstadt zum Winterpalais unter der Führung des Priesters Gapon am 9. Januar 1905. Die Demonstranten wurden durch Schüsse zerstreut. Der Tag gilt als Beginn der russischen Revolution.

Seite 244, Zeile 17 von unten: „das Manifest des Zaren“: Gemeint ist das Manifest Nikolai II., das dem Lande eine beschränkte Konstitution verlieh und die Reichsduma einberief.

Seite 246, Zeile 9 von oben: „Balmont“: Konstantin Balmont und Valerij Brjussow – bedeutende Lyriker, Führer der Moderne zu Beginn des Jahrhunderts. „Brjussow und Balmont“, Gedichte, deutsch von Wolfgang E. Groeger, Skythen-Verlag, Berlin. Siehe auch: „Geschichte der russischen Literatur“ von Arthur Luther, Bibliographisches Institut, Leipzig.

Band 2

Seite 90, Zeile 10 von oben: „das Zeichen des Mörders, das sie dir dann an den Rücken heften“: Der Anzug der Schwerverbrecher wurde in Rußland früher durch ein besonderes Mal gekennzeichnet.

Seite 358, Zeile 2 von oben: „das Bändchen des Georgenkreuzes“: Das Georgenkreuz entspricht dem deutschen Eisernen Kreuz.

Seite 363, Zeile 20 von unten: „nun trage ich selbst diesen Stern“: Anspielung auf den roten fünfzackigen Sowjetstern.

Seite 416, Zeile 11, von unten: „Und voran – geht im Kranz aus weißen Rosen – Jesus Christus!“ – Zitat aus Alexander Blocks Revolutionsepos „Die Zwölf“ (deutsch von Wolfgang E. Groeger, Trowitzsch und Sohn, Berlin, 1921); die Strophe lautet:

... Schreiten so in hehrem Wahne,

.

Und voran – mit blutiger Fahne

Kugelfest, verratgefeit,

Schneeverhüllt und perlumschneit,

Sanften Schritt's durch Sturmestosen

Geht im Kranz aus weißen Rosen,

Lichtumhaucht gleich einem Stern –

Jesus Christ, der Sohn des Herrn.

IV
NAMENVERZEICHNIS

Afanaßij Timofejewitsch Kaljàbin, Novize; Afønja, Afònitschka – Koseformen von Afanaßij; Afòn, Afònka – leicht verächtlich, burschikos.

Akakij, Starez, Klausner.

Akindin, Mönch, Vorsteher des Klosterladens.

Arischa, Novize.

Awraamij, Mönch, Pförtner.

Barmanskij, Valentin Viktorowitsch, höherer Beamter, im Gefolge des Gouverneurs.

Belopòlskaja, Sinaida Nikolajewna, Sina, Sinotschka.

Belopolskij, Wladimir Nikolajewitsch, Leutnant, Gutsbesitzer, ihr Bruder.

Chljupin, Polizeispitzel.

Doßifèj, alter Mönch.

Dràkin, Kirill Kirillowitsch, Onkel Kirja, Ingenieur, Fabrikbesitzer, Frau Grakinas Bruder, Fenjas Onkel.

Dunja, Jewdokla Semjonowna Denißowa, Dienstmädchen bei Klimow, als Nonne Mutter Jewdokia.

Gràkina, Antonìna Kirillowna, Tonja, Drakins Schwester und Fenjas Mutter.

Grakina, Fjokla Timofèjewna; Fènja, Fènitschka – Koseformen von Fjokla; Fenka – leicht verächtlich.

Gurnowa, Lina, Jelena.

Gurnowa, Olga Grigorjewna, Linas Mutter.

Iòna, Mönch, Herbergsvater.

Ioßàf, Bischof, Fürst Alexander Nikolajewitsch.

Jepifràs, Mönch, Weihbrotbäcker
Jewdokla, siehe Dunja.

Kaljàbin, siehe Afanaßij.

Karcèwskaja, Frau.

Karcèwskaja, Soßja, ihre Tochter.

Klimow, Kaßjàn Parmjonytsch, Großkaufmann.

Klímowa, Marja Kàrpowna, Mascha, Màschenka, seine Frau.

Kostizina, Wera Alexèjewna, Frau des Vorstehers der Gouverneurskanzlei, Gutsbesitzerin.

Kostja, Dienstbruder beim Abt.

Làsarew, Andrèj, siehe Polykarp.

Lòssew, Iwan Matwejewitsch, kleiner Winkeladvokat.

Maschénka, siehe Klimowa.

Mawrikij, Mönch, Müller.

Michail, Mönch, Kwasbrauer.

Mißail, Novize, Herbergsvater, Mönch.

Moißej, Moisha, Matwej, junger Jude, Krugwirt.

Nikolai Predtètschin; Kòlenka, Nikòluschka – Koseformen, Nikòlka, Nikòl – leicht verächtlich, burschikos; als Mönch: Vater Gerwàßij.

Obolènskij, Wassilij, Akademiker, Bewahrer der Kirchengeräte (Kirchenwürde), im Gefolge des Bischofs.

Paßij, Mönch, Haushalter.

Pamwla, Mönch, Hierodiakonus.

Petrowitsch, Geschäftsführer bei Klimow.

Petrowskij, Nikodim Alexandrowitsch, Schüler des Lehrerseminars.

Polykàrp, Hieromonach, Akademiker, als Laie Andrej Lasarew.

Predtètschin, siehe Nikolai.

Rjasnàja, Valeria Sergejewna, Prinzessin, Tochter Rjasnois. Rjasnòi, Sergej, Fürst, Gouverneur (sprich: Ssergèj).

Sawwa, Abt (sprich: Ssàwwa).

Simeon von Beloberèshsk, Klostergründer (sprich: Ssimeon).

Smolenskij, Pjotr Iwanowitsch, Archidiakonus, im Gefolge des Bischofs.

Smoljanìnow, Borìs, Bòrenka, Bòrja, Gymnasiast; als Mönch: Jewtichij.

Smoljanìnowa, Anna Jèwgrafjewna, Boris' Mutter.

Waßja, Wàßenka, Waßka, ein Blöder.

Wosdwlshenskij, Sergij, Oberpriester, im Gefolge des Bischofs.

Xanfij, Mönch.

INHALT

	Seite
Vorwort	VII

1. Band

1. Buch. Eitles Streben	I
2. Buch. Weltliche Wanderschaft	94
3. Buch. Der Stern von Bethlehem	182
4. Buch. Der keusche Jüngling	253
5. Buch. Stille Zuflucht	312
6. Buch. Die Reliquie	401

2. Band

7. Buch. Das Meer des Lebens	5
8. Buch. Ein demütiger Mönch	139
9. Buch. Im feurigen Ofen	295
Anhang	507
Aus einer Selbstbiographie des Verfassers	508
Kurzer Überblick über das russische Mönchswesen	513
Anmerkungen	516
Namenverzeichnis	518

DATE DUE

DEMCO 38-297

YOUNGSTOWN STATE UNIVERSITY



3 1217 00615 6387

